

# sibirisches tagebuch



**EDWIN ERICH DWINGER**

**ARMEE  
HINTER STACHELDRAHT**

**ZWISCHEN  
WEISS UND ROT**

Edwin Erich Dwinger

# Sibirisches Tagebuch

Roman

Armee hinter  
Stacheldraht

---

Zwischen Weiß  
und Rot

blick + bild Verlag

# Siberia Diary

## German Edition

Copyright 2015 Voice Media

info@VM1.global

Web home: [www.VM1.global](http://www.VM1.global)

All rights reserved. No part of the publication may be reproduced, distributed or transmitted in any form or by any means, including photocopying, recording, or other electronic, or mechanical methods, without the prior written permission of the publisher, except in the case of brief quotations embodied in critical reviews and certain other noncommercial uses permitted by copyright law. For permission requests, email the publisher, addressed “Attention: Permission Coordinator,” at the address above.

This publication **may not be sold, and is for free distribution** only.

ARMEE HINTER  
STACHELDRAHT

*Das sibirische Tagebuch*

Dieses Buch enthält Aufzeichnungen aus den Jahren 1915 bis 1920. Es berichtet weder von Schlachten noch von Heldentaten, sondern von der andern Seite: von den „Hinterhöfen“ des Krieges — auf denen ohne Frontbericht gestorben wurde.

1915

Ich bekam meine Schüsse in dem Augenblick, als ich den Degen hob, um meinem Zug das Zeichen zur Attacke zu geben. »Zur Attacke — Lanzen gefällt!« wollte ich rufen, aber ich kam über das »Zur« nicht hinaus. Meine Abteilung spritzte wie eine Wasserpfütze auseinander, in die eine Faust hineinschlägt, meine Stute Zelle stieg kerzensteil auf, schwankte eine Sekunde, schlug rücklings hin.

Ich fühlte dumpf, daß alles zu Ende sei, aber obwohl es nahelegen hätte, schrie ich nicht nach meiner Mutter. »Mein Gott — warum hast du mich verlassen?« schrie ich auf. Professor Schwarz, unser Religionslehrer, hatte uns dies Wort als »des Gottsohnes Menschlichkeit blitzhaft beleuchtend« besonders eingeprägt — es war kein Wunder, daß es in diesem Augenblick wieder hervorbrach.

Im übrigen war ich siebzehn Jahre alt.

Als ich erwachte, war es mir, als ob man mir durch beide Beine sägte. Mein Mund war voll krümeliger Erde; ich hatte im Sturz und Schmerz in den gepflügten Acker gebissen. Als ich meinen Degen suchte, erkannte ich, daß man mich inzwischen ausgeraubt hatte, Glas, Uhr, Revolver, Brustbeutel — alles war fort. »Gefangen!« schrie es ganz hoch und spitz in meinem Kopf. Es war, als ob mich ein neuer Schuß getroffen, diesmal mitten ins Hirn.

Aber vielleicht kann ich mich trotzdem noch retten? Meine Beine sind gelähmt, mein Rücken ist steif, ich kann nicht einmal meine Lage verändern. Zwischen meinen Schenkeln ist es heiß, als ob glühende Kohlen zwischen ihnen lägen. Ich öffne den Hosenschlitz, schiebe die Hand hinein. Rechts, an der Innenseite, rutschen vier Finger in ein klaffendes Loch, links, weiter unten, oberhalb des Knies, dringt nur ein Finger ein.

»Du wirst also verbluten...« Diese Erkenntnis schmerzt kaum mehr; ich habe schon zuviel Blut verloren, um noch etwas stark empfinden zu können. Vielleicht ist es sogar besser als Gefangenschaft? denke ich tröstlich, sehe erstaunt zum blauen Himmel auf

und drehe den Kopf einem Flattern zu. Es ist nur eine unserer Lanzen, deren schwarzweißes Tuch im Winde schlägt, als ob es um Hilfe rufe.

Nach einer Weile kommt ein Trupp Kosaken angeritten. Sie haben meinen Unteroffizier an den Steigbügel gebunden, sein Gesicht ist kalkig, er humpelt. Als er auf fünf Schritte vorüberkeucht, sieht er, daß ich lebe und zeigt auf mich. Zwei springen von den Pferden, kommen breitbeinig heran. Einer sieht meinen blutigen Bauch, macht eine Handbewegung, als ob er sagen wolle: »Das hat keinen Zweck mehr . . .«

Aber sie hindern Schmidt II nicht, mir die Hose herabzustreifen, um mich verbinden zu können. Ich schiele gespannt auf meinen rechten Schenkel. Wenn es jetzt sprudelt, ist es aus, wenn es aber nur quillt . . . »Es quillt nur . . .« sagt Schmidt II, als ob er wisse, was ich denke. Rechts und links liegen ein paar Tote meines Zuges, er geht von einem zum andern, wälzt sie auf den Rücken, nimmt ihnen die Verbandspäckchen ab, kniet sich ächzend neben mich, wickelt, wickelt . . . »Schweinerei«, sagt er finster. »Es schlägt immer wieder durch . . .«

Endlich knöpfen sie mir den Waffenrock zu, fassen unter meinen Rücken und heben mich auf. Ich lege den rechten Arm um die Schulter Schmidts, den linken um den Hals eines Kosaken — meine Beine baumeln wie Puppenbeine herab, mit Sägemehl gefüllt, ohne Gelenke. »Nu, pascholl!« rufen die Kosaken und schwingen sich klirrend in die Sättel.

An der Windau, einem kleinen kurländischen Fluß, den wir auf einer Furt durchqueren, gibt mir Schmidt II zu trinken. Ich leere sechs Becher nacheinander, aber es ist, als ob es sechs Tropfen wären. Beim Suchen der Furt stoßen wir auf einen Dragoner, der halb im Wasser liegt, mit seiner eigenen Lanze festgenagelt. Es ist Südekum, der Kriegsfreiwillige — ich erkenne ihn an seiner Brille, die mit Draht um seine Ohrmuscheln gehängt ist.

»Ein dummer Kerl«, sagt Schmidt II, der ihn auch erkannt hat. »Er sah ohne Brille so schlecht, daß er fast blind war, wenn er sie einmal verlor. Er hätte niemals hinaus brauchen, traf nicht einmal die Scheibe. Jetzt hat er es . . .«

Jenseits der Windau treffen wir einen neuen Kosakentrupp. Ein paar unserer Pferde stehen bei ihnen, ein Dutzend meiner Dragoner liegt bei ihnen. Schnarrenberg, mein Wachtmeister, aktiv, Eiser-



nes Kreuz, lehnt mit dem Rücken an einem toten Gaul. Seine Zähne stehen ein wenig vor, seine Kieferknochen mahlen. »Auch Sie, Fähnrich?« knurrt er enttäuscht.

Podbielski, Blank, Schmidt I und Brünninghaus grüßen mich mit den Augen. Niemand spricht — alle haben etwas abgekriegt, drei aus dem ersten Zug haben schwere Säbelhiebe und Lanzenstiche, meine Leute nur Schußwunden. »Na, hol's der Teufel!« sagt Brünninghaus. »Für uns ist der Krieg jedenfalls zu Ende...«

»Feigling!« murmelt Schnarrenberg. Seine Kiefer mahlen stärker — als ob er etwas Hartes kaue, sieht er aus.

Die Kosaken sind vergnügt und gutmütig, ihr unverhoffter Sieg macht sie wohlwollend. Ich verstehe sie trotz ihres sibirischen Dialektes — meine Mutter war Russin, und wenn wir auch im Beisein meines Vaters nie russisch sprechen durften... Wie gut es jetzt ist, denke ich, daß ich sie in den Zeiten, in denen Vater auf See war, immer bat, mich ihre Heimatsprache zu lehren! Und wie klug sie war, daß sie starb, bevor dieser Krieg ausbrach... Mein Gott, was hätte ich getan? Sie hätte es niemals verwunden... Er aber... Meinem Vater war es eine Selbstverständlichkeit, daß ich mich mit den ersten meldete. Er ist Offizier.

Nach einer Weile poltern zwei Panjewagen heran, niedrige Leiterwagen mit Stroh. Meine Leute legen mich als ersten hinein, sie meinen es gut, aber die Kosaken wollen nicht warten und packen das ganze Dutzend in die beiden Wagen. Ich bekomme fünf Leute auf meine zerschossenen Schenkel, und ihr Gewicht drückt mich an die Leitersprossen, daß sich mein Gesicht wie gegen ein Gefängnisgitter preßt. Dicht vor ihm kreist und mahlt das Rad, zwei Zentimeter trennen es von Stirn und Mund und Kinn — wenn die Sprossen brechen, schmirgelt es mir mit einer Drehung die ganze Haut von den Knochen. Ich stemme mich heftig zurück, und diese dauernde Anstrengung saugt meine letzte Kraft auf.

Als sie am russischen Divisionsstab halten, bin ich so schwach, daß mir die Tränen haltlos über die Wangen laufen. Neben mir liegt Schnarrenberg, uns beide, als die untersten, läßt man im Wagen, die andern legt man neben uns ins Gras. Ein paar stöhnen gepreßt, der kleine Blank wimmert. Schnarrenberg sieht mich kurz an. »Donnerwetter, Fähnrich!« murrte er böse, als er meine Tränen sieht. »Rauchen Sie, das hilft!« Er war immer geizig — jetzt stößt er mir eine Zigarette zwischen die Lippen. Warum...? Eine milde

Betäubung überfällt mich. Nach drei, vier Zügen sind meine Augen wieder trocken.

Ein paar Kosaken kommen angejagt, über ihre Sättel hängen blutige Offiziere. Sie schlenkern wie Gummischläuche an die Pferdeleiber und ihre Gesichter sind fürchterlich entstellt. An unsern Wagen tritt ein junger Transbaikaloffizier. Er trägt blitzende Lackstiefel, eine blauseidene Reithose mit gelben Streifen, eine grünseidene Rubaschka.

Schnarrenberg stößt mich kurz und fordernd in die Seite. »Ich erhebe Einspruch gegen die Art und Weise unserer Gefangennahme!« sage ich sofort. »Man hat uns bis aufs Hemd ausgeraubt — das ist gegen das Kriegsrecht!« Schnarrenberg läßt ein befriedigtes Murmeln hören. Er versteht zwar kein Russisch, aber er ist mit meinem Ton zufrieden.

Der junge Offizier lächelt nur. »Ist es nicht genug, daß Ihnen das Leben blieb?« fragt er weich. »Wir Kosaken pflegen nicht immer so großmütig zu sein! Ich an Ihrer Stelle wäre jedenfalls damit zufrieden . . .«

Etwas später prescht eine Troika in den Hof. Ich erkenne zwischen zwei höheren russischen Offizieren eine deutsche Dragoneruniform, ein scharfes, bekanntes Gesicht, in dem eine Scherbe blitzt. »Rittmeister Graf Holdking — erste Eskadron!« sagt Schnarrenberg mit einem Ton, als ob er eine dienstliche Meldung mache.

Zehn Schritte vor uns hält die Troika. Holdking steigt mühsam aus, rechts und links von Kosakenoffizieren gestützt. Was ist — ihm hängt der Degen noch an der Seite? Nach drei, vier Schritten bleibt er stehen, ringt nach Luft, schüttelt den Kopf — er sieht aus, als ob er längst tot sein müsse. Ein Offizier eilt fort, kehrt gleich darauf mit einem alten General in großer Suite zurück.

»Passen Sie auf, Fähnrich!« murmelt Schnarrenberg gespannt. Ich hebe meinen Kopf ein wenig und höre jemand melden: »Oberst Beljajeff bittet Euer Exzellenz, diesem Offizier wegen seiner Tapferkeit den Degen zu belassen!« Holdking kann nicht Russisch, versteht ihn nicht. Was bleibt ihm übrig? Er hängt den Degen mit kraftlosen Fingern ab, hält ihn mit krampfiger Erschütterung in die leere Luft. Der alte General grüßt feierlich, verbeugt sich, gibt ihm den Degen mit chevaleresker Bewegung zurück. Holdking erstarrt, ergreift ihn mit der Rechten, preßt seine Linke auf die Brust, fällt plötzlich wie ein Baum vornüber.

»Und ein Krieg soll nicht schön sein?« sagt Schnarrenberg begeistert. »Zum Donnerwetter — das war etwas! Mögen die Leute reden, was sie wollen — das war etwas . . .«

Am Abend trägt man uns in ein leeres Zimmer des Divisionsstabes. An hundert Schwerverwundete liegen auf Stroh an den Wänden herum, einer neben dem andern. Die meisten stöhnen, mehrere röcheln, ein kindsjunger Fahnenjunker schreit ununterbrochen: »Hildegard, Hildegard!« »Habt ihr kein Morphium?« frage ich, als ein Feldscher vorübergeht. »Morphium? Nitschewo . . .«

In der Mitte steht ein breiter Tisch. Einer nach dem andern wird daraufgelegt. Ein Feldscher arbeitet mit aufgekrempeelten Ärmeln, ein Kosak leuchtet ihm mit einer qualmenden Petroleumlampe. An den gekalkten Wänden zucken ihre Schatten hin und her, und das Messer des Feldschers sieht groß und lang wie ein Kosakensäbel aus. Fast jeder, den man auf diesen blutigen Tisch legt, schreit nach kurzer Zeit.

Über den hohen Bäumen steht ein fahler Mond. An den Fenstern fliegen Silhouetten galoppierender Kosaken vorüber, die hohe Pelzmützen aufhaben und steil in den Bügeln stehen. Trommelnde Hufschläge melden sie schon von weitem an und übertönen eine Weile unser Stöhnen. Ganz in der Ferne rollen Schläge von Geschützen, irgendwo in der Nähe brennt ein Haus.

Ich bin so schwach, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann. Mit dem Einbruch der Dämmerung ist das Wundfieber über mich gekommen. Alle Gestalten, der Feldscher, der Kosak, die Reiter am Fenster, die übrigen Verwundeten, sehe ich nur als Schattenbilder. Sie haben etwas Geheimnisvolles und Gespenstisches an sich, und wenn ich auch noch nicht weiß, was »Rußland« heißt — in dieser ersten, ruhigen Stunde ahne ich gleichsam, daß ich mit dem Augenblick meiner Gefangenschaft in eine neue, fremde, unbegreifliche Welt eintrat.

Ich empfinde eine schnürende Angst, aber ich empfinde sie nicht allein. Sie liegt auf allen Gesichtern, tönt aus jedem Wimmern, kommt nicht von unsern Wunden, unserer elenden und hoffnungslosen Lage — aus dem Geruch der Kosaken kommt sie, aus der Luft dieses Raumes, aus dem Klang ihrer Sprache, aus jeder ihrer ruhigen, bärenhaften Bewegungen. Seitdem man ihn in diesen Raum getragen hat, spricht selbst Schnarrenberg kein Wort mehr. Es wird uns zermahlen, dieses dunkle Land! denken wir alle.

Um Mitternacht tritt ein Bauernmädchen in die Tür. Das Licht der Lampe fällt auf ihr Gesicht — es ist die einzige Gestalt, die ich nicht als Silhouette sehe. Sie hat einen irdenen Krug und ein Stück weißes Brot in den Händen. Nach ein paar Schritten bleibt sie stehen, zieht die Schultern zusammen, als friere sie, blickt sich hilfesuchend um.

»Geh nur, Mascha!« sagt der Feldscher. »Von denen tut dir niemand mehr etwas! Die fressen alle aus der Hand . . .«

Sie geht an den Stiefelreihen der Liegenden entlang, bleibt zuweilen ein wenig stehen, geht zögernd weiter. Man sieht deutlich, daß sie nur einen Krug, nur ein Brot zu vergeben hat und es dem geben will, der es am nötigsten braucht. Ein paar heben die Hände, ein paar rufen »Hier«, der zerfetzte Fahnenjunker schreit mit überschlagender Stimme: »Hildegard, Hildegard!« Der Kosak hebt einen Augenblick die Lampe über den Kopf, damit sie besser sehen kann. Sie kommt an die Tür zurück, ohne sich entschlossen zu haben, beginnt den Rundgang von neuem.

Als sie zum zweitenmal an meinen Füßen vorüberkommt, bleibt sie bei ihnen stehen. Ich hebe meinen Kopf, so hoch ich kann, denn der Durst quält mich maßlos. Bricht mein kindliches Gesicht ihren letzten Zweifel? Sie rückt den Nächsten etwas auf die Seite, tritt zwischen uns, kniet neben mich, legt ihren Arm um meinen Rücken, führt mit der Rechten den Krug an meinen Mund.

Ich trinke durstig, aber meine Augen lassen sie dabei nicht los. Sie ist weißblond, ungefähr achtzehn Jahre alt, hat ein rundes Kindergesicht und einen mütterlichen Mund. Als der Milchkrug fast leer ist, nimmt sie das Brot, weicht es auf, schiebt Stück um Stück zwischen meine Zähne. Als der Kosak noch einmal seine Lampe hebt und über ihr Gesicht ein Flackern fällt, sehe ich, daß dicke Tränen über ihre Wangen rinnen.

Langsam, fast zärtlich legt sie mich aufs Stroh zurück. Ich klammere mich an ihre Hände, wie ein Kind sich an die Mutter klammert. Ist mein Fieber fort? Oder war alles Fieber? Es gibt überall Menschen! denke ich. Irgendein Gutes, Weiches hat mich angerührt, hat neue Kraft in meinen Leib gegossen. Ich werde sie in meiner Sterbestunde vor mir sehen . . .

Etwas später poltert ein Offizier in unsern Raum. Er bringt einen Befehl, der Feldscher hört sofort auf — er hat gerade den kleinen Blank unter seinen Metzgerhänden. Sechs, sieben Träger tragen uns

ohne Bahren, an Armen und Beinen hinaus. Seit einer Stunde schmerzen meine Wunden unerträglich.

Draußen legen sie uns auf eine Wiese. Das Gras ist hoch, taunaß, der Himmel über uns unendlich still. »Sie schaffen uns fort!« knurrt Schnarrenberg. »Sie haben Angst, diese Schweine — morgen würden die Kameraden uns befreien, wenn sie uns hier ließen!«

Ich glaube es nicht. Auch Brünninghaus glaubt es nicht. »Sie wollen nur Platz schaffen!« sagt er. »Für die nächsten . . .« Nach einer Stunde kommt ein Wagentroß heran, dreißig, vierzig, jedes Pferd ist mit dem Kopf an den Schweif des vorhergehenden gebunden. Man wirft uns unsanft auf das Stroh der Wagen, aber man legt uns nicht zusammen, man legt zu jedem Deutschen einen Russen. »Damit wir nicht entfliehen können!« höre ich Brünninghaus höhnisch sagen. Es sind winzige Wägelchen, mehr als zwei Mann fassen sie nicht. An meine Seite legt man einen russischen Offizier. Er ist bewußtlos. Ich werde es gut haben.

Langsam rollt die Schlange zum Dorf hinaus. Eine Abteilung Kosaken begleitet uns. Eine Weile geht es über flaches, freies Feld, dann biegen wir in einen riesigen Wald. Mir ist, als ob ich zwischen zwei steilen, schwarzen Mauern hindurchführe, die bis zum Himmel reichen. Wenn sie sich noch näher zusammenschieben, erdrücken sie mich.

Die Straße ist voller Löcher. Zuweilen wirft es mich auf meinen Nachbarn, dann rollt es ihn wieder auf mich. Ich habe es trotzdem gut. Im Wagen vor mir schreit der Russe unablässig — es hört sich an, als ob ein sterbender Hund in ihm läge. Hin und wieder patrouillieren die Kosaken an unserm Zug entlang. Sie sind nicht mehr gutmütig und wohlwollend. Vielleicht hat Schnarrenberg doch recht damit, daß wir irgendwo gesiegt haben und nun . . . Jedemal, wenn sie vorüberreiten, führen sie mit ihren Lanzen wütende Stöße nach den Deutschen. Treffen sie nicht oder wollen sie nicht treffen? Das Randholz meines Wagens, dicht neben meinem Körper, splittert von ihren Stichen zweimal ab.

Mitten im Wald wird der Offizier unruhig, stöhnt erstickt, wirft sich herum. Ich drehe meinen Kopf, sehe ihn an. Es ist ein großer, bärtiger, kraftvoller Mensch, seine rechte Gesichtshälfte ist verbunden, seine Brust ebenfalls. »Äh . . .« stöhnt er, »äh . . .« Ich rücke etwas auf die Seite, um ihn nicht zu drücken. Die linke Hälfte seines Gesichts sieht aus, als ob er weine.

Plötzlich richtet er sich auf, greift mit den Händen nach seinem Kopfverband. Ich versuche seine Hände zu fassen, um ihn daran zu hindern. Ein heftiger Kampf entspinnt sich zwischen uns. Es gelingt ihm, meine Kehle zu packen, und während ich mich von seinem Würgen zu befreien suche, reißt er sich den Verband mit der anderen Hand mit einem Ruck herunter. Seine Backe klappt von der Schläfe bis zum Kinn auseinander — ich sehe seine Kiefer, alle seine Zähne, weiß, bleckend im Dunkel.

Im gleichen Augenblick beginnt er zu toben. Sein Schreien hat etwas Grauensvolles, weil seine Töne nicht aus dem Mund zu kommen scheinen, sondern aus dem klaffenden Schlitz seiner Wange. Er schlägt um sich, daß ich fast über den Randbalken hinausgedrängt werde, mich mit aller Kraft anklammern muß, um nicht hinauszufallen. Allmählich aber beginnt er zu röcheln, beginnt sein Pfeifen keuchend zu werden. Ich atme auf. Jetzt stirbt er! denke ich dankbar. Die Wagen rollen unablässig fort. Vor uns reiben sich monoton die Schenkel unseres Pferdes. Über uns brennen weiß und starr die Sterne.

Beim nächsten Stoß rollt er wie ein Sack über mich, schlägt sein zerklüftes Gesicht naß und kalt auf meinen Mund. Ich schmecke deutlich sein Blut, stoße ihn heftig zurück. Es ist mir, als ob sich mein Kopfhaar erhöbe, als ob meine Augen aus den Höhlen träten. Trotzdem drehe ich mich herum, um ihn anzusehen, Gewißheit zu bekommen. Er ist jetzt tot, denke ich, kannst du mehr verlangen? Ist es nicht besser, als wenn er dich noch schlug?

Es ist nicht besser. Ich muß immer wieder in sein Gesicht sehen, sein unglaublich grauenhaftes, vom Mondlicht beleuchtetes Gesicht, dessen Wange mit einem großen Bartstück bis auf die Brust hängt. Es ist weniger furchtbar, wenn ich es wirklich sehe, als wenn ich es mir im Dunkel vorstelle, es nur zu sehen glaube. Sein Körper ist noch warm, seine Wange aber ist schon kalt. Ich fühle es immer wieder, wenn sie bei einem Stoß über mein Gesicht schlägt.

»Gott im Himmel... der Du bist... geheiligt werde Dein Name... auf uns komme Deine Schuld... wir vergeben Dir... Wie Du uns vergibst...« Ich beginne zu beten und Stimmen zu hören. Sie schwingen erzen, wie große Glocken. Werde ich wahn-sinnig...?

Nein, ich wurde es nicht. Aber wenn der Morgen nicht bald gekommen wäre... Das junge Licht verschluckte die Stimmen und

Glocken, nahm auch dem Toten neben mir das Übersinnliche. Am hellen Morgen hielten wir im Städtchen Auts, auf seinem Marktplatz.

Ein Dutzend Bauernfrauen geht mit Krug und Becher von Wagen zu Wagen. Als sie an meinen Wagen kommen, schlagen sie die Hände vor die Gesichter. »Was ist?« ruft ein Kosak, tritt rasch heran. »Hast du ihn umgebracht, verdammter Wurstfresser?«

»Nein . . . nein . . .«

Eine Bauernfrau füllt ihren Becher mit rotem Saft, nähert ihn meinem Mund. »Auch noch tränken, das Aas?« ruft der Kosak, schlägt ihr den Becher aus der Hand. Ein kleiner Auflauf bildet sich, sechs, acht Kosaken kommen angelaufen. »Kommt, Kameraden!« ruft der erste. »Laßt uns dies Hündchen einmal tränken!«

Neben meinem Wagen plätschert ein Brunnen. Sie füllen sich an seinem Strahl den Mund, stellen sich mit geschwollenen Backen im Kreis um mich auf, beugen sich grinsend über mein Gesicht, leeren sich mit einem Schlag über mich aus. Einer von ihnen hat eine zerfressene Nase, ein anderer ein Syphilisgeschwür an der Oberlippe.

Zehn-, zwölfmal gehen sie zum Brunnen, zehn-, zwölfmal speien sie aus vollen Mündern über meinen Leib. Ich bin am ganzen Körper naß, von meinem Wagen tropft es in lauten Bächen auf die Straße. Ein paar Bauernfrauen beginnen zu weinen. Ich möchte jetzt sterben! denke ich. Oder muß ich noch tiefer, noch tiefer hinab . . . ?

Endlich kommen ein paar Sanitäter, legen den toten Russen auf eine Bahre, tragen ihn zum Totenhaufen aus den übrigen Wagen. »Vorwärts, vorwärts!« ruft die Stimme eines Offiziers. Die Kosaken laufen an ihre Pferde. Eine Bauernfrau fährt mir mit ihrer Schürze über das Gesicht, ein junges Mädchen legt mir zwei Gurken und ein Stück Schwarzbrot auf die Brust.

Die Pferde ziehen an, es geht weiter. Das nasse Stroh drückt sich zu einer dünnen Schicht zusammen, die keinen Stoß mehr mildert. Mein ganzer Waffenrock ist voller Schleim und Blut. Meine beiden Wunden scheinen sich immer tiefer in mein Fleisch zu fressen. Ich friere entsetzlich.

Nachmittags treffen wir in Mitau ein. Wieder trägt man uns in einen leeren Saal, dessen Boden mit Stroh beschüttet ist. Zwei Sanitäter bringen einen großen Kessel mit heißer Schtschi, geben

jedem einen Blechnapf und einen Holzlöffel. Es riecht belebend nach Kohl und Fleischbrühe, und alles macht sich gierig drüber her. Podbielski hat den Napf geleert, bevor der Sanitäter ihn recht gefüllt hat. »Dieser verfluchte Kohldampf!« sagt er bittend. »Das war für einen Spatzen, nicht für mich . . .«

Während des Essens kommen ein paar Träger, holen einen nach dem andern auf Bahren fort. In einem hellen Zimmer legt man mich auf einen Operationstisch. Um mich ist ein Geruch von Jod und einem starken, russischen Parfüm. Ein junger Arzt hantiert mit blutigen Instrumenten, eine hübsche Schwester macht sich sofort an meine Hose. »Nu, ausziehen!« sagt sie mit dem eigentümlichen Tonfall der Vollrussen.

In mein Gesicht schießt eine rote Welle. Ich lege unwillkürlich beide Hände zwischen meine Schenkel. »Schatz«, sagt sie russisch und lacht ein wenig, »hast du schon einmal einen Soldaten gesehen, der sich schämt?«

Der junge Arzt wendet sich lächelnd um. »Nein«, sagte er und sieht mich an. »Aber das ist ja auch noch keiner, das ist ja ein Knabe!« Und er tritt neben mich und setzt auf deutsch hinzu: »Muß man in Deutschland schon Kinder in die Regimenter stecken?«

»Ich bin Freiwilliger!« sage ich fest.

Er zieht die Brauen zusammen und beugt sich über meinen Verband. »Woher so naß?« fragt er kurz.

»Weil Ihre Kosaken mich bespion haben!« sage ich laut.

»Es sind doch Teufel, unsere Soldaten, Niki!« sagt die Schwester empört, legt mir die Hände auf die Stirn, um mich zurückzudrücken, falls ich mich wehren sollte.

Aber man braucht mich kaum festzuhalten. Meine Verbände sind so durchtränkt, daß alle Krusten aufgeweicht sind. »Kommen Sie, Soldätchen!« sagt die Schwester, als alles vorüber ist. »Ziehen Sie diesen Lazarettmantel an — ich werde Ihre Kleider derweil trocknen!«

»Ja, tue das, Sonjuschka!« sagt der Arzt und tauscht einen Blick mit ihr. Sie ist sicherlich seine Geliebte! denke ich erregt.

Von seinem Blick ermuntert, reibt sie mich am ganzen Leibe trocken. Zum Schluß hüllt sie mich in einen roten Lazarettmantel, steckt sie mir eine Zigarette zwischen die Lippen. »So, nun geht es wieder, nicht wahr, Soldätchen?« fragt sie mütterlich.

Ich nicke nur. Meine Augen schwimmen . . .



Abends werden wir in einen Lazarettzug geladen. Es gibt Betten dreifach übereinander, weiße Laken, wollene Pferdedecken, Kopfkissen. Alles ist sauber, ruhig. Eine Oberschwester geht auf und ab, ein Sanitäter bringt Flaschen und Nachtstühle. Im letzten Augenblick kommt die Schwester aus dem Verbandzimmer gelaufen und bringt mir meine Kleider. »Ich danke Ihnen und bitte, Ihren Freund zu grüßen!« sage ich in flottem Russisch.

Sie stößt einen kleinen Schrei aus. »Sie können Russisch?« fragt sie erschrocken.

»Ja«, sage ich, »ein wenig . . .«

Sie lacht verschämt, läuft hastig davon.

Der Zug fährt ab. Ich sehe stumm hinaus und dehne mich in meinen weißen Laken und hätte gerne jemanden, zu dem ich gut sein könnte. Auf meinen Füßen liegt meine Uniform, notdürftig gereinigt, trocken. Entströmt ihr nicht sogar ein starkes russisches Parfüm?

Neben mir liegt Brünninghaus, ein schlanker Mensch mit einem glatten Friseurgesicht, flottem, gezwirbeltem Schnurrbart und gelenkigen Fingern. Er sieht befriedigt an die Decke, hat seine Hände unter seinen Kopf gelegt. »Kotzdonner«, sagt er begeistert, »in diesem Unterstand möchte ich bis zum Frieden bleiben! Den Nachtstuhl her, Rußki-Kamerad . . .«

Zwei Betten weiter liegt mein Wachtmeister. »Nun, Fähnrich«, sagt er, »jetzt kann man es ertragen! Wie war Ihre Nachtfahrt?«

»O«, sage ich, »erträglich.«

»Ich hatte weniger Glück«, meint er. »Der Kerl neben mir wollte sich mausig machen, begann sich an mich zu klammern, nach seinem ›Mütterchen‹ zu schreien. Ich hab ihm so lange in die Fresse gehauen, bis er den Irrtum einsah und mich in Ruhe ließ . . .

Als wir in Riga einlaufen, ist es Nacht. Wir werden eine halbe Stunde durch dunkle Straßen getragen. Im umgitterten Hof eines vielfenstrigen Gebäudes, unter freiem Himmel, setzt man uns ab. Zu Hunderten liegen wir auf unseren Bahren umher, kein Mensch kümmert sich um uns. »Organisation, Organisation!« knurrt Schnarrenberg.

Es ist kühl und tauig, ich höre deutlich die Zähne meines Nachbarn aufeinanderschlagen. Wenn ich jetzt keine trockenen Kleider hätte . . . In der Ferne rumoren rollende Donner. Die Front ist weit, es muß vom Meere kommen, es müssen Schiffsgeschütze sein.

»Sagen Sie, Fähnrich«, fragt Schnarrenberg, »ist Ihr Vater nicht Seeoffizier?«

»Ja«, sage ich.

»Wissen Sie nicht, wo er jetzt liegt?«

»Im letzten Brief – wahrhaftig, im letzten Brief stand etwas von einem Flottenvorstoß auf Riga . . .«

»Zum Donnerwetter, dann sind sie's!« Er gerät in Aufregung, beginnt auf jeden Schuß zu horchen. »Sie sollen sehen: in drei Tagen ist Riga gefallen, in drei Tagen sind wir befreit!«

Ich antworte nicht. Vielleicht hat er recht, aber . . . Nein, ich will es nicht glauben, es wäre zu bitter, wenn . . . Trotzdem beginne ich mit ihm auf jeden Schuß zu horchen. Zum erstenmal seit meiner Gefangennahme fliegen meine Gedanken zu meinem Vater. Wenn er wüßte! denke ich fiebrig. Wenn er wüßte . . .

Endlich trägt man uns viele Treppen hinauf, bringt uns in eine Abteilung, deren Zugang von einem Gefängnisgitter versperrt ist. Vor der winzigen Tür stehen zwei Posten mit aufgefplanten Bajonetten. Man hat zeitweilig geglaubt, nichts als ein verwundeter Soldat zu sein, jetzt erkennen wir, daß wir in erster Linie Gefangene sind.

Ich bekomme zufällig ein Bett. Es ist noch warm und seine Decke mit Blut beschmiert. Schnarrenberg und Schmidt II werden mit ihren Bahren in die Gänge zwischen den Betten gestellt, rechts und links von mir. Zu meinen Füßen setzt man den zerfetzten Fahnenjunker ab. Er lebt immer noch, aber er schreit nur mehr röchelnd. Er ist schon so schwach, daß er nicht einmal mehr »Hildegard« rufen kann, es fehlt ihm schon an Atem, um drei Silben nacheinander hervorzubringen. Man hört ihn nur noch »Hill, Hill«, wimmern. Jeder Atemstoß hat diesen Klang.

In dieser Nacht stirbt Schmidt II. Er liegt neben mir, ich sehe alle Stationen seines Sterbens. Er hatte nur eine leichte Wunde, die leichteste von uns allen. Aber er bekam Starrkrampf – man gab uns kein Tetanusserum. Seit drei, vier Stunden ist er bereits steif, nur seine Augen leben noch, sehen mich unablässig an. Er hatte nur einen Riß, nur einen Streifer – und muß doch sterben! denke ich. Er brauchte nicht einmal getragen werden und rettete mich – und muß doch sterben! denke ich. Und wenn er nicht an jener Stelle vorbeigekommen wäre . . .? Ein fürchterlicher Zweifel regt sich. Ist alles Zufall? Ist alles Gott?

Endlich bleiben seine Augen auf einem Fleck stehen, verdämmern langsam, beziehen sich mit einem milchigen Schleier. Fast in der gleichen Minute streckt sich zu meinen Füßen der Fahnenjunker aus. »Gebt mir seine Briefftasche!« sage ich heiser. »Ich will ihr schreiben...« Als man sie mir herübergibt, fällt ein Bild heraus, ein junges, dunkles Mädchen. Auf der Rückseite steht: Ich bete jeden Tag für Dich. Gott ist gut.

Gott ist gut...? Nein, ich will schlafen, ich will daran nicht denken! Aber es ist kein Schlaf, der nach einiger Zeit kommt, es ist eher ein Hinabstürzen in dunkle Tiefen, ein Halbbewußtloswerden vor Erschöpfung. Ich sehe plötzlich, daß sich alle Türen öffnen. »Achtung!« schreit eine Stimme. Ein breiter Seeoffizier tritt rasch und federnd in den Saal. Ihm folgt in kurzem Abstand eine Suite. Er geht von Bett zu Bett, kommt immer näher, streckt plötzlich beide Arme aus.

»Nun, mein lieber Junge...?«

Ich schrecke auf. Niemand steht vor mir, keine bekannte Stimme spricht. Nur Sterbende und Tote liegen um mich herum. Nichts ist von meinen Fieberphantasien wahr, als daß zuweilen unsere Fensterscheiben unter dem Donner ferner Schiffsgeschütze zittern. Sollte es dennoch möglich sein? Ahne ich vielleicht...?

Ich falle wieder zurück. Und wieder öffnet sich die Tür. Und wieder...

Es wiederholte sich bis zum Morgen, bis mein Fieber fiel, Sechs-, achtmal fuhr ich auf. »Nun, mein lieber Junge...?«

Es war kaum Morgen, als ein ganzer Haufen Sanitäter in unseren Saal polterte. »Idji, pascholl!« riefen sie erregt. Ehe wir begriffen haben, um was es sich handelt, trägt man uns schon wieder durch das Gittertor hinaus. Niemand bleibt zurück, in dem noch ein Fünkchen Leben steckt.

Von der Tür aus werfe ich noch einen letzten Blick in den Saal. Man hat Schmidt II und den Fahnenjunker von den Bahren gerollt, um andere darauf legen zu können. Beide liegen auf dem Rücken vor meinem Bett, mit schmerzlich verbissenen Gesichtern, wie auf einer Folterbank auseinandergezogen.

»Das ganze Lazarett wird geräumt!« flüstert ein Infanterist mit einem Beckenschuß. »Es soll nur mehr eine Bahnlinie frei sein — alle anderen liegen schon unter dem Feuer unserer Schiffe!«

Schnarrenbergs Kiefer mahlen. Sein Bullenbeißergesicht mit den

derben Backenknochen, dem aufgebürsteten Schnauzbart und den Furchen auf der niedrigen Stirn ist vor Aufregung grün. »Sagte ich es nicht, Fähnrich? Sagte ich es nicht? O, diese Schweine – im letzten Augenblick . . .«

Ich bin apathisch. Ich habe weder Kraft zu einer Freude noch zu einem Schmerz mehr. Ich möchte nur Ruhe haben, endlich einmal Ruhe – Wochen, Monate, Jahre. Wohl male ich mir aus, wie es hätte sein können, aber . . . Sicher hätte er mich auf seinem Schiff mit nach Kiel genommen . . . In der schönen Kajüte mit dem Bildnis meiner Mutter . . .

An den Fenstern unseres Lazarettzuges fliegt weite, ebene Landschaft vorüber. Zuweilen hören wir noch rollenden Geschützdonner, zuweilen laufen die Räder mit hartem Rattern über Weichen – jeder Stoß und Schuß sticht wie mit Nadeln in unsere Wunden, jede Drehung führt uns weiter von unserer Hoffnung fort. Die Vorstellung, im letzten Augenblick fortgemußt zu haben, in dieser Stunde gleichsam zum zweitenmal gefangen zu sein, legt sich wie eine peinigende Qual auf uns alle. Selbst Brünninghaus, der Leichtblütige, sich in alle Situationen Findende, ist heute schweigsam. Podbielski wäre durch ein gutes Essen wieder ins Gleichgewicht zu bringen gewesen, aber auch das wurde durch den überhetzten Aufbruch vergessen. Und mein Wachtmeister? Schnarrenberg flucht ununterbrochen. In sein scharfes Gesicht ist die Galle gestiegen. Es sieht quittengelb aus.

Auch Moskau erreichen wir nachts. Wieder läßt man uns stundenlang auf den Bahnsteigen liegen, trägt uns schließlich in besonders eingerichtete Straßenbahnen, führt uns rüttelnd und stoßend durch die spärlich beleuchtete Stadt. Wieder müssen wir durch hohe Gittertore, an denen schwerbewaffnete Doppelposten stehen, werden im breiten Mittelgang eines Gebäudes abgesetzt, das wie eine Kaserne aussieht. Im Seitengang hat man vierzig, fünfzig Tote aufeinander gestapelt. Man trägt immer neue hinzu, aus allen Stockwerken. Man muß Betten haben, freie Betten . . .

Einer nach dem andern wird aufgehoben, in einen dampfigen Waschaal getragen. Mitsamt unseren Verbänden steckt man uns in laues, scharfriechendes Badewasser, gibt uns mit raschen Schlägen drei Handvoll einer grauen Salbe unter die Achselhöhlen, auf die Schamhaare des Unterleibes. Ein bärenhafter Sanitäter zieht mir unabgetrocknet Anstaltswäsche an, trägt mich auf seinen Armen in

einen großen Saal, in dem eine trübe Petroleumlampe brennt. »Das nennt man Kneippkur, meine Herren!« höre ich Brüninghaus sagen.

Wieder ist mein Bett halbwarm, von stinkendem Eiter beschmiert. Mein Unterzeug klebt durchnäßt am Körper, meine beiden Verbände tropfen, haben den Strohsack in kurzer Zeit durchnäßt. Auf meinem Bett ist keine Decke, nur ein schmutziges Leintuch. Meine Zähne klappern, meine Wunden brennen. Die Eiterklumpen auf meinem Kopfkissen reizen mich, bis sich mein Magen bäumt. Aber ich kann meinen Kopf nicht heben, kann ihn nicht einmal über das Bett hinaushalten. Ich breche einfach vor mich hin, über meine Brust, auf meinen Hals. Weil ich kein Essen in mir habe, kommt nur Schleim und Galle heraus. Aber es erstickt den Geruch des Eiters, es ist wenigstens nichts Fremdes. Es ist etwas Eigenes. Und das ist gut.

Als es Tag wird, sehe ich, daß links von mir Schnarrenberg liegt, rechts aber ein fremder Mann mit einem Vollbart. Er muß einen Lungenschuß haben, denn er hustet oft und hat dann kleine, hellrote Schaumbläschen vor den Lippen. Dem Gang gegenüber liegen Brüninghaus und Podbielski, sie sehen im ganzen Umkreis am besten aus. Von den übrigen, Schmidt I, dem kleinen Blank und Bahr ist nichts zu sehen.

»Guten Morgen, meine Herren!« ruft Brüninghaus herüber. »Kotzdonner, das war eine Schur! Jetzt werden wir hoffentlich endlich einmal unsere wohlverdiente Ruhe bekommen, was? Feudale Etage übrigens...« setzt er hinzu und dreht den Kopf nach allen Seiten.

»Wenn nur der Kohldampf nicht wäre!« knurrt Podbielski, ein ungeschlachter Hüne mit Bernhardineraugen, wagenbreiten Schultern, tellergroßen Arbeitshänden und einem Bart, der wie ein braunes Fell über seine Brust wallt. Er wurde schon im Felde von allen kurz »Pod« genannt.

Ich sehe einen nach dem andern an. Ich bin so schwach und zermürbt, daß ich kaum sprechen kann, will ihnen nur mit meinen Augen sagen, wie froh ich bin, daß wenigstens sie in der Nähe sind.

»Wie geht es, Junker?« fragt Brüninghaus sofort.

Ich lächle mühsam. »Gut, Brünn, gut!« sage ich dankbar.

»Wenn ich nur kriechen könnte!« meint Pod. »Ich wollte unsern Kleinen schon versorgen! He, Sanitas...« ruft er mit seiner tiefen Stimme. Ein Sanitäter kommt, es gibt verschiedene Kaliber, manche

sind gut und gefällig, manche brutal und grob. Pod zieht sich die Decke herab, zeigt auf mich. »Mir ist es heiß — bring's ihm, Kamerad!«

»Nein, Pod! Was soll das?« rufe ich leise.

»Maulhalten, Junker!«

Um acht Uhr kommen Schwestern. Es sind feine Geschöpfe mit gepflegten Händen — Gestalten aus dem Märchenland. Unter ihren schneeweißen Mänteln sehen entzückende Schühchen mit hohen Absätzen und seidene Strümpfe in allen Farben hervor. Meine Reihe übernimmt eine große Schwarze — als sie an meinem Bett vorüberkommt, bleibt sie stehen. »Wie alt?« fragt sie.

»Siebzehn«, sage ich leise, damit es niemand hört. Und spüre, während sie sich über meinen Kopf beugt, um ein weißes Kreuz auf meine Tafel zu machen, mit einem wunderlichen Frohgefühl den Geruch von Haarwasser und frischer Seife.

Vor Mittag kommen Sanitäter mit Tragbahren. Es geht reihenweise zu zweit in die Verbandzimmer — nach kurzer Zeit setzt ein markerschütterndes Schreien ein. Ich habe bis dahin geglaubt, daß alle Menschen in großem Schmerz die gleichen Laute von sich geben — ich weiß jetzt, daß jede Nationalität anders schreit und unterscheidet schon am ersten Morgen den Deutschen vom Österreicher, den Ungarn vom Türken. Im übrigen habe ich bald heraus, daß die groben, bärenhaften Männer am lautesten brüllen, daß die zarten, schwächlichen stiller und widerstandsfähiger sind.

Ich werde mit Schnarrenberg zusammen ins Verbandzimmer getragen. »Wir brüllen nicht, Fähnrich, was?« knurrt er im letzten Augenblick. »Wir wollen diesen Schweinen einmal zeigen . . .«

Als man mich auf den weißen Tisch legt, treten alle Schwestern um mich herum. »Sehen Sie, Doktor, ein Knabe!« sagt eine zierliche Blonde. Der Arzt sieht mich überrascht an. Er hat große, graue Augen. Sein linkes sieht so starr auf mich, als ob es ein Glasauge sei. »Wie alt?« fragt er. »Achtzehn!« sage ich trotzig und wende meinen Kopf Schnarrenberg zu.

Ich tue es teilweise aus Zorn und um an ihm Kraft zu finden, teilweise aber auch, weil man mir das Hemd bis unter die Achseln hinauf, die Hose aber bis über die Knie hinabgestreift hat. Wenn ich meine Hände gebrauchen könnte, würde ich mich mit ihnen schützen, aber meine Arme sind rechts und links mit breiten Riemen angeschnallt. Schnarrenberg hat fast den gleichen Schuß

wie ich — Oberschenkelknochensplitterung. Sein Gesicht wird beim Herunterreißen des Verbandes unkenntlich, aber er schreit nicht.

Jetzt ist auch mein Verband herunter. Ich fühle etwas Kaltes an meiner Haut, höre ein paar Instrumente klappern. »Sorglich, bitte, Doktorchen!« sagt die zierliche Schwester.

Ich sehe starr auf Schnarrenberg. Nein, ich will nicht hinter ihm zurückstehen! Wenn er es vermag . . . Ein paar kühle Mädchenhände legen sich auf meine Stirn, drücken meinen Kopf fest auf den Tisch. Ich spüre den Geruch von Jod und in meinen Schenkel sägt sich eine siedende Flamme.

Ich gurgle auf und Schnarrenbergs verbissenes Gesicht sinkt schnell und immer schneller in einen schwarzen, bodenlosen Abrund.

Während des Verbindens hat man unsere Betten frisch bezogen, mit Decken und Urinflaschen versehen. Als ich aus der Ohnmacht erwache, ist alles still und ruhig um mich her. Die Junisonne scheint breit zu den Fenstern herein, die schwarze Schwester geht langsam auf und ab.

»Nun, Junker, hat man Starkstrom durch Ihre Nerven gejagt?« ruft Brünn herüber. »Hat es die Sicherung herausgehauen?« Er ist in Zivil Elektriker und spricht gern in beruflichen Bildern.

Ich lächle verlegen.

»Sie müssen schreien, Junker!« fährt er mißbilligend fort. »Schreien ist gut — alles andere ist Unsinn! Wofür auch? Nein, man muß brüllen, man fühlt halb soviel . . . Wozu sollen wir hier noch Helden markieren? Daß wir uns nicht schon längst aufgehängt haben, ist Heldentum genug!«

»Feige Bande . . .« knurrt Schnarrenberg, aber niemand hört ihn.

Ich drehe mich auf die Seite und sehe auf meinem Nachtkasten vier Stücke Zucker liegen. Nachmittags gibt es einen Becher Tee mit Zucker — wie aber kommt es, daß auf den andern Kästen nur zwei Stücke liegen? Ich rufe die Schwester, zeige auf meinen Zucker, frage: »Warum ich vier?« Ich frage deutsch, sie brauchen nicht zu wissen, daß ich ihrer Sprache mächtig bin — man erfährt manches, wenn sie es nicht ahnen. Sie zeigt lächelnd auf Pod. »Nein, Pod, das geht nicht!« rufe ich hinüber.

Pod grinst nur. »Krieg kein Kind!« sagt er gemächlich.

Nach dem Tee schlafe ich etwas. Als ich wieder erwache, sehe ich Pod und Brünn verkehrt im Bett sitzen und durch das Fenster auf

die Straße spähen. Ich erfahre später, daß man von ihrem Fenster aus auf die Moskwa sieht und daß dort jeden Nachmittag Männlein und Weiblein ohne Kleider ihre Bäder nehmen.

»Guck«, sagt Brünn. »Die ist gut, was? Vorne rund und hinten rund — wie meine Alte!«

»Du willst uns wohl das Maul wäßrig machen?« ruft ein Nachbar.

Plötzlich dreht Pod sich herum, bemerkt, daß meine Augen auf ihnen ruhen und sagt: »Feine Sache das, Junker! Aber warten Sie nur noch ein paar Tage, dann trage ich Sie zu uns rüber . . . Jeden Nachmittag ein Stündchen Kinobilder — das tut gut!«

Ich kann fast nichts essen. Ich gebe mir alle Mühe, weil ich weiß, daß ich ohne das nicht wieder auf die Beine komme, aber es nützt nicht viel. Einmal bin ich zu schwach, um den Löffel zu heben, im übrigen widersteht es mir in einer übermächtigen, peinigenden Art. Ich habe nur den Trost, daß ich es Pod geben kann, dem ewig Hungerigen — als kleinen Ausgleich.

»Sind Sie verrückt?« ruft er, als ich es ihm zum erstenmal hinüberschicke.

»Warum?« frage ich harmlos.

»Sie sollen selbst essen! Zum Teufel, glauben Sie, daß Ihre Storchbeine von selber heilen?«

»Maulhalten, Pod!« rufe ich zurück.

Schnarrenberg spricht mit niemandem, außer mit mir. Man sieht ihm deutlich an, daß er mit seinem Schicksal hadert. Mich aber quält er fast. »Wenn man nur wüßte, wie es an der Front steht!« fragt er täglich dreißigmal.

Gewiß, man möchte das wissen. In einem Sinn hat er recht. Aber wir erfahren eben nichts. Höchstens sagt ein Sanitäter, irgendein dummes Biest, einmal: »Berlin kapuut!« Aber das glauben wir nicht.

Tag um Tag vergeht. Pod kann bereits etwas umherhumpeln, aber er tut es nur, wenn keine Aufsicht im Saal ist, denn sobald einer etwas kriechen kann, heißt es: Nach Sibirien. Wir haben jedoch ausgemacht, daß wir möglichst beisammen bleiben wollen.

Der Mann mit dem Lungenschuß an meiner Rechten wird immer bleicher. Trotzdem spricht er täglich davon, daß er bald gesund sein werde. Einmal hat er mir erzählt, daß er Reisender sei, in einer prima Branche, Pößneck in Thüringen, Frau und Kinder



habe, eine neunjährige Tochter namens Anna, einen achtjährigen Sohn namens Franz. In der Schule stünden sie vorzüglich . . .

Das Leben in diesem Lazarett — es ist übrigens eins der besten Moskaus, das sogenannte Besichtigungslazarett, haben wir erfahren — wäre erträglich, wenn das tägliche Verbinden nicht wäre. Aber morgens, wenn die Sanitäter mit den Bahren erscheinen, verstummt die Unterhaltung wie zerschnitten. Sie verstummt schon, bevor das markerschütternde Gebrüll, das kurze Zeit später einsetzt und ohne Unterbrechung bis zum Mittag dauert, jedes Wort im Saal unverständlich macht.

Meine rechte Wunde eitert seit ein paar Tagen und mein Verband ist, obwohl armdick, jeden Morgen grüngelb und schmierig. Aber auch das könnte man ertragen, wenn das Wundfieber nicht wäre. Meine Fiebertafel sieht wie ein zackiger Blitz aus, der täglich einmal aus der Tiefe in die Höhe schießt. Jeden Morgen erwache ich mit klarem Kopf, denke ich glücklich: Gott sei Dank, jetzt ist es vorüber, jetzt habe ich es geschafft! Aber kaum kommt der Nachmittag, wird es mir eigentümlich schwer im Gehirn und eine Stunde später schwimmen die Köpfe und Betten meiner Nachbarn in einer unteilbaren, wiegenden Masse.

Ich werde ins Feld zurückversetzt, schieße und steche um mich, werde von Lanzen durchbohrt, von Säbeln zerschnitten. Jede Nacht werde ich aufs neue gefangen, muß ich aufs neue sterben. Mit unentrinnbarer Sicherheit legt man mich wieder neben den sterbenden Offizier, bespeit man mich wieder aus syphilitischen Mündern. Und wenn ich dann vom Übermaß meiner Gesichte aufschreke und denke: Jetzt ist die Nacht herum — höre ich an irgendeinem Glockenschlag, daß inzwischen kaum eine halbe Stunde verging.

Ich scheine das alles mit einer furchtbaren Wahrheit und Eindringlichkeit neu zu erleben, denn morgens sehe ich oft an den großen Augen Pods, daß ich mich wieder einmal furchterregend gebärdet haben muß. Am Ende bekommt meine Fiebertafel eine neue Zacke — fast jeden Abend steigt ihre Kurve auf vierzig, einundvierzig — und wenn es noch lange so fortgeht, ist mein Herz für alle Zeiten hinüber.

Trotzdem habe ich nachts hin und wieder klare Momente. Nein, es war keine Fieberphantasie, als ich kürzlich fühlte, daß eine Frau auf meinem Bett saß, mich zärtlich auf die glühende Stirn küßte — ihre Lippen waren so kühl, als hätten Eisstückchen darauf gelegen — und leise sagte: »Spatsch, spatsch, schlaf, schlaf!«

Nein, das war keine Phantasie, Brünn hat mir gesagt, daß die Schwester immer komme, wenn sie Nachtwache habe, eine Weile an meinem Bett sitze und das tue, was ich gefühlt hätte. Es ist die zierliche Blonde, die ich vom Verbandzimmer kenne.

Ist es ein Wunder, daß ich sie verehere? Ich bin es nicht allein, wir alle lieben diese Schwestern, weil sie so fein und sauber sind, aber wir mögen dienstlich nicht viel mit ihnen zu tun haben, weil sie nichts verstehen. Immer wenn sie uns anfassen, aufrichten oder neubetten und uns damit etwas Gutes tun wollen, tun sie uns weh. Trotzdem rufen wir sie oft und nehmen einen kleinen Schmerz in Kauf, um in all dem Schmutz und Elend wieder einmal von feinen, sauberen Händen berührt zu werden, Parfüm und Hautkrem zu spüren.

Ja, es herrscht eine geheime Liebe von uns zu ihnen, aber es ist eine ideale oder platonische Liebe, denn sie blüht zu phantastischen Früchten in den Zeiten der Trennung, sinkt aber zu einem schmerzlichen Wunsch nach Loslösung in den Zeiten der Vereinigung, der Berührung.

Am ersten Morgen der dritten Woche flucht Schnarrenberg besonders bissig. Was ist mit ihm, geht seine Kraft zu Ende? Wieder legt man uns nebeneinander auf die Schlachtbänke, schnallt uns an allen Gliedern wie Opferlämmer fest. Wie immer wende ich meinen Kopf seinem derben Gesicht zu, um Halt an seiner Energie zu suchen. Aber er weicht mir heute entschlossen aus, sieht mit weit-aufgerissenen Augen an die Decke.

Eine Schwester hantiert mit roten, durchlöcherten Röhren — weder er noch ich haben sie bis zu diesem Tag zu spüren bekommen. Der Arzt ergreift eine, sieht den Wachtmeister kurz an, führt sie mit raschem Griff in den Schußkanal. Im gleichen Augenblick spannt Schnarrenberg die Glieder, daß seine Lederriemen zu zerreißen drohen, atmet zweimal gleich einem Blasebalg, brüllt markerschütternd los.

Irgend etwas in mir zerreißt. »Ruhig, ruhig...« sagt die zierliche Schwester. Nein, nein! Ich sehe eine rote Röhre in ihren Händen, die gleiche Röhre...

Sobald mich der Arzt berührt, schreie ich wie ein Tier.

Von diesem Morgen an spricht Schnarrenberg kein Wort mehr mit uns. Vier Tage lang sehe ich nur seinen breiten Rücken, seinen

wulstigen Stiernacken — wenn er nicht von Natur aus so rot wäre, möchte man annehmen, er sei vor Scham errötet. Es gibt keinen anderen Grund für sein hartnäckiges Schweigen — er schämt sich. Nein, manchmal ist ihm wirklich nicht zu helfen, dem armen Kerl . . .

Er hätte wohl noch wochenlang geschwiegen, wenn nicht etwas eingetreten wäre, was ihn jählings aus seiner Verbitterung und Unzufriedenheit mit sich selbst riß. Fast zugleich merken alle, daß sich das Wesen der Schwestern seltsam verwandelt hat, daß sie wohl ihre Arbeit leisten wie bisher, im übrigen aber spürbar kurz und kühl mit uns sind. Während wir darüber nachgrübeln, wird es aus dem groben, unbeherrschten Verhalten der Sanitäter eindeutig: Es muß an der Front etwas geschehen sein, sie müssen kürzlich eine tüchtige Schlappe bekommen haben.

Dies dunkle Ahnen bestätigt sich, als eines Nachmittags der kleine Blank, der schon auf Krücken gehen kann, wieder bei uns auftaucht. Es ist ein zartes Kerlchen, Kommis von Beruf, mit Mädchenaugen, schmalen, abfallenden Schultern und einer engen, eingesenkten Brust. »Ich liege im nächsten Saal«, sagt er, »aber ich konnte nicht eher kommen.« Und zieht einen Fetzen Papier aus der Tasche und schiebt ihn mir verstohlen unter die Bettdecke. »Es ist ein Stück einer russischen Zeitung — ich fand es auf dem Abort. Vielleicht steht von der Front was drin?« setzt er hinzu.

Ich zittere fast, als ich, von seinem und Pods breitem Rücken doppelt gedeckt, den Fetzen an die Augen hebe. Wir haben ein Schweineglück gehabt, es ist ein Stück von einem Frontbericht, ich kann gerade noch lesen: »Das Festungsgebiet Brest-Litowsk mußte aus strategischen Gründen geräumt werden. Wir haben neue Stellungen —«

»Aha, ihr Schweine! Jetzt wissen wir, warum . . .« sagt Brünn.

»Aus strategischen Gründen!« lacht Pod.

Der kleine Blank humpelt sofort davon, um es in seinem Saal zu melden. »Ich komme gleich wieder!« sagt er hell. Schnarrenberg wirft sich mit einem Ruck herum. »Herrgott«, sagt er befreit, »jetzt geht es wieder vorwärts! Jetzt haben wir in einem Monat Frieden!«

Einer sagt es dem andern. Ein heller Hoffnungsfunken springt von Bett zu Bett. Es summt mit einem Mal bei uns, als ob ein Bienenschwarm in den Saal geflogen sei. »Ich werde gerade gesund sein, bis wir heim dürfen . . .«, sagt der Mann mit dem Lungenschuß und lächelt dabei vor sich hin.

Von den Schwestern ist nur die zierliche Blonde vom Verbandzimmer die alte geblieben, alle anderen haben eine stachliche Haut über ihre weichen Körper gezogen. Einzelne Wärter belustigen sich mit unseren Wunden, spucken uns beim kleinsten Anlaß an. Dem Arzt mit dem Glasauge ist gleichfalls nichts anzumerken, und wir lieben ihn alle dafür.

Mit den Sanitätern wird es dagegen täglich schlimmer. Keiner wird mehr in die Bahre gelegt, ohne daß er dabei vor Schmerzen aufschreit. »Das ist für Brest-Litowsk — ihr Hunnen!« hörte ich einen dabei sagen. Als sie mich eines Morgens holen, setzt Pod sich vorher auf mein Bett. Und als sie mich fast in die Bahre fallen lassen, steht er mit einem Satz zwischen ihnen.

»Ihr habt wohl lange kein Blut getrotzt — verdammte Pißpottschwenker!« brüllt er los und hebt den Arm wie einen Schmiedehammer. Der eine erbleicht, der andere will aufbegehren — ein Blick in Pods völlig verwandelte Augen, auf seinen herkulischen Körper macht ihn kusch.

Eines Samstags war große Reinigung. Wir dachten, ein General käme zur Visite, als ein Schock Damen hereinrauschte. Die Oberin des Lazarets, eine bittere Wachtel, ein paar ältliche Jungfrauen, die wie Gouvernanten aussahen, zwei junge Mädchen.

»Nun muß ich Kaiserlicher Hoheit auch noch unseren jüngsten Hunnen zeigen!« hörte ich die Wachtel sagen.

Mir stieg das Blut zu Kopf. Sie traten alle an mein Bett und sahen mich mit großen Augen an. »Wie vor einem Affenkäfig!« dachte ich erbost. Ich biß die Zähne zusammen und machte ein hochmütiges Gesicht. Aber ich gewahrte trotzdem, daß die beiden Mädchen bildschöne, märchenhafte Wesen waren, mit feinen messerschmalen Nasen, großen glänzenden Frauenaugen, zarten, geschweiften Mündern.

»Das war ganz was Feines, wenn sich der alte Brünn nicht irrt!« murmelte Brünninghaus, schnupperte wie ein Jagdhund hinter ihnen drein.

Als ich einen Sanitäter fragte, sagte er, daß es zwei Zarentöchter gewesen seien, die Großfürstinnen Olga und Tatjana.

Nachmittags drang Militärmusik von der Moskwa herauf: Schmetterndes Blech, dröhnende Pauken. Pod blickte sich um, nein, es ist niemand im Saal, alles ist auf den Gang gelaufen, um sich den Auf-

zug anzusehen. Er tastet sich am Bett zu mir heran, schlägt meine Decke zurück. »Setzen Sie sich auf meinen Arm, Junker, es gibt etwas zu sehen!« Ich setze mich auf seinen linken Arm — ein Kind an der Brust eines Bären. Er trägt mich vorsichtig an sein Bett, läßt mich am Fenster nieder, schiebt mir ein Kissen in den Rücken, setzt sich, den starken Arm um meine Schulter, neben mich.

Dem Fenster gegenüber liegt eine kleine Kirche, ein echt russisches Gotteshaus mit fünfzehn Zwiebelkuppeln, alle himmelblau gemalt und mit goldenen Sternen besetzt. Ein neugebildetes Regiment zieht auf der Straße heran, an seiner Spitze eine Reihe Fahnen, neue, reiche, wunderschöne Fahnen. Langbärtige Popen gehen rechts und links von ihnen, verschwinden mit den Fahnen in der Kirche. Gesang hebt an, schwingt schwer und feierlich heraus, längere Stille folgt. »Jetzt weihen sie die Fahnen!« sage ich leise, irgendwie bewegt.

»So . . . ?« sagt Brünn spöttisch.

Nach einer Weile kommt der kleine Blank, das Mädchen, setzt sich mit hellen Augen an meine andere Seite.

Von neuem schmettern die Trompeten, schlagen die Trommler dumpf die Pauken. Die Fahnen kommen im Geleit der ehrwürdigen Popen aus dem Tor zurück. Alles schwingt jubelnd die Mützen, viele bekreuzigen sich andächtig. Das Regiment formiert sich, zieht mit lautem Spiel die Straße wieder hinab, dem Bahnhof zu, der Front entgegen.

»Wenn es keine Militärmusiken gäbe, würde es halb soviel Kriege geben!« sagt Brünn plötzlich.

»Ja, Brünn . . . « sagt Blank versonnen. »Und diese Popen«, fährt er fort, »das sind doch Vertreter Gottes, nicht? Wie unsere Geistlichen? Wie aber ist das jetzt? Alle sind einem untertan, Gott untertan, nicht wahr? Aber jeder spricht gegen den andern . . . ›Gib unsern Fahnen den Sieg!‹ sagt der Pope. ›Nein, gib ihn unseren!‹ sagt der Pastor . . . «

»Schwierige Sache das!« meint Brünn. »Vielleicht knobelt es der Herrgott nach Feierabend mit Petrus aus?«

»Quatsch nicht!« fährt Blank auf, sieht sich aber gleich darauf hilflos um. »Nein, hören Sie, Fähnrich: Alle Priester der Welt sind zu seiner Verherrlichung bestellt, nicht wahr? Das heißt aber doch, der Liebe, der Güte, dem Mitleid zu dienen, dem Schmerz und der Gewalt zu wehren? Wie ist es dann möglich, daß — «

Er bricht ab. »Ach, spuck drauf!« sagt er und geht hinaus.

Meine Oberschenkelwunde eitert täglich stärker und mein Fieber geht nicht zurück. Ich bin so schwach, daß meine Kameraden mich zum Essen füttern müssen — ich würde keinen vollen Löffel mehr an die Lippen bringen. Jeden Morgen schwimme ich in einer Lache grüngelben Eiters, schlägt mir ein Geruch aus der Bettdecke entgegen, der schlimmer als Verwesung ist.

Vielleicht ist irgendwie Gift in meine Wunde gekommen? Vielleicht hat es auch die Nässe damals verursacht? Jedenfalls führt mein Blut einen gewaltigen Kampf gegen eine fremde, tödliche Macht, schleudert es jeden Augenblick Millionen Leukozyten gegen jene zerstörenden Kräfte, die meine Wunde von Tag zu Tag vergrößern, ihre Ränder im Umkreis einer doppelten Handfläche bereits in eine weiße und tote Masse verwandelt haben.

Ich habe seit dem Morgen meiner Ankunft in diesem Lazarett nicht mehr ernsthaft an das Sterben — mein Sterben — gedacht. Jetzt, mit dem täglichen Schwächerwerden, fühle ich dunkel und beklemmend, daß ich es nicht lange mehr aushalten werde. Daß mein Körper, wenn kein plötzlicher Umschwung eintritt, eines Tages die Waffen strecken muß, nicht mehr die Kraft aufbringen wird, neben der Überwindung des abendlichen Fiebers auch noch den Seuchenherd in meinem Fleische einzudämmen.

»Muß es jetzt doch sein?« frage ich mich hundertmal. »Waren am Ende doch alle Leiden umsonst . . .?«

Eines Nachmittags, als Pod mir gerade Tee einlöffelt, kommen zwei fremde Sanitäter mit einer Bahre in unseren Saal. Sie haben Zettel in den Händen und gehen suchend durch die Reihen. Ich fahre zusammen, daß sich der volle Löffel vor meinen Lippen auf das Bett ergießt. »Was ist denn, Junker?« fragt Pod. »Vielleicht wollen sie mich?« frage ich leise.

Ich habe es gefühlt, sie wollen mich. Vor meinem Bett bleiben sie stehen. »Nu, pascholl!« sagt der erste, nimmt meine Fiebertafel herab, legt sie an das Kopfende der Bahre.

»Wohin?« fragte ich starr. »Wohin?«

»In den ersten Stock«, sagt der Sanitäter und zeigt zur Decke.

»Warum?« fragt Pod rasch.

»Das ist der Saal für Amputierte!« sagt der Mann mit dem Lungenschuß wichtig.

»Nein!« schreie ich auf. »Ich will nicht, will nicht —«

Pod fährt mir übers Haar. »Ruhig, Junker, ruhig . . .«

»Nein, lieber sterben! Und dann hier sterben, bei euch —«

»Nu, pascholl!« wiederholt der erste Sanitäter. Der andere gibt zu verstehen, daß er den Feldscher holen werde.

»Komm, geh mit!« sagt Pod. »Es nützt ja nichts, sei vernünftig! Übrigens dürfen sie dich ohne deine Einwilligung gar nicht amputieren —«

»Meinen Freund Mayer«, fällt der Mann mit dem Lungenschuß ein, »haben sie auch gegen seinen Willen amputiert — einfach betäubt, als er schlief!«

»Halt's Maul, blöder Hund!« ruft Pod wild.

Ich fliege am ganzen Leib. Soll ich mich fügen? Oder soll ich mich weigern? Solange um mich schlagen, bis mich ein Herzschlag trifft? Es braucht nicht viel bei meinem Zustand . . .

»Komm, sei ruhig!« wiederholt Pod, legt meine Spinnenhände zwischen seine Bärenatzen, streichelt sie verlegen. »Zuerst wirst du ja nur beobachtet — mindestens acht Tage lang! Und wenn du dann nicht willst . . . Du kannst doch aufpassen, nachdem du jetzt weißt, wie sie es machen!«

Ich falle zurück. »Ja, Pod«, sage ich. »Ja, Pod . . .«

Als sie mich in die Bahre legen, begegne ich zufällig den Augen Schnarrenbergs. Sie sind groß und rund, als ob ein neues Licht in ihnen stehe. Alle blicken mir mit gespannten Gesichtern nach. Pod begleitet mich mühsam bis zur Tür.

»Ich komme jeden Tag hinauf!« sagt er eifrig. »In drei Tagen bin ich so weit, daß ich auch Treppen kriechen kann, ich will es heute noch üben!« Seine bärenhafte Gestalt bleibt zusammengeknickt im Türrahmen stehen. Sein breites, rundes Gesicht hat einen Zug, den ich noch nie an ihm gesehen habe.

Der Saal im ersten Stock bietet einen Anblick, der sich wie kaltes Eisen auf die Brust legt. Der Mann mit dem Lungenschuß hat recht gehabt: Keiner seiner Insassen hat mehr alle Glieder. Den im Bett Liegenden liest man von den Gesichtern ab, daß sie Furchtbares hinter sich haben, den zwischen den Betten auf Krücken und Stöcken Herumhumpelnden fehlt Arm oder Bein oder beides. Im Gang, auf einem kleinen Kasten mit Rädern, sitzt ein Mensch, dem sogar beide Beine bis zu den Oberschenkeln und ein Arm bis zum Ellenbogen abgenommen wurden. Er ist der erste, der mich begrüßt.

Ich bekomme ein alleinstehendes Bett am Fenster, von dem ich die gleiche Aussicht habe wie von Pods Bett — die bunte Kirche mit

den blauen Zwiebelkuppen, den Strand der Moskwa, an dem hundert Menschen baden. Mir gegenüber liegt ein Bosniak, ein schwarzer, gladiatorenhaft gebauter Mensch, dessen braune, orientalische Haut einen Farbton hat, als ob weißes Blut unter ihr fließe. Neben ihm liegt ein alter Mann mit einem Försterbart, der an einen Tiroler Holzfäller erinnert.

Hundert Augen sehen auf mich, neugierig, fragend. Ach, ich weiß ja selbst, welch ein Ereignis es für einen Saal bedeutet, wenn ein »Neuer« gekommen ist, es ist nur quälend, ein solcher »Neuer« zu sein. Nach einer Weile wagt sich der erste in meine Nähe. Es ist einer der Glücklichen, er hat nur ein Bein verloren.

»Nun, Kamerad?« sagt er freundlich. »Hier ist es besser als drunten, was? Gewiß, man wird dir etwas nehmen, aber . . . Was wird's denn sein?« setzt er neugierig hinzu.

»Ein Bein . . .«, sage ich widerstandslos.

»Dann sind wir Spezis«, sagt er tröstlich. Er singt ein wenig, wenn er spricht, es muß ein Wiener sein. »Nein, wir haben's besser als alle andern!« fährt er fort. »Wir kommen bald nach Haus, werden ausgetauscht! Nur weg mit dem Haxen — pfeif drauf! Die Hauptsach' ist, daß man heimkommt!«

Vor dem Abendessen kommt die zierliche Schwester, setzt sich auf die Kante meines Bettes, nimmt meine Hand, als ob sie den Puls fühlen wolle. »Nun, wie geht es?« fragt sie warm.

»Schwester«, überfalle ich sie, »warum bin ich hierher gekommen? Steht es so schlimm mit mir? Muß ich wirklich —«

»Nein, nein!« lacht sie. »Man will Sie nur beobachten . . . Das bedeutet gar nichts . . . Man hat schon viele nach acht Tagen wieder hinuntergetragen . . .«

Aber ich glaube es nicht. Ihr Lachen klang nicht echt. Wie soll ich es auch glauben, wenn mich niemand darin bestärkt? Zum erstenmal seit meiner Gefangenschaft fühle ich mich unsäglich allein. Wenn wenigstens einer meiner Kameraden bei mir läge . . . Aber es sind lauter Fremde, Türken und Bosniaken, Österreicher und Ungarn. In meiner Nähe liegt nicht ein Deutscher.

Ich drehe mich um und sehe zum Fenster hinaus. Auf der Moskwa glitzert die Abendsonne. An den Sternen der Kirche blitzen Funken. Was macht Pod jetzt wohl? denke ich. Und Schnarrenberg? Und Bränn? Waren es nicht im Grunde fremde Menschen für mich — bis zu dem Augenblick, in dem uns die Kugeln neben-



einander hinstreckten? Ja, sie haben uns die Tressen und Knöpfe von den Kragen gerissen, mit einem Schlag alle Grenzen verwischt, alle Schluchten zwischen uns aufgefüllt! Ganz gleich haben sie uns gemacht, ganz gleich . . .

Wenn sie mich wenigstens besuchen könnten, denke ich weiter. Aber das dauert vielleicht noch Tage . . . Ob wohl Pod kommen wird, sobald er überhaupt nur eine Stufe kriechen kann? Sicherlich aber wird der kleine Blank bald heraufkommen. Wenn er erfährt, daß ich fort bin und allein liege und amputiert werden soll . . . Er ist ja am weitesten voran, kann schon richtig auf Krücken gehen.

Ich schrecke auf. An meine Ohren schlägt Musik. Es ist eine schwachatmige Mundharmonika — es ist der alte Mann mit dem Försterbart, das Defreggergesicht. Er bläst mit vollen Backen, und man sieht deutlich, daß er mit seinen Beinen, die man an beiden Knien abgeschnitten hat, den Takt dazu schlägt. Die beiden Stumpfen stoßen in flottem Rhythmus von unten her gegen die dünne Decke, und seine bleichen Backen blasen heftig das Tiroler Holzhackerlied.

Am andern Morgen ist die zierliche Schwester seltsamerweise im Verbandzimmer des ersten Stockes. Als man mich hineinträgt, spricht sie rasch ein paar Worte mit dem neuen Arzt. Aber ich verstehe vor Aufregung nicht, was sie sagt.

Der neue Arzt ist ein kleiner, älterer Mensch mit buschigen Augenbrauen und einer goldnen Brille. Er steht lange über meine rechte Wunde gebeugt und ich bemerke, daß sein Blick mit mitleidigem Ausdruck an meinen Augen hängenbleibt.

»Nein, es hilft nichts«, sagt er zu der zierlichen Schwester. »Der abgestorbene Teil ist schon zu umfangreich, schreitet außerdem weiter vor. Wir können höchstens noch vier Tage beobachten, länger keinesfalls . . .«

»Es ist nichts Bestimmtes zu sagen«, übersetzt die zierliche Schwester. »Wir wollen ruhig abwarten . . . Trotzdem wäre es gut, wenn Sie sich darüber klar würden, ob Sie sich zu einer Amputation . . . Sie erscheint, wie gesagt, vorläufig nicht notwendig — vielleicht überhaupt nicht — aber . . .«

Ich beiße auf die Lippen, bis ich Blut spüre. Lügt doch nicht! denke ich. In meinem Mund ist ein bitterer Geschmack.

Als ich in mein Bett zurückkomme, aufgewühlt und erschlagen zugleich, gibt man dem Bosniaken gegenüber ein Klistier. Es ist eine

seltsame Flüssigkeit, die man ihm einführt, sie sieht aus wie farbloses Öl und duftet betäubend. Er liegt mit offenen Augen, der gladiatorenhafte Orientale — je mehr sich aber der graduierte Glasbehälter leert, um so müder wird er, bis seine Augen fast unbemerkt zufallen. Der Feldscher steht auf, die Sanitäter bringen eine Bahre. »Vorwärts, rasch!« höre ich ihn sagen. »In den Operationsaal . . .«

In mir ist eine quälende Unruhe. Ich fühle, daß irgend etwas geschah, was eigentlich nicht hätte geschehen dürfen. Bevor ich aber Klarheit darüber gewinne, kommt schon der Wiener an mein Bett. »Er wollte sich nicht amputieren lassen«, berichtete er. »Weiß der Teufel, ob sie seine Ohnmacht jetzt nicht ausnützen . . .«

»So, er wollte sich nicht amputieren lassen?« frage ich heiser.

»Nein, er will lieber tot sein. Was soll er auch in einer Wildnis, wo alles reitet, ohne Bein? Ein paar hat er schon niedergeschlagen, als sie einmal versuchten, ihn hinterrücks mit einer Maske zu überfallen . . .«

Ich grüble. Vielleicht ist dies seltsame Klistier eine neue Art von Betäubung für jene, die sich weigern? Nun, er wird bald zurückkommen. Dann werde ich es wissen. Und mir auch kein Klistier mehr geben lassen dürfen, wenn ich nicht . . .

Ja, wenn ich nicht! grüble ich weiter. Aber sollte ich nicht doch? Ich schlage meine Bettdecke auf. Es wird nicht besser, ich schwimme schon wieder in grünem Brei. Der Eiter frißt mich auf, es riecht nach Verwesung! sage ich laut. Ein krankhaft gesteigertes Reinlichkeitsbedürfnis regt sich, um mich zu unterstützen. Alles ist dann wieder sauber und trocken! sage ich vor mich hin, berausche mich an diesen Worten. Sauber und trocken . . . Es gibt keinen Geruch, kein mörderisches Fieber, kein Brechen mehr aus Ekel vor dem eigenen Leib . . .

Und: Ich komme sofort nach Hause!

Aber . . . Vor meinen Augen tauchen Pferde auf. Sie wären in dem Augenblick für mich ausgelöscht. Nie mehr könnte ich in einen Sattel steigen, nie mehr ein warmes Leben zwischen meinen Schenkeln fühlen. Aber ich habe nichts, was mir mehr wert wäre — ich bin ja so jung, daß ich noch nichts anderes habe!

Vor meine Augen treten Felder und Wälder — ich wanderte gern: Ich liebe die Natur! Aber ich werde mich zu keiner Blume, zu keiner Eidechse mehr bücken können — mit Krücken oder vom

Rollstuhl aus ist unsere Erde nicht mehr wahrhaft zu erfassen! Vor meine Augen treten auch Sportplätze, Turngeräte, Tennisquadrate — nein, alles das würde nicht mehr da sein, für mich nicht mehr da sein . . .

Aber, sage ich plötzlich, wenn du es nicht tust — was dann? Dann wird alles ein Ende haben, dann wirst du irgendwo in fremdem Land verfaulen! Dann wird dir nicht einmal das bleiben, das dir jetzt so schal, so wenig dünkt! Nein, es ist nicht wenig, es ist nicht schal, es ist noch genug, übergenug . . . Behalte ich nicht meine Augen, behalte ich nicht meine Ohren? Vielleicht ist das alles unwichtig im Leben, was mir jetzt und hier als Wichtigstes erscheint? Ich bin ja noch so jung — was weiß ich?

Vor kurzem habe ich noch geglaubt, daß Logarithmen und Kubikwurzeln das Wichtigste für das Leben seien — unser Professor sagte es uns, mußten wir es nicht glauben? Dann habe ich gesehen, daß sie unnötig, unbrauchbar sind — habe ich gelernt, daß Schießen und Stechen viel wichtiger und notwendiger sind, um sich am Leben zu erhalten! Hier enden meine Erkenntnisse, hier endet mein Wissen vom Leben . . . Aber vielleicht kommt auch einmal ein Tag, an dem ich diese zweite Erkenntnis belächle — wie heute die erste?

Ich bin jung. Ich weiß nichts vom Leben. Ich fühle nur, daß es noch einen andern Inhalt geben muß als jenen, den ich bis jetzt kennenlernte. Daß Logarithmen und Integralrechnungen und Schießen und Morden nicht alles sein kann. Nein, viel größere und herrlichere Dinge warten auf mich, ohne Zweifel — wie könnte der Mensch das Leben sonst so glühend lieben? Und sehe ich nicht täglich, daß alles mit unfaßbarer Zähigkeit an ihm hängt, daß es fast niemand freiwillig hergibt, daß es fast alle erst nach fürchterlichem Kampf aus den Händen lassen?

Nein, ich habe noch nichts von dem verspürt, was wahrhaft schön an ihm ist. Ich habe seine Geheimnisse noch nicht begriffen. Ich habe seinen Sinn noch nicht erfaßt. Ich habe seine süßesten Gaben noch nicht gekostet. Ich . . .

Ich habe noch kein Mädchen gehabt . . .

Nach zwei Stunden bringt man den Bosniaken zurück. Er liegt kalkweiß auf der Bahre, und alle verfolgen gespannt, was er wohl tun wird. Bis zum Abend schläft er unnatürlich schwer, dann wird er allmählich unruhig, schlägt die Augen auf, bricht zitternd vor sich hin.

Eine Weile liegt er schweratmend. Dann aber spannt sich seine adlerscharfe Nase, gräbt sich sein lähmendes Erschrecken in sein Gesicht. Ich sehe deutlich, daß er seine Hand gleich einem Dieb, der etwas greifen will, unter die Decke hinabführt — langsam, langsam. Im nächsten Augenblick stößt er einen fremden, gugelnden Laut aus, zerrt mit der Hand wie rasend an einem unsichtbaren Widerstand.

»Schwester! Schwester!« schreie ich auf.

Als endlich eine Schwester heranstürzt, röchelt er schon. Man schlägt die Decke zurück, kommt mit Verbänden gelaufen . . . Er liegt, am rechten Oberschenkel amputiert, mit offener Wunde in einer schillernden Lache und verfällt rasch. Der Verband hängt so verkrampt in seinen Händen, daß man den durchbluteten Gazeclumpen nicht mehr aus seinen Fingern lösen kann.

»Das also kann ich immer noch tun, wenn . . .« geht es durch meinen Kopf. »Daran kann mich niemand hindern . . .«

Am nächsten Nachmittag kommt Pod bereits. Er ist die Treppe tatsächlich nach Hundart, auf allen vieren, heraufgekrochen und flucht, weil er es nicht auf zweien fertigbrachte. »Wozu schleppt man einen Zweizentnerkörper durch die Welt«, sagt er grimmig, »wenn er einem nicht einmal so viel Kraft gibt, um als anständiger Christenmensch auf Besuch gehen zu können?«

Dann sieht er mich prüfend an, fährt mit der Hand unauffällig auf der Decke an meinem rechten Bein entlang. »Noch alles vorhanden, was?« fragt er aufatmend.

»Ja, Pod«, sage ich. »Aber nicht lange mehr . . .«

»So . . .«

»Mir sagt man es nicht, aber ich habe den Arzt gehört . . .«

»Na, und? Willst du es tun?«

»Ich meine nicht, Pod. Was meinst du?«

»Ich meine schon. Wir meinen es übrigens alle, selbst Schnarrenberg. Was hängt auch schließlich —«

»Ihr meint also, daß ich sonst hinübergehen würde, deutsch gesprochen?«

Pod windet sich. »Hm«, sagt er finster, »das weiß ich nicht. Das kann übrigens niemand wissen. Aber wenn es nicht besser wird, bläst es dich eines Tages um, das meine ich. Du siehst nämlich schon verdammt ausgespien aus — hat hier niemand einen Spiegel?«

»So . . .?« sage ich leise.

»Ich bringe nächstens einen mit!« Sein gutes Gesicht sieht zerquält aus. »Kurz und gut«, fährt er fort, »ich meine also, daß du ›ja‹ sagen solltest. Man schickt die Amputierten gleich nach Hause, hörte ich. Das ist auch was wert. Was sollst du hier? Wer weiß, was uns noch bevorsteht? Im übrigen brauchst du nie wieder in einen Krieg, das ist noch besser — verflucht nochmal . . .«

»Ja, Pod«, sage ich, »das schon, aber . . .«

»Es gibt heutzutage wunderhübsche Kunstbeine«, fällt er ein. »Eine förmliche Industrie, sage ich dir!« Er erklärt sie mir ausführlich, vergißt in seinem Eifer alle Grenzen. »Ich las einmal einen Aufsatz von einem Militärarzt darüber. Zum Schluß schrieb er, daß die neuesten Kunstbeine so gut seien wie die natürlichen . . .«

Ich muß trotz allem lachen. »Ja, Pod, das ist alles recht — aber die Operation kann auch mißlingen . . .«

»Mißlingen?« fragt Pod erstaunt. Man sieht ihm deutlich an, daß er daran nicht gedacht hat.

»Ich bin schon sehr schwach. Ich halte es vielleicht überhaupt nicht durch. Und dann . . . Es sind viele hier, denen man ursprünglich nur einen Fuß abnehmen brauchte. Aber es mißlang, eiterte weiter . . . Man ging ans Knie, und als auch das mißlang, an den Oberschenkel — der Tiroler dort hatte sich im Grunde nur die Zehen erfroren, in den Karpathen. Und heute? Wenn es mir nun auch so ginge? Bei mir geht es von vornherein nur einmal, weiter kann man dann nicht mehr . . .«

»Verfluchte Schweinerei!« murmelt Pod. Er ist am Ende, er weiß nicht weiter.

Nach einer Weile bricht er auf. »Ich muß jetzt fort, es gibt sonst Krach mit meinem Sanitäter. Aber was mir gerade einfällt . . .« fährt er erleichtert fort, »du könntest es doch wagen, viel eher als wir alle!«

»Wieso, Pod?«

»Weil sie sich bei dir sicherlich Mühe geben, besonders gut aufpassen werden! Ich denke an die zierliche Schwester, weißt du . . .«

»Ach, Pod . . .«

»Was ich dir sage! Nun schlaf gut . . . Wenn's geht, komme ich morgen wieder . . .« Er stützt sich vorsichtig an den Betten hinaus, blickt von der Tür noch einmal zurück, schließt sie auffällig bedachtsam.

Jetzt läßt er sich auf die Knie nieder! denke ich hilflos.

Das Essen kommt und geht vorüber, und der Tiroler beginnt in alter Weise mit dem Holzhackerlied. In das Bett des Bosniaken hat man einen Mann gelegt, dem beide Hoden zerschossen sind. Er macht ein Gesicht, als ob er die Welt nicht mehr begreife.

Meine Gedanken beginnen sich auf einen kleinen Kreis zu konzentrieren. Ich bin zu schwach, um von einem offenen Durst nach Frauen gequält zu werden, ich habe zu wenig Überschuß in mir, um ein Verlangen nach ihrem Körperlichen zu empfinden — nein, das ist es nicht. Aber meine Seele ist noch stark genug, um eine Sehnsucht nach ihrer Geistigkeit gebären zu können, eine Sehnsucht nach dem Weiblichen an sich, dem meiner jungen Männlichkeit entgegengesetzten Pol. Sie ist unbestimmbar, diese Sehnsucht, sie ist mit Worten nicht zu bezeichnen, einfach vorhanden ist sie, weiter nichts.

Nein, sage ich ohne Worte, ich will nicht sterben, denn ich habe noch nicht gelebt! Das helle, rote Stückchen Leben, von dem in Büchern und Gedichten steht, habe ich noch nicht kennengelernt. Es muß unsagbar schön sein, dieses Stück, aber es muß am schönsten sein, sich seinem Geheimnis zum erstenmal hinzugeben! Alles, alles in ihm zu vergessen, was in den letzten Wochen auf mich fiel und mich das Leben fast mit dem Kriege verwechseln ließ . . .

Konnte es mir anders erscheinen? Mußte es mir nicht nach diesen Monaten voll Blut und Schmutz und Mord als Märchen erscheinen — als die andere, lichte Seite unseres Daseins, nachdem ich bis jetzt nur seine Schatten gesehen hatte?

Nein, denke ich weiter, was ist ein Pferd, was ist ein Feld, was ist ein Tennisplatz im Grunde? Und: was ist es gegen das? Das Schönste bleibt mir jedenfalls . . . Und ich sehe im Halbtraum ein Mädchen vor mir, das mich das alles vergessen macht: Ihre Hände wissen nichts von Blut, ihre Augen nichts von Leichen, ihre Lippen nichts von Fieberschreien. Das lichte Leben verkörpert sich für mich in ihr, das wahre, herrliche . . .

Und ich mache nicht einmal halt, als sich mir im Fortspinnen dieser Phantasien der Gedanke aufdrängt, sie schlichtweg als Göttlichkeit, als Gottes Vertreter auf dieser Erde aufzufassen und anzuerkennen — im Gegensatz zu all der Irdischkeit, in der ich jetzt voll Schmutz und Eiter liege.

Es wird Nacht. Ich schlafe nicht. Eine lodernde Sehnsucht hat mich gepackt — die Sehnsucht nach dem Leben und dem, was es für meine unberührte Jugend in erster Linie bedeutet. Ich fühle un-

bestimmt, daß ich mich durch diese Gedankengänge entschieden habe, daß sie mich vielleicht vom Tode retteten.

»Nun?« höre ich plötzlich jemand fragen.

Ich fahre auf. »Sie . . . ?« frage ich glücklich.

»Ja . . . Ich wollte nur einmal fragen, ob Sie sich schon klar geworden sind?«

Ich sehe sie mit brennenden Augen an. Ihr weißer Mantel zieht sich straff über ihre kleinen Brüste. Ihre Knie runden sich in ovalen Bögen durch ihren Rock. Ihre Hände sehen aus, als hätten sie das Paradies zu verschenken. Alles, was ich ergrübelt, was mein junges Leben und meine Sehnsucht will, sitzt plötzlich wie ein Zeichen Gottes, in ihrem Körper zur Gestalt geworden, greifbar vor mir.

»Ja!« sage ich fest. »In drei Tagen, Schwester.«

Ich habe wieder eine schwere Nacht hinter mir — als ob sie immer schwerer würden, ist es mir. Kommt es daher, weil sich zu den alten inzwischen neue Träume gesellt haben — grauenhafte Phantasien von abgeschnittenen Beinen und gliedlosen Rumpfen, die in Kästen fahren?

Ich biege mich zusammen und fahre langsam, jede Linie auskostend, mit der Hand an meinem rechten Bein entlang. Ich umfasse sein Knie, seine runde, bewegliche Scheibe, das Schienbein, das Fußgelenk, die Zehen — alles, was im Grunde so kerngesund ist, daß es einen jammern muß, es einfach auf den Mist zu werfen.

Ich erinnere mich mit schmerzhafter Klarheit mancher Dinge, die dieses Bein mit Vorzug besorgte. War es nicht der blitzhafte Keil, der unsern Fußball vorwärtstrieb, nicht der beschwingte Stab, der sich beim In-den-Sattel-Steigen über den Pferderücken schwang? Knie, Schiene, Knöchel, Zehen, alles ist heil wie einst — nur, weil ein spitzer Bleikern seinen oberen Muskel durchlöcherte, muß ich es opfern?

Ich beginne gerade wieder schwankend zu werden, meinen Entschluß von neuem hin und her zu drehen, als die Tür aufgestoßen wird und der große Pod gleich einem Retter in der Not mit dem Gefolge des kleinen Blank hereinmarschiert.

»Nun, mein Junge«, sagte er, »hier hast du einen Spiegel! Es ist zwar nur eine Scherbe, aber sie trägt nicht . . .«

Ich halte sie vor mein Gesicht und sehe furchtsam hinein. Ich habe mich zum letztenmal an der Front im Spiegel gesehen und

fahre zusammen. O, Pod hat nicht übertrieben! Ein kleiner Totenkopf blickt mir aus der Scherbe entgegen. Seine Haut liegt wie dünnes, gelbliches Pergament auf den Knochen, seine Lippen sind bläulich, dünn und fleischlos, überall aufgesprungen, seine Wangen beulen sich nach innen wie tiefe Gruben. Allein meine Augen leben noch — sie sind dreimal so groß als sonst und haben einen kranken und heißen Glanz.

»Es ist leider kein Schneewittchenspiegel!« sagt Pod mürrisch.

»Ich habe mich übrigens entschlossen«, sage ich langsam. »Auch ohne den Spiegel, Pod.«

»Gut, mein Sohn. Wann?«

»Übermorgen . . .«

Der kleine Blank sieht mich mit seinen Mädchenaugen bewundernd an. »Sie kommen dann nach Hause, Fähnrich!« sagt er mit einem Ton, als ob er gerne mit mir tauschen würde.

Vorm Tee ruft jemand vom Fenster. »Seht, seht nur . . .« Alles, was laufen kann, stürzt an die Fensterbänke. »Es ist wie vor drei Monaten!« ruft uns der Wiener zu. »Ein neuer Deutschenpogrom — damals haben sie acht Kaufleute ersäuft!«

Wir sehen aufgeregt hinaus. Auf der Uferstraße rennt ein Dutzend Menschen einher, ihnen auf den Fersen Hunderte von Händlern und Arbeitern. Sie treiben die Flüchtenden von allen Seiten auf die Moskwa zu, es bleibt ihnen nichts übrig, als hineinzuspringen, das Leben durch Hinüberschwimmen zu retten.

Wir sehen das Wasser aufspritzen, ein wenig später ihre Köpfe wieder auftauchen — alle sind hineingesprungen. »Jetzt ist es genug, beim Himmel!« flüstert der kleine Blank. Nein, beim Teufel, es ist nicht genug. Ein halbes Dutzend der Pogromleute springt in leere Kähne, treibt sie mit raschen Schlägen den Schwimmenden nach.

»Mein Gott, sie werden doch nicht . . .?« flüstert der kleine Blank mit steifen Lippen.

»Sie werden, diese Bestien . . .« murmelt Pod.

Er hat recht, er kennt sie besser. Einen nach dem andern drücken sie am Nacken in das Wasser zurück, fünf-, sechsmal, bis niemand mehr auftaucht — wie junge Hunde ersäuft man sie. »Aber dort ist einer ans Ufer gelangt!« ruft Blank.

»Er wäre besser ertrunken!« sagt Pod. »Man hat mir erzählt, wie sie es mit den letzten gemacht haben . . .«



Es ist weit bis zum andern Ufer. Trotzdem sehen wir die Boote landen, die Insassen den Flüchtenden einholen, auf freiem Feld umzingeln. Alle bücken sich, zehn-, hundertmal, in rascher Folge, immer wieder . . . Der Deutsche fällt auf die Knie, hebt lange flehend seine Hände, schlägt endlich kraftlos aufs Gesicht.

»Sie haben ihn gesteinigt!« sagt Pod hart.

Im Saal herrscht Aufruhr. Sind es nicht Deutsche, sind es nicht unsere Waffenbrüder? Kein Sanitäter läßt sich sehen, keine Schwester. Alles sieht diesem Schauspiel anscheinend ruhig zu.

»Und das duldet die Polizei?« fragt Blank leise. »So wie sich ein paar harmlose Bauern zusammenstellen, um sich zu unterhalten, schlagen die Kosaken mit ihren Knuten drein, diese ›verbotenen Zusammenrottungen‹ zu zerstreuen? Und hier . . .?«

»Das kommt alles vom Krieg!« ruft jemand gehässig.

»Aber diese Russen sind doch so fromm, so gutmütig?« fragt Blank fassungslos. Er ist Katholik.

»Laß dir einmal eine zaristische Zeitung vorlesen!« sagt Pod. »Dann weißt du, was sie zu solchen Sachen führt . . .«

Der kleine Blank steht auf. Sein Jungensgesicht ist weiß, seine dünnen Beine zittern. »Ich muß ins Bett«, sagt er. »Ich kann mich kaum mehr auf den Füßen halten . . .«

An der Tür bleibt er noch einmal stehen. »Und in diesem Land sollen wir leben?« setzt er hinzu. »Vielleicht noch Monate? Und als Gefangene? Fähnrich, ich gäbe gern mein Bein, wenn ich damit aus dieser Hölle könnte . . .«

Am Vortag meiner Amputation steht auf meinem Nachtkasten eine Konservendose mit Pfirsichen und eine Schachtel Zigaretten mit Zündhölzern. Ich habe keine Ahnung, wer es mir gebracht haben könnte, ziehe es mit schwachen Händen ins Bett und nehme eine Zigarette heraus. Ich habe seit Wochen keine mehr geraucht, mein Gott, wie gut das tut . . .

Als ich um mich blicke, sehe ich, daß der Holzfäller meinem Rauch mit sehnsüchtigen Augen folgt. »Weißt du, wer das gebracht hat?« frage ich und werfe ihm eine Zigarette hinüber.

»Ja«, sagt er eifrig, »mein Leutnant! Er hat mir auch die Mundharmonika geschenkt . . .«

Jetzt erinnere ich mich, an seinem Bett zuweilen einen jungen österreichischen Offizier in einem roten Lazarettmantel gesehen zu haben. Er hatte einen Musikantenkopf, zog das linke Bein nach.

»Ist das dein Leutnant?« frage ich.

»Ja«, sagt der Holzknecht. »Ich kannte ihn nicht, aber er ist von meinem Regiment, darum kommt er immer . . .«

Das verstehe ich. Was ihn aber dazu führt, sich um mich zu kümmern, nein, das verstehe ich nicht. Trotzdem gibt mir seine kleine Tat ein ebenso großes Glücksgefühl wie die schönste Tat meines Pod oder Brünn. Pod und Brünn sind Regimentskameraden, zwischen ihnen bin ich als kleiner Junker aufgewachsen, das ist es, außerdem kennen sie mich von der Front her, das ist es auch. Dieser aber, der mich vorher nie gesehen, niemals mit mir gesprochen hat . . .

Gewiß, auch das Wesen Pods und Brünn läßt einen nicht am Menschen verzweifeln — und ich wäre verzweifelt, wenn ich diese einfachen Dragoner nicht um mich gehabt hätte! Diese kleine Tat aber, dazu in einem Augenblick, in dem ich niemanden von meinen Kameraden um mich habe, beglückt mich in einer Weise, wie mich im Leben vielleicht nichts wieder beglücken kann.

Die Zigarette macht mich fast schwindelig. Oder ist es nur die Freude? Ich falle wiederum ins Grübeln. Wie ist es möglich, daß diese Menschen vor kurzem noch erbarmungslos gemordet haben? Ich habe es selbst getan, gewiß — ob ich es nach dem täglichen Umgang mit diesen Krüppeln aber noch einmal könnte . . .?

Nein, ich verstehe mich manchmal nicht mehr. Aber ist es nicht auch furchtbar schwer, sich klarzumachen, daß alle diese jammervollen Krüppelhaufen nicht durch furchtbare Unglücksfälle hervorgerufen, nicht Opfer der Arbeit, des Lebens sind, die niemand gewollt hat? Ist es nicht eigentlich unglaublich, daß dies alles Menschen gewollt und gemacht haben, daß diesen hilflosen Rumpf in dem Kasten mit Rädern keine hirnlose Maschine zerstampft, sondern ein denkender Mensch mit eigener Hand zu dem gemacht hat, was noch von ihm übrig ist?

Ich bin entnervt, das ist es. An der Front würde ich anders gedacht haben! Hier aber . . .

Ich muß an Schnarrenberg denken, meinen tapferen Wachtmeister. Ob er wohl noch der alte ist, oder ob er auch schon . . .? Wir haben alle nur unsere Pflicht getan, hatten auch keine Zeit für solche Dinge, solange wir an der Front waren — es wäre auch verrückt gewesen, dort an solche Sachen zu denken, weil wir uns wehren mußten, in unserem Rücken unsere Heimat lag. Hier aber, auf dem Hinterhof des Krieges . . . Dabei ist unser Lazarett, die Grudetzki-Kaserne, noch eins der besten aller russischen Lazarette, das

Schaubjekt für russische Großfürsten, das Paradelazarett für neutrale Kommissionen! Viele tausend andere gibt es in diesem ungeheuren Reich, in die niemals jemand einen Fuß setzt — wie mag es in ihnen aussehen?

An diesem Punkt kann ich nicht weiter. An diesem Punkt möchte man am liebsten schreien. Was ist in solchen Augenblicken eine Schachtel Zigaretten und eine Konservenbüchse, von unbekanntem Händen einem Unbekanntem ungesehen aufs Bett gelegt — aus keinem andern Grund, als weil man diesen leiden gesehen hat? Ein Symbol ist es in solchen Stunden, eine Verheißung, unbeirrt zu glauben, an die Menschheit zu glauben — trotz allem . . .

Gegen Abend macht sich im Saal Unruhe bemerkbar. Ein Gerücht von neuen Transporten geht um, außerdem verlautet etwas von einem Befehl, nach dem ab morgen alle Kriegsgefangenen von eigenen Ärzten behandelt werden sollen, weil die russischen Ärzte infolge der Neustransporte kaum für die eigenen Verwundeten mehr ausreichen.

Am Tage meiner Amputation? durchschießt es mich. »Dann werde ich von einem deutschen Arzt amputiert . . . Dann hat es keine Gefahr mehr für mich . . . Dann komme ich sicherlich durch . . .«

Ich erkundige mich überall. Hoffentlich ist es keine Latrine, wie jene hundert Wunschgerüchte, mit denen wir täglich überschwemmt werden, die aber sämtlich Phantasien sind, auf den Aborten ausgebrütet. Nein, diesmal scheint es Wahrheit . . . Ach, es wäre nur die vernünftigste Wahrheit der Welt! Gibt es etwas bürokratisch Verrückteres, als daß die kriegsgefangenen Ärzte, wenn man sie schon gefangen hält, nicht einmal ihren eigenen Kameraden helfen dürfen? Und gibt es etwas Natürlicheres, als diese kriegsgefangenen Ärzte, statt sie zusammengepfercht in Gefangenenlagern verkommen zu lassen — von dem Befehl ohnmächtig gemacht, daß sie schwer bestraft würden, falls sie einem Kameraden ärztliche Hilfe zuteil werden ließen — ruhig ihrer Arbeit und ihrem Beruf an ihren Landsleuten nachgehen zu lassen . . .?

Nach dem Abendessen, es gibt wie immer schwarze Kascha, ein grobes Graupengericht, sehe ich, daß sich zum erstenmal, seitdem er im Saal liegt, der Mann mit dem Hodenschuß aus dem Bett erhebt. Er kommt breitbeinig auf mich zu und sieht mich an, als habe man ihn aus einem fürchterlichen Traum erweckt.

»Du, sag mal«, hebt er an, »du bist doch ein Gebildeter und mußt das eigentlich wissen — geht das ohne?«

»Was meinst du, Kamerad?« frage ich verwirrt.

»Man hat mir nämlich« — er öffnet seine Unterhose, macht eine kurze, schneidende Bewegung — »nichts mehr, nicht wahr?«

Soll ich ihm die Wahrheit sagen? Ich kann es nicht. »Doch«, sage ich, »ich glaube schon, wenn auch . . . Nur keine Kinder glaube ich . . .«

»So . . .« sagt er heiser, »nur keine Kinder . . .« Er schweigt eine Weile, atmet ein paarmal, zieht ein Bild aus dem Hemd, hält es mir vor die Augen. Ein breites, gutes Mädchen ist darauf — eine richtige Gebärmaschine, würde Brünn sagen.

»Meine Frau«, sagt er kurz. »Wir konnten uns noch keine Kinder leisten, das Geld reichte noch nicht dazu. Aber sie will mal sechs haben, sechs mindestens. Ohne Kinder sei das Leben nichts, sagte sie immer . . .«

Und geht wieder in sein Bett und streckt sich aus und spricht mit niemand mehr, bis man ihn nach Sibirien schickt.

Als man mich am nächsten Morgen ins Verbandzimmer trägt, steht tatsächlich ein österreichischer Regimentsarzt am Tisch, ein graumeliertes, seriöser Herr. »Jetzt kommt unser Jüngster!« sagt die zierliche Schwester und lächelt mir ermutigend zu.

Er wendet sich um und sieht mich eine Weile schweigend an.

»Nun, was ist mit Ihnen?« fragt er dann.

»Ich soll amputiert werden«, sage ich matt.

»Amputiert? Unsinn!« fährt er auf.

Ich mache große Augen, er öffnet den Verband, zieht die Dränröhre heraus, führt ein Instrument in den Schußkanal, schüttelt mißbilligend den Kopf. »Unerhört!« murmelt er vor sich hin. »Womit hat man Sie in letzter Zeit behandelt?«

»Mit Jod, Herr Stabsarzt.«

Ich sehe ihm an, daß er ein scharfes Wort nicht verbissen hätte, wenn die russische Schwester nicht daneben gestanden. »Eine Amputation kommt einstweilen nicht in Frage«, sagt er kurz.

Meine Wunden werden sorgfältig gereinigt, mit nassen Kompressen belegt, nichts weiter. Alles ist halb so schmerzhaft wie bei den früheren Ärzten. Ich bin durch den plötzlichen Umschwung derart erregt, daß ich nach seinen Händen greife. »Schon gut, schon gut«, sagt er barsch: »Der Nächste, bitte . . .«

Ich liege im Bett, als ob man mir gesagt hätte, daß Frieden sei. Ich streichle mein Bein und singe vor mich hin. Ist es möglich, Gott? Ist es auch keine Fieberphantasie? Ich kneife in mein gerettetes Bein, reibe mir die Augen, befühle meine Stirn. Nein, ich bin klar, es ist ja auch Morgen. Und alles, alles ist Wahrheit . . .

Nachmittags kommt Pod. »Ich werde nicht amputiert, Pod!« rufe ich ihm entgegen.

Pod starrt mich an. »Was? Ich dachte, heute?«

»Der österreichische Arzt . . . Unsinn! sagte er, denke dir!«

»Siehst du?« sagt er grimmig. »Sind es nicht Schweine, diese verdammten Feldschers?«

»Nein, Pod! Unser Arzt mit den Glasaugen war ein guter Mensch!«

»Pfeif drauf! Was habe ich von seiner Güte, wenn sie mir ein Gehholz kostet? Mein Gott«, fährt er fort, »das hätte ich früher wissen sollen! Hab mich fast nicht heraufgetraut! Jetzt ist's geschehen, dachte ich immer . . .«

»Paß auf«, sage ich fröhlich, »jetzt werde ich noch mit dir zusammen gesund! Beeil dich nur nicht . . .«

Er lacht. »Ich werd mich hüten! So schön bekommen wir es in Sibirien nicht, fürchte ich fast . . .« Er greift in die Tasche seines Lazarettmantels, zieht zwei Stücke Zucker heraus. »Das schickt dir Schnarrenberg«, sagt er kurz. »Er glaubte auch, daß heute . . . Nun, genug davon!«

»Willst du eine Zigarette, Pod?« frage ich.

»Mensch!« ruft er aus. »Woher dieser Reichtum? Natürlich will ich . . .«

»Ein österreichischer Leutnant hat sie mir gebracht, während ich schlief!«

»Gemüt haben diese Kerle, das muß man ihnen lassen!« sagt Pod gönnerhaft.

Wir qualmen mächtig. »Was ist eigentlich mit dem Mann mit dem Lungenschuß?« frage ich plötzlich.

Pod schüttelt den Kopf. »Ach«, sagt er dann, »das ist nur eine Leiche auf Urlaub . . .«

Endlich steht er auf. »Gehen wir wieder in unsere Kemenate«, sagt er beruhigt. »Übrigens brauche ich nicht mehr auf allen Vieren zu kriechen«, setzt er stolz hinzu.

Ich zwinge ihm ein paar Zigaretten in die Hand. »Gib Bränn und Schnarrenberg auch eine, Pod!«

»Klar!« sagt er kurz. »Schau nur, daß du bald wieder hinunterkommst!«

Am gleichen Abend kommt der österreichische Leutnant, geht zum Holzknecht, setzt sich auf sein Bett. Ich warte eine Weile, rufe dann: »Herr Leutnant, bitte . . .«

Er kommt sofort. »Nun«, sagt er lächelnd, »es scheint Ihnen heute besser zu gehen?«

»Herr Leutnant, ich möchte —«

»Sie sehen fast fröhlich aus!« unterbricht er mich. »Vor ein paar Tagen fürchtete ich ernstlich um Sie . . .«

»Ja, und da haben Sie —«

»Unser Arzt ist tüchtig, nicht wahr?« unterbricht er mich von neuem. »Es ist ein berühmter Wiener Professor. Ich habe mit ihm über Sie gesprochen.«

Ich gebe es auf, meinen Dank anzubringen — er sieht auch nicht aus, wie Leutnants im allgemeinen aussehen, hat einen markanten Künstlerkopf mit zwei prachtvollen Feueraugen. »Und was sagte er?« frage ich gespannt.

»Es sei eine maßlose Schweinerei. Ihre Wunde habe lediglich durch falsche Behandlung diesen gefährlichen Umfang angenommen. Er hofft die Eiterung in drei, vier Tagen beseitigt zu haben. Es wird für Ihren zarten Körper auch höchste Zeit . . .«

Ich schweige, atme heftig. »Demnach würde ich also ganz gesund werden?« frage ich leise.

»Wenn nichts dazwischenkommt, sicherlich . . .«

»Dann«, fahre ich fort, »dann hat also mindestens die Hälfte dieser Armen ihre Glieder ohne zwingende Notwendigkeit verloren?«

»Zweifellos!« sagt er fest. »Mehr als die Hälfte — zwei Drittel nach ärztlichem Urteil.«

Ich schweige wieder. »Sagen Sie, Herr Leutnant —«

»Brehm heiße ich übrigens«, fällt er ein.

»— Herr Leutnant Brehm: Warum durften unsere kriegsgefangenen Ärzte uns nicht selbst behandeln?«

»Das weiß niemand recht«, sagt er gedämpft. »Aber man nimmt an, weil es dann im Verhältnis zu den Russen zu wenig Krüppel bei uns geben würde. Und zu wenig Tote . . .«

Drei Tage später wurde ich hinuntergetragen. Pod und Brunn präsentieren in ihren Betten, als ich wieder einziehe. »Es lebe Öster-

reich!« ruft Pod. Sein gutes Gesicht strahlt wie ein Mond, selbst Schnarrenbergs harte Züge verziehen sich. »Noch immer nichts vom Frieden in den Zeitungen?« begrüßt er mich. »Daß Sie wieder herunterkommen?« sagt der Mann mit dem Lungenschuß. Es klingt fast, als ärgere er sich darüber.

Die zierliche Schwester hat mein altes Bett frei machen lassen. Es ist eine Gräfin Urussoff, Lida mit Vornamen, erfuhr ich durch Leutnant Brehm. Jetzt verstehe ich die hübschen Schühchen, die seidenen Strümpfe, die gepflegten Hände — und die geringen Kenntnisse. Alle Schwestern dieses Lazarets sind Damen der Gesellschaft, viele von ihnen Aristokratinnen. Die große Schwarze, die so kurz angebunden und energisch ist, soll sogar eine Deutschbaltin und nur darum so lieblos mit uns sein, weil man sie sonst geheimer Sympathien und damit bald des Landesverrats beschuldigen würde. Sei es, wie es sei: Mein Bett ist sauber und frisch überzogen, auf dem Nachtkasten stehen sogar ein paar Stiefmütchen. In meiner leeren Konservenbüchse stehen sie.

Um uns hat fast alles gewechselt. Die vier Dragoner aus unserm Schwesterregiment sind fort, zwei kamen nach Sibirien, zwei sind tot, berichtet Pod. Der kleine Blank ist in unsern Saal gekommen, auch das hat er durch die zierliche Schwester erreicht. Von den andern in der Nähe ist lediglich der Mann mit dem Lungenschuß ein alter. Er erzählt mir bereits nach einigen Minuten, daß er nun bald gesund sei.

Meine Wunden machen rasche Fortschritte. Ich kann die Decke schon ohne Grauen heben, kein beißender Verwesungsgeruch schlägt mehr in mein Gesicht. Die Zacken meiner Fieberkurve werden täglich kürzer, die Nächte beginnen traumlos zu werden. Die Wunde am linken Bein, über dem Knie, hat sich bereits geschlossen, der Wundrand am Oberschenkel, am rechten Bein, fängt zu jucken und damit zu heilen an.

Von großem Einfluß auf meine rasche Besserung ist auch meine neue, alte Umwelt. Außerdem hat das furchtbare Brüllen zur Verbandzeit um die Hälfte nachgelassen, seitdem auch hier gefangene Ärzte ordinieren. Und wenn die Verletzungen hier auch im allgemeinen nicht leichter sind, fallen sie doch weniger in die Augen, sieht man sie nicht so unverhüllt im ersten Blick wie im Saal der Amputierten. Gewiß, wenn man beobachtet, wenn man näher hinsieht . . .

Einer liegt schon seit Wochen mit einem Bein auf der Decke. Er liegt auf Wassersäcken, Rücken und Gesäß haben längst keine Haut mehr — jeder Atemzug muß ihm rasende Schmerzen verursachen, denn er wimmert unablässig. Ein anderer mit einem Blasenschuß hat ein langes Rohr unter seiner Decke heraushängen, durch das es schwarz und blutversetzt in eine Schale tröpfelt. Ein dritter hat einen Magenschuß, er kann nichts zu sich nehmen, weil es sofort zum Schußkanal herausträte — wenn seine Wunde nicht vorher heilt, muß er langsam verhungern.

Einem hat ein Granatsplitter das Fleisch von den Nieren gerissen. Er muß vielleicht monatelang auf dem Bauch liegen, seine Nieren liegen offen da und nassen ihre Stoffe fressend in seine Muskeln. Zwei liegen mit zerschossenen Augen in unserm Saal, drei mit fürchterlichen Bauchwunden, zwei mit Mastdarmschüssen, die nie heilen können, weil die Ärzte nicht über die Mittel verfügen, ihre dauernde Verunreinigung zu verhindern. Einem fehlt der ganze Unterkiefer, er wird sein Leben lang durch Röhren ernährt werden müssen . . .

»Schnarrenberg«, frage ich plötzlich, »würden Sie noch einmal schießen können?«

Er fährt betroffen auf. Ich sehe deutlich, daß er mit sich kämpft, daß auch in ihm etwas Neues ringt, aus ihm hervor will — daß es aber zu jung, zu schwach ist.

»Natürlich«, knurrt er böse. »Was denn sonst?«

Wiederum gehen unsere Tage in alter Weise hin: Verbinden, Essen, Schlafen. Trotzdem herrscht eine andere Stimmung bei uns — wir alten Insassen haben das Gefühl, das Schwerste hinter uns zu haben. Wir bekommen jetzt auch Medizinen, irgendwelche Kräftigungs- und Reinigungsmittel, ein und der andere sogar etwas, was die Russen »Slabo« nennen, eine Art Diät, die zwar nur ein elender Brei ist, aber von den geschwächten Mägen doch besser aufgenommen wird als das nationale Volksfutter, die schwarze Kascha.

Hinzu kommt, daß wir in den stillen Nachmittagsstunden die ersten Gehversuche machen. Selbstverständlich machen wir sie nur, wenn niemand im Saal ist und ein Leichtverwundeter an der Tür Schmiere steht, um überraschend kommende Schwestern oder Sanitäter durch irgendwelche Fragen oder Wünsche so lange festzuhalten, bis wir unsere Betten wieder erreicht haben. Nein, wir wol-



len nicht früher nach Sibirien als nötig ist und wissen gut, daß wir erbarmungslos hinaus müssen, sobald uns ein mißgönnder Sanitäter einmal umherlaufen gesehen hat.

Als ich meinen ersten Gehversuch machen will, schiebt mir Pod zwei Krücken unter die Achseln. Ich muß wirklich wie ein Kind von neuem laufen lernen und wenn mich Pod und Blank nicht sorglich hielten, würde ich trotz meiner Krücken wie ein Betrunkener auf den Boden schlagen. Meine Beine sind völlig kraftlos geworden und die Arme nicht minder. Trotzdem üben wir alle — erstens, weil man nie weiß, wann man uns hinausjagt, zweitens aber auch, weil man so gut danach schläft.

Gott, denke ich, in der Heimat wird das alles sachgemäß begonnen und durchgeführt! Dort gibt es Zanderapparate, werden die erschlafften Muskeln elektrisiert, mit kräftigenden Salben einmassiert — hier gibt es nichts, nichts als zwei Krücken aus Bambusrohr, mit Wachstuch überzogen! Und müssen wir uns nicht selbst diese von Amputierten leihen oder stehlen? Ja, hier müssen wir im geheimen trachten, wieder auf unsere Füße zu kommen! Wie viele aber kommen nie wieder dazu, weil sich niemand ihrer dabei annimmt? Und wie viele, die nach kurzen Hilfeleistungen gehen würden wie einst, behalten für ihr Leben steife oder verkürzte Glieder, weil es nicht einmal das primitivste Instrument, die einfachsten Hilfsmittel dafür gibt!

Gewöhnlich ruft Pod nach den Gehversuchen zur Kinostunde. Alles, was in der Nähe wohnt, versammelt sich an seinem Fenster, um jenen hundert Menschen zuzusehen, die in dem warmen Wasser der Moskwa ohne Kleidung baden. Es sind zum größeren Teil ältere Männer und Frauen, aber es sind auch junge, hübsche Mädchen darunter.

»Ein Glas sollte man haben!« sagt Brünn, der große Erotiker.  
»Ein veritables Fernglas . . .«

»Du kannst auch nie genug kriegen, Brünn!« verweist ihn Pod.

»Mensch, stell dir vor, wenn das bei uns Sitte wäre: ohne jeden Fetzen, ohne jedes Feigenblatt!«

»Dann hingst du den Elektriker an den Nagel und würdest Bademeister, was?« ruft ein Neuangekommener. Alles lacht brüllend.

In diesem Augenblick läßt ein dunkelhaariges Mädchen ihre Röcke herunter, bleibt eine Weile hellbeleuchtet in der Sommer-sonne stehen. Sie hat kraftvolle, unverdorbene Glieder und eine bräunliche Haut. Ihr Gesäß ist schwellende Üppigkeit.

»Donnerwetter!« sagt Brünn anerkennend. »Die ist gut bei Schick!«

»Ich mag vorn mehr«, sagt Pod verträumt.

»Weil du nichts verstehst!« fährt Brünn auf. »Vorn darf ein Mädchen nur soviel haben, wie man mit einer Hand umspannen kann — mehr gibt's woanders . . .«

Diesem Ausspruch folgt andächtiges Schweigen. Aller Augen sehen mit eigentümlichem Ausdruck dem jungen Mädchen zu, das langsam in das Wasser steigt, sich bückt, mit flacher Hand die Brust besprengt, langsam im Grün des Wassers untertaucht.

»Mensch, stell dir vor, wir hätten mal wieder so was Molliges in unseren kalten Junggesellenbetten!« ruft Brünn begeistert.

»Man merkt, daß du wieder zu Kräften kommst!« sagt Pod lächelnd.

»Man wird dich bald nach Sibirien schicken — zur Abkühlung!« setzt jemand höhnisch hinzu.

Unsere nachmittägliche Kinostunde verläuft mit Wort und Gegenwort meist allzusehnell. Alle machen mit, nur Schnarrenberg und Blank nicht.

Während aber Schnarrenberg im geheimen hinhört — sich an unseren Gesprächen zu beteiligen, wäre seiner Meinung nach bei seinem Range unmilitärisch — liegt der kleine Blank, das »Mädchen«, mit rotem Kopf in seinem Bett. Man sieht ihm deutlich an, daß er sich krampfhaft bemüht über unsere kräftigen und kräftigenden Dinge hinwegzuhören.

Die Nächte werden immer ruhiger — wenn die zierliche Schwester kommt, findet sie mich schon in völliger Klarheit. Sie spricht fast nie mehr als ihr weiches, flüsterndes »Spatsch« — eines Abends aber, wenige Tage nach meinem Wiedereinzug im Untersaal, setzt sie sich schweigend an mein Bett, sieht mich mit Augen an, in denen verhaltene Qual zu stehen scheint. Schämt sie sich vielleicht? geht es mir durch den Kopf. Wegen meiner Amputationsgeschichte? Und weil es jetzt, nachdem die russischen Ärzte uns nicht mehr behandeln, um die Hälfte stiller bei uns zugeht und alle Heilungen viel rascher vorwärtsschreiten?

»Was ist Ihnen, Schwester?« frage ich leise.

»Ich wollte Ihnen nur sagen . . .«

»Bitte, Schwester!«

»Ich wollte Ihnen nur sagen: Denken Sie nicht schlecht von un-

serem Lande, von unseren Menschen! Er ist nicht böse, der russische Mensch... Er ist nur faul — faul und verhetzt und gleichgültig! Wir sind in allem zurück, weit zurück, das ist es...«

Ich nehme einen Anlauf, ergreife ihre Hand, küsse sie zaghaft.

»O, Sie glauben nicht, wie schwer wir es haben!« bricht sie aus. »Alles ansehen müssen, nichts dagegen vermögen... Jede Freundlichkeit, jede Menschlichkeit wird hinterbracht, kann uns Sibirien oder unsere Güter kosten! Aber ich gebe nicht nach, ich arbeite Tag und Nacht, daß etwas weniger Schande über unser Land komme...«

Endlich, eines Morgens, naht uns trotz aller Gegenwünsche die gefürchtete Stunde. Alle Betten werden frisch bezogen, alle Fenster lange offengehalten, alle Flaschen und Nachtstühle auffällig gründlich gereinigt.

»Potemkin ist hier immer noch nicht ausgestorben!« ruft Pod herüber. »Du sollst sehen: heute kommt die Kommission!«

Er hat recht. Pod hat immer recht, er hat eine Nase für solche Sachen, eine richtige Jagdhundnase. Kurz nach dem Essen tritt das gefürchtete Ereignis ein. Ein Sanitäter stürmt herein, brüllt stierisch: »Achtung!« In der Tür erscheint eine ganze Suite: Ein Generalarzt, drei Unterärzte, ein Haufen Feldschers, ein paar Schwestern. Von unseren Ärzten ist nichts zu sehen.

Es geht von Bett zu Bett. »Aufstehen, aufstehen!« Die Sanitäter geben einem nach dem andern ein Paar Krücken unter die Achseln. »So, versuchen Sie!« sagt der Generalarzt in gehacktem Deutsch. Er hat einen scharfen, vertrockneten Geierkopf. Es klingt als kommandiere er eine Eskadron.

Pod, Brunn und Blank kommen vor mir dran. Als man Pod die Krücken reicht, schüttelt er demütig seinen zottigen Bärenkopf. »Nitschewo...« sagt er freundlich. Es ist sein einziges russisches Wort.

Ein paar Schwestern lachen. Der Generalarzt sieht ihn an, als ob er ihn erschießen lassen müsse. Ein Blick auf seinen herkulischen Körper genügt ihm. »Gut, gut!« ruft er nur. »Der nächste...«

Pod macht sein längstes Gesicht, wirft einen hilfeschreitenden Augenaufschlag herüber. Ich zucke mit den Achseln — was kann ich tun? Das Wesen des kleinen Blank besänftigt den Generalarzt

wieder. Blank nimmt die dargereichten Krücken achtsam an, geht zwei-, dreimal artig in seinem Bettgang auf und ab. »Gut, gut! Der nächste . . .«

Bei Brünn gibt es neuen Ärger. Er schlägt im gleichen Augenblick, als er die Krücken unter seinen Achseln fühlt und die Sanitäter ihn ohne Stütze stehenlassen, in seiner ganzen Länge auf den Bauch und schreit erbärmlich — als ob er am Spieß stäke. Man hebt ihn auf, sieht seine Wunde an, sie ist geschlossen. »Wann gekommen?« fragt der Geierkopf. Die schwarze Schwester meldet, daß er schon drei Monate hier liege. »Gut, gut!« sagt der Gewaltige erfreut. »Gut, gut!« Brünn grinst ihm nach.

Ich bin der nächste. »Aufstehen, aufstehen!« Ich erhebe mich mühsam. »Kastille, Kastille!« ruft der Generalarzt. Man hebt mir die Arme, schieb mir Krücken unter die Achseln, läßt mich allein stehen. Vor meinen Augen dreht sich alles, mein rechtes Bein baumelt wie ein Uhrpendel, ich kann es beim besten Willen noch nicht auf den Boden setzen. »Gehen, gehen!« ruft der Geierkopf. Ich setze langsam mein linkes Bein voran, torkelte wie ein Betrunkener hin und her. »Vorwärts, vorwärts!«

In diesem Augenblick tritt die zierliche Schwester vor. »Er hat das Bett noch nie verlassen, Euer Höchstwohlgeboren!« sagt sie tapfer.

»O«, lacht er dröhnend, »beim zweitenmal läuft er schon wie ein Barsoi!«

»Aber er ist unglaublich schwach, Euer Exzellenz!«

»Danke, sehe selbst, bin Arzt! Übrigens braucht er gar nicht laufen können, er wird ja gefahren, wochenlang — bis nach Sibirien! Bis dahin hat er sich längst erholt! Nein, nein, gut, gut! Wir brauchen Platz, Platz brauchen wir! Der nächste . . .«

An dem Mann mit dem Lungenschuß geht er nach kurzem Blick vorüber. »Herrgott«, flüstert der vor sich hin, »Herrgott . . . und ich? Was ist denn mit mir? Ich möchte doch heraus! Ich bin doch bald gesund . . . Warum . . . warum geht er denn . . . an mir vorüber . . .?«

»Kotzdonner, jetzt ist es gleich!« sagte Pod nachmittags. »Jetzt brauchen wir nicht länger heimlich tun! Ich gehe auf den Hof und setze mich ein wenig in die Sonne!«

Nach drei, vier Tagen bin auch ich so weit, um mit Pods und Brünns Hilfe auf den Hof zu können. Die Treppe bereitet zwar

noch einige Hindernisse, aber das Locken der hellen Sonne überwindet alles.

Vom ersten Absatz der Treppe, an dem ich lange Atem holen muß, bietet sich ein ungeahnter Anblick: Vor unseren Augen liegt der Kreml! Riesige Mauern schließen hundert Kuppeln ein, giftgrüne, reingoldene, himmelblaue, in allen Formen. Ich sehe sie zum erstenmal und eine Flut von einst Gehörtem und Gelesenem wacht in mir auf. Aber es wird nichts klarer in mir bei diesem Anblick, es ist eher, als ob das Geheimnis dieses Landes mir noch undurchdringlicher, die Fremdheit dieses Lebens mir noch unbegreiflicher werde.

»Dort drinnen soll so viel Gold liegen, daß man alles Elend damit aus der Welt schaffen könnte!« sagt Brünn.

Ich zucke die Achseln. Was soll ich dazu sagen? Ich würde mir über das, was sein Bild in mir weckt, auch nicht klarer werden, wenn ich es tagelang betrachtete, fühle mich hingezogen und abgestoßen und weiß für beides keine Gründe. Rührt es von meiner Blutmischung, von meinem mütterlichen Erbteil her? »Kommt, laßt uns an die Sonne gehen!« sage ich endlich.

Im Hof stoße ich sogleich auf Leutnant Brehm. Eine Granate hat aus einem seiner Füße einen Klumpfuß gemacht, er geht, das linke Bein nachziehend, am Stock einher und kommt sofort auf mich zu.

»Nun«, sagt er herzlich, »zum erstenmal an der Sonne? Das bringt einen mehr voran als vier Wochen Bettruhe! Aber warten Sie, ich hole Ihnen einen Sessel . . .«

Er kommt mit einem Stuhl zurück, läßt mich langsam hineinsinken, setzt sich neben mich auf eine Bank. Pod und Brünn humpeln, sich gegenseitig stützend, über den Kasernenhof, legen ihre Gesichter nebeneinander an das Gitter, das den ganzen Platz umschließt. Es begrenzt eine Straße, in der mit starken Farben das Leben Moskaus pulst, in der es für geschärfte, ausgehungerte Augen unglaublich viel zu sehen gibt: Kutscher und Polizisten, Arbeiter und — Mädchen . . .

»Sie haben die Kommission gehabt?« fragt Brehm.

»Ja, kürzlich. Es war ein Schauspiel.«

»Dann geht es bald fort.«

»Nach Sibirien, nicht wahr?«

»Ja, nach Sibirien. Obwohl ausdrücklich ausgemacht wurde, daß kein Gefangener nach Sibirien gebracht werden dürfe!«

»Das darf also gar nicht sein?«

»Nein, natürlich nicht. Aber fragt Rußland nach Abmachungen? Es ist und bleibt das Reich der Willkür — heute wie vor dreihundert Jahren!«

»Und warum traf man diese Abmachungen?«

»Weil das Klima Sibiriens für Mitteleuropäer unerträglich ist! Im Winter fünfzig Grad Kälte, im Sommer fünfzig Grad Hitze — wer hält das aus? Nein, sprechen wir von etwas anderem, weswegen sollen Sie sich heute schon den Kopf damit beschweren?«

Ich nicke nur. Wie wohl die Sonne tut! Ich strecke meine Hände in die Strahlen, spreize die Finger, balle sie wieder. Mein Gott, es sind rechte Spinnenfinger geworden — weiß, faltig, blutleer. Ihre Haut kann man in langen Streifen abziehen.

Nach einer Weile läßt er mich allein. Ein deutscher Gardeoffizier, ein langer, überschlanke Mensch, Klemt mit Namen, spricht mich an. Wir wechseln ein paar Sätze, er erkundigt sich mit wohlthuender Wärme nach meiner Wunde, meinem Zustand. »Sie haben ein Schweineglück gehabt! Aber warum kommen Sie eigentlich nicht zu uns? In den Offizierssaal?« fragt er zum Schluß.

»Nein«, sage ich rasch. »Ich habe Kameraden — Kameraden, die wie Brüder für mich sorgen! Ich möchte bei Ihnen bleiben, solange es möglich ist. Mit meinen Sprechkenntnissen kann ich ihnen manches nützen. Und sie haben niemand sonst, der ihnen helfen könnte...«

Ich dehne mich und träume vor mich hin Moskau — Kreml — Sibirien. Ist es nicht wirklich traumhaft? Plötzlich öffnet sich das Gittertor und ein Krankenwagen prescht über den Kies. Zwei herrliche Orloffs traben stehend an mir vorüber, machen eine elegante Schleife, halten zwei Schritte vor mir an.

Der lang vermißte Geruch von Schweiß und Pferdehaar dringt auf mich ein. Gibt es ein schöneres Symbol für mich an meinem ersten Sonntag, auf meinem ersten Ausgang? Die Pferde bleiben eine ganze Stunde vor mir stehen. Ihre glockigen Hufe schlagen hin und wieder den Kies, ihre prunkvollen Kreuzkopfgeschirre klirren zu ihrem Nicken.

Ich rühre mich nicht. Meine Augen gleiten über jeden Fleck ihrer edlen Leiber, von ihren eckig gespannten Nüstern bis zu ihrem Schweifhaar, das sich fast auf den Boden legt. Ich möchte gern meine Finger auf ihre Gamaschen legen, aber ich kann ohne Hilfe noch nicht stehen, würde vom leichtesten Druck ihrer Köpfe umfallen.

Nein, darauf muß ich verzichten. Aber meine Augen trachten das auszugleichen, suchen ihre Körper gleichsam zentimeterweise ab. Es ist jener berühmte Schlag, der durch Rußlands Schlittenrennen berühmt geworden ist. Sie haben hakige Rammsnasen, gesenkte Rücken, stählerne Brustkörbe, bärentatige Fesseln. Ihre großen Augen sehen mich unverwandt an, ihre feinen Ohren spielen mir horchend zu »Zelle, alte Remonte aus der Abteilung Z...« denke ich unvermittelt.

Und sauge den Geruch ihres Schweißes wie ein belebendes Elixier. Und greife langsam, langsam, zu meinem rechten Bein hinab. Ja, es ist noch da. Ich habe es noch. Ich bin reich: Ich werde wieder reiten können . . .

In der folgenden Nacht starb der Mann mit dem Lungenschuß. Er starb ganz still und unbemerkt. Als ich morgens aufwache, sehe ich, daß er mit offenem Mund voller rosiger, getrockneter Schaumbläschen im Bett liegt. Später erfahre ich, daß er sich beschwert und um nachträgliche Gesundheitschreibung ersucht hat, weil die Kommission ihn übergangen habe. Er sei jetzt fast gesund und möchte gern hinaus, habe er als Gründe angeführt.

Ich nehme meine Krücken, um solange hinauszugehen, bis man ihn fortgetragen hat — es ist fast, als ob mir sein nörgelndes, alles besser wissendes Wesen fehle. Ich mache diesen Gang übrigens jeden Morgen, sobald ich erwache. Nein, lieber schleppe ich mich mit Schmerzen auf den Abort im Halbstock, als noch länger diesen Nachtstuhl zu benutzen, der fast nie gereinigt wird, dabei meist derart voll ist, daß man ihn auch gar nicht benutzen kann.

Gewiß, auch das liegt hinter mir. O, es ist nichts Geringes, was damit aufhört! Im Anfang trieb es mich fast zur Verzweiflung, im Beisein aller und von zwei Mann gestützt auf diesem Stuhl sitzen zu müssen — dann gewöhnte ich mich daran, wie man sich eben an alles gewöhnt. Aber eine neue Hölle ist an seine Stelle getreten: Dieser Gang an sich! Er ist schwer und mühsam, das würde nichts machen. Aber er ist ein Gang durch Totenreihen, das ist es . . .

Die große Morgenreinigung beginnt immer erst gegen acht Uhr. Erst um acht Uhr werden die Betten nachgesehen, die neuen Toten fortgetragen. Wenn ich gehe — gehen muß —, liegen sie noch alle, wie sie starben. Und es vergeht kein Morgen, an dem ich nicht an zehn, zwölf Toten vorüber muß, um durch den langen Saal an die Tür zu gelangen. Oft strecken sie ihre im Tod verkrampften

Arme oder Beine so weit in den Gang hinaus, daß man sich kaum zwischen ihnen hindurchschlängeln kann. Manche liegen nackt auf dem Boden, manche hängen halb aus dem Bett heraus, viele haben blutige Mäuler, im letzten Schrei erstarrt. Fast alle aber haben offene Augen, sehen einem mit ihren glasigen Pupillen seltsam nach. Denn die Sanitäter kümmern sich von dem Augenblick an, in dem sie erfahren, daß jemand sterben wird, nicht mehr um ihn, lassen ihn sterben, wie er muß und kann — unter tausend Menschen und dennoch wie ein Wildtier auf dem Felde . . .

Mittags berichtet uns die schwarze Schwester, daß der Befehl zum Abtransport gekommen sei. Morgen in aller Frühe . . . Sie sagt es kurz und bündig, mir aber ist es, als ob es dabei um ihre schönen Lippen zucke. »Haben Sie noch einen Wunsch?« fragt sie mich.

Ich kämpfe ein wenig. Ich hätte gern etwas, aber ich weiß, daß es verboten ist, daß sie es nicht erfüllen darf. »Ich hätte gern ein Messer«, sagte ich zaghaft, »ein kleines Taschenmesserchen. Wir können unser Brot nicht einmal schneiden . . .«

»Das ist für Kriegsgefangene verboten!« sagt sie kurz und geht.

Sollte ich mich doch getäuscht haben? Nun, sei es . . . Im nächsten Augenblick kommt Pod herüber. »Jetzt hat es also eingeschlagen!« sagt er finster. »Ein Glück, daß wir zusammen bleiben! Aber was ich sagen wollte«, fährt er fort, »ich möchte gern Russisch lernen. Ich brauche es auf dem Transport — man kommt mit Leuten zusammen, nicht wahr? Willst du es mir beibringen?«

»Gewiß, Pod. Ich werde von den Offizieren ein paar Hefte holen, vielleicht auch ein russisches Lehrbuch, dann können wir bald anfangen!«

»Lehrbuch?« fragt Pod erstaunt. »Wozu brauche ich ein Lehrbuch? Papier habe ich genug . . .« Er zieht einen schmutzigen Zettel heraus, macht seinen Bleistift naß. »Was heißt Hunger?« fragt er diktatorisch.

»Golod«, sage ich.

»Golod«, wiederholt er, nimmt den Bleistift, schreibt: Hunger — Golod.

»Fleisch?« fragt er.

»Mjassa.«

»Mjassa«, sagt er, schreibt: Fleisch — Mjassa.

»Brot?« fragt er weiter.



»Chljeb.«

»Chljeb.« Er schreibt. »Butter?« fragt er dann.

»Masslo.«

»Masslo . . . Eier?«

»Jeiza.«

»Jeiza . . . Kein Geld?«

»Djängi njetu . . .«

Djängi njetu — kein Geld! schreibt er mit großen Zügen auf seinen Zettel und faltet ihn mit Sorgfalt in die alten Kniffe und steht auf. »Danke«, sagte er. »Das genügt mir. Damit komme ich aus. Mehr brauche ich von dieser gottverdammten Sprache nicht zu wissen . . .«

Kaum ist die morgendliche Totensäuberung vorüber, als auch die Sanitäter schon mit großen Säcken kommen. Sie sehen nach den Nummern unserer Tafeln und werfen jedem von uns »Gesunden« einen der Säcke vor das Bett. All unsere Kleider sind darin, von den Stiefeln bis zur Mütze, wie man sie uns am Tag der Einlieferung abnahm.

»Vorwärts! Aufstehen! Anziehen!« Wir kriechen etwas gedrückt aus unseren Decken, aber als wir die Säcke geleert und unsere alten Uniformen vor uns ausgebreitet haben, hebt sich unsere Stimmung rasch. Es ist, als ob mit unsern Reitstiefeln und Waffenröcken wieder ein Stück jenes harten und männlichen Geistes in uns einziehe, den wir alle besaßen, als wir noch gesund und hoffnungsvoll in ihnen staken, den wir in den Zeiten der Krücken und schlep-penden Lazarettmäntel oft vermißt und wohl auch zum größten Teil verloren hatten. Vielleicht spielt auch das Gefühl mit, für immer Schmerzen und Bettliegen hinter sich zu haben, wieder Soldat zu sein — und wenn uns auch nichts Gutes erwartet, kommen wir doch wieder hinaus, unter andere Menschen als Jammernde und Sterbende. Ja, jetzt werden wir wieder andere Worte hören als Rufe nach Schwestern und Sanitätern, andere Dinge sehen als Wunden und Eiter und Tod.

Unser Unterzeug ist zwar gewaschen, aber nicht geflickt, an den Reithosen und Röcken klaffen noch die von den Kugeln gerissenen Löcher. »Laßt nur«, sagt der kleine Blank, das Mädchen«. »Ich kann gut nähen — das stopfe ich euch alles zu!«

Beim Anziehen meiner Reitstiefel hilft mir Pod. Es ist eine schwierige Sache, weil mein rechtes Bein noch keinerlei Gegendruck ver-

tragen oder gar ausüben kann. Endlich sitzen wir alle fertig auf den Betten, sehen mit verwunderten Augen von einem zum andern. Irgendwas hat uns grundlegend verändert. Die lauten Witze Brünns verstummen, Pod sagt plötzlich wieder »Fähnrich« und »Sie«, Schnarrenberg sitzt sogar ein wenig abgesondert. Als ob die Tressen und Knöpfe mit einemmal wieder zu ihrer alten Macht gelangt wären, sieht es aus.

Ich rufe Pod dreimal aus keinem andern Grund, als um ihn mit sorglicher Betonung »Pod« und »Du« zu nennen, um ihm damit zu sagen, daß . . . »Pod«, sage ich endlich, »bin ich jetzt ein anderer als vor zwei Stunden?«

»Ja, Fähnrich.«

»Wieso?«

»In den verdammten Lazarettmänteln waren wir alle gleich, jetzt aber . . .«

»Ich will aber keine Veränderung zwischen uns, Dragoner Podbielski!« sagte ich ärgerlich.

»Zu Befehl, Herr Fähnrich!« sagte er lachend. Und ist der alte.

Wir haben nichts zu tragen, als was wir auf dem Leibe haben. Ich habe nicht einmal eine Mütze auf — weil ich einen Offiziershelm trug, hat ihn mir ein Kosakenoffizier alsbald als Kriegsan denken abgenommen. Übrigens hat man vielen ein oder das andere Kleidungsstück während der Aufbewahrungszeit aus den Säcken gestohlen. Ein paar treten in Unterhosen an, ein paar in Hemdsärmeln, kein Mensch denkt daran, ihnen Ersatzstücke zu geben. Im Hof erwarten uns ein paar Wachtposten mit aufgepflanzten Bajonetten. »Mensch, nehmt doch noch ein paar Geschütze mit!« ruft Brunn.

Am Tor steht Leutnant Brehm. Er drückt mir beide Hände, sagt schließlich: »Ich möchte Ihnen noch etwas auf die Fahrt mitgeben!« Es ist ein Zehnrubelschein, ein Vermögen für mich, für uns alle — es ist fraglich, ob im ganzen Transport eine Kopeke steckt. »Rückzahlbar in der Heimat!« sagt er lächelnd. Ich kann nicht antworten, ich kann nur seine Hände noch fester drücken, als er es tut.

Wir sollen gerade abmarschieren, als die zierliche Schwester die Treppe heruntereilt. »Wo ist der Junker?« höre ich sie rufen. »Dort, dort!« »Hier, hier!« brüllt Pod.

Ich stehe zwischen Pod und Brunn. Sie tritt vor uns hin, gibt jedem von uns einen Silberrubel, sieht mich lange an. »Ich wünsche

Ihnen Glück und Gesundheit!« sagt sie leise, bastelt an ihrer Schürze, schiebt mir ein kleines Päckchen in die Tasche. »Es ist von Ihrer schwarzen Schwester!« sagt sie hastig. Ihre Augen schwimmen, ihre Hand zittert. »Vergessen Sie nie, was ich Ihnen einmal sagte — was auch kommen möge!« stößt sie aus.

»Po tsethiri — zu vieren!« brüllt in diesem Augenblick ein Starschi, ein Feldwebel. Sie reißt sich los, eilt fliegend fort. Pod, ich, Brünn, Blank formieren uns zu einer Reihe. Im Glied vor uns stehen Schmidt I und Schnarrenberg. Von den andern unseres Regiments ist niemand mitgekommen. Wir sind vielleicht für immer getrennt.

Das Gittertor öffnet sich. Wir marschieren hinaus. Die Straße, das Leben nimmt uns wieder auf. Aber es ist bald zu Ende mit dem Marschieren. Einer nach dem andern bleibt zurück, der Zug wird immer größer, immer zerrissener. Es ist ein heißer Herbsttag, allen sind die schweren Stiefel ungewohnt, viele sind wie ich bis heute morgen kaum etwas gegangen. Die Achselhöhlen beginnen von den Krücken zu schmerzen, die langen Stiefel ziehen wie Gewichte an den Füßen. »Kinder, ich muß mich ein bißchen setzen«, sage ich endlich. Ich bin nicht der einzige, hier und dort sitzen ein paar auf dem Randstein — blaß, elend, schnaufend.

Wir setzen uns zu viert in eine Reihe. Die Steine sind warm, es tut verdammt wohl. Vor uns preschen kleine Kutschwagen, rollen volle Straßenbahnen, gehen buntgekleidete Frauen. Brünn will gerade einen Witz über ein dickes Bauernweib vom Stapel lassen, als einer der Wachtposten mir von hinten mit dem Kolben in den Rücken stößt. »Mach vorwärts, deutscher Teufel!«

Pod springt empor, als ob man ihn gebissen hätte. »Du hast wohl lange keine Kaldaunen gekotzt, was?« brüllt er los. »Willst arme Krüppel schlagen?« Es gibt einen Auflauf, alle Frauen nehmen unsere Partei.

Pod redet treuherzig drauflos — was heißt in diesem Fall, daß er nicht Russisch kann? Sein Zeigen auf unsere Krücken und Wunden, seinen beschwörenden Stimmklang versteht alles — wer könnte im übrigen seinen Bernhardineraugen widerstehen?

Als Brünn zudem in kluger Ausnützung das Wort »Hunger« dazwischenwirft, das Kronwort des inzwischen berühmt gewordenen Dolmetscherzettels, dazu die Mütze zieht und vor sich hält, greift alles aus dem Auflauf in die Taschen, plätschert ein

kräftiger Kopekenstrom hinein. »Vierzig Kopeken!« sagt er grin- send. »Kotzdonner, dieses Schauspiel sollten wir an jeder Straßenecke wiederholen!«

Alle freuen sich, nur Schnarrenberg schnaubt. »Ich finde, daß Sie Ihre Uniform vergessen, Brüninghaus!« sagt er scharf.

Um Mittag kommen die letzten Häuser, läuft die Straße auf ein Kartoffelfeld hinaus. An einem Bauernhause machen wir erlaubte Rast und lassen uns auf einer Wiese nieder. Ich teile meine letzten Zigaretten aus, aber obwohl wir alle todmüde sind, ist unsere Stimmung eigentlich fröhlich. Brünn findet in solchen Augenblicken meist das rechte Wort für alle. »Mag kommen, was will!« ruft er. »Es ist hier auf jeden Fall schöner als in der großen Jammerkiste!«

Unsere Etappen werden immer kleiner. Man gibt uns nichts zu essen, läßt uns jedoch den Durst an Brunnen löschen. »Ich nage bald einen von diesen Posten an!« grollt Pod. Die Wachen haben es längst aufgegeben, uns voranzutreiben. Sehen sie selbst, daß es unmöglich ist? Unsere Achselhöhlen brennen, als ob glühende Kohlen auf den Krückenbügeln lägen, unsere des Laufens auf harten Straßen ungewohnten Füße sind voller Blasen. »Es sind und bleiben Schweine, diese Russen!« sagt Schnarrenberg überzeugt. »Hätten sie nicht wenigstens ein paar Panjewagen für uns requirieren können?«

»Oder ein paar Luxusautomobile?« setzt Brünn hinzu.

Endlich, gegen Abend, als wir einen Bahndamm kreuzen, sehen wir vor uns ein kleines Barackenlager, von einer hohen Bretterplanke eingezäunt — in seinem Hofraum wimmelt es von Menschen. »Das ist Ugrieschkaja, der große Sammelplatz!« sage ich. »Bißchen Liliput!« meint Brünn. »Wir werden uns mit unsern Krücken in diesem Loch kaum richtig drehen können!« nickt Pod.

Das Tor öffnet sich. Man zählt uns ab. »Bei Gott — es stimmt! Keiner ist ihnen davongerannt!« sagt Brünn spöttisch. Man führt uns in eine Baracke, die für hundert Mann Platz hat, und überläßt uns unserm Schicksal. Was macht es den Russen aus, daß wir zweihundert sind?

»Die Leichtverwundeten zur Seite treten!« ruft Schnarrenberg, der Rangälteste des Transports, mit seiner Kommandostimme. Er hat recht, er will wenigstens den Schwerverwundeten eine Liegestatt verschaffen.

»Halt deine Fresse!« rufen ein paar Stimmen aus dem Hintergrund. »Wir sind hier nicht mehr auf dem Kasernenhof – verstanden?« Ich humple rasch an seine Seite. »Regen Sie sich nicht auf, Schnarrenberg!« sage ich hastig. »Es geht auch so . . .«

Er hängt in seinen Krücken, als ob er fallen müsse. Sein derbes Soldatengesicht ist kalkweiß. »Was ist das, Fähnrich?« keucht er. »Was riefen sie?« »Nichts, Schnarrenberg, nichts – kommen Sie jetzt mit mir . . .«

Pod hat sich inzwischen derart über eine Pritsche gelegt, daß es genügend Platz für uns alle gibt, wenn wir uns etwas schmal machen. Gerade, als ich mit Schnarrenberg durch das Gedränge komme, höre ich ihn mit seiner tiefen Stimme in aller Ruhe sagen: »Du hast wohl lange keine Zähne gespuckt, was? Der Platz hier ist für meinen Junker – und damit basta!«

Ich lege mich an seine Seite und fühle dabei etwas Hartes in meiner Tasche. Ich hole es heraus, es ist das Päckchen von der schwarzen Schwester. Ich mache es auf, es ist ein kleines, braunes Taschenmesser.

Als ich erwache, ist es heller Morgen. Pod sitzt bereits mit nacktem Oberkörper neben mir, emsig vornübergebeugt, das Hemd auf den Knien. »Verflucht und zugenäht«, begrüßt er mich. »Hast du schlafen können?«

»Ja, Pod. Ich war entsetzlich müde.«

»Ich brachte es nicht fertig. Nach ein paar Stunden biß es mich bereits, als ob ich in einem Ameisenhaufen läge. Jetzt geht es wieder los mit dem verdammten Kleingetier – einen Vorposten mit zehn Mann Besatzung habe ich schon aufgerollt.«

Wir fühlen uns am ganzen Leib zerschlagen. Nach unsern Strohsäcken sind wir noch nicht gewohnt, in allen Kleidern auf hartem Holz zu liegen, ohne Kissen und Decken. Hinzukommt, daß wir wegen unserer Wunden alle nur auf einer Seite liegen, nie unsere Lage wechseln können. Und was das bedeutet . . .

Ich rutsche langsam von der Pritsche. »Gibt es irgendwo Wasser, Pod?«

»Nein, mein Sohn. Man wäscht sich mit dem Teewasser, habe ich gehört. Das ersetzt die Seife. Übrigens wird dies Lager nicht von einem Mann kommandiert, sondern von einem Weibsbild – einer Tschechin.«

»Wieso das?«

»Haha, weil sie die Hosen an hat, nicht ihr Herr Gemahl! Es soll ein Biest sein . . . Sie verlangt, daß alle Tressen und Rangabzeichen abgelegt werden, wechselt deutsches Geld zum Preis von 60 Pfennig für 1 Mark, behält außerdem die Hälfte unseres Verpflegungsgeldes für sich ein! Echt russisch, was?«

In Ugrieschkaja werden alle möglichen Nationalitäten aussortiert: Sämtliche Slawen, aber auch Rumänen, Italiener, Polen aus dem österreichischen, außerdem Elsässer und Schleswig-Holsteiner aus dem deutschen Heer. Warum, wieso? fragen wir. Diese Leute kommen in bessere Lager, sagt man uns. »Das wäre eine Gelegenheit«, meint Brünn, »ich bin von der dänischen Küste daheim!« Pfuirufe ließen ihn verstummen. »Weißt du nicht, daß es Verrat wäre?« rief ihm jemand zu. »Für Dänemark sollst du später stimmen, dummer Kerl! Meinst du, man gibt dir was umsonst?«

»Ich hab ja nur gemeint . . .« murmelte Brünn verlegen.

Ich sehe mich derweil im Schuppen um. Ugrieschkaja ist für die Menge derer, die hier oft monatelang den Abtransport nach Sibirien oder Turkestan erwarten müssen, viel zu klein. Den Hauptplatz füllt ein dunkler Schuppen mit durchlaufenden Bretterpritschen aus, unseren Liegestätten. In der Mitte erhebt sich ein freies Podium, aus irgendeinem dunkeln Grund von den Soldaten »Kikeriki« genannt. Auf ihm stehen ein paar Reihen eiserner Kasernenbettstellen mit Brettern, gleichfalls ohne Strocksack oder Decken. Das sind die Liegeplätze für die gefangenen Offiziere.

Ich streife rund um dieses Podium herum — vielleicht entdecke ich einen Kameraden vom Regiment? Aber ich habe kein Glück, es sind meistens Österreicher und Ungarn, nur zwei deutsche Offiziere sitzen abgesondert in einer Ecke — keine bekannte Uniform, kein bekanntes Gesicht. Als ich an meinen Platz zurückkehre, kommt Blank gerade mit dem Tee, einer trüben, gelblichen Brühe, die nur darum gut tut, weil sie heiß ist und wir das Frieren der Nacht ohne innere Erwärmung nicht aus den Knochen bringen würden.

Überall herrscht eine dicke, feuchte, beißende Luft — es ist jener Geruch, der einem zuweilen aus dichtbevölkerten Zigeunerwagen entgegenschlägt. Wie kann es anders sein? Die meisten hausen schon seit Wochen auf diesen Pritschen, ungewaschen und ohne die Kleider auch nur eine Nacht vom Leibe gebracht zu haben, viele mit

offenen Wunden — alle bis an den Hals voll Ungeziefer. Manche haben stinkende Verbände an den Gliedern, es gibt nichts, um sie einmal wechseln zu können, manche laufen halbnackt herum, weil man während der Lazarettzeit einen Teil ihrer Sachen stahl, manche sind bereits im letzten Stadium schwindsüchtig. Die Ungewißheit, was mit uns werden soll, beginnt sich wie ein Alp auf uns zu legen. Wenn wir nur erst wüßten . . .

Wir trinken unsern Tee mit Eile, um noch einen Topf empfangen und uns damit waschen zu können. »Vor allem müssen wir für unseren ›Beritt‹ einen Teekessel erstehen!« sagt Brünn. »Ja, der muß als erstes erworben werden, ohne einen Tscheinik ist man in Rußland nichts . . .«, pflichtete ich bei.

»Wenn wir nur noch ein paar Zigaretten hätten!« seufzt Brünn weiter. »Alles ist zu ertragen, wenn einem die Zigarette im Mundwinkel hängt . . .« »Sobald wir hinauskommen, Brünn!« tröste ich. »Sind wir nicht reich?«

»Ich habe vorhin jemand mit einer hübschen Extramütze gesehen«, sagt Pod. »Sie würde für dich passen, Junker! Soll ich sie ihm abhandeln? Du kannst doch nicht dein ganzes Leben ohne Lau-sewärmer herumlaufen?« »Gut, Pod.«

Er kommt bald darauf mit einer guterhaltenen Schirmmütze zurück. »Ein Silberrubel!« sagt er strahlend. »Sie ist zwar nur von einem Sandläufer«, setzt er hinzu, steckt seine Fäuste hinein und weitet sie, bis sie mir paßt.

»Ob dieses Dasein uns einen Vorgesmack von unserem zukünftigen Lagerleben geben soll?« fragt der kleine Blank. Man hört ihm an, daß er deprimiert ist.

»Nein«, sage ich entschieden. »Das glaube ich nicht. Das wäre doch . . . Nein, das ist nur ein Übergang. In diesem Riesenreich an Raum zu sparen — wäre das nicht widersinnig?«

»Wir würden auch in kurzer Zeit verreckt sein!« murmelt Pod.

»Ja«, stimmt Blank bei, »jetzt ist es Herbst, jetzt kann man es zur Not aushalten. Man sagte mir aber, daß dieser Schuppen auch im Winter als Sammellager dient — bei fünfzig Grad Kälte!«

»Dann sind auf diesen Brettern schon Tausende erfroren!« murmelt Pod.

Nach einer Weile kommt Brünn von einem Erkundungsritt zurück. »Kinder«, sagt er, »wir haben Glück! Die ersten hocken schon

seit fünf Wochen hier. Mit uns wurde der nächste Transport vollzählig. In drei Tagen soll es weitergehen . . .«

»Wohin?« fragt Schnarrenberg. Es ist sein erstes Wort seit gestern abend.

»Frau Kommandant sagt: Nach Sibirien!« antwortete Brünninghaus.



1916

Am vierten Morgen wurden die Barackenältesten zum Kommandanten gerufen. Geht es wirklich los? Als Schnarrenberg zurückkommt, sieht sein finsternes Gesicht fast fröhlich aus. »Gott sei Dank!« sagt er aufatmend. »Es geht weiter!« Er tritt mit neuer Straffheit in die Mitte unserer Abteilung und ruft mit seiner scharfen, aufrüttelnden Stimme: »Zum Abmarsch fertigmachen! In zwei Gliedern antreten!«

Wir nehmen unsere Krücken unter unsere Achseln und stellen uns auf. Pod hat an einem Strick den Tscheinik am Leib hängen und steht wie eine Säule am rechten Flügel. Bis Mittag stehen wir im Hof, ohne daß sich jemand um uns kümmert. Auf Schnarrenberg spritzen von allen Seiten böse Rufe. Er beißt sich auf die Lippen, und seine Fröhlichkeit ist rasch verflogen. Nein, er kann nichts dafür — wer aber ist hier noch gerecht?

Endlich erscheint die Kommandantin, ein spitznasiges Frauenzimmer. »Will jemand noch sein Geld einwechseln?« fragt sie süß.

»Nee, küß die Hand, Madam!« sagt Brünn vernehmlich.

Im zweiten Glied lachen ein paar.

»Hol euch der Teufel kreuzweis!« sagt die zarte Frau und räumt die Stellung.

Um drei Uhr öffnet sich das große Tor und unser Trupp kriecht raupenhaft hinaus. Am Bahndamm steht ein Zug mit fünfzig, sechzig Viehwaggonen. »Wir müssen sehen, daß wir auf die Beletage kommen!« sagt Brünn. Er meint damit die obere Pritsche.

Dicht vor den Waggonen halten wir. »Zu vierzig abzählen!« ruft Schnarrenberg. »Halt, halt, was ist . . .?« Er ruft umsonst. Der Trupp zerfällt mit einem Schlag in tausend Kämpfer, die mitleidlos die Wagen stürmen, mit Fußritten und Faustschlägen die oberen Pritschen zu erringen suchen.

Wir brauchen uns nicht zu eilen, wir haben unsern Pod. Er sitzt als erster auf der Oberpritsche eines Wagens und ruft mit seiner tiefen Stimme: »Wer hier heraufsteigt, soll vorher seine Knochen numerieren!«

Es gibt vier Pritschen in einer russischen Tjepluschka, zwei obere,

zwei untere, rechts und links der Schiebetüren. »Vierzig durch vier ergibt nach Adam Riese zehn pro Pritsche!« verkündet Brunn. »Verflucht und angespien — sind wir Heringe?«

O, er hat recht. Ein solcher Platz reicht kaum für sechs, zehn faßt er nur, wenn alle nach einer Seite liegen und sich nicht rühren. Aber wir oberen haben rechts und links zwei kleine Fenster und können etwas sehen. Den unten Liegenden fällt durch die Ritzen unserer Liegebretter Staub und Ungeziefer in die Augen, außerdem hausen sie stets in halber Nacht. Aber es gibt kein Erbarmen: Am Ende liegen alle Starken und Gesunden auf den oberen Plätzen, verkriechen sich die Kranken und Verwundeten in die dunklen Löcher, die niemand wollte.

Abends kommt ein Trupp Wachtsoldaten anmarschiert. In jeden Wagen steigt ein Schwerebewaffneter, nimmt sich den besten Platz, schiebt die Zunächstliegenden mit Kolbenstößen auf die Seite.

»Macht's euch nicht so bequem, ihr Schweine!«

In unserm Waggon haust ein bunter Mischmasch. Ungarn und Wiener, Steiermärker und Tiroler, zwei derbe Bayern, ein Sachse, ein Berliner, zwei Wasserratten und die Kameraden vom Regiment. Im Winkel hausen vier Galizier, kleine starknasige Juden mit Korkzieherlöckchen, höfliche und gefällige Leutchen, deren seltsame Sprache ergötzlich zu uns heraufklingt.

Die Sonne geht schon unter, als eine große Naphthalokomotive über die Weichen rattert. Es ruckt ein paarmal, dann geht es vorwärts. »Wohin fahren wir eigentlich?« fragt der kleine Blank. »Ich weiß nicht«, knurrt Schnarrenberg.

»Weißt du, wohin es geht?« frage ich den Wachtsoldaten.

»Halt deine Fresse, ich will schlafen!«

Wir klettern von den Pritschen, öffnen eine der beiden Schiebetüren, hocken uns vor ihrer Öffnung in drei, vier Reihen auf den Boden. Vor uns zieht ebenes Land vorüber, Bauernhöfe, aus deren Fenstern milde Lampen leuchten. Die Felder sind längst abgeräumt, hin und wieder kommt ein Panjewagen, mit schwerem Heu beladen, mit kleinen, armseligen Pferden bespannt. Die Bauern schreiten in bunten Blusen neben ihnen hin, auf ihrer Ladung sitzen junge Mädchen in weißen Hemden. Ein heller, schwingender Sopran steigt in den Himmel, ein Chor von dunklen Bässen begleitet ihn . . .

Wir lauschen stumm. Auf unsere Herzen legt sich eine Hand und ihre Finger greifen tief hinein.

»Bei uns zu Hause«, sagt Pod langsam, »sät meine Frau jetzt wohl den Winterweizen an . . .«

Ich nicke nur. Mein Blick geht starr hinaus. Wie dieses Mädchen singt . . .

»Bei uns zu Hause«, sagt Pod weiter, »hat meine Anna das Heu längst eingebracht . . .«

Ich senke den Kopf auf die Brust. Der Zug rattert monoton. Nach Osten, nach Osten! rattern die Räder. Wer weiß, wohin?

»Bei uns zu Hause . . .« sagt Pod.

In diesem Augenblick fängt hinter uns ein Mann zu singen an. Drei, vier, der halbe Waggon fällt leise ein. Ach, mußte das nicht kommen?

»Teure Heimat meiner Lieben,  
denk ich still an dich zurück . . .«

Das Land vor uns, das fremde, fremde Land wird immer dunkler. Man sieht nur noch seine Lichter, spürt nur noch den Geruch seiner Wiesen, fühlt nur noch den Atem seines Windes. In unserm Rücken singt es immer lauter, im ganzen Waggon klingt es immer brünstiger . . .

»Sei begrüßt in weiter Ferne,  
teure Heimat — sei begrüßt!«

Der kleine Blank steht leise auf, kriecht wortlos in die dunkle Ecke seiner Pritsche. Pod schlägt mit einemmal die Hände vors Gesicht. Sein schwerer Körper zuckt, ich spüre es, weil er an meiner Seite lehnt.

»Was hast du, Pod?« frage ich leise. »Bist du krank?«

Er zieht den Kopf noch tiefer zwischen seine Schultern. »Wenn sie bloß mit dem verdammten Lied aufhören wollten!« murmelt er heiser.

Es ist Nacht. Ich kann nicht schlafen. Meine linke Seite schmerzt wie zerstoßen. Sie ist wundgelegen und von Läusen zerbissen. Ich zwänge mich vorsichtig zwischen meinen Kameraden vor, rechts von mir liegt Brünn, links Pod. Brünn schläft mit weitgeöffnetem Mund und sieht ein wenig dumm aus, Pod ähnelt einem ruhenden Bären. Alle liegen langgestreckt auf der linken Seite, alle haben die Gesichter nach einer Richtung gewandt.

Wir wechseln unsere Lage jeden Abend. Heute liegt alles links, morgen rechts, auf andere Art läßt sich ein gleichzeitiges Liegen aller

zehn nicht ermöglichen. Aber die Nächte, in denen rechts gelegen wird, sind Marternächte für mich, weil ich rechts meine größte, kaum vernarbte Wunde habe.

In der Mitte des Waggons flackt eine trübe Petroleumfunzel. Ich setze mich auf den Boden und lehne meinen Rücken an die Schiebetür. Rechts und links laufen in Halbmeterhöhe die unteren Pritschen, ungehobelte Bretter, die einem bei jeder Berührung Splitter einreißen. Ein Schlafender stößt zuweilen einen heiseren Fluch aus, ein anderer zieht den Atem mit einem hohen, schwindsüchtigen Ton in seine Lungen.

Ich denke an den Krieg. Das ist seine Kehrseite! denke ich. O, ich habe an alles gedacht, an schwere Verwundungen, selbst an meinen Tod. Daran aber... Wie schön waren unsere Angriffe! Jeder wuchs über sich selbst hinaus und alle Kleinlichkeit fiel von ihm ab! Das Einzelne versank, das Ganze trat an seine Stelle und jeder wußte: Ich muß mich opfern — in meinem Rücken ruht mein Vaterland...

Das war nicht sinnlos, das war groß! Hier aber...

In der Ungarnecke steht einer auf. Er schlürft halbwach an meine Tür, schiebt sie etwas zurück, läßt seine Hose herunter, legt sich auf die Knie, schiebt sein Gesäß über den Boden zum Spalt hinaus.

In meinen Nacken drückt eine Last. Ich senke meinen Kopf, bemühe mich weiter zu denken. Umsonst... Zuweilen regt es sich auf meiner Pritsche. Der Posten schnarcht gewaltig. Brünn flucht verbissen. Pod seufzt im Schlaf. »Anna...« sagt er mit seiner tiefen Stimme. »Anna...«

Ich stecke meine Finger in die Ohren. Solche Transporte dauern monatelang! denke ich mutlos. Tag um Tag, Nacht für Nacht. Hält man das aus? Die trübe Lampe baumelt. Die Räder rattern. Der Posten schnarcht.

Bei den Ungarn kriecht wieder jemand heraus. Es ist der Zigeuner, ein wilder, schwarzer Steppenreiter. Das Licht fällt auf ihn, er sieht mich deutlich, es stört ihn nicht. Er öffnet seine Hose, macht rhythmische Bewegungen — hat er Schmerzen? Nach einer Weile beginnt er zu schnaufen, wird sein Gesicht ganz starr, öffnet sein Mund sich lechzend. Ich höre plötzlich ein gezogenes Stöhnen und sehe ihn erlöst nach rückwärts sinken.

Muß ich mir auch die Augen noch verstopfen, Gott?

Pod schimpft über das Essen. »Es ist nicht nur wenig, sondern auch schlecht!« grollt er. »Auf meinem Bauernhof gibt man den Schwei-

nen, was wir hier bekommen! Kascha, Kascha — was ist das schon? Treber sind besser . . .«

»Bei uns müssen die Gefangenen auch hungern!« knurrt Brünn mürrisch.

»Aber nur, weil unsere Leute selbst hungern müssen!« sagt Schnarrenberg scharf. »Warum blockiert man uns gegen jedes Völkerrecht? Rußland ist nicht blockiert, Rußland hätte es nicht nötig, uns hungern zu lassen — verhungern, könnte man fast sagen!«

Brünn schweigt geschlagen. Vor Schnarrenberg steckt ihm vom Felde her noch etwas in den Knochen. Ein Teil soldatischer Respekt vor seinen Tressen — ein Teil schlechtes Gewissen wegen einiger unangenehmer Stellen in seinem Soldbuch.

Nachdem wir unsern Posten, »Konvoi« genannt, mit fünfzig Kopeken bestachen, dürfen wir an den Stationen aussteigen, um Einkäufe zu machen. An allen Bahnhöfen stehen Tische, auf denen Bauernfrauen ihre Waren stapeln. Es gibt alles, was man sich wünscht, und es ist lächerlich billig. Wenn man etwas handeln kann, bekommt man eine frischgebratene Ente für 40, ein Huhn für 30, eine fette Gans, knusprig und tropfend, für 70 Kopeken. Mit Fleisch und Gemüse gefüllte Pfannkuchen, »Pyroschnis«, kosten nur 10 Kopeken, Brot, Butter, Milch und Eier sind gleichfalls billig.

»Und diese Hunde lassen uns bei einer dünnen Suppenbrühe verhungern!« wiederholt Schnarrenberg.

Kaum hält der Zug auf einer Station, springen Pod, Brünn und Blank hinaus. Blank muß mit seinem Tscheinik »Kipjatok« besorgen, heißes Wasser, das es zum Tee auf jedem Bahnhof gratis gibt. Brünn geht absonderliche Wege, die ihn jedoch immer in die Nähe von Bauernmädchen führen. Pod kauft getreulich ein.

Ich sehe ihn oft von meinem Wagen aus. Er tritt mit Kenneraugen an jeden Stand, greift, knetet, tastet, ringelt fast die Nase in all den Düften. Endlich zieht er den Zettel heraus, jenen herrlichen Zettel, der mit »Hunger« beginnt, mit »kein Geld« endet und zwischen diesen beiden Gefangenschaftssymbolen — Pods wichtigsten Vokabeln — all jene schönen Dinge aufweist, die seines ewig leeren Magens Träume sind.

Nach einer Weile kommt er dann mit irgendeinem guten Stück zurück. »Mensch, Junker«, sagte er beim ersten Gang, »wenn wir mehr Gelder hätten — ich würde in diesem gottgelobten Land mal richtig satt werden können, glaube ich . . .«

An einem kleinen Bahnhof gehe ich mit Schnarrenberg hinaus. Wir humpeln langsam auf und ab, versäumen irgendwie das Einsteigzeichen des Wachtsoldaten. Ehe wir recht erkennen, was wir verbrochen haben, stößt mich der Posten schon mit dem Kolben in die Seite, daß mir der Atem stockt. Ich laufe eilig unserm Wagen zu. »Kommen Sie doch, Schnarrenberg, um Gottes willen!« rufe ich.

Er hört nicht auf mich, glaubt er vielleicht auch, daß er die Russen besser kenne. »Verdammter Schinder!« brüllt er den Wachtsoldaten an. »Was fällt dir ein, uns zu mißhandeln?«

»Was, du willst mucken, Hunne?«

Er steckt den Finger in den Mund, sein Pfiff ruft drei Konvois herbei. Vier lederne Nagaiken pfeifen aus den Gürteln, bedecken Schnarrenberg mit einem Hagel wilder Schläge. Aus seiner Stirn, aus seinen Wangen spritzt helles Blut. Er gibt keinen Laut von sich, geht taumelnd unserm Wagen zu. Wir ziehen ihn unter prasselnden Hieben in den Waggon hinauf. Er bricht, kaum zwischen uns, in beide Knie.

»Der riskiert auch keine Lippe mehr!« sagt Brünn höhnisch.

In Nishninowgorod ist unsere Fahrt mit einmal zu Ende. Kein Mensch erfährt, aus welchem Grund. Auf einem Platz, an dem uralte Getreidespeicher aus schwarzem Holz auf uns heruntersehen, müssen wir hinaus. Wir sitzen stundenlang auf hartem Pflaster, beobachten das reiche Leben dieser alten Handelsstadt.

Um Mittag rollen zwanzig Bauernwagen auf den Platz. »Für die Verwundeten!« sagt der Konvoi. »Mensch«, murmelt Brünn, »sollten in diesem Städtchen wirklich Menschen wohnen?«

Wir klettern auf die hölzernen Teljägen, machen es uns halbwegs bequem. Ein klirrendes Kosakenaufgebot schließt uns von allen Seiten ein. »Vorwärts, pascholl!« Die Straßen sind unglaublich ausgefahren, fast Trichterfelder in Miniatur. Obwohl es langsam geht, stößt es uns in die wundgelegene Haut.

Wir fahren eine Stunde durch die Stadt. Wundersame Kirchen stehen an den Plätzen, bis zum Dach geschnitzte Häuser reicher Kaufleute an den Straßen. An uns vorüber zieht orientalisches buntes Leben. Das Volk bleibt stehen, folgt mit stolzen Augen dem langen Zug. Manche lassen die Köpfe sinken, wenn sie unsere Lumpen sehen, manche aber drohen uns auch. »Als ob wir in einem Farbkasten herumführen!« sagt Pod.

Aber nach zwei Stunden sind wir noch nicht am Ziel. Sogar eine

dritte Stunde vergeht. Dabei fahren wir immer durch die Stadtmitte. »Wie, sahen wir diese Kirche mit den blauen Kuppeln nicht schon einmal, Brünn?« »Entweder kennen sich diese Russen in ihrer eigenen Stadt nicht aus«, antwortet er lachend, »oder sie verwenden uns als Schaustücke, fahren uns ein paarmal durch die ganze Stadt, um eine unzählbare Menge Kriegsgefangener vorzutäuschen!«

Er hat recht. Wir sehen manche Straße drei-, viermal und kommen erst am Abend aus der Stadt heraus. Ein kleines Sammelager, wie Ugrieschkaja, erwartet uns, ein Hof mit Zäunen, drei halbgefüllte Holzbaracken. »Ich will gehängt sein, wenn die ganze Unterbrechung einen anderen Zweck hatte, als dem Volk ihre Gefangenen zu zeigen!« sagt Brünn. »Wir werden noch durch manche Stadt gefahren werden, bis wir am Ziel sind, fürchte ich...« nickt Pod.

In den Baracken, deren Böden nicht einmal holzgedeckt und von den letzten Regentagen in Schlamm verwandelt sind, stehen die gleichen Pritschen wie in Ugrieschkaja. Uns gegenüber hocken Vorherdagewesene, unter ihnen ein Trüppchen Deutsche. Sie sehen uns neugierig zu, und ein hannoverscher Dragoner, ein großer, schlanker Fahnenjunker-Unteroffizier, kommt auf uns zu. »Ich heiße Seydlitz. Können wir Ihnen etwas helfen?«

»Danke, wir brauchen nichts als Ruhe, glaube ich. Aber — sind Sie schon lange gefangen? Sie sehen noch frisch aus?«

»Vor drei Wochen. Wir kommen direkt von der Front.«

»Wie steht es?« fragen Schnarrenberg und ich aus einem Mund. Er drängt mich heftig auf die Seite.

Der weiße Dragoner berichtet. Wie, ist das möglich? Siege, immer nur Siege? In Kurland, Polen, Galizien? »Wir hoffen vor Winter auf den Frieden«, sagt er zuletzt.

Schnarrenberg rekt sich. Sein blutunterlaufenes Gesicht, das von den Striemen noch getigert ist, lächelt zum erstenmal wieder. »Kinder«, sagt er hell, »wir siegen, das ist die Hauptsache! Und alles andere...« Er schlägt die Hand durch die Luft und schnippt verächtlich mit den Fingern. »Nein, das ist die Hauptsache...«

Am nächsten Morgen weckt mich ein leichter Streit. »Sie sind wohl verrückt geworden?« höre ich Pod sagen.

Ich reibe mir die Augen. »Was ist denn, Pod?«

Er zeigt auf einen Einjährigen mit einer Brille, der neben ihm



mit nacktem Oberkörper auf der Pritsche kauert, ein schwächiger Jüngling mit einem Mädchengesicht. »Dieser Mensch kann keine Läuse töten, Junker, hast du so was schon mal gehört? Nimmt eine nach der andern aus dem Hemd und setzt sie sorglich auf die Erde . . .«

»Sie sind wohl Pazifist, was?« ruft Brünn herüber.

Wir lachen kräftig. »Nee, Mensch«, sagt Pod erbost und hebt die breite Tatze und schwenkt sie leicht, »ich rate Ihnen, Ihre Freunde im Freien auszusetzen — sonst töte ich sie noch an Ihrem eigenen Leibe!«

In der Mittagssonne liegen alle auf der Wiese. Es gibt ein dünnes Süppchen, ein Stückchen Fleisch, auf einen Holzpfeil aufgespießt. Wer Glück hat, erwischt wirkliches Fleisch, die meisten bekommen ein mit diesem Pflock zusammengespicktes Bündel Sehnen oder Haut.

»Kann man hier nichts kaufen?« fragt Pod finster.

Der weiße Dragoner, der sich uns inzwischen mit einem Kameraden, einem kleinen Wandsbeker Husaren, angeschlossen hat, schüttelt den Kopf, »Nur Quaß«, sagt er.

»Quaß?« fragt der kleine Blank. »Ist das zum Essen?«

»Nein, zum Trinken. Russisches Bier. Aus gegorenem Schwarzbrot, soviel ich weiß . . .«

»Aus Schwarzbrot?« ruft ein Bauer, von seinen Kameraden »Schwalangscher« genannt. »Herrgottsakrament — und das nennen sie Bier? Sind diese Leute denn ganz von Gott verlassen?«

Er geht, sich dies Getränk genauer zu betrachten. Drei spielen Karten, einer schneidet sich die Zehennägel. »Ich sah vorhin auf eurer Pritsche einen Ulanen«, frage ich Seydlitz. »Was ist mit dem?«

»Ruhr«, sagt Seydlitz leise. »Er ist ein prachtvoller Mensch. Ein Kriegsfreiwilliger von 45 Jahren. Ein Dr. Sieveking aus Hamburg, Rechtsanwalt. Schade um ihn . . .«

»Steht es denn schlecht?«

»Er verliert schon Blut . . .«

Eines Abends setzt sich Brünn an meine Seite. »Junker«, sagt er, »ich möchte auch ein bißchen Russisch lernen.«

Ich rede weder von Büchern, noch von einem Lehrplan — ich bin klüger geworden. »Nun«, sage ich kurz, »was willst du wissen? Hast du einen Zettel? Schreibe es auf . . .«

»Was heißt: Ich liebe dich?«

»Ja was lljublju . . .«

Er schreibt es. »Gib mir einen Kuß?« fragt er dann.

Ich sage es ihm. »Ich möchte bei dir schlafen?« fährt er sachlich fort. Ich sage ihm auch das. Er schreibt es sorglich auf. »Noch etwas?« frage ich.

»Nein, danke, das genügt mir . . .« sagt er kurz und setzt sich mit gefurchter Stirn abseits und lernt es auswendig.

Acht Tage später erscheinen unsere Wagen wieder auf dem Hof. »Sofort fertigmachen!« Das ganze Lager wird geräumt, auch die vor uns Gekommenen müssen mit. Nur zwanzig, dreißig Transportunfähige bleiben zurück.

Wir stellen uns auf, setzen uns aber an unseren Plätzen gleich wieder ins Gras. Wir lernen langsam, was in Rußland »sotisch« bedeutet. »Nun gibt es wieder eine Schlägerei«, sage ich müde. »Wenn wir nur erst im Waggon wären! Auf einer Unterpritsche halte ich's nicht aus . . .«

»Keine Angst, mein Sohn«, sagt Pod. »Ich will schon sorgen.«

Als wir von weitem die Begleitkosaken kommen sehen, humple ich mit den beiden neuen Kameraden noch einmal zur Baracke zurück. Dr. Sieveking liegt an der Sonnenseite gekrümmt im Gras, den Kopf auf einem großen Stein. Seine Reithosen sind steif und brettig von Schleim und Blut, seine Haare weiß und verzottet, seine Backenknochen herausgedrückt, seine Lippen vertrocknet. Er will uns noch einmal die Hand drücken, aber er kann nur mehr seine Finger etwas spreizen.

»Geht nur, meine Jungens«, sagt er mit starren Augen. »Geht nur, meine lieben Jungens! Und: Vergeßt mir Deutschland nicht . . .«

Die beiden Neuen, Seydlitz und Poseck, hat Pod auf unsere Pritsche genommen. Er merkte, daß ich es gern gesehen hätte, und lud sie ein. »Damit unser Junker ein paar Leute hat, mit denen er was Rechtes reden kann!« sagte er rauh. »Ich bin ja bloß ein dummes Luder . . .«

Der Zug rollt weiter. Tag um Tag vergeht. Pod springt nicht mehr voll Eifer aus dem Wagen, wenn eine Station gekommen ist. Ich kann ihn täglich nur mehr einmal zum Einkaufen schicken. »Wir müssen sparen, Pod! Ich habe nur drei Rubel mehr — wieviel hast du noch?«

»Mensch«, sagt er finster, »ich habe schon seit Wochen keine Kopeke mehr . . .«

Wenn man nur Geld aufreiben könnte! Ich muß Pod bei guter Laune halten, koste es, was es wolle. Es ist nicht nur mir, es ist uns allen, als ob die Sonne in unsern trüben Wagen scheine, wenn er fröhlich ist. Aber er ist nur fröhlich, wenn er satt ist. Und er braucht viel . . .

Von den fünf Neuen, die wir in unseren Waggon bekommen haben, sind zwei ruhrkrank. Sie waren schon zu schwach, um eine Oberpritsche zu erringen, und liegen schlaff und schmutzig im dunklen Winkel. Tagsüber wagen sie nicht mehr herauszukriechen, nachts aber liegen sie mit hinausgehaltenen Gesäßen ganze Stunden an den Spalten der Schiebetüren. Obwohl sie fast nichts essen, fließt es unablässig aus ihnen. Um sie her ist alles vollgetropft.

»Schweinerei!« flucht der Schwalangscher. »Schmeißt sie hinaus!«

»Und wenn Sie es hätten?« ruft der kleine Blank erregt. »Können die Armen etwas dafür?«

»Du mußt wohl mal eins in die Fresse haben?« knurrt Pod.

Der Schwalangscher verkrümelt sich. »Ich meinte nur, daß man sie überhaupt mit uns ließ«, sagt er kleinlaut.

An den Bahnhöfen begegnen wir jetzt häufig langen Zügen mit Flüchtlingen, Ukrainern und Polen, Litauern und Balten. Sie hausen schon seit Monaten mit Kind und Kegel in den Waggonen und haben sich häuslich eingerichtet.

»Junker«, sagt Brünn am Abend eines Tages, den wir auf einem solchen Bahnhof zubringen, »reden Sie doch mal mit dem Posten, ob kein Mädchen mitfahren kann!«

»Sie sind wohl verrückt, Brünn?«

»Wieso? Wir haben fünf Rubel gesammelt, ist das nicht genug für ihn? Es ist eine von den Flüchtlingen, ein hübscher Kerl — jung, prall, gesund! Sie bleibt bis morgen früh bei uns, fährt dann sofort zurück . . .«

»Aber ich will es nicht! Sucht euch einen andern . . .«

Er sieht mich groß an. »Aber warum denn nicht?« fragt er starr.

»Weil ich eine solche Schweinerei nicht mitmache . . .«

»Hör mal«, sagt er kalt, »darüber kannst du denken, wie du willst — wir wollen das auch gar nicht wissen! Aber wenn du nicht mal soviel Kameradschaftsgefühl in dir hast . . . Du bist jung, kennst

das vielleicht noch gar nicht, weißt nicht, was das bedeutet . . . Wir Alten aber, wir Verheirateten . . . Glaubst du, ich bisse mir umsonst die Finger blutig? Jede Nacht, jede Nacht . . . Nein, Herrgott«, bricht er aus, »ich bitte dich, wir alle bitten dich, es kann ja niemand mit ihm sprechen außer dir! Ach, Gott im Himmel . . .«

»Still, Bränn! Ich tue es . . .«

Mit Einbruch der Nacht schrillt das Einsteigsignal. Im letzten Augenblick zieht Bränn auf der abgelegenen Seite ein derbes Mädchen in den Waggon. Der Posten tut, als ob er schlief. Kein einziger bringt vor Erregung ein Wort heraus. Nur der Zigeuner winselt wie ein großer Hund.

Das Mädchen dreht sich fröstelnd um und lacht verlegen. Bränn packt sie heftig, zieht sie an beiden Händen auf die Unterpritsche, die von den Leuten zu dem Zweck geräumt ist. Ich höre seinen Atem keuchen, sehe seine Hände gespreizt an ihren Gliedern auf und nieder tasten. »Herrgott im Himmel«, sagt er alle Augenblicke, »Herrgott im Himmel . . .«

Dreißig ausgehungerte Männer sehen ihm verstohlen zu, nur der Zigeuner hockt sich offen neben ihn. Seydlitz und Poseck, Blank, Pod und ich legen uns auf den Rücken, sehen mit starren Augen an die Decke. Ich fühle eine wilde Zärtlichkeit zu Pod, dem Hünen, Pod, dem Bären. Gleichzeitig aber quält mich eine dumpfe Spannung.

Ob er auch?

Plötzlich schreit Bränn. Es ist kein menschlicher Ton, der aus ihm bricht, es ist der Laut eines Tieres, das für Sekunden seine Gefangenschaft vergißt und sich in goldner Freiheit wähnt. Es dringt wie von einem Ringkampf an meine Ohren. Muß man miteinander kämpfen, um das zu erlangen, was das Schönste sein soll? Ist es schmerzhaft . . .?

Was tun sie? denke ich entsetzt. Ich habe es noch nie gesehen. Ich habe es auch noch nie getan. Es brennt in mir, als ob es mich zerreißen wolle. Ich muß meine Lippen blutig beißen, um mich nicht aufzurichten und ihnen offen zuzusehen. Wie der Zigeuner . . .

Als ich mich gegen Morgen einmal wende, sehe ich das Fleisch des Mädchens leuchten. Sie hat fast nichts mehr auf dem Leib. Es ist auch Bränn nicht mehr, der bei ihr kniet. Es ist schon der vierte, sechste oder achte . . .

Bränn liegt auf dem freien Platz und schläft. Sein hübsches Fri-

seurgesicht lächelt, sein aufgezwirbeltes Bärtchen zuckt. Der kleine Blank weint, es schüttelt seinen Jungenskörper heftig. Pod liegt in Schweiß gebadet neben mir. Er hält die Fäuste auf die Augen gepreßt und flüstert etwas. »Anna«, flüstert er unablässig, »Anna . . .«

In Samara schicke ich Pod zum letztenmal zum Einkaufen. »Es reicht nur noch zu einem Dutzend Fleischpyroschnis, Pod«, sage ich lächelnd. »Die letzten Kopeken — bring, was du kannst!«

Er kommt mit doppelt soviel wieder, als er nach Recht bekäme. Das ist üblich bei ihm, weiß der Teufel, wie er es fertig bringt! Können die Bauernfrauen diesem bettelnden Bären nicht widerstehen oder stiehlt er?

Wir essen uns noch einmal satt. Am nächsten Tag schnallt Brunn sich mit symbolischer Bewegung den Leibgurt enger. »Die schönen Tage von ›Arangschueß‹ sind jetzt vorüber, heißt es wo!« sagt er pathetisch.

Ich gehe an den Stationen nicht mehr hinaus. Nein, ich kann Pod nicht länger sehen, wenn er mit offenem Mund vor einem Tische mit Pyroschnis steht, den schweren Oberkörper etwas vorgeneigt, die Augen fast hypnotisiert auf ihr fettblankes Braun gerichtet. Man hat ihn schon einmal gepeitscht, weil er das Einsteigen dabei überhörte — jetzt achtet Blank auf ihn. Alle haben ein elendes Gefühl in der Magengrube, wenn sie Gänse und Enten sehen. »Ich kann das Zeugs nicht mehr riechen!« sagt Brunn.

Den beiden Ruhrkranken geht es schlechter. Sie liegen zusammengekrümmt unter der Pritsche und ihre Gesichter sind wie mit zerknittertem Pergament überzogen. Sie können sich nicht mehr an die Schiebetüren schleppen, um sich zu entleeren, um sie herum steht eine Lache aus gelbem Schleim und blassem Blut. Ihre nassen Kleider riechen entsetzlich, und wenn man aus dem Freien in den Waggon tritt, glaubt man brechen zu müssen, bis Galle kommt.

Ich rede zum drittenmal mit dem Posten. »Kamerad«, sage ich, »die Leute sterben jetzt, wenn man sie nicht in ein Lazarett bringt! Wir werden alle angesteckt, melden Sie es doch dem Transportführer . . .«

»Verreckt, zum Teufel! Und wenn du mir noch einmal damit kommst . . .« Er legt die Hand auf die Nagaika. Ihre Stränge sind noch schwarz vom Blut Schnarrenbergs.

»Was sind das eigentlich für Soldaten?« fragt Seydlitz heiser.

»O«, sage ich, »das sind keine Soldaten — Deportiertentrans-

porteurs, jene Polizeitruppe, deren alleinige Aufgabe es ist, die Verbrecher nach Sibirien zu bringen. Man erkennt sie an der Ausrüstung: Grüne Rubaschka, schwarze Reithose, Revolver mit roter Kordel, Kosakensäbel, Nagaika.«

»Dann sind wir also keine Kriegsgefangenen?« sagt er nur.  
»Dann sind wir also Verbrecher, Mörder, Diebe, Deportierte? O, dann verstehe ich . . .«

Eines Morgens hören wir ein langgezogenes Jammern unter unserer Pritsche. Pod steigt hinab, zieht einen Kranken an den Füßen aus dem Dunkel. Er ist sehr schwer, der andere liegt halb auf ihm. Pod faßt auch ihn und fährt erschrocken zurück. »Er ist schon kalt!« sagt er rauh. »Kommt, faßt mal an!« Der Obere muß sich im Sterben über ihn gewälzt haben, der Untere war schon zu schwach, um sich von ihm zu befreien. Nun macht er mit entsetzten Augen flehende Bewegungen und gurgelt etwas, was wir nicht verstehen.

Bis wir die nächste Station erreichen, hat auch der zweite ausgefufzt. Wir atmen auf. »Gott sei Dank!« sagt der Schwalangscher. »Endlich werden wir sie los!« Niemand ist ihm diesmal böse. Alle denken das gleiche.

Als der Zug hält, eile ich zum Transportführer, einem bärtigen Unteroffizier. »In unserem Waggon sind zwei Mann an Ruhr gestorben. Ich bitte zu veranlassen, daß man sie auslädt!«

»O nitschewo! Das gibt große Schreibereien. Laßt sie nur liegen. Wir sind ohnedies bald am Ziel. Ich muß die volle Zahl abliefern.«

Ich fühle, daß ich erblasse. »Wie . . .? Aber das geht doch nicht . . . Wir werden alle angesteckt . . . Wir haben teilweise offene Wunden . . .«

»Ich muß die volle Zahl abliefern!« ruft er brutal. »Idji! Hunne! Pascholl!«

Ich gehe zurück. Als ich es sage, spricht niemand ein Wort. Schnarrenbergs Kiefer mahlen heftig. Der kleine Blank schlägt seine Hände vors Gesicht. Seydlitz wirft mit einer stolzen Bewegung den Kopf zurück.

»Schmeißt sie unter die Pritsche!« sagt der Posten. Und dreht sich eine Zigarette und spuckt aus.

Pod und Brünn ziehen sie an den Beinen in die dunkelste Ecke. Sie gleiten lautlos auf dem Boden hin und lassen eine breite Spur

rötlichen Schleims zurück, wie große Schnecken. »Wir müssen auf der nächsten Station den Boden waschen«, sagt Schnarrenberg. »Und Chlor aus den Aborten holen und darüberstreuen. Sonst verrecken wir allesamt...«

Wir fahren vier Tage mit ihnen zusammen. Allmählich dringt ein beißender Geruch durch die Ritzen unserer Pritschen. Sie liegen gerade unter uns, und es ist manchmal, als ob die Leichenkälte ihrer Körper bis in unsere Glieder steige.

Wir sprechen nichts mehr. Wir singen auch nicht mehr. Nachts fahren oft ein paar zugleich mit gellenden Schreien aus Träumen auf. Pods volles Gesicht ist in den letzten Tagen fahl und hohlwangig geworden. Der kleine Blank weint sich jetzt öfter in den Schlaf. Er sucht dann an Pods breitem Körper Schutz wie ein Kind an seiner Mutter. Seydlitz trägt den Kopf mit einer Haltung, als sei ihm der Nacken erstarrt.

Bei unserer Ankunft im Lagerbahnhof fällt der erste Schnee. Er fällt staubfein und durch sein flimmerndes Geriesel sehen wir ein Land, das bis zum Horizont in lebloser Öde liegt. Wir wissen noch nicht, daß diese baumlose Steppe eine der elendsten Gegenden Allrußlands, die Orenburgische Sandsteppe ist, aber wir fühlen ihre Trostlosigkeit im ersten Anblick. »Und in dieser gottverlassenen Weltecke sollen wir privatisieren?« fragt Brünn.

Wieder müssen wir stundenlang in zwei Gliedern vor den Waggonen warten. Alles friert heftig, wir Verwundeten besonders, weil wir mit unseren lahmen Beinen nicht auf den Boden stampfen können, um uns zu erwärmen. »Hätten sie uns nicht wenigstens solange in den Waggonen lassen können, bis es ihnen bequem ist, uns in Empfang zu nehmen?« knurrt Schnarrenberg.

Endlich kommen aus dem nächsten Ort ein paar Kosakenoffiziere angeritten. Man zählt uns ab, ein-, zwei-, dreimal — es will nicht stimmen. »Wo sind die beiden Fehlenden, zum Teufel?« brüllt der bärtige Unteroffizier.

»Im Waggon!« murmelt ein dumpfer Chor.

»Warum sind sie nicht mit angetreten?« keift er weiter.

»Weil sie verreckt sind!« schreit Seydlitz auf.

»Holt sie, sofort!«

Pod winkt dem Schwalangscher. »Bind mir mal das Taschentuch vor die Nüstern!« sagt er grimmig, nimmt einen zweiten Fetzen und bindet ihn dem Schwalangscher über den Mund. Dann klet-

tern sie mit zusammengebissenen Lippen in den Waggon und ziehen die beiden an den Stiefeln heraus.

»Halt, halt – wohin?« schreit der Unteroffizier.

»Wohin sie gehören!« murmelt Pod und legt sie mitten vor die Hufe des Kommandantenpferdes. Das Tier schnaubt heftig, bäumt und weicht zurück. Das Pferd des zweiten, ein Schimmel, überschlägt sich fast. Die Gesichter der Toten sind blauschwarz. Der Schnee deckt ihre offenen Augen mild und eilig zu.

»Vollzählig, Euer Hochwohlgeboren!« meldet der Unteroffizier.

Der Kommandant, ein kleiner, dürrer Kerl mit einem Spitzmausgesicht, nimmt unberührt und flüchtig die Hand an seine Pelzmütze. »Zu vieren – marsch! grillt er vom Sattel aus.

Wir setzen uns schweigend in Bewegung. »Diese Spitzmaus ist ein Schinder, wenn ich nicht irre«, sagt Pod überzeugt.

Man führt uns zum erstenmal seit der Gefangennahme in Erdbaracken, jene gefürchteten, tief in die Erde eingegrabenen, mit einem flachen Dach bedeckten Rechtecke, die scheußlich ungesund sind. Sie scheinen auch nicht einmal fertig, ihre Wände sind erst teilweise mit dünnen Brettern verschalt, zeigen an vielen Stellen noch die nackte Erde. An den Kurzseiten befinden sich die Türen, an den Längsseiten ein paar kleine Fenster, vom Schnee bereits halb zugeweht. In der Mitte führt ein schmaler Längsgang von Tür zu Tür, allen übrigen Raum nehmen Pritschen ein, tannene Bretter in zwei Etagen.

»Donnerwetter«, sagt Brünn, »die reinsten Fuchslöcher! Und so dunkel, daß man nicht einmal die Morgenzeitung lesen kann!«

Wir legen uns zusammen wie bisher. Wiederum zwingt man doppelt soviel Menschen in eine Baracke, als sie eigentlich Plätze hat. Wenn wir uns nur etwas rühren, einen Tisch zusammensetzen und zwischen uns aufstellen könnten! Seit Wochen essen wir nun schon vom nackten Boden. Unsere Rücken werden mit der Zeit so krumm werden, daß wir nie mehr zum Himmel aufblicken können . . .

»Erscheint Ihnen der Ofen nicht zu klein für einen solchen Raum?« fragt Blank ängstlich. Er ist blutarm und friert immer.

»Erdbaracken sollen sehr warm sein«, sagt Seydlitz tröstend.

Am ersten Abend kommt Pod mit einem klapperdürren Infanteristen angerückt. »Das ist auch einer, der zu ewigem Hungern verdammt ist«, sagt er sachlich. Es scheint ein verwegener Bursche



zu sein, in seinem lederhütigen Gesicht sitzt eine scharfe Haken-nase, blinzeln ein paar schwarze Feueraugen. »Können wir den Mann noch in unsere Gilde aufnehmen?« fährt Pod fort. Er ist ein weitgereister Bursche, Artist und Zauberer. Er kann uns hin und wieder mit seinen Künsten etwas aufheitern, dachte ich.«

Als nach drei Tagen das erste Brennholz kommt, große, duftende Scheite, geht Pod mit dem Artisten auf Beuteritt. Er kommt mit einem blauen Auge und acht Scheiten zurück und lächelt spöttisch. »Hier, Kinder«, sagt er, »ist für jeden ein Kopfkissen, dicke und dünne! Wählt sie aus, wie ihr's bei Muttern gewohnt wart!«

Es sind lauter glatte, keilförmige Stücke. Ich nahm bis dahin immer meine Reitstiefel, die weiche Schäfte haben. Wenn man die Schäfte um die Sohlen wickelte, gaben sie brauchbare Kopfkissen, aber auf den Keilklotz gelegt, schläft es sich wie auf Roßhaar. Wenn wir nur Decken hätten . . . Ich hatte bei der Gefangennahme glücklicherweise meinen langen Kavalleriemantel an, kann ihn zum Zudecken benutzen. Viele aber haben nichts als den Waffenrock auf dem Leibe und frieren jede Nacht entsetzlich.

Schnarrenberg, auch in dieser Baracke der Rangälteste, gibt bekannt, daß der Kommandant für den Verkehr mit den Kriegsgefangenen einen Dolmetscher suche. »Melden Sie sich doch!« dringen Seydlitz, Pod, Brünn und Blank in mich. »Wer weiß, wer sich sonst meldet, uns vielleicht für kleine Vorteile verschachert und verrät . . .? Ja, Junker, tun Sie's! Dann kommen unsere Beschwerden wenigstens ans Ziel!«

Ich lasse mich von einem Posten zum Kommandanten führen. Die Spitzmaus sitzt im Stabsgebäude, raucht eine Papirossi nach der andern. Vor ihm steht ein deutscher Stabsarzt, den ich noch nicht gesehen habe, ein feiner, straffer Mensch, Ich höre gerade noch, daß er ihm auf französisch sagt, daß unbedingt etwas geschehen müsse.

»Oui, oui, certainement, sans doute . . .«

Ich habe den Kommandanten ohne Grund im Verdacht, daß er nur ein paar Brocken Französisch kann. Er braucht immer die gleichen Worte: *Certainement, sans doute . . .*

»Es ist unerhört«, fährt der Arzt mit scharfer Stimme fort.

»Oui, oui, sans doute . . . Nun, und Sie?« wendet er sich auf russisch an mich.

»Ich melde mich als Dolmetscher. Euer Hochwohlgeboren ver-lautbarten —«

»Gut, charascho . . . Sie sind sehr jung. Muß man in Deutsch-land schon Kinder an die Front schicken?«

Immer die gleiche, dumme Frage! denke ich. »Ich bin Kriegs-freiwilliger!« sage ich zum hundertsten Mal.

Er lächelt höhnisch. »So . . . ? Nun, viel Vergnügen . . .«

»Haben Euer Hochwohlgeboren noch Befehle?« frage ich kurz.

»Nein, Sie können gehen. Sie sind ab heute Dolmetscher. Übri-gens brauche ich auch Sie nicht mehr, Herr Doktor. Guten Tag . . .«

Vorm Stabsgebäude bleiben wir unvermittelt stehen. »Doktor Bockhorn«, sagt der Stabsarzt kurz. Ich nenne Rang und Namen und Regiment. »Wir werden also in gewissem Sinn zusammen-arbeiten, Fähnrich«, sagt er und drückt mir fest die Hand. »Und wir werden es beide nicht leicht haben. Es herrschen unglaubliche Zustände in diesem Lager, vor allem in sanitärer Beziehung. Und es geschieht nichts! Ja, er verspricht alles — certainement, sans doute — dabei versteht er nicht einmal Französisch, dieser gekalkte Asiat! Aber was will ich machen, Deutsch kann er nicht, Russisch kann ich nicht . . . Jetzt wird es besser werden!«

Als ich zurückkomme, sieht man mir voller Spannung entgegen. »Nun, mein Sohn«, fragt Pod, »wie war es in der Höhle des Löwen?«

»Ja, ich bin Dolmetscher geworden«, sage ich freudlos. »Aber du hast recht gehabt, Pod: Die Spitzmaus ist ein Schinder! Trotzdem brauchen wir keine Angst haben. Es ist ein deutscher Arzt im Lager, der Haare auf den Zähnen hat. Der wird schon für uns sorgen. Dr. Bockhorn heißt er . . .«

Gestern morgen ließ die Spitzmaus einen Österreicher peitschen, weil er vor Hunger ein Stück Fleisch gestohlen hatte. Vier Kosaken zogen ihn aus und warfen ihn auf den gefrorenen Boden. Hände und Füße banden sie mit langen Stricken zusammen. Je zwei zogen seinen Körper an diesen Strängen auseinander, bis er sich zum Zer-reißen spannte.

Ein Unteroffizier schlug eine siebenschwänzige Nagaika mit aller Kraft über seinen nackten Rücken. Schon nach den ersten Schlägen sprang die Haut über der mageren Wirbelsäule und den Rippen-bögen auf. Der Österreicher schrie, als ob er sterben müsse, er floß von Blut. Die Spitzmaus rauchte eine Zigarette und folgte jedem

Schlag. »Laut zählen!« rief sie mehrfach. Als es vierzig Schläge waren und der Kosak einhielt, sagte sie ruhig: »Noch zehn, dann schreit dieser Barbar nicht mehr . . .«

Kurze Zeit später setzte die erste Winterkälte ein. Es gibt nur so viel Holz, daß sich der Ofen etwas erwärmt, um die Plätze in seiner Nähe entspinnen sich täglich Schlägereien. Frieren tut weh, aber wenn es nicht an allem anderen fehlen würde . . . Nicht einmal Wasser gibt es im Lager. Es muß mit Tonnen aus dem Fluß geholt werden, und niemand will das bei der Kälte tun. Als ich dem Kommandanten melde, daß sich zwei Wasserholer die Hände erfroren hätten, weil sie keine Handschuhe besäßen, antwortet er, daß sie ihre Fußlappen darum wickeln sollen.

Ich beantrage Werkzeug, um wenigstens eine Abortgrube ausgraben lassen zu können. Nicht einmal dafür gibt es ein Haus oder wenigstens einen bestimmten Platz — alle Gefangenen setzen sich in die Ecken des Hofes, seit der Kälte sogar vor die Barackentüren. »Ich habe kein Werkzeug«, sagt der Kommandant und feilt sich die Nägel.

Ich bitte um größere Holzzuweisungen. Die Leute an den Außenwänden sind morgens mit den Kleidern auf den feuchten Pritschen angefroren. »Es gibt in der ganzen Steppe kein Holz«, antwortet der Kommandant und dehnt sich wohligh vor dem überhitzten Ofen. »Übrigens sind die Öfen nur zur Ventilation in den Baracken, nicht zum Heizen. Kriegsgefangene haben sich selbst zu erwärmen!«

Als ich das Stabsgebäude verlasse, geht mir ein junger Kosakenkapitän nach. Er hielt bei unserem Einzug neben dem Kommandanten, sein Schimmel überschlug sich fast, als Pod die Toten vor die Pferde legte. Er grüßt mich höflich, sieht mich lange an. »Sagen Sie mir noch einmal, was Sie wünschen«, sagte er mit guter Stimme. »Ich werde sehen, ob ich etwas erreichen kann. Aber erhoffen Sie nichts — ich bin machtlos wie Sie . . .«

Beim Eintritt in unsere Baracke dröhnt mir ungewöhnliches Gelächter entgegen. Ein baumlanger Pionier von der Nachbarpritsche hält einen Zettel in den Händen, liest gerade vor. »Hast Du denn noch nicht gemerkt, daß ich Dich liebe?« liest er pathetisch. »Ich verzehre Dich mit meinen Blicken, ich folge Dir überall nach, ich streichle den Platz, an dem Du liegst! Komme heute nacht zu mir,

in meiner Ecke sagt niemand etwas, jeder von uns hat einen Freund . . .«

»Was bedeutet das eigentlich?« frage ich Pod.

»Ein Liebesbrief«, sagt er leise, fast schamhaft. »Der Pionier hat ihn zufällig gefunden. Irgend jemand von seiner Pritsche muß ihn geschrieben haben.«

»Ein Brief von einem Mann an einen Mann?« frage ich dumm.

»Ja, gewiß . . .«

»Das verstehe ich nicht . . .«

Der Pionier liest weiter. »Ich küsse Dich, ich bete Dich an . . .« In diesem Augenblick lacht jemand unecht, künstlich, kreischend auf.

»Mensch«, ruft ein anderer ärgerlich, »verstell dich nicht! Hast Du nicht heute morgen selbst noch einen an den kleinen Dragoner geschrieben? An den kleinen Blank von nebenan?«

In der zweiten Woche holte mich ein deutscher Sanitäter. »Sie möchten zu Dr. Bockhorn kommen.«

Dr. Bockhorn wohnt mit fünf österreichischen und zwei jungen deutschen Ärzten in einem abgesonderten Steinhaus. Alle begrüßen mich herzlich, sind jedoch auffällig schweigsam. »Fähnrich«, sagt Dr. Bockhorn, »ich muß Ihnen eine schlechte Mitteilung machen. In Baracke IV ist Typhus ausgebrochen.«

»Jawohl, Herr Stabsarzt!« sage ich leer.

»Wir müssen beraten«, fährt er fort. »Wir haben nichts, keinerlei Hilfsmittel. Was sollen wir mit leeren Händen tun? Nicht einmal eine Lazarettabteilung gibt es im Lager. Dabei zählen wir insgesamt 24 000 Mann. Weder Decken noch Verbandstoff, weder Wäsche noch Seife, weder Wasser noch Holz ist vorhanden. Es wird eine entsetzliche Katastrophe, wenn wir nichts beim Kommandanten erreichen. Machen Sie sich für morgen bereit.

In der Tür unserer Baracke stoße ich auf Seydlitz. »Was ist mit Ihnen?« fragt er. »Sie sehen so elend aus!«

»Nichts, Seydlitz. Wirklich . . .«

Wir kriechen zusammen auf unsere Pritsche. Er stützt mich etwas beim Hinaufklettern. »Wenn man wenigstens einmal Post bekäme«, sagt Brunn gerade. »Ich habe jetzt schon seit fünf Monaten nichts von meiner Alten gehört . . .«

»Ja«, sagt Pod finster, »keine Nachricht von zu Hause, das ist das Schlimmste! Können nicht alle längst gestorben sein? Wenn ich nur wüßte, ob die Ernte gut eingekommen ist . . .«

»Mein Ältester ist Ostern in die Schule gekommen«, sagt Schnarrenberg — ich hörte ihn noch niemals so weich sprechen. »Wie er wohl aussieht mit der bunten Mütze, der blonde Bengel . . .«

»Meine Schwester ist dieses Jahr konfirmiert worden«, sagt von Poseck verträumt. »Sie ist so schön und sanft, daß ich mich immer vor ihr schämte . . .«

»Mein Bruder sollte heuer in die Lehre kommen«, sagt der kleine Blank. »In das gleiche Geschäft, in dem ich war. Sie nahmen ihn gern, als Ersatz für mich. Es ist ein großes Kolonialwarengeschäft, in dem es alles gibt: Butter, Brot, Zucker, Eier, Wurst, Schinken . . .«

Plötzlich dreht Pod mich an den Schultern zu sich herum. »Was hast du, Junge?« fragt er rauh. »Fehlt dir was?«

Ich mache mich los. »Laß mich, Pod!«

»Nein, sage es, Junge!«

»Ruf sie alle her, Pod!« sage ich heiser. »Aber leise — es soll noch niemand wissen.«

Sie rücken dicht heran. Sechzehn Augen sehen, Schweres witternd, weit aufgerissen, in mein Gesicht. »Es ist Typhus ausgebrochen, Kamerad!« sage ich flüsternd.

Wir haben nichts erreicht. Zuerst haben wir gebeten, dann haben wir geschrien. Zuletzt hat uns die Spitzmaus hinausgeworfen. Der Kosakenkapitän ist neben ihm gestanden. Sein Gesicht ist weiß geworden, als er mich übersetzen hörte, was Dr. Bockhorn vorbrachte. Und er hat sich zwischen den Stabsarzt und den Kommandanten geworfen, als dieser mit der Reitpeitsche auf ihn losgehen wollte.

In der Baracke kommen täglich Erfrierungen vor. Auf jeder Pritsche liegt bereits ein Fiebernder. Zum Wasserholen müssen die Kosaken die Leute mit den Nagaiken hinaustreiben. Im Freien, rechts und links der Türen, beginnen sich Kothaufen aufzutürmen. Einzelne gehen schon nicht mehr hinaus, wenn sie sich entleeren müssen. Wir haben uns seit fünf Wochen nicht mehr gewaschen. Der zähe Kampf gegen das Ungeziefer wird allmählich sinnlos. Manchmal ist es, als kröchen die Läuse scharenweis aus der Erde. Dazu sind unsere Gesichter von Wanzenbissen unförmig geschwollen.

»Ja, aber um Gottes willen«, sagt Schnarrenberg verwirrt, »das geht doch nicht so weiter! Wohin führt denn das . . .?«

»Diese Läuse«, sagt Pod gemächlich und setzt ein dickes Tier, das

eine schwarze Zeichnung auf dem Rücken hat, auf seinen Daumen-  
nagel, »haben von den Russen dafür, daß sie uns zu Tode quä-  
len, das Eiserne Kreuz verliehen bekommen! Siehst du es, dort auf  
dem Rücken?«

»Weißt du übrigens, Pod«, sag ich rauh, »daß sie die Überträger  
des Flecktyphus sind?«

Sein Lächeln verschwindet. »So . . .« sagt er heiser. »So . . .?«

Die kleinen Fenster sind jetzt völlig verschneit. Vorher konnten  
wir wenigstens noch an den Beinen der Vorübergehenden erkennen,  
ob ein Kamerad oder ein Russe auf die Baracke zukam. Ja, wir  
hatten schon gelernt, unsere Kameraden an den Stiefeln und an der  
Art zu erkennen, wie sie ihre Füße setzten, wußten, daß Schnar-  
renberg von einem Dienstgang zurückkam, wenn ein paar schwere,  
etwas nach außen gekrümmte Reiterstiefel vorüberstampften oder  
der Artist auf einen Beutezug ging, wenn ein paar hagere Storch-  
beine, die wie zwei Stöcke in viel zu weiten Infanteriestiefeln  
staken, vorüberschlitten.

Viele beschäftigten sich stundenlang damit, aus diesem untersten  
Stück eines Menschenkörpers nicht nur Stand und Nationalität, son-  
dern auch Alter und Charaktereigenschaften zu ermitteln. Sie mach-  
ten es gleichsam zu einer Wissenschaft und sagten, daß an den Stie-  
feln und dem Gange eines Menschen mehr sichtbar sei als an sei-  
nem Gesicht. Jetzt können wir uns nicht einmal mehr damit die  
Zeit vertreiben.

Alles beginnt allmählich in einer trüben Dämmerung zu verkom-  
men. »Nicht einmal seine Läuse kann man mehr finden!« sagt  
Brünn. Petroleum für die beiden Lampen an den Enden der Ba-  
racken vor den Türen gibt es nur so viel, daß sie abends drei Stun-  
den brennen. Unsere Gesichter werden langsam bleich und zucht-  
hausfahl, unsere Bewegungen schlaff und schlenkerig. Alle haben  
bereits lange, zottige Bärte und vor Schmutz rote, entzündete  
Augen. Wir haben kaum Messer, um uns die Nägel zu schneiden,  
und müssen sie, um keine Krallen zu bekommen, abkauen oder ab-  
reißen. »Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Heulen wäre!«  
sagt Brünn manchmal.

In unserem »Beritt«, einst dem straffsten und heitersten der Ba-  
racke, ist es unheimlich still geworden. Nur Brünn macht hin und  
wieder noch seine ironischen Bemerkungen, aber sie sind seltener als  
in den schlimmsten Zeiten an der Front. Schnarrenberg ist wider

Erwarten äußerst kleinlaut geworden. Viele verachten ihn darum, ich glaube ihn zu verstehen. Es ist eine Periode der Umstellung für ihn. Sein hartes, aber gerechtes Soldatenherz kann dieses sinnlose Leiden noch nicht begreifen. Er hält es gleichsam noch für unwirklich und vorübergehend, wird aber in dem Augenblick der Alte, Tapfere, Entschlossene sein, in dem der exakteste Ordnung gewohnte Befehler sich daran gewöhnt und es in seinem Kopf an den richtigen Platz gebracht hat. In dem er es als Kampf gegen einen Gegner empfinden kann, dazu als einen Kampf, der den Kämpfern an der Front gleich oder sogar höher zu achten ist.

Der kleine Blank ist der Verzagteste von allen. Es tut uns weh, ihm zuzusehen. Er leidet, weil er so viel Blut verlor, von allen am schlimmsten unter dem ewigen Frieren. »Aber das sind doch nur Sommerbaracken?« fragt er oft. »Darin kann man doch keine Menschen über Winter lassen? Und dazu über einen russischen Winter?«

Heute sind in Baracke IV zwanzig Mann gestorben. Alle an Flecktyphus.

»Junker«, sagt Pod eines Morgens, »an der Tür liegen zwei Ungarn. Sie sind seit gestern nicht mehr aufgestanden und sehen eigentümlich aus. Sieh doch mal nach, ob . . .« Er bricht ab, sieht mich mit einem Augenausdruck an, daß ich mich abwende.

In einem unbemerkten Augenblick schleiche ich hin. Ja, es sind zwei in hechtgrauen Uniformen, Honvedleute. Sie liegen anscheinend schon im Delirium. Neben ihnen sitzen ein paar Kroaten, keiner gibt acht auf sie. Pod hat sich nicht getäuscht. Ihre Hände sind voller roter Flecken. Ihre Lippen borkig. Sie haben Typhus.

Als ich zurückkomme, zieht Pod mich auf die Seite. »Nun?«

»Ja, Pod«, sage ich heiser, »jetzt ist er auch in unsere Baracke eingezogen. Aber sage es allen von unserem Kreis. Sie müssen es wissen. Damit sie sich vorsehen können . . .«

Pod geht herum. Seydlitz kneift mit einer unnachahmlichen Bewegung die Augen zusammen, als er es ihm sagt. Es gibt seinem rässigen Gesicht einen unsagbar hochmütigen und verächtlichen Ausdruck. Brünn zittert und sinkt schlagartig in sich zusammen. »Das ist unser Todesurteil!« sagt er mit einem Ernst, den ihm bis dahin niemand zugetraut.

»Dummheit!« fährt Schnarrenberg auf. »Dummheit und Feig-

heit! Behalten Sie solche Redensarten wenigstens für sich, nicht wahr?»

Dem kleinen Blank schießen die Tränen aus den Augen. »Ich bin der erste«, sagt er schluchzend. »Ich habe keine Widerstandskraft mehr. Das ewige Frieren hat mir alles genommen . . .«

Die beiden Ungarn starben am gleichen Abend. Jetzt flackert es an allen Enden auf — wie Irrlichter auf giftigen Sumpfgasen. Wir haben plötzlich reichlicher zu essen, das ist das erste Zeichen. Nicht, daß wir mehr bekämen, es verweigern nur viele die Suppe, weil sie nicht mehr essen können. Das ist kein Vorteil für uns, wenn es auch so aussieht, denn sie ist so dünn, daß wir sie kübelweise trinken könnten, ohne Kraft daraus zu ziehen. Nein, wir nehmen nicht mehr, als wir notwendig brauchen. Sie macht einen quälenden Durst, und niemand hat Wasser, um ihn zu löschen. Man spürt in unserer Lage aber Hunger weniger als Durst.

Die Fiebernden gehen nicht mehr vom Platz, um ihre Notdurft zu verrichten. Der Sandboden beginnt vom Urin aufzuweichen, unter den Pritschen sammeln sich Kothaufen. Schnarrenberg hat die Gesunden in Kommandos eingeteilt, um abwechselnd die Exkremente forträumen zu lassen. Ja, Schnarrenberg findet sich langsam wieder. Es ist ihm klargeworden, daß er auch hier, im Hinterhof des Krieges, kämpfen kann. Er muß nur erst die neue Art erfassen, und das geht nicht von heute auf morgen. Es ist eine Art, von der sich ein deutscher Mensch keine Vorstellung machen kann. Und ein gehorsamgewohnter Soldat hat es hier schwerer als zu Hause oder an der Front. Seine Befehle werden nur befolgt, wenn Pod und der Artist die Kommandierten mit einem Holzseil an die Arbeit treiben. Am ersten Tag hat Pod einen Österreicher niederschlagen müssen, um Schnarrenbergs Befehle durchzusetzen. Sein Artist ist unbezahlbar, ein Jiu-Jitsu-Kämpfer, der jeden Widerstand mit einem blitzhaften, geheimnisvollen Griff erstickt.

Unser Beritt geht, um den Rangältesten zu unterstützen, mit bestem Beispiel voran. Von Seydlitz räumt oft, ohne an der Reihe zu sein, mit hochmütigem Gesicht, gleichsam als sei es eine adelnde Arbeit, die Kothaufen aus unserer Nähe fort. Niemand von den Nachbarpritschen würdigt das. Niemand würdigte auch Schnarrenberg, obwohl er sich durch seine Befehle täglich in Lebensgefahr be gibt. Es ist so weit, daß er nicht mehr ohne Leibwache durch die Baracke gehen kann. Man würde ihn erwürgen, glaube ich. Dabei



retten seine energischen Anordnungen sicherlich vielen das Leben. Aber es ist, als ob sie alle Hoffnungen fahren gelassen hätten, am liebsten ihre Hände vor die Augen schlugen und im eigenen Schmutz erstickten.

Dr. Bockborn teilte mir mit, daß der Typhus bereits auf alle Baracken übergegriffen habe. Es sterben täglich sechzig Menschen. In wenigen Tagen ist Weihnachten.

Mit dem Artisten hat Pod einen guten Griff gemacht. Er ist für alles verwendbar, immer willig und geschickt. Augenblicklich besorgt er uns allen gute Kleidungsstücke. Zwar kann auch er nicht hexen, sondern sie nur den Toten abnehmen, aber daran nimmt niemand Anstoß. »Wärmen sie deswegen weniger?« sagt Brünn.

Nein wir frieren nicht mehr so arg, das ist die Hauptsache. Wir erkennen uns allerdings kaum mehr, denn alle sitzen unförmig ver mummt, mit zwei oder drei Waffenröcken übereinander, auf den Pritschen. Wir tragen meistens österreichische Uniformen über unseren alten, sie sind nur dünn, aber doppelt und dreifach wärmen sie dennoch. Zuweilen zeigt uns der Artist ein paar seiner Taschenspielerkunststückchen. Wenn auch niemand mehr darüber lacht, sehen ihm doch alle gerne zu.

Der einzige, der keine fremde Kleidung annimmt, ist der kleine Blank, der sie am nötigsten hätte. »Nein«, schreit er, als der Artist ihm einen Mantel aufdrängen will, und weicht vor ihm zurück, als ob er sich an ihm verbrennen könne, »nein, Hatschek! Lieber frieren! Lieber frieren . . .«

Gestern war Heiligabend. Was soll ich noch schreiben? Nichts als das Wort, das Dr. Bockhorn am Abend sprach: »Ein Mensch, der nicht fähig ist, sich für eine Idee aufzuopfern, gleich welcher Art, ist im höheren Sinn noch kein Mensch, kam über die Tierstufe nicht hinaus . . . Wir tun hier das, was erst den Menschen ausmacht: Leiden für eine Idee . . .«

In ihm liegt alles! Und nur mit diesem Leitwort kann man uns verstehen . . .

Heute morgen starb der erste Arzt. Es ist der jüngere der beiden Deutschen, der mit dem verhaunenen Gesicht. Er ist gestern bei einem Kranken zusammengebrochen und nicht mehr zum Bewußtsein ge-

kommen. Dr. Bockhorn rast. »Sind wir im Irrenhaus?« brüllt er. »Sind wir in der Hölle?« Er ist in den letzten Wochen um zehn Jahre gealtert.

Vor den Baracken beginnen sich die Leichen aufzuhäufen. Nicht einmal einen Schuppen gibt man uns, um sie darin aufzustapeln, denn die Erde ist zu stark gefroren, um sie verscharren zu können. Es gäbe auch niemanden mehr, der noch schwere Arbeit tun könnte, ohne dabei umzufallen. Sie werden einfach hinausgeworfen und liegen auf den Kothaufen umher und fette Ratten nagen an ihren Bäuchen.

Der kleine Blank will nicht mehr hinausgehen und fleht uns an, ihn nicht mehr zu schicken. Jetzt hat er irgendwo eine alte Blechbüchse aufgetrieben. »Verzeiht mir«, sagt er kindlich, »aber ich kann nicht mehr vor die Tür gehen. Ich sterbe vor Grauen. Überall liegen die Toten herum. Und sehen mich an . . .«

In unserer Baracke haben wir bis jetzt vierzig Tote. Aber wir haben noch alle hinausbringen können. Pod ist immer noch stark und gut. Im ganzen Lager sterben in diesen Tagen, Ende Januar, täglich hundert Menschen.

Ich erinnere mich eines Kinderkarussells auf dem Jahrmarkt, von dem man mich als Kind nie fortbringen konnte. Nicht wegen des bunten Drehens, nur wegen eines jener Bilder, die zu sechs, acht die obere Rundung zierten. Auf diesem Bilde war eine sibirische Landschaft mit viel Schnee zu sehen, durch die ein Haufen bärtiger Kosaken peitschenschwingend Männer und Frauen, Deportierte, trieb. Warum hat mich gerade dies Bild so gefesselt? Mehr als alle anderen, die Szenen schilderten, wie das, die ich aber alle vergessen habe?

Gibt es Ahnungen? Aber dann ist ja alles längst vorbestimmt? Dann war mir dies Erleben ja schon seit meiner Kindheit sicher? Und dann ist es mir ja auch heute schon bestimmt, ob ich heimkehre oder hier ende? Soll man darüber ruhig werden oder rasend . . .?

Gestern starben in unserer Baracke so viel, wie noch vor vierzehn Tagen im ganzen Lager. Es geht bergab mit uns. Man öffnet kaum die Türen mehr, um die Toten hinauszuworfen. Einmal mußte Pod schon ein Kommando führen, um die Tore wieder frei zu machen. Man konnte wegen der Leichenstapel nicht mehr aus noch ein.

Als er von diesem Gang zurückkommt, sieht er aus, daß ich ihn fast nicht mehr erkenne. »Junker«, sagt er mit einem neuen, fremden Tonfall, »Ich bin gern Soldat gewesen und habe mich nicht gedrückt, als unser Vaterland rief. Aber ich ging im Glauben, Soldat zu sein, als Soldat behandelt zu werden — nicht als Zuchthäusler. Dies hier ist . . . ist . . . Und wenn sie mich noch einmal holen, ohne dafür gesorgt zu haben, daß sich so etwas nicht wiederholen kann —«

»Nicht schwach werden, Pod!« sage ich leise. »Wir stehen hier doch für die Heimat, wie an der Front! Es ist nur eine andere Art von Kampf, eine schwerere vielleicht und entnervendere, aber . . .«

Er fuchtelt mit den Armen. »Ja«, schreit er, »aber . . .«

»Sei ruhig, Pod!« bitte ich. »Und sei gerecht. Glaubst du denn, daß es den russischen Gefangenen bei uns ebenso geht?«

»Die Russen sind nicht schuld an unserem Leiden!« fällt Bränn ein. Seine Stimme klingt schneidend und gehässig. In seinem Kopf ist es nicht mehr in voller Ordnung! denke ich erschrocken.

»Wer dann?« frage ich sacht.

»Der Krieg!« schreit er auf. »Der Krieg!« wiederholt er gellend, hysterisch, hemmungslos. »Der Krieg . . .«

Morgens rüttelte mich jemand. Vor mir stand der deutsche Unterarzt, ein junger Medizinkandidat. Er sah verstört aus und seine Augen brannten aus schwarzen Höhlen. »Stehen Sie auf!« sagte er. »Wir müssen noch einmal zum Kommandanten. Heute nacht sind zwei österreichische Ärzte gestorben . . .«

Ich gehe neben ihm durch die dunkle Baracke. Zuweilen müssen wir über einen Körper steigen, der seltsam verrenkt im Gang liegt. Es sind Fiebernde, die im Delirium von den obersten Pritschen gestürzt sind.

»Wie halten Sie das aus?« fragt er schwach. »Wir haben wenigstens unser stilles Zimmer, sind wenigstens nachts ein paar Stunden allein — ohne Schreie zu hören, ohne Sterbende zu sehen. Ihr aber . . .«

»Man hört und sieht es nicht mehr«, sage ich. »Man ist stumpf.«

»Ja, eine andere Erklärung gibt es nicht. Trotzdem —«

»Wie geht es dem Stabsarzt?« frage ich rasch.

»Noch gut . . . Aber wer weiß, wie lange . . . Zu allem kommt, daß er sich innerlich verzehrt. Flecktyphus muß nicht sein, Flecktyphus kann vermieden werden. Licht, Nahrung, Sauberkeit machen

ihn unmöglich. Ja, da ist das Bitterste! Daß es nicht nötig ist! Nur Schlamperei, nur Faulheit, nur Gleichgültigkeit . . . Ich fürchte die heutige Unterredung . . . Er ist nicht mehr Herr seiner selbst!«

Im Arzthaus sind Dr. Bockhorn und ein österreichischer Regimentsarzt schon bereit. »Morgen, Fähnrich«, grüßt Bockhorn kurz. »Ich brauche Ihnen nichts zu sagen, wie? Entweder — oder, heißt es heute.«

Im Vorzimmer sitzt der Kosakenkapitän. Ich bitte ihn im Namen der Ärzte, uns zum Kommandanten zu führen. Er macht eine hilflose Bewegung, sieht verzagt von einem zum andern. »Herr Kapitän, wir bitten für unsere letzten Fünfzehntausend!« sage ich. Er beißt die Lippen zusammen und geht hinein.

Ein heftiger Wortwechsel. »Sie müssen, Herr Kommandant!« höre ich die Stimme des Kapitäns. »Es ist Vorschrift . . .« Endlich tritt er erregt heraus. »Bitte . . .«

Wir stellen uns im Halbkreis vor den Kommandanten. Auf seinem Schreibtisch liegt griffbereit ein schwerer Dienstrevolver. Voriges Mal lag er nicht dort! geht es durch meinen Kopf.

Dr. Bockhorn spricht. Ich übersetze. »Wir bitten, uns mehr Wasser zur Verfügung zu stellen. Wir können nicht einmal den Fiebernden die Lippen feuchten. Wir bitten um Militärdecken oder wenigstens um Stroh. Sämtliche Kranken sind von den harten Pritschen aufgelegt, die Ansteckungsgefahr ist dadurch ungeheuer. Wir bitten um Holz für die Öfen. Dreißig Prozent aller Leute haben außer Ruhr und Typhus — Lungenentzündungen und Gliedererfrierungen.«

»Ich kann nicht zaubern!« entgegnet die Spitzmaus.

Dr. Bockhorn beginnt zu schreien. Ich zögere etwas. Dann übersetze ich: »Man richtet kein Gefangenenlager für fünfundzwanzigtausend Mann ein, ohne für das Notwendigste vorzusorgen!«

»Wollen Sie mir, einem kaiserlichen Offizier, Vorschriften machen?« grillt die Spitzmaus zurück.

»Wissen Sie, wieviel jetzt täglich sterben? Einhundertfünfzig! Einhundertfünfzig!« schreit Bockhorn tobend.

»An der Front sterben noch mehr!« ruft die Spitzmaus hämisch.

Dr. Bockhorn sieht aus, als ob er ihm an den Hals wolle. »Wir müssen wenigstens einen leeren Schuppen für unsere Toten haben!« keucht er. »Ist das zuviel verlangt? An der Front beerdigt man sie doch. Hier überläßt man sie den Ratten. Bald haben wir die Pest.«

Die Spitzmaus zuckt zusammen. »Beerdigt sie doch, wenn ihr könnt!«

»Geben Sie uns Werkzeug! Oder sollen wir mit den Fingernägeln —«

»Ich kann nicht zaubern . . .«

Dr. Bockhorn taumelt. »Gut«, sagt er, »gut . . . Nun sagen Sie das letzte Fähnrich: Wir brauchen einen leeren Raum als Isolierlazarett. Neben dem Arzthaus steht eine leere Steinkaserne. Von Posten bewacht. Diese Kaserne wollen wir. Wenn man sie uns nicht gibt, nehmen wir sie uns. Ihr mögt uns dabei totschiagen, wir sind dankbar dafür. Wir bitten zum letztenmal. Dann aber . . . dann aber . . .«

»Was sagt der Mann jetzt gerade?« fällt die Spitzmaus lauernd ein.

»Daß die Erbitterung der Überlebenden zum äußersten führen kann!« übersetze ich. »Und daß die Fünfzehntausend Ihre fünfhundert Kosaken in einem Anlauf schlachten, wenn Sie uns nicht —«

»Ihr wollt mir drohen?« kreischt er.

»Nur unterrichten!« sage ich kalt.

»Hinaus!« schreit er und greift nach dem Revolver.

»Und das Lazarett?« brüllt Dr. Bockhorn.

»Hinaus!«

»Und das Lazarett?« wiederhole ich schäumend.

Zum zweitenmal springt der Kosakenkapitän dazwischen. »Ich bitte Sie, zu gehen!« ruft er flehend. »Es ist sinnlos . . . Ich darf nicht dulden . . .«

»Sorgen Sie dafür, daß von diesen Hunnen möglichst wenige die Heimat wiedersehen!« herrscht ihn die Spitzmaus an.

Der Regimentsarzt bekommt einen Weinkrampf. Dr. Bockhorn sieht aus wie ein Irrer. »Alles verloren«, murmelt er, »alles verloren . . .«

Ich sitze neben Seydlitz auf der Pritsche. Uns gegenüber wälzt sich der baumlange Pionier. Er ist an Gesicht und Händen gefleckt. »Verdammte Hunde«, wimmert er. »Verdammte Hunde . . .«

»Ich habe mit meinem Schicksal gehadert«, sagt Seydlitz langsam. »Warum bin gerade ich hierzu verurteilt, während meine Kameraden sich Tag um Tag das Leben neu erkämpfen müssen, dachte ich immer.« Er blickt im Kreis herum, macht eine zusammenfassende Handbewegung. »Jetzt bin ich damit ausgesöhnt . . .«

Spricht er die Wahrheit? denke ich. Oder sagt er es nur, um mir in diesem Chaos einen Halt zu geben? Mir und uns allen einen Sinn zu geben, zum Ertragen des Sinnlosen?

»Wir brauchen uns einstmals nicht schämen, wenn wir in die Heimat zurückkehren«, fährt er fort. »Wir werden keine Kreuze auf der Brust haben, nein, das nicht... Aber man wird unseren Augen ansehen, daß wir derweil nicht abseits standen... Und vielleicht wird jemand flüstern: Der war in Totzkoje... Denn wenn wir auch nicht an der Front sind, so sind wir doch nicht weniger für Deutschland hier... Und wenn es auch ein anderer Kampf war — so war es doch ein Kampf für unsere Heimat — wie der andere...«

Wir schweigen lange. Plötzlich beginnt er von Deutschland zu sprechen. Seine harte, etwas knarrende Stimme wird seltsam weich — als ob er von einer fernen Geliebten spräche, klingt es in mein Ohr. Als ob ein Liebender den ersten Nächsten an seinem größten Glück und Sehnen teilnehmen lassen müsse, dringt es in mein Herz.

»Deutschland ist eine blühende Wiese«, sagt er zuletzt. »Deutschland ist ein weißes Bett. Deutschland ist reines Wasser...«

»Junge«, sagt Hatschek, der Artist, »zieh doch endlich einen Mantel über! Wir alle tragen sie seit Wochen und haben nichts!«

»Noch nichts...« flüstert der kleine Blank.

»Ach, Unsinn! Und im übrigen: Glaubst du denn, dich damit retten zu können? Haben wir nicht alle Läuse? Sind wir nicht alle wund? Nun, siehst du... Nein, das ist Kismet, Junge! Fatum, sagt man auch... Auf deutsch: Wen's schnappen soll, den schnappt's, und läge er in einem abgeschlossenen Zimmer!«

»Hatschek hat recht, Blank!« sage ich helfend. »Du frierst umsonst! Jede Laus kann es bringen und du hast Hunderte an dir — wie alle!«

»Aber ich muß doppelt vorsichtig sein!« sagt er hartnäckig. »Ich bin der Schwächste von allen!«

Ich fahre ihm in jäher Zärtlichkeit über den Kopf. Sein Knabenschopf ist verfilzt und aschfarben. Ach, ich hätte es nicht tun sollen! Aus seinen Augen schießen, durch diese Tröstung ausgelöst, perlgroße Tränen.

»Junker«, fragt er leise, haben sie uns denn vergessen?«

»Wer, Junge?«

»In der Heimat, meine ich. Ist Deutschland nicht ein starkes, mäch-

tiges Reich? Wie kann es sein, daß man uns solches antun darf? Wir haben doch nichts Böses getan, haben doch nur gekämpft, ehrlich und anständig, für unser Land, wie die anderen für ihre Länder. Warum hält man uns in Kerkern? Warum behandelt man uns wie Zuchthäusler? Nein, ich kann es mir nicht anders erklären. Sie haben uns vergessen . . .«

»Sie müssen bis zum letzten Mann die Grenzen halten!« sage ich wie zu einem Kinde. »Glauben vielleicht auch, es gehe uns gut . . .«

»Ja«, sagt er, »ja, gewiß . . . Aber einer könnte trotzdem an uns denken! Wir haben doch Väter und Mütter und Brüder . . . Ist denn niemand dort, der sie an uns erinnert, der einmal sagt: Vergeßt die Kriegsgefangenen nicht?«

»Es wird schon jemand kommen, Junge! Es dauert nur lange, wir sind weit fort. Und keine Nachricht dringt zu ihnen . . .«

»Ja«, sagt er heftig, »wenn wir nur einmal schreiben dürften! O, ich würde es ihnen berichten . . . Wenn wir Tiere wären, wären wir längst verendet, würde ich ihnen schreiben, aber wir sind Menschen . . . Aber nichts, keine Möglichkeit . . . Vielleicht denken Sie: Ach, unsere Kriegsgefangenen haben es gut. Um die brauchen wir uns nicht sorgen. Für die ist der Krieg ja zu Ende . . .«

O, er hat recht. Keine Nachricht erhalten, keine Nachricht geben können. Haben wir gesiegt? Haben wir verloren? Nichts wissen, nichts hören. Das ist das Schlimmste.

Wir bekommen täglich mehr Platz in den Baracken. Der ewige Kampf um die Pritschen hat sein Ziel gewechselt. Niemand will mehr die oberen Plätze, weil jeder fürchtet, nicht mehr hinaufklettern zu können, wenn er einmal Fieber bekommt. Und wer das nicht kann und keine untere Pritsche hat, muß auf dem nassen Gang in Kot und Urin liegen.

Von den Decken hängen trübe Eiszapfen herab. Die Fiebernden verfolgen gierig ihr Wachsen und stecken sie zur Kühlung zwischen die borkigen Lippen, sobald sie so groß sind, daß man sie abbrechen kann. Jeden Morgen kommt der deutsche Mediziner. Seine einzige Arbeit ist, die Toten festzustellen. Was soll er sonst auch tun? Er braucht sie nicht einmal mehr anzufassen, soviel Übung hat er bereits. »Ex«, sagt er nach kurzem Blick, »ex, ex, ex . . .«

Pod und der Artist, oft auch Seydlitz, begleiten ihn auf diesem Rundgang. Sie schleppen die mit »Ex« bezeichneten sofort auf einen Haufen, um sie später hinausschaffen zu können. Man küm-

mert sich schon nicht mehr um ihre Namen noch um ihre Nationalität. Bis vor kurzem haben wir ihnen noch die Erkennungsmarken abgenommen. Jetzt können wir auch das nicht mehr.

Leben wir eigentlich noch? Oder sind wir schon alle tot? Hausen wir schon seit Jahren in diesem Erdloch? Oder erst seit gestern? O, Blank hat recht: Wären wir Tiere, wären wir längst verendet! Aber wir sind Menschen . . . Und eine Seele ist schwerer umzubringen als ein Körper . . .

Wie lange soll es noch dauern, mein Gott? Seit vorgestern sterben täglich zweihundert . . .

Ich habe das Letzte versucht. Ich bin zum Kosakenkapitän gegangen. Hatte er nicht die Augen eines Menschen? Ich habe ihn heimlich aufgesucht. Niemand weiß davon.

Ein Posten bringt mich auf die Vorgabe, ihn dienstlich sprechen zu müssen, in seine Wohnung. Er liegt mit offener Litewka auf einem Diwan. Als er mich eintreten sieht, springt er auf. »Ist etwas vorgefallen?« fragt er erschrocken.

»Nein«, sage ich, »noch nicht. Aber niemand weiß, wie lange es geht. In uns allen steckt Wahnsinn. Er schlummert nur noch. Alle wissen, daß sie sterben müssen — in solcher Lage schreckt man vor nichts zurück. Was könnte sie auch noch verschlechtern? Nichts . . . Es könnte unsere Leiden nur verkürzen . . .«

»Was kann ich tun?« fragt er leise.

»Alles! Könnte man uns nicht wenigstens mehr Wasser bringen? Unsere Leute können es nicht mehr heranschaffen, sind zu ausgemergelt dazu. Aber Sie haben Soldaten, fünfhundert Mann, die nichts zu tun haben. Oder zum mindesten ein paar Decken? Oder Stroh? Das Stroh von Ihren Pferden meinetwegen, das Sie auf den Misthaufen werfen lassen. Samara ist eine große Stadt, nicht weit . . . Ein bißchen Seife, nur für die Ärzte . . . Etwas Wäsche . . . Unsere Hemden zerfallen auf dem Leibe . . .«

»Ach, verstehen Sie mich doch!« bricht er aus. »Ich bin subalternier Offizier. Ich kann das nicht veranlassen. Und wenn ich so viel Mitleid mit euch hätte, daß ich daran stürbe, könnte ich es nicht ändern . . .«

»Etwas müssen Sie tun! Etwas, etwas nur!« Ich flehe fast. »Wir müssen sehen, daß es einen Menschen in diesem Land gibt! Zeigen Sie uns den! Fünfzehntausend Mann verfluchen Rußland, wenn sie ihn nicht sehen, bald sehen, morgen sehen!«



Er wirft sich in einen Stuhl, legt den Kopf auf den Tisch. »Glauben Sie, daß ich in diesem Leben wieder ruhig werden kann? Nein, ich habe zuviel Schande sehen müssen . . . O, nicht nur hier . . . Ich bin zweimal verwundet worden. Aber ich hätte mich schon längst wieder an die Front gemeldet. Wenn ich nicht wüßte, daß dann hier —«

»Ja, bitte, bleiben Sie!« rufe ich. »Versprechen Sie es mir —«

»Ich werde bleiben. Und will auch weiter trachten, abzumildern, auszugleichen. Aber das bedeutet ja nichts«, stöhnt er auf. »Das sind ja nur Tropfen . . .«

»Hören Sie«, falle ich ein, »gibt es denn keinen Weg, uns wenigstens die Kaserne als Isolierbaracke freizugeben? Könnten Sie nicht, könnten Sie nicht eines Tages . . . vergessen . . . dort Posten . . . aufzustellen?«

Er sieht auf. »Und dann?« fragt er gedämpft.

»Dann ziehen wir ein. Und wenn wir einmal drinnen sind . . . Nein, uns wieder hinauszujagen, wird er nicht wagen . . .«

»Gut . . .«

»Und noch eins: Kommen Sie einmal zu uns! Ich bürge für Sie! Es geschieht Ihnen nichts. Aber Sie haben bis jetzt nur gehört, wie es bei uns aussieht. Sie müssen es einmal sehen — sehen . . .«

»Ich werde kommen. Aber jetzt müssen Sie fort. Niemand darf wissen, daß ich mit Ihnen im geheimen sprach. Ich werde degradiert und komme nach Sibirien, wenn er erfährt, daß ich . . .« Er drückt mir beide Hände. »Hier, nehmen Sie . . .« Er gibt mir eine Schachtel Zigaretten. »Nun gehen Sie . . . Ich will alles tun! Bei Gott . . .«

Wie warm und sauber seine Hand war! Wie gut und tröstend seine Stimme klang . . .

Brünn hockt auf einer leergewordenen Pritsche. Sein Haar ist wirr, sein Bärtchen hängt herab, seine Augen sind unruhig. Zwischen den Fingerspitzen hält er eine große Laus.

»Daß ein solches Biest den Tod in sich hat, was?« sagt er mit einer Stimme, die vor Erregung weinert. »So klein und unscheinbar — man sollte es nicht glauben . . .«

Seine Augen werden starr, beginnen wie hypnotisiert auf den hellen, grauen Punkt zu blicken, der sich mit heftigen Bewegungen aus seinen Nägeln zu befreien sucht. »Willst mich wohl beißen, was? Willst mich wohl impfen? Oder hast du es schon getan?«

Plötzlich zerdrückt er sie, schleudert sie auf die Pritsche, trampelt mit beiden Füßen irrsinnig auf ihr herum.

»Du Biest!« kreischt er auf. »Du Biest! Willst du mich morden? Willst du uns alle morden . . .?«

Heute war der Kosakenkapitän in unserer Baracke. Pod gewährte ihm zuerst. »Ein russischer Offizier steht an der Tür und will dich sprechen«, sagte er.

»Er will unsere Baracke besichtigen, Pod!« sage ich fliegend. »Aber es darf ihm nichts geschehen! Nimm den Artisten mit . . . Schnarrenberg, kommen auch Sie . . .«

Wir gehen zu viert ans Tor und nehmen ihn in Empfang. »Ich danke Ihnen«, sage ich leise. Er hebt die Hand an die Mütze. »Bitte, rasch!« stößt er aus. Sein Gesicht ist ganz grün. Er sieht aus, als ob er sich übergeben müsse. Kommt das von dem fürchterlichen Gestank in unserem Erdloch? Wir merken es nicht mehr, wir kommen fast nie heraus, kennen es nicht anders.

Im ersten Quergang liegen zwölf Tote übereinander. Wir warten auf den Arzt, um sie hinaustragen zu können. Vom zweiten Pritschblock tropft es schleimig herunter. Auf ihm liegen vier Ruhrkranke. Wir warten seit acht Tagen auf ihren Tod. Der Boden ist mit halbgefrorenen Urinpfützen und zertretenem Menschenkot besät.

»Schlagt sie tot, die russische Bestie!« grellt eine Stimme aus dem hinteren Gang. Wir kennen sie, es ist die Stimme des Schwalangschers.

Pod schiebt sich enger an den Kapitän und faßt das Holzscheid fester. Hatschek geht voraus, ohne Waffe. Schnarrenberg und ich gehen rechts und links.

Ein Steiermärker singt, auf seinen Knien liegend, einen monotonen Psalm. Es hört sich an, als ob es ein Sterbelied sei. Ein Bosniak hebt und senkt sich, das pergamentene Gesicht nach Mekka gewandt, in rhythmischem Gebet auf seiner Pritsche. Ein Bauchtyphuskranker, der im Fieber herabgerollt ist, versucht vergeblich, wieder auf seine Pritsche zu gelangen. Pod hilft ihm im Vorbeigehen hinauf.

Wir kommen in unsere Ecke. »Hier wohnen wir, Herr Kapitän!« Er bleibt einen Augenblick stehen, die Hand mit dem Taschentuch vor den Mund gepreßt. Seydlitz grüßt militärisch. In seinem Gesicht zuckt kein Muskel. Blank steht müde auf. Brünn rührt sich nicht, sieht ihm nur schräg, bleich vor Haß, in die Augen. »Verdammte Hunde, verdammte Hunde!« stöhnt nebenan der Pionier.

Der Kapitän wendet sich ab. Sein Gesicht sieht aus, als ob ihn ein Alp zerdrücke. Der kleine Blank hebt flehend die Hände hinter ihm her. Wir drehen um und gehen zurück. Ich zeige hierhin, dort-hin. »Wir haben in der letzten Zeit täglich zwanzig Tote in diesem Loch, Herr Kapitän!« sage ich. »In einem Monat ist unsere Baracke leer . . .«

Als wir wieder am ersten Quergang sind, gurgelt plötzlich ein halbes Dutzend Schreie auf. »Laßt ihn nicht lebend hinaus, den Menschenschinder!« kreischt eine österreichische Stimme. »Behaltet ihn als Geisel!« eine deutsche. Aus dem Quergang kommt ein ungarischer Husar gelaufen. In seinen Augen glüht nahender Irrsinn. In seiner Faust hängt ein losgerissener Pritschenfuß. Ehe er herankommt, hat ihn der Artist schon unterlaufen, durch eine blitzhafte Fußstellung unter die Pritschen geschleudert.

»Ruhe!« ruft Pod mit seiner tiefen Stimme.

Wir öffnen die Tür. Der Kapitän nimmt das Taschentuch vom Mund, sieht uns der Reihe nach an. In seinen Augen stehen Tränen. Von der beißenden Luft, von der inneren Erregung? Er gibt jedem von uns die Hand. Er will etwas sagen, kann es aber nicht. Er wendet sich und geht rasch davon.

»Er weint jetzt, wenn ich nicht irre«, sagt Pod langsam.

Gestern klagte von Poseck über Kopfschmerzen und Schwindelanfälle. Heute mittag wollte er keine Suppe mehr. »Du mußt essen, Poseck!« sagt Seydlitz ruhig, nahm das Fleischstück aus der Schüssel, drehte es verlockend wie einen Kreisel an seinem Holzspeil. »Es ist ein gutes Stück, richtiges Fleisch . . .«

»Ich kann nicht, Hans! Sei nicht böse . . .«

Eine Stunde später hat er zum erstenmal Erbrechen. Kurz darauf packt seinen Körper ein heftiger Schüttelfrost. Seydlitz' Mundwinkel kerben sich eine Nuance tiefer. Er zieht schweigend seinen österreichischen Mantel aus, deckt ihn fest über den Kameraden. Posecks Glieder fliegen hin und her. Seine Zähne klappern aufeinander, daß man es weithin hört. »Was meinen Sie, Fähnrich?« fragt Seydlitz gedämpft.

Es ist der Verlauf — was soll man sagen? Aber ich weiß, daß er Poseck am ersten Tag der Gefangenschaft fand und alles Seite an Seite mit ihm erlitt. »Es ist vielleicht nur ein Fieberanfall«, sage ich. Aber ich kann ihm dabei nicht in die Augen sehen.

Brünn verfällt, ohne eigentlich krank zu sein, mit unfäßbarer Schnelligkeit. Ich habe ihn im Verdacht, daß er vor Verzweiflung jede Nacht mehrfach onaniert. Oft sitzt er mit gekreuzten Beinen auf einer leeren Pritsche und spricht mit sich selbst.

»Hier ist nichts los«, sagte er gestern. »Donnerwetter, im Feld hatte ich immer schöne Druckposten! Wenn es dort dicke Luft gab, verschaffte sich Brünn schnurstracks ein Kommando in den hinteren Linien . . . Hier gibt es keine Kommandos, keine hinteren Linien . . . Hier muß jeder ran! Verflucht, nicht einmal Deckung gibt es . . . Und das Hinwerfen nützt auch nichts . . . Nein, hier kann man sich nicht verkrümmeln, hier gibt es keine Druckposten . . .«

»Warum schreiben Sie eigentlich alles auf, Fähnrich?« fragt mich Schnarrenberg.

Ich sehe vom Notizbuch auf, einem dicken Schreibblock, den ich glücklicherweise bei der Gefangennahme rettete. »Damit die Menschheit einmal erfährt, was im zwanzigsten Jahrhundert möglich war! Und es in künftigen Kriegen vermeiden kann!« sage ich hart.

»So glauben Sie auch, daß es immer Kriege geben wird, geben muß?«

»Nein, das glaube ich nicht. Aber daß wir in den nächsten hundert Jahren, gleichsam von heute auf morgen, noch nicht so weit kommen werden, unsere Konflikte auf andere Art zu lösen, das fürchte ich . . .«

»Ich habe an der Front nie viel von diesen Tagebüchern gehalten«, sagt Schnarrenberg nach einer Weile. »Was sollen sie? Gute sind selten wie weiße Raben — die meisten bestehen entweder aus geschminkten Heldentaten oder privaten In-die-Hosenmachereien! Im Gefecht selbst kann niemand etwas schreiben, hat niemand Zeit dazu. Nachher erscheint einem alles anders . . . Haben Sie zum Beispiel mal bemerkt, auf welche Art jemand fiel? Ich hatte nie Zeit dazu — er fiel einfach, fertig. So ist es mit allem, was im Kriege geschieht: Nachher sieht alles anders aus . . .«

»Hier ist es etwas anderes«, werfe ich ein. »Hier hat man genügend Zeit, kann jeden einzelnen in aller Ruhe porträtieren, jede Kleinigkeit in aller Muße bis aufs Haar beschreiben. Hier fliegt das Leben nicht, hier kriecht es . . . Hier werden Schilderungen echt — man kann nach Tagen noch vergleichen, ob man es bis zum Zipfel richtig wiedergab . . .«

»Mir kommt es allmählich wie ein ewiges Trommelfeuer vor,

Fähnrich!« sagte er zuletzt. »Man wartet auf den Angriff wie auf eine Erlösung . . . Aber hier ist es noch schlimmer . . . Denn hier kommt dies Aufatmen, diese Erlösung nie . . .«

Pod ist plötzlich zusammengebrochen. Auch er ist eigentlich nicht krank, aber er kann keine Toten mehr anfassen. Wer könnte das nicht verstehen? Der Artist kann es nicht allein, und Seydlitz geht Poseck nicht von der Seite. Damit sind wir soweit, wie sie in den anderen Baracken schon seit einer Woche sind: Man schafft die Toten nicht mehr hinaus.

Das wird außer der seelischen Wirkung keinerlei Folgen haben. Soviel Kraft, um sie auf die Gänge herabzuziehen, hat der Artist allein, und dort gefrieren sie nach wenigen Stunden. Zuweilen verkriecht sich wohl einer im Sterben auf eine Oberpritsche, aber den verrät der Leichengeruch bald, und man kann auch ihn herunterholen.

Ich sehe Gefangene auf toten Kameraden sitzen, Sterbende als Rückenlehnen benutzen. Ein großer Teil der Typhustoten liegt halbnackt herum, manche nur an den Füßen mit Fußlappen umwickelt. Lediglich die Ruhrtoten liegen in allen Kleidern — weil sie völlig von Schleim durchtränkt und daher nicht zu brauchen sind. Wir Lebenden kriechen nachts unter Berge abgenommener Uniformen, um uns zu wärmen. Und wickeln uns von allen Seiten fest hinein, um uns vor den Ratten zu schützen. Aber seitdem soviel Tote in der Baracke liegenbleiben, haben wir Lebenden Ruhe vor ihnen.

Es sterben täglich zweihundertfünfzig . . .

Seit Mittag liegt auch der kleine Blank. Er hat gleich hohes Fieber bekommen und schreit nach Wasser. Pod, der zu den Lebenden gut geblieben ist, geht häufig hinaus, um Schnee für ihn hereinzuholen. Er ist zwar etwas gelb von dem überall verstreuten Kot, aber trotzdem ungefährlicher als die trüben Eiszapfen an den Deckbalken, in denen sich der Hustenauswurf der Schwindsüchtigen mit den Ausdünstungen der Ruhrkranken kristallisiert hat.

Wir haben Poseck und Blank zusammengelegt, um sie gleichmäßig bedienen zu können. Poseck ist seltsam ruhig, Blank äußerst aufgeregt. »Jetzt kannst du mir einen Mantel geben«, sagt er zum Artisten. »Jetzt ist es gleich! Ja, gib mir nur zwei, drei, soviel du hast . . . Ich habe genug gefroren . . .«

»Fähnrich«, sagt er einmal, »ist nicht der Grundstein aller Kirchen das Evangelium? Wie aber heißt das Evangelium? Liebet eure Feinde . . . Ich kann es mir nicht deuten . . . Vielleicht gibt es einen russischen und einen deutschen Gott?«

Ich drücke ihm einen schneegefüllten Fußlappen auf die glühende Stirn. »Nein, Junge«, sage ich, »es gibt nur einen Gott . . .«

Abends redet er irre. »Die Dame bekommt noch ein Pfund Kaffee, Franz!« ruft er geschäftig. »Guatemala, Extrasorte! Gewiß, gnädige Frau . . .«

Es ist Nacht. Ich habe die Petroleumlampe von der Tür genommen und neben mich auf die Pritsche gestellt. Ein paar, die sich vor dem Dunkel fürchten, fluchen mir nach, aber keiner hat mehr die Kraft, mich daran zu hindern. Auf meinen Knien liegt mein Buch. In meiner mit irgendwelchen Lappen umwickelten Hand steckt ein Tintenstift.

Ich denke an die Heimat. Ich habe keine Hoffnung mehr, sie wiederzusehen, aber mein Buch soll sie wenigstens erreichen. Es wird viel Tagebücher vom Kriege geben — Gott möge sorgen, daß es kein erschütterndes, daß es kein Dokument wie dieses gibt! Mein Buch genügt für ein Jahrtausend . . .

Ich habe mich immer bemüht, kalt und sachlich zu sein. Nichts von meinen Stimmungen und Ansichten hineinzulassen, nur das zu schildern, was ich sah. Wenn ich mein Inneres nicht verschlösse, wenn ich aus ihm etwas in seine Seiten fließen ließe . . . Nein, niemand würde das lesen, noch verstehen können! Es wäre nichts als ein einziger, irrsinniger, unartikulierter Schrei . . . Mit welchen Buchstaben sollte ich den niederschreiben?

Ich habe keine Hoffnung mehr, hier noch herauszukommen. Darum schrieb ich diesen Abschnitt. Und setze hinzu: J'accuse — ich klage an! Aber ich klage nicht für mich, nein, nicht einmal für meine vierzehntausend Kameraden, die bis heute unter meinen Augen in diesen Erdlöchern verendeten — ich klage um der Schmach und Schande willen, die man hier am Menschlichen beging, an jenem Menschlichen, das von Gott stammen soll, wie die Priester sagen! Man schändete nicht uns, dafür waren unsere Leiden nicht klein genug — man schändete über uns hinaus: Gott!

Vielleicht muß es Kriege geben, das kann ich so nah dem Tod nicht wissen — nur, daß es diese Schande, die sein Gefolge ist, dies ungeheuerliche Grauen nicht geben muß, das weiß ich! Ist es nicht

schlimmer als vor zweitausend Jahren? Ach, hätte man uns zu Kriegssklaven gemacht, wie es in jenen Zeiten üblich war, es wäre uns besser ergangen und vierzehntausend und im ganzen Rußland vielleicht hunderttausend hätten nicht wie Hunde in ihrem eigenen Kot zu verkommen brauchen! Es läßt kein Mensch sich ungestraft beleidigen — glaubt ihr: Gott? Und diese Sünde, seinen Geschöpfen und Ebenbildern angetan, ist wider Gott . . .

Ich bin müde. Ich kann nicht weiter. Eben ist auf der Nachbarpritsche der Pionier verstummt. Er hielt so plötzlich mit seinem tagelangen, immergleichen Fluchen inne, daß es mir auffiel. Ich hebe die Lampe ein wenig und leuchte ihm ins Gesicht. Er ist tot. Er sieht aus wie alle andern. Das Individuum ist ausgelöscht. Er ist nicht mehr der Harburger Pionier namens Meier oder Müller — er ist nur mehr ein Flecktyphustoter, Numero 14324 in diesem Winter, kein Quentchen mehr.

Ich stelle die Lampe neben mich und krieche wieder unter meine Waffenröcke. Von der Nachbarpritsche schreit ein junger Wiener in einem fort: »Mutter, Mutter, jetzt ist es aus . . .«

Schnarrenberg ist jetzt unser Halt geworden. Seitdem es ums Leben geht, stellt er seinen Mann wie keiner. Ich habe noch keine Klage von seinen Lippen gehört, er gleicht darin Seydlitz, ist gleichsam eine gröbere Ausgabe von ihm — der Mannschaftstyp im Verhältnis zum Offizierstyp. Beide sind durch und durch Soldaten.

Er hat nur eine schwache Seite, das ist der Krieg, jener gewaltige Krieg, den sie übereingekommen sind, den Weltkrieg zu nennen, der unserer Leiden Ursache ist, von dem wir aber trotzdem nicht viel sprechen. Allein Schnarrenberg lebt in ihm weiter — vielleicht erträgt er diese Zeit darum so leicht?

»Wenn man nur wüßte, wie es an der Front steht?« ist seine ewige Frage. Aber wir erfahren nichts, man läßt keine Post zu uns hinein, noch ein Lebenszeichen von uns hinaus. Es ist wohl Furcht vor dem Aufsehen, das unsere Berichte in der Welt erregen würden. Wir sollen verschwinden, ohne daß jemand erfährt, auf welche grausame, unmenschliche Art . . .

»Schweigen Sie mit Ihrem Krieg!« rief in einem klaren Augenblick der meist bewußtlose Poseck. »Wenn die Menschheit noch nicht einmal so weit ist, irgendwelche Konflikte auf vernünftigen und gewaltlosem Wege aus der Welt zu schaffen — kann sie mir mitsamt ihrer Technik und Wissenschaft gestohlen werden!«

Wir waren alle von diesem Ausbruch überrascht. Schnarrenberg wollte auffahren. Ich zog ihn fort. »Lassen Sie ihn, um Gottes willen!« sagte ich hastig. »Sehen Sie denn nicht . . . ?«

Heute waren die Posten vor der leeren Kaserne nicht aufgezogen. Ich lief sofort zu Dr. Bockhorn. »Wir müssen die Kaserne augenblicklich besetzen, Herr Stabsarzt!« Bockhorn nickte abwesend. »Jetzt hat er es eingesehen, dieser Asiat!« sagte er dumpf. »Jetzt, wo es fast zu spät ist!« Ich klärte nichts auf.

Nachmittags gehe ich hinüber. Der ganze Raum ist belegt. Einer liegt neben am andern auf dem Steinfußboden. Ohne Decken, ohne Stroh. Bockhorn läßt frei gewordene Pritschen abbrechen, um sie wenigstens auf Bretter betten zu können. Mit ihm sind der deutsche Assistent und zwei österreichische Regimentsärzte übriggeblieben. Sie ordinieren von morgens bis abends. Muß man nicht schreien, wenn man ihnen zusieht?

Alles, was irgend kriechen kann, kommt voller Hoffnung in dieses Lazarett, denn die Nachricht von seiner Eröffnung ging fliegend durch alle Baracken. Was sollen die Ärzte mit ihnen tun? Sie gruppieren sie in Leichtkranke, das sind solche, die noch einige Tage zu leben haben, in Schwerkranke, das sind solche, die in wenigen Stunden sterben werden. Aber es gibt auch Gesunde. Diese haben nur Ruhr und Nierenentzündung, Tuberkulose und Bauchtyphus. Kurz: Wer nicht Flecktyphus oder Schwarzblattern hat, wird gesund genannt. Kann man etwas anderes tun, wenn alles überfüllt ist?

Gegen Abend bricht ein Regimentsarzt zusammen. »Es geht nicht mehr, Herr Stabsarzt!« schreit der deutsche Assistent. Dr. Bockhorn lehnt erschöpft an der Tür. »Ist es nicht Wahnsinn?« fragt er hohl. »Jetzt gibt man uns ein Isolierlazarett für vierhundert Kranke? Zu einer Zeit, in der täglich dreihundert sterben?«

Ich liege auf meinem Zeughaufen. Warum kann ich nicht weinen? Vielleicht täte es gut . . . Jemand zupft mich am Arm. »Poseck stirbt, Fähnrich, komm!« sagt Pod. Ich stehe auf, trete neben Poseck, lehne mich an Pod.

Poseck ist furchtbar gefleckt. Er streckt lechzend die Zunge heraus, bewegt sie heftig hin und her, sie ist voll dicker Borke. Seydlitz tröpfelt ihm ein Klümpchen Schnee darauf. Der Sterbende sieht ihm



in die Augen wie ein treuer, dankbarer Hund. Zuweilen regt er seine Finger, als ob er uns die Hand geben wolle.

»Meine kleine Schwester ist silberhaarig . . .« flüstert er plötzlich. Pod schiebt sich die Faust zwischen die Zähne und beißt darauf. Seydlitz streicht Poseck ein Klümpchen Schnee nach dem andern auf die Lippen. Ihm zittern nur die Finger etwas, sein Gesicht ist unbewegt. Der kleine Blank, dicht neben ihm liegend, hat sich etwas aufgerichtet. Er sieht Poseck mit entsetzten Augen an und weint vor Enttäuschung wie ein Kind.

Plötzlich bleibt Posecks Zunge stehen. Seydlitz legt den Schnee beiseite, schiebt sie in die Mundhöhle zurück, drückt von oben und unten die Kiefer an. »Finis . . .« sagt er langsam, drängt sich an uns vorbei und geht hinaus.

Ich krieche auf meinen Zeughaufen zurück. In mir schreit etwas, als ob es mich zerreißen wolle. Ich schlage an mein Bein, mein rechtes, jetzt geheiltes Bein. »Hätt ich dich doch hergegeben!« stöhne ich auf. »Vielleicht wäre ich jetzt zu Hause . . . Und selbst wenn ich tot wäre — wäre es nicht besser als hier . . .?«

Nachmittags trugen wir von Poseck hinaus. Seydlitz hatte mit geschmolzenem Schnee sein Haar naß gemacht und ihn sauber gekämmt — mehr können wir unseren Kameraden als Totenschmuck nicht geben. Die schönen, braunen Reitstiefel hat er ihm ausgezogen, solange er noch warm war. Der Artist half ihm dabei, er ist zu allem geschickt, im übrigen zur Zeit der Kräftigste von uns. Es war trotzdem eine häßliche Arbeit, er hat sie monatelang nicht von den Füßen gehabt. Ich konnte ihnen nicht zusehen, Pod ging es ebenso. Aber Seydlitz hat völlig recht. Wenn er sie im Frühling mit ins Grab bekäme . . . Aber sie schneiden sie ihm doch herunter, wenn sie ihn verscharren.

»Nun, seid ihr fertig?« fragt Seydlitz leise. Er faßt die Schultern, Hatschek beide Beine. Poseck ist furchtbar mager, einst war er rundlich. Schnarrenberg und ich gehen rechts und links. Wir tragen jeder eine Hand, sie würden sonst auf dem Boden nachschleifen. Pod und Brünn gehen hinterdrein. Der kleine Blank sieht uns mit aufgerissenen Augen nach.

Draußen bläst ein eisiger Ostwind. Wir beeilen uns, so rasch wir können. Er schneidet wie mit Messern, und wir haben keine Wärme und kein Blut mehr in uns. Auf der Steppe liegt nur wenig Schnee. Unter ihm zeigen sich alle paar Schritte die Körperformen eines

Gefangenen. Wir stolpern mehrfach über Arme oder Beine, die hart wie Holz sind und beim Anstoßen einen hellen Ton von sich geben.

Auf einer fernen Kuppe scheint es von Toten frei zu sein. Seydlitz zeigt mit dem Kopf dorthin. »Hier«, sagt er dann und dreht sich, bis von Poseck mit dem Gesicht nach Westen sieht. Langsam lassen wir ihn auf den Boden nieder. Seydlitz legt ihm die Hände auf die Brust. Er will sie falten, aber sie halten nicht mehr zusammen.

Wir bleiben eine Weile mit gesenkten Köpfen vor ihm stehen. Sein junges Gesicht sieht furchtbar verfallen und wie das eines uralten Mannes aus. Vor ein paar Wochen war er noch jung und frisch! denke ich erstaunt. Ob man mich nächstens auch hierher bringen wird? So steif, so gelb, so greisenhaft . . . ?

Plötzlich grüßt Seydlitz militärisch. Wir heben alle in straffer Haltung die Hände an die Mützen, rühren uns nicht. »Jetzt kommt . . .« sagt Seydlitz, nimmt die Hand herunter. Der Wind beißt uns bis auf die Knochen. »Vierzig Grad Kälte . . .« murmelt Brunn. Pod hat schon weiße Flecken auf den Wangen. Wir laufen im Eilschritt in unsere Baracke zurück.

»Wenn wir nur siegen!« sagt Schnarrenberg.

»Wir siegen!« sagt von Seydlitz. Sein rassiges Gesicht erinnert dabei an ein Rennpferd, das die Vorderzähne zeigt. Er faßt mit einer Handbewegung alles zusammen: Poseck draußen im Schnee über uns, Blank fiebernd neben uns, die Pritschen unter uns, die Toten vor uns. »Kann das umsonst gewesen sein?« setzt er hinzu.

»Warum hat man uns gerade hierher gebracht?« fragt Pod hilflos. »Gab es in diesem Reichenreich, in diesem größten Land der Erde keinen anderen Platz?«

»Wir sollten hier umkommen!« sagt Brunn schneidend. »In diesem Krieg endet der Kampf nicht mit der Front. In diesem Krieg schreckt man vor nichts zurück. Erschießen dürfen sie uns nicht, also müssen wir verhungern und verkommen. Niemand wird es jemals erfahren. Weiß ein Mensch, wo wir sind? Bis heute nicht . . . Wo bliebe Deutschland sonst? Aber ehe wir Nachricht geben können, sind alle tot. Und Tote schweigen . . .«

»Wir müssen leben bleiben!« sagt Seydlitz. »Und wenn nur, um einst Zeugnis geben zu können! Nur Lebende können zeugen, Tote sind bescheiden . . .«

»Aber dazu müssen wir wissen, wie es ums Vaterland steht!« sagt Schnarrenberg.

»Es steht gut!« sage ich rasch, fast ängstlich. »Es steht sicherlich gut, Kameraden! Würden sie uns sonst so quälen . . .?«

Nein, daran keinen Zweifel, um Gottes willen! denke ich angstvoll. Denn dann . . . O, er hat recht: Was wir leiden, läßt sich nur für eine Idee ertragen! Es ist zu groß, als daß man uns jemals mit materiellen Dingen dafür bezahlen könnte . . .

Ich habe ein Stück Packpapier gefunden und nehme meinen Tintenstift heraus und male etwas, irgend etwas. Sind es Totenköpfe? Ist es Posecks Greisenkopf? Der kleine Blank an meiner Seite wimmert unablässig. Ich bin seine Wache. Wir lösen uns stündlich ab. Alle andern schlafen. Ich male, male . . . Und schreibe plötzlich:

Deutsche Heimat, Deine Lande  
nur noch einmal frei der Bande  
mit versehntem Aug zu grüßen  
und auf wandermüden Füßen  
Deine Erde zu betreten,  
ist mein Beten . . .

Ich lese es. Wer schrieb das? Ich? Seit wann kann ich dichten? Ich lese es zum zweitenmal, starr, fragend. Ja, es ist ein Gedicht! Ich blicke verstört umher: Sterbende, Ratten, Tote . . . Ich setze meinen Stift von neuem an:

Nur noch einmal Deine Felder,  
Deine dunkeldichten Wälder,  
wo auf grünen Kiefernzweigen  
spießend helle Kerzen steigen:  
Deine Wälder zu betreten,  
ist mein Beten.

Es fließt aus mir, als ob es jemand in meine Ohren flüstere. Als ob es nicht die ersten Verse meines Lebens seien, als ob ich schon hundert Gedichte geschrieben hätte. Wie ist das möglich? Ich blicke mich von neuem um: Stöhnen und Dunst, Gestank und Schmutz . . . Ich schreibe weiter:

Nur noch einmal Deine Heiden,  
Deine Blumenhügelweiden,  
die in roten Lichtern glänzen,

buntgeschmückt von Blütenkränzen:  
Deine Heiden zu betreten,  
ist mein Beten.

Der kleine Blank stöhnt heiser. »Wasser, Wasser!« Ich nehme Schnee, drücke ihn auf seine Lippen, wechsele den Fußlappen auf seiner Stirn. Im Gang kriecht auf den Knien ein Fiebernder heran, um sich von unserm Schnee zu holen. Ich gebe ihm zwei Hände voll. Er lallt ein fremdes Dankwort, kriecht zurück. Ich fasse meinen Stift zum letztenmal:

Deutsche Heimat, Deine Erden  
nur noch einmal vor dem Sterben  
mit dem durstigen Mund zu küssen,  
nur in letzten Scheidegrüßen  
Deine Gräber zu betreten,  
ist mein Beten . . .

Nein, es ist aus. Ich werde nie ein Dichter werden. Mein erstes Gedicht wird auch mein letztes sein. Unsere Sterblichkeit ist auf dreihundertfünfzig gestiegen. Dreihundertfünfzig pro Tag . . . Ich habe Dr. Bockhorn weinen sehen.

Ich kann auch nicht mehr schreiben. Ich bin zu schwach geworden. Und das Grauen um mich her zu entsetzlich. Zuweilen denke ich an die zierliche Schwester. Was auch kommen möge! hatte sie gesagt. Aber was nützt das? Wir leben im Inferno. Nein, wir leben nicht mehr. Wir warten nur noch. Auf was? Auf den Tod! Die Phantasie eines Wahnsinnigen kann sich nicht mehr ausmalen, wie es in unserem Erdloch aussieht. Und in unseren mißhandelten Seelen . . .

Vor den Barackentüren liegen bereits zwei Totenwälle. Man muß gleichsam durch einen Hohlweg aus Leichen, wenn man hinaus will. Zwischen einzelnen auf unseren Pritschen steht noch die Suppe, kalt, gefroren. Die Sanitäter bringen sie herein, stellen sie zwischen die Fiebernden, mehr können sie nicht tun. Alles scheint am Ersterben. Man hört keine menschliche Stimme mehr, nur noch tierisches Stöhnen und Röcheln, hier und dort ein wimmerndes Beten und gräßliches Fluchen. Manche haben schwarze, erfrorene Glieder. Der Gestank ihrer Wunden mischt sich mit dem Geruch der Leichen. Überall Ratten. Überall Ratten . . .

Heute morgen wurden zwei Österreicher wahnsinnig. Einer vor

Durst, einer vor Grauen. Sie kriechen heulend zwischen den Toten umher und spielen mit den Ratten, als ob es kleine Hunde wären. Gestern ist ein deutscher Infanterist verrückt geworden. Wenn er nicht so schwach wäre, würde er uns Überlebende in seinem Wahn erwürgen, einen nach dem andern. Wir dürfen nur mehr schlafen, wenn einer für uns wacht. Wie gut ist es, daß wir den Artisten bei uns haben!

Ich weiß jetzt, warum das Gedicht aus mir brach. Es ist das letzte Wort, das ich für alle sprechen sollte — an unsere Heimat! Deutschland, Deutschland, du bist unser letzter Gedanke... Für dich haben wir gelitten, für dich sind wir gestorben. Vergeßt das nicht! Nein, wir sehen dich nicht wieder. Es ist zu Ende, alles, alles zu Ende. Ich taumele, als ob ich betrunken wäre. Aber ich muß wachen, bis meine Zeit um ist. »Wasser, Wasser!« wimmert Pod, der starke Hüne, der braune Bär. Gestern war es Blank allein, heute ist Pod dazugekommen. Nein, ich darf nicht schlafen. Aber warum nicht? Ist nicht alles gleich? Trägt man mich nicht morgen auch schon hinaus?

Ich habe seit gestern eine wahnsinnige Angst. Woher kommt das? Bin ich jetzt an der Reihe? Fühle ich das? Vielleicht habe ich den Biß schon bekommen, der mich in wenigen Tagen an Posecks Seite legt? Ich spreche mit meiner Mutter. Ich spreche in letzter Zeit oft mit meiner Mutter. »Daß ich in deinem Lande sterben mußte, Mutter?« frage ich schrill. »Nein, sei zufrieden, Vater, ich habe meine Pflicht getan, wenn ich auch bloß Gefangener war... Und wenn ich auch zuweilen verzagt und mutlos schien, vergaß ich nie, daß ich auch hier für unsere Heimat stand — wie Du...«

Aus meiner Stirn bricht Schweiß. Meine Augen bohren sich durch den trüben Dunst, als ob sie jemand kommen sähen. Mir ist so seltsam... Habe ich bereits Fieber? Mein Puls rast. Verflucht, verflucht — will diese Hölle uns nie wieder von sich geben?

Ich hätte so gern einmal in meinem Leben ein Mädchen umarmt! Einmal... Jetzt ist es zu spät. Aus. Aus. Alles aus. Der Tod frißt. Ich höre seine Kiefer mahlen. Ist er unersättlich? Will er auch mich?

*Hilfe...*

1917

Ich habe lange nichts geschrieben. Ich lag wochenlang mit Flecktyphus. Seydlitz und Schnarrenberg haben mich durchgebracht. Pod, Brünn und der kleine Blank leben auch. Nur Schmidt I, der stille, bescheidene Schmidt I, der sich nie bemerkbar machte, ist gestorben. O, es wären viele davongekommen, wenn sie solche Kameraden gehabt hätten, wie ich sie hatte.

Als ich zum erstenmal mit klarem Kopf erwachte, stand ein alter, verfallener Mann neben mir. »Die Epidemie ist am Verlöschen, Fähnrich«, sagte er. »Sie hat sich ausgetobt. Wir haben nur mehr vierzig Tote täglich. Jetzt heißt es: durchhalten, gesunden, wollen...«

Es war Dr. Bockhorn, der das sagte. Er und ein Österreicher sind die einzigen Ärzte, die es überstanden haben. Alle andern sind zugrunde gegangen. Aber die Epidemie verlöscht wirklich. Wie ist das möglich? Ist es nicht fast, als ob sich zuletzt Gott selbst unser erbarmt, nachdem die Menschen steinerne Herzen hatten?

Wir liegen zu acht im leeren Arzthaus, neben dem Zimmer Doktor Bockhorns. Wie kommen wir dazu? denke ich. Wir haben Stroh unter uns und drei, vier Mäntel über uns. Seydlitz und Scharrenberg und der Artist pflegen uns. Wir bekommen kräftigende Nahrung. Woher? denke ich wieder. »Ein russischer Offizier schickt sie täglich«, sagt Seydlitz kurz.

»Ich habe durchgesetzt«, sagt Dr. Bockhorn eines Tages, »daß in vierzehn Tagen zweihundert Rekonvaleszenten in ein besseres Klima abtransportiert werden. Wollt ihr acht mit? Hier könnt ihr nie wieder gesund werden«, setzt er hinzu. »Wenigstens seelisch nicht...«

»Ja!« rufen alle aus einem Mund. »Ja! Ja! Ja!«

Nach vierzehn Tagen können alle notdürftig gehen. Pod ist der Kräftigste von uns Kranken, Blank und Brünn sind die Schwächsten. Wir sammeln uns im Hof vor dem Arzthaus. Der Schnee ist fast verschwunden, ein wenig Sonne verrät den Vorfrühling.

Überall sind Kosaken daran, die Toten aufzulesen. Sie werfen sie zu zwanzig auf breite Wagen, schlingen ein Seil darüber, fahren mit ihnen davon. »Sie haben Angst vor Pest und Cholera bekommen!« sagt Brünn.

Mittags kommen zehn Bauernwagen mit Konvois vom Städtchen her. Auf dem ersten sitzt Dr. Bockhorn. »So, Kinder«, sagt er, »jetzt steigt hinauf!« Wir legen unsere Mäntel unter, setzen uns Rücken an Rücken. »Und Sie gehen nicht mit, Herr Stabsarzt?« frage ich. — »Nein, ich muß bleiben. Ich ginge gern, glauben Sie das . . . Aber es ist fast niemand übriggeblieben . . . Lebt wohl, Kameraden!« ruft er plötzlich.

Die Wagen fahren an. Allen treten Tänen in die Augen. »Wir danken, danken!« rufen acht rauhe Stimmen. Er rührt sich nicht. »Kotzdonner«, murmelt Pod, »das ist ein Mensch . . .«

Wir fahren langsam über den Lagerhof. Wegen der vielen Toten geht es kreuz und quer. Zuweilen überfahren wir trotzdem einen. Seydlitz blickt unverwandt nach links. Dort hebt sich ein gewisser Hügel. Wir sehen Poseck deutlich liegen. Er hält die Hände noch auf der Brust. Aber seine Füße sind nackt geworden. Was wir ihm statt der Stiefel darumwickelten, hat der Wind gelöst und fortgetragen.

Auf dem Bahndamm stehen elf Viehwaggons mit kleinen Ofchen. Der begleitende Unteroffizier bestimmt für jeden Wagen zwanzig Mann. Wir klettern hinauf, alle bekommen Oberpritschen. Auf den Brettern liegt Stroh. Es war zwar schon bei Pferden, aber was macht das? »Wie ist das möglich?« fragt Brünn erstaunt. »Hat die Spitzmaus sich in einen Menschen verwandelt?«

Wir erfahren es rasch. Kurz vor der Abfahrt reitet ein Offizier auf einem Schimmel heran. »Dolmetscher!« ruft der wachhabende Starschi. Ich klettere noch einmal hinaus. Der Offizier ist abgestiegen. Vor mir steht der Kosakenkapitän, sehr blaß. »Der Kommandant ist seit vierzehn Tagen krank — flecktyphuskrank«, sagt er leise. »Ich bin seitdem stellvertretender Lagerkommandant. Haben Sie noch irgendwelche Wünsche?«

»Nein«, sagte ich heiser. Daß einem gerade in solchen Augenblicken die Zunge nie gehorcht!

»Im vorderen Waggon ist Holz zum Heizen . . . Und«, setzt er fast verschämt hinzu, »hier, nehmen Sie das, bitte . . . Für Sie und die sieben Kameraden aus dem Ärztehaus . . .«



Er gibt mir die Hand, schiebt dabei etwas in meine Tasche. Ich möchte etwas sagen, etwas ganz Gutes, Weiches . . .

»Alles fertig, Euer Hochwohlgeboren!« meldet der Starschi.

Ich steige ein. Totzkoje bleibt zurück. Rasch, immer rascher rollen wir von ihm fort — von ihm und seinen siebzehntausend Toten. Alle sehen mit starren Augen hinaus. Eine Erdbaracke nach der anderen verschwindet. Sandsteppe schließt sich rechts und links daran . . .

»Der Kapitän sah uns so lange nach, wie er uns sehen konnte«, sagt Pod leise. »Er hielt die Hand an der Mütze, wenn ich nicht irre . . .«

In Samara, der nächsten größeren Stadt, bleiben unsere Wagons auf einem Seitengleise stehen. Haben sie uns vergessen? Wir rühren uns nicht. Der Transportführer ist in Samara beheimatet, verschwindet jeden Abend in die Stadt, um erst am nächsten Mittag wieder zu erscheinen. Vielleicht ist ihm dies Liegenbleiben gerade recht? Vielleicht ist er sogar seine Ursache? In diesem Land ist es so schwer, den Dingen auf den Grund zu kommen . . .

Im übrigen sind wir mit diesem Aufenthalt aus vollem Herzen einverstanden. Es lebt sich gut in heizbaren Tjepluschkis, wenn sie normal belegt, dazu mit Stroh gepolstert sind. »Die reinsten Villen!« sagt Brünn einmal. »Man könnte in ihnen fast den Frieden erwarten!«

Samara ist die unvergeßliche Stadt, in der wir unsere Waggon zum erstenmal verlassen. Überall stehen Verkaufstische, mit köstlichen Dingen beladen. »Wenn man nur ein Rubelchen hätte!« sagt Pod wehmütig. »In einer Woche wär man wieder auf den Hinterfüßen . . .«

Ich halte mich abseits, erwerbe unbemerkt acht Stücke Seife, einen kleinen Spiegel und eine große Schüssel. Und nehme meinen Spiegel und gehe hinter den Waggon und sehe mich zum erstenmal nach einem halben Jahre wieder an. Um Gottes willen! Das bin ich? Ein Zuchthäusler, ein Landstreicher, ein Straßenräuber! Nein, nein, das war ich nicht! »Wenn du es auch nicht warst — jetzt bist du es!« sagt eine Stimme. »Dein Kindergesicht ist dahin. Deine Jugend ist dahin. Deine Frische ist dahin. Du bist ein strenger, hagerer Mann geworden. Wozu im Alltagsleben zehn Jahre nötig sind, das haben hier sechs Monate vollbracht . . .«

Sechs Monate!

Ich teile meine Seife auf und gebe dem Artisten meine Schüssel.  
»So, Hatschek«, sagte ich, »jetzt hole tüchtig Wasser!«

»Mensch!« ruft Pod. »Hast du noch Geld gehabt?«

»Ja«, sage ich, »ein bißchen . . .«

Er dreht die Seife geringschätzig in seinen schwarzen Fingern.  
»Mir wäre was zum Fressen lieber gewesen«, knurrt er verächtlich.

Der Artist kommt zurück, wir waschen uns allesamt. Seit sieben Monaten haben unsere Körper kein Wasser mehr gesehen. Mein Gott, was darin liegt! Es ist auch kein Waschen, es ist eher ein Herunterziehen einer ganzen Haut. In großen Streifen, Borken, Stücken löst sich die Schmutzschicht von Gesicht und Händen. Aus acht verkommenen, über und über mit Kot und Erde verkrusteten Tieren schälen sich langsam acht blasse Menschen. Und diese Frische . . . Es kräftigt uns wie eine gute Nahrung, es macht die Erde wieder liebenswert! »Donnerwetter«, prustet Pod in seiner Schüssel, »das hätte ich nicht geglaubt! Es ist bei Gott nicht weniger, als wenn ich mich mal wieder sattgegessen hätte!«

Ja, es ist wirklich, als ob die größte Schwäche mit diesem Wasser fortgewaschen wurde! Und nicht nur sie, auch was uns noch an drückendsten Erinnerungen verheftet war, schütten wir zum schwersten Teil mit ihm aus dem Waggon! Unsere Haut ist zwar noch von der Farbe geiler Kartoffeltriebe in dunklen Kellern, und wir erschrecken zuerst fast voreinander — nun, helf Gott, sie wird in kurzem wieder menschlich sein!

»So, Pod, und jetzt wollen wir mal richtig einkaufen!« sage ich endlich. »Komm auch du mit, Blank, wir werden es allein nicht tragen können.«

»Bist du verrückt?« fragt Pod und rührt sich nicht.

»Wieso?« frage ich harmlos.

»Verkohl mich nicht!« sagt er beleidigt.

Ich ziehe eine Fünzigrubelnote aus der Tasche. »Kommst du jetzt mit?«

»Mensch!« ruft er aus. »Woher?«

»Vom Kosakenkapitän.«

Er fällt in Sinnen. »Mann«, sagt er endlich, »in diesem Land kennt man sich niemals aus. Der eine ist der Teufel in Person, der andere wiederum ein wahrer Engel . . .«

Nach langem Feilschen kaufen wir acht schwere, knusperige Hühner, zwei große Brote, ein Päckchen Tee. Der »Totzkojer Beritt« — seit kurzem unser Name — gerät in Aufruhr, als wir einpassieren. »Mein Gott von Dummersdorf, das ist Krankenkost!« ruft Brünn begeistert.

Die Hühner sind noch warm und ihre Fetthaut tröpfelt. Niemand spricht mehr. Wir fressen... Es schmatzt und kracht, es schlürft und tropft. Muß man nicht schmatzen, wie ein Raubtier schmatzt, wenn man nach sieben Monaten zum erstenmal wieder leckeres Fleisch in seinen Rachen bringt? »Zwei Feiertage gibt es jetzt in meinem Leben«, sagt Pod verträumt, »meinen Hochzeitstag — und diesen...«

Ich zücke meine Zigaretten. Nein, wahrhaftig, es ist des Glücks kein Ende heute! Wer auf der Erde weiß, was eine Zigarette heißt? Wir wissen es! Wie wir es wissen, kann es niemand wissen...

Unsere Wachtposten sind achtungsvoll und freundlich mit uns. Obwohl es keine grünbeblusteten Deportiertenpolizisten sind, sondern Kosaken aus dem Regiment der Spitzmaus, wundern wir uns darüber. Ich finde keine andere Erklärung, als daß der Kapitän ihnen dies Verhalten vor unserer Abfahrt ausdrücklich eingepreßt hat. Und bin jetzt davon überzeugt, was sich mir in den ersten Gefangenschaftswochen instinktiv aufdrängte: Dies Volk ist gerne und aus freiem Herzen gut...

Ja, es ist gut, im Seelengrund, im Kern! Und ist nur böse, wenn es verhetzt ist oder wenn ihm von seinen Vorgesetzten Bosheit anbefohlen wurde. Beispiel ist alles... Unter der Spitzmaus waren diese Soldaten Bestien, unter dem Kapitän wurden sie zu gütigen Menschen! Als wir einmal im Kreis darüber sprachen, sagte Brünn treffend: »Wie der Herr, so's Gescherr!« So ist es. Und weil dies Volk noch jung ist, braucht es wie ein Kind das gute Beispiel mehr als alles andere. Wo aber ist das? Und weil es noch so jung ist, ist es auch noch so stark in seiner Liebe und in seinem Haß.

In unserem Waggon sind wieder alle Nationen vertreten. Ungarn, Wiener, Tiroler, Bayern, Württemberger, Norddeutsche. Der Schwalangscher hält sich seit Totzkoje in enger Nähe unseres Beritts und leistet uns unaufgefordert manche Hilfe. Nachdem sein Kamerad und Waffenbruder in Totzkoje verstarb, saß er recht einsam im Waggon, jetzt hat er einen Landsmann angebracht, mit

dem er sich zu unserer Belustigung wieder in seinen kräftigen bajuarischen Ausdrücken unterhalten kann. Es ist ein kleiner drolliger Kerl, Chevauleger wie er, mehr breit als hoch. Brünn gab ihm schon am ersten Tag den Namen »Kaulquappe«. Ein solcher Spitzname beweist unter Soldaten nicht etwa Haß, fast Liebe. Gewöhnlich muß man erst Verdienste haben, bevor man etwas Derartiges erringen kann.

Ja, es sind schöne Tage auf dem Bahnhof in Samara. Alle lächeln, alle blicken allmählich wieder mit Menschaugen in die Welt. Nur zuweilen sieht man noch jemanden mit einem Ausdruck im Gesicht, als ob ihm sein jetziges Leben unwirklich erscheine, als ob er fürchten müsse, dieser schöne Traum könne mit einem Schlag wieder zerreißen . . .

Am schönsten sind die Abende um unsern Ofen. Wir haben zwar nur ein Kanonenöfchen, und es raucht zuweilen und sein Rohr führt einfach durch ein Loch zum Dach hinaus. Und es ist auch nur richtig warm in seiner Nähe und dort beinahe zum Rösten recht — aber was heißt das schließlich? Es ist und bleibt ein Ofen, und es ist draußen noch empfindlich kalt.

Hatschek ist Schürer. Wir andern sehen stumm in die Glut und träumen. Zuweilen erzählt jemand, meist schweigen wir. Seydlitz sitzt still. Blank lächelt vor sich hin. Schnarrenberg grübelt. Brünn witzelt etwas. Pod denkt an seinen Hof . . .

»Nun, gehen wir schlafen, Kinder!« sagt er jeden Abend väterlich.

Der Schwalangscher steht nachdenklich vor einem Ladenstand, an dem es alle Dinge dieser Erde gibt. Vergeblich sucht er einer alten Bäuerin etwas klarzumachen. Streckt ihr die linke Faust entgegen, tupft mit dem rechten Zeigefinger mehrfach darauf. Führt die linke Faust an seine Nase, stöhnt wollüstig, niest heftig . . .

»Nje ponimaj . . .« sagt die Bäuerin ratlos.

Pod kommt hinzu. »Was willst du ihr sagen?« fragt er gönnerhaft.

»Schnupftabak möcht ich«, sagt der Schwalangscher. »Schmalzler, Brasil, sagt man daheim . . .«

Pod grübelt etwas, zieht wie erleuchtet seinen Zettel aus der Tasche, sein berühmtes Wörterbuch. »Das werden wir gleich haben«, sagt er stolz. »Nur einen Augenblick . . .«

Er sucht und sucht. Sein Stolz verfliegt. Sein bärtiges Gesicht wird

lang. »Es steht nicht drauf, zum Teufel!« sagt er kleinlaut. Und schleicht davon.

Endlich, nach fast drei Wochen, findet uns ein höherer Offizier. Er schimpft mit unserem Starschi wie ein Toller, droht ihm das Fegefeuer nebst Erschießung an. Wir ahnen Schlimmes — es trifft ein. Am nächsten Tag werden wir in fünf Waggons gepfercht, am gleichen Abend einem Zug nach Osten angehängt. Meine Proteste bleiben erfolglos.

»Verflucht und zugenäht!« sagt Brünn. Wir nehmen es nicht allzu schwer. Diese drei Wochen haben uns derart gekräftigt, daß wir wieder voller Zutrauen sind. Daß wir sie hatten, söhnt uns aus. Und war im Grund nicht jeder ihrer Tage eine Himmelsgabe?

Das alte Leben im rollenden Waggon nimmt seinen Fortgang. Einkäufe, Essen, Schlafen wechseln ab. Das Land wird schneefrei, bald muß es knospen. Pod sieht stundenlang zum Fenster hinaus. »Jetzt fängt man wohl bei uns mit Säen an«, sagt er zuweilen. Oder: »Ob Anna wohl die Felder richtig wechselt . . .?«

Auf den Stationen stehen neue Flüchtlingszüge, Frauen und Kinder. Brünn ist viel unterwegs. Wenn er zurückkommt, summt er manchmal: »Drum, Mädels, weine nicht, sei nicht so traurig, wisch dir die Tränen ab mit Sandpapier . . .«

»Wo steckt er eigentlich immer?« frage ich Pod.

Pod lächelt nur. »Hast du noch nicht bemerkt, daß er wieder bei Kräften ist? Zweitens wird es Frühling. Drittens aber — wittert er Kükenfleisch!«

In Ufa, der Tatarenstadt, gelingt es mir in einem unbewachten Augenblick, eine russische Zeitung zu kaufen. Ich eile im Laufschrift in den Waggon zurück. »Kinder, ich habe einen Fang gemacht!«

Wir setzen uns in engem Kreis zusammen. Ich lese, leise, leise vor. Natürlich stehen lauter Siege in der Zeitung, aber diese Siege sind bei Städten und Flüssen erfochten, die weit hinter den Orten liegen, die wir aus den letzten Frontberichten in Erinnerung haben. Nein, unzweifelhaft: Unsere Truppen haben seit dem Herbst ganze Provinzen eingenommen!

Das neuerliche Eingepferchtsein ist verschmerzt. Das neuerliche Weiter-nach-Osten-Fahren ist vergessen. »Sagte ich es nicht?« sagt Seydlitz stählern und schiebt die Vorderzähne vor.

»Jetzt ist Rußland bald geschlagen, ihr sollt sehen!« ruft Schnar-

renberg ekstatisch. »Noch diese Frühlingsoffensive und unsere Truppen stehen in Petersburg!«

Ich juble mit. Bis ich mit einem Mal verstumme. »Stand Napoleon nicht sogar in Moskau?« geht es durch meinen Kopf. »Und . . . und . . .?« Aber ich schweige.

»Schnarrenberg hat gut reden«, sagt Brünn am nächsten Tag. »Der ist Soldat von Profession, Krieg ist sein Beruf, und ob er nun hier ist oder an der Front, kann ihm gleich sein — er wäre während dieser Zeit doch nichts anderes als Soldat . . . Ich aber bin Elektriker und Pod ist Bauer und der kleine Blank ist Heringsbändiger . . . Nein, wir haben damit nichts zu tun, was geht uns diese Sache im Grunde an? Mögen sie sich selber die Schädel einschlagen, wenn sie nicht zufrieden sind . . . Uns aber sollen sie nach Hause lassen, zu unseren Frauen und Kindern und unseren Berufen . . .«

»Du denkst immer nur an dein kleines Ich!« fiel ich ein. »Wir sehen doch von hier aus gar nicht die Zusammenhänge!«

»Was gehen uns die Zusammenhänge an?« warf ein Einjähriger von gegenüber ein. Und trat an unsere Pritsche und fuhr fort: »Und wenn wirklich Ruumangel oder Konkurrenz oder weiß der Teufel was zu diesem Kriege der Grund ist: Wenn man all die Milliarden, die jetzt in die Luft gepulvert werden, von vornherein genommen hätte, um diese Spannungen auszugleichen, wäre es auch gegangen — ohne Tote! Und wenn wir nun verlieren, was haben wir dann? Dann muß es auch gehen, ohne all das Geld und mit den Toten . . .«

Ich schwieg. Hätte ich sprechen sollen? Von Idee und Geschichte? Und davon, daß ein Einzelschicksal nichts bedeutet, wenn es sich um das Schicksal eines Volkes handelt? Nein, wer das Ich höher stellt als das Ganze, dem ist auch mit den besten Worten nicht zu helfen! Denn wer es hat, der hat es, und wer es nicht hat, wird es nie erlangen . . .

Die Fahrt durch den Ural erscheint uns am kürzesten. Obwohl auch sie drei Tage dauert, wird sie uns keinen Augenblick langweilig. Nach jeder Kehre bieten sich wundersame Ausblicke auf ragende Höhen und stürzende Tiefen. Wir haben oft das Gefühl, an Tälern vorbeizufahren, die noch kein Menschenfuß betreten hat. Ganze Stunden schlängelt sich der Zug durch Felsenmauern, die so nahe stehen, daß man ihr rötliches Gestein berühren kann, wenn man die Hände aus den Fenstern streckt.

In der Nacht vor Tscheliabinsk weckt mich Pod. »Es wollen ein paar türmen, Junker!« sagt er leise. »Hörst du es?«

Ich lausche. Unter unserer Pritsche flüstert es. Man hört erregtes Atmen, Schnüren von Bündeln. »Das ist Wahnsinn, Pod!« flüstere ich zurück. »Soll ich ihnen nicht abraten? Sie könnten ebensogut zum nächsten Gendarmen gehen und sich wieder verhaften lassen, als ohne Sprachkenntnisse, mit drei Broten und vielleicht fünfzig Kopeken die halbe Welt durchqueren zu wollen!«

»Es würde dir doch nicht gelingen, sie davon zu überzeugen!« sagt Pod. »Wer sich sowas mal in den Kopf gesetzt hat . . . Im übrigen: vielleicht fahren wir einem neuen Totzkoje entgegen? Nein, laß sie reisen! Wenn du sie hieltest, würdest du zeitlebens hören müssen, daß sie längst zu Hause wären, wenn du ihnen damals nicht —«

Der Zug keucht langsam eine steile Steige hinauf. Darauf warteten sie. Quiekend schiebt sich die Tür zurück. Fast lautlos springt der erste, ein deutscher Infanterist, in den dämpfenden Schnee. Drei andere folgen, ein Sachse, zwei Berliner. »Mach die Tür wieder zu, Pod!« sage ich erregt.

Pod schließt sie achtsam. »Der Posten schläft wie ein Gerechter«, sagt er. »Morgen wird er uns dafür halb tot schlagen . . .«

Ich schlafe nicht wieder ein. Sie sind jetzt frei! denke ich. Frei . . . Im wilden Ural fängt man sie übrigens nicht leicht . . . Und wenn auch . . . Vielleicht sind drei Wochen Freiheit wert, was ihnen folgt?

Am Morgen gibt es mächtiges Geschrei. Der Posten flucht. Der Transportführer tobt. Ich erkläre ihm mehrfach, daß wir geschlafen, nichts gehört hätten. Und schlafen dürften wir doch wohl, nicht wahr? Er sieht es ein. Jeder andere Konvoi hätte uns trotzdem mit der Knute im Waggon herumgehetzt, bis wir liegengeblieben wären — sie taten nichts.

Ich träume immer häufiger von Mädchen. Sie sind fast immer unbekleidet und ihr Anblick erregt mich bis zur Schwächung. Vornehmlich liege ich in Badehäusern, unter den Bänken versteckt, oder am Strand eines Volksbades, hinter Büschen verborgen. Im Anfang schämte ich mich vor diesen Lustträumen, verachtete ich mich ob meiner zügellosen Phantasie. Bald aber erkannte ich, daß es nur Erinnerungen an die Moskwa waren, die mich heimsuchten, daß sie keinem schmutzigen Geist entsprangen, sondern verhakte Eindrücke aus dem Unterbewußtsein waren.

Nein, ich will widerstehen, ich will mich nicht vergeuden! Und will mir auch das erste, glühende Verschenken nicht für alle Zeit mit einer trübenden Erinnerung belasten. Wer wird mein erstes Mädchen in der Heimat sein? denke ich oft. Ich fürchte für mich, wenn ich an jene Stunde denke. Denn ich werde einen unstillbaren Zärtlichkeitshunger in mir haben . . . Aber vielleicht werde ich auch die geringste Zärtlichkeit nicht ertragen können, weil ich sie nicht mehr verstehe . . . ? Denn in den Jahren, in denen es mir gebührt hätte, davon zu nehmen und zu geben, habe ich nur Roheit gesehen. Als andere ihre ersten Küsse pflückten, habe ich meine Lippen vor Grauen blutig gebissen. Als andere ihre ersten Mädchen halsten, habe ich Sterbende trösten müssen . . .

Nach dem Ural beginnt Sibiriens Unendlichkeit. In diesen Frühlingstagen sieht es viel menschenfreundlicher aus, als wir es uns eigentlich vorstellten. An ganzen Wäldern roter Rhododendren fahren wir vorüber, an ganzen Feldern leuchtender Tulpen, schneeiger Narzissen, rosenfarbener Nelken. Zuweilen trägt der Wind ein Wogen schwerer Düfte in unseren Waggon, zuweilen bleiben unsere Augen an feuchten Flecken mit großem Edelweiß, mit seltsamen, bizarren Orchideen hängen . . . »Das ist Sibirien?« fragt Pod. »Und Edelweiß gibt's auch?« der Schwalangscher.

»Ja, im Frühling und für sechs Wochen!« sagt Seydlitz ruhig.

In Omsk sehe ich unfern der Stadt die Krepost liegen, Dostojewskis Verbannungsstätte. Und ich erinnere mich plötzlich mancher Einzelheiten aus den »Memoiren eines Totenhauses«. Hat es mich damals nicht erschüttert wie kein Buch in meinem Leben? War es nicht lange durch meine Nächte gegangen, mit schweren Träumen, grauenhaften Alpen? Hatte ich nicht gedacht, in einer solchen Hölle könne ein Mensch unserer Zeit nicht einen Monat leben, ohne wahn-sinnig zu werden?

Wir haben es sechs Monate ertragen, denke ich still. Und wenn es nur Dostojewskis berühmtes Totenhaus gewesen wäre, hätte man keinen von uns weinen sehen . . . Was ist die Krepost gegen Totzkoje? Ich denke zurück, lasse ein paar Tage aus den »Memoiren« an meinem Blick vorübergleiten und ein paar Stunden aus den Erdlöchern von Totzkoje . . . Nein, Gott im Himmel, still! Es wäre uns als Paradies erschienen, uns Totzkojern . . .



Drei Wochen gehen auf alte Weise hin. Rattatam, rattatam . . . Will man uns an das Ende der Welt schaffen? Felder, Steppe, Wälder, Steppe. Omsk, Nikolajewsk, Taiga, Atschinsk, Krasnojarsk, Kansk ziehen vorüber. Mächtige Flüsse, grenzenlose Wüsten. »Kinder«, ruft Brünn erstaunt, »hört dieses Land denn niemals auf?«

Endlich halten wir in Irkutsk. »Fertig zum Abmarsch!« Wir sind trotz allen Daraufwartens überrascht. Hier also sollen wir weiterleben? Am Bahnhof ebbt und flutet buntes Treiben. Soldaten knien mit ihren alten Müttern zusammen vor den Heiligenbildern und opfern große Kerzen für ihr Wohl und Wehe. Junge Frauen in geblühten Baumwollröcken und kurzen Pelzen gehen mit ihnen an die Waggons, um sie ein letztes Mal jammernd zu küssen. »Es gibt immer noch genügend Männer«, sagt Schnarrenberg. »Man sollte es nicht glauben! Bei den Verlusten . . .«

Das Gefangenenerlager liegt außerhalb der Stadt. Wir sind durch unsere Ruhe und Einkäufe so gekräftigt, daß wir den Fußmarsch ohne Mühe machen können. Eine zur Hälfte leere Steinbaracke wird uns als Aufenthaltsort zugewiesen. Zum erstenmal trennt man uns von den Österreichern, gibt man uns einen Raum, in dem nur Deutsche hausen. Uns gegenüber liegt eine Pritsche mit »Intellektuellen« — Einjährigen, Lehrern, Bankbeamten, Kaufleuten, einem Professor. Man erkennt sie ohne Vorstellung daran, daß sie in auffälliger Weise »Sie« zueinander sagen.

Ich erfahre in der ersten Stunde, daß in der Nähe auch ein Offizierslager sei. Man habe es dort gut, viel besser jedenfalls als hier . . . Soll ich hinübergehen? Ich schwanke einen Augenblick . . . Nein, sage ich dann, hier habe ich Kameraden, Freunde, in schwerer Zeit erprobt, dort ist alles neu für mich . . . Und ob ich dort so treue Seelen finde? Zivilisation bedeutet nicht immer Wert . . . Nein, ich will nicht noch einmal von vorn beginnen! Was ich habe, das habe ich . . .

Schnarrenberg wird auf Befehl des deutschen Lagerältesten auch hier zum Barackenkommandanten ernannt. Seine erste Anordnung betrifft eine umfassende Rattenvertilgung. O, das ist not, nicht einmal in Totzkoje huschten einem soviel dieser ekelhaften Biester über die Füße wie in diesem Lager. Obwohl wir augenblicklich nicht mehr als drei, vier Tote täglich haben.

Schnarrenbergs Organisation zum Rattenvertilgungstag ist musterhaft. Es gibt genügend Wasser, darauf fußt sein Plan. Zwischen

den Steinen des Bodens gähnen ungezählte Löcher. Er stellt an die Hälfte dieser Löcher Leute mit schweren Knüppeln, an die andere Hälfte Leute mit Wassereimern. »Hinein damit!« schallt sein Kommando. Glucksend und gurgelnd plascht die Flut hinein. Eimer auf Eimer folgt.

»Achtung!« Es spritzt und surrt und quiekt und schlurrt. Aus den freien Löchern zucken böse, spitze, nackte Köpfe. Eins, fünf, zehn, zwanzig, fünfzig schießen aus den Gängen, ein Hagelwirbel von Knüppelhieben saust auf sie nieder. Schon liegen Hunderte zerschmettert auf der Walstatt . . . »Wasser, Wasser, nur immer Wasser!« Es treibt die letzten tropfend aus den Gängen und ihre widerlichen Körper häufen sich auf dem nassen Boden. Ich selber streike. Nein, ich kann nicht schlagen, diesmal nicht . . . Ihre geringelten Schwänze ekeln mich seit Totzkoje derart, daß ich nicht eine trefen würde.

Am gleichen Abend sitzen wir befreit und angeregt auf unserer Pritsche. »Ja, das bin ich gewohnt«, sagt der Artist, bei dem der größte Haufen gelegen hatte. »Ob es Zirkus oder Schaubude ist, Ratten sind unsere täglichen Begleiter. Solch ein Großkampftag ist darum für unsereinen ein Vergnügen . . .«

Ich sehe ihn an und muß lächeln. Er scheint mir immer nicht richtig angezogen in seiner Uniform, ich denke oft, er müsse einen Turban, weite Pluderhosen oder sonst irgendeine phantastische Kleidung tragen. »Erzähle uns doch einmal etwas aus deinem Leben, Hatschek!« sage ich.

»Aus meinem Leben? Ach«, lacht er, »da ist kein Ende, wenn ich einmal losgelassen bin . . . Ich habe schon auf der ganzen Welt gearbeitet, bei Sarrasani, Hagenbeck, Busch, Renz . . . Oft natürlich auch nur auf Jahrmärkten . . . Zuletzt hatte ich ein schlechtes Jahr. Eine Zeitlang arbeitete ich mit Madame Glindfa, der konkurrenzlosen Weltsensation, zusammen. Es gab ein gutes Beiprogramm, prima Außenbearbeitung, extra Paraden. Aber es brachte trotzdem nicht viel ein . . . Nach ihr ging ich zu einem Zwölfmetergeschäft, zu Professor Jacksons weltberühmtem Hundetheater, drei Meter Wohnwagen . . . Eine Zeitlang war ich Rekommandeur und Komikplastiker, hauptsächlich wegen meines Massenlachsens. Als sie mich zum Kommiß holten, war ich gerade wieder obenauf, hatte ich mit meinem prima Klischnigg Anschluß an eine erstklassige Luftakrobatentruppe . . . Hier arbeitete ich meinen Coup mit einer Schlangen-

dame ein, Herrgott, der wäre was geworden! Wir wollten nach seiner Vollendung heiraten, vorher muß man nämlich, na, ihr wißt schon, was ich meine . . . Alle Kraft der Arbeit, heißt es bei uns. Und Preußen kamen und alles war für uns zu Ende . . .«

Er schweigt eine Weile, sieht trübe vor sich hin. Plötzlich aber greift er in seinen Waffenrock, zieht ein Päckchen heraus, das sorgfältig mit dickem Packpapier umwickelt ist. Er wickelt es bedacht-sam aus, führt es an seine Hakennase, atmet tief ein. »Es ist ein Taschentuch von ihr!« sagt er verträumt. »Es ist noch was von ihrem Hautgeruch darin . . . Wollt ihr mal riechen?«

Er gibt es sorgfältig herum. Acht grobe Hände streicheln behut-sam den knisternden Batist. Acht derbe Nasen schnuppern sehnsüchtig nach einem Duft, der längst verflogen ist . . .

Der Kommandant dieses Lagers scheint ein Mensch zu sein. Wenn er durchs Lager reitet, dankt er unseren Grüßen militärisch. Das ist schon viel, denn die meisten russischen Offiziere tippen nur mit einer Bewegung an ihre Mützen, die eher ein Ausdruck ihrer Verachtung und Gottähnlichkeit als eine Grußentgegnung ist. Es gehört Anspannung dazu, diese Menschen, die noch nicht begriffen haben, was es im Grunde heißt, Offizier zu sein — die noch nicht wissen, daß ein Tragen seiner Uniform, gleich welcher Nation, verpflichtet — immer wieder zu grüßen. Aber es bleibt uns nichts übrig, wir würden schwer bestraft, wenn wir es nicht täten.

Im übrigen ist es auch hier wie überall. Die korrekte Haltung des Kommandanten hält die Soldaten ohne Worte an, es ihm in ihrem Wesen gleichzutun. Ich sehe Wachtposten mich anlächeln, auch wohl ein Wörtchen mit mir wechseln, wenn ich an ihnen vorübergehe. Es kommen selten Übergriffe vor, fast keine Mißhandlungen.

Unsere Konvois sind meist alte Bauern mit wallenden Heiligenbärten und wasserblauen Kinderaugen, die den Krieg als Unglück empfinden, soweit sie nicht verhetzt sind — als Strafzug gegen die germanischen Barbaren, die Weltfriedensstörer, soweit sie infiziert sind. Man weiß nach ein paar Worten, wer Zeitungen gelesen hat und wer es nicht kann. Ihr Hunnen habt den ganzen Krieg verschuldet! sagen die einen. Ihr seid unglücklich wie wir, habt so wenig schuld daran wie wir! sagen die anderen.

Obwohl wir nicht glauben, daß auch dieser Kommandant, wie landesüblich, die Hälfte unseres Verpflegungsgeldes in seine Tasche steckt, können wir uns das schlechte Essen nicht erklären. In einem

Land, in dem man gebratene Hühner für eine halbe Mark erhalten kann? »Warum kümmert sich Deutschland nicht darum?« fragt Brünn gehässig. »Glauben Sie, daß man ihnen sagt, wieviel wir in Wirklichkeit bekommen?« frage ich zurück. »Was uns ursprünglich bestimmt ist, reicht vielleicht vollkommen — daß mindestens an sechs, acht Stellen ein Teilchen hängen bleibt, ahnt und versteht in Deutschland niemand!«

So kommt es, daß wir immer häufiger vom Essen sprechen. Hier tritt die Kaulquappe in Aktion, in dieser Eigenschaft Podbielski ähnelnd. Stundenlang kann sie von ihren Mehlspeisen erzählen, von Schmarren und Rohrnudeln, Knödeln und Geselchtem.

»Ach, das ist nichts!« sagt Brünn. »Wenn ich könnte, würde ich euch allen mal meine Klopse fabrizieren, auf Königsberger Art! Man nehme«, fährt er geläufig fort, »Schweine- und Ochsenfleisch, ersteres vom Schlegel, letzteres vom Schwanzstück, treibe es mit Sardellen oder Heringen durch eine Fleischmaschine, verarbeite es mit Brötchen, Eiern, Salz, Pfeffer und gedämpften Zwiebeln —«

Er spricht und spricht, findet kein Ende mehr. Bis Pod endlich dröhnend auf die Pritsche schlägt. »Wenn du jetzt nicht bald still bist«, ruft er ärgerlich, »mach ich dich selbst zu einem Klops, verdammter Quälgeist!«

Heute hörte ich, daß es den Offizieren im Nachbarlager schlechter gehe als uns. Man habe ihnen schon zwei Monate kein Gehalt mehr gegeben. Zu Beginn des dritten Monats habe man ihnen eine Quittung über den zustehenden Betrag vorgelegt und dabei gesagt: Unterschreibt, alles erhalten zu haben, dann bekommt ihr 75 Prozent davon! Als sie sich weigerten, habe man ihnen einen dritten Monat nichts gegeben. Was will man aber am Ende machen, wenn man sich mit eigenem Gelde verpflegen soll und keins erhält? Gut, wir sind einverstanden! hieß es endlich, vom Hunger bezwungen. Vor ein paar Tagen sollen sie ihr Geld bekommen haben — jetzt aber nur mehr bei Quittierung des vollen Betrages 50 Prozent von dem ihnen zustehenden . . .

Ein kleiner, pffiger Jäger von der Nachbarpritsche geht täglich ein paar Stunden als Aushilfsbursche in die russischen Offizierswohnungen. Fast immer, wenn er heimkommt, erzählt er den Genossen bis aufs Härchen, was er gesehen hat. Alles versinkt in andächtige Bewunderung, daß es auf dieser Erde noch ein solches Leben gibt.

»Und sie essen am weißgedeckten Tisch, was?« fragt ein Bankbeamter.

»Natürlich«, sagt der Jäger.

»Und nachdem setzt er sich wohl in einen Lehnstuhl und raucht eine dicke Zigarre, wie?« fragt ein Lehrer weiter.

»Natürlich«, fährt der Jäger fort. »Und eine mit Bauchbinde dazu! Und dann gibt's Kaffee . . .«

»Kaffee? Richtiggehenden Kaffee?« rufen drei, vier.

»Gewiß, in Tassen. Sie sind zwar nur klein —«

»Aha!« sagt der Bankbeamte. »Mokkatassen, das kenne ich . . . Aus feinstem Porzellan, was?«

»Ja«, prahlt der Jäger, »sie sind so dünn, daß ich sie kaum anfassen mag! Auch werde ich von dem Geruch fast immer schwindelig . . .«

Alles versinkt in Träume . . .

Dieser Jäger, er heißt die »Wanze«, bringt häufig ein Freßpaket von seiner Arbeit mit. Ob die russischen Burschen es ihm zustekken, ob er es stiehlt . . .? Jedenfalls gewahrte niemand, daß er einmal etwas abgegeben hätte. Nein, er frißt alles und sei es noch so reichlich, selber, weil aber sein geschwächter Magen das fette Zeug nicht mehr gewohnt ist, speit er's nach kurzer Zeit stets wieder aus. Und jeder Abend bringt das gleiche Bild: Er schlingt wie ein Wolf und spuckt wie ein Reiher . . .

Ich sehe unsern Pod oftmals mit feuchten Augen auf die gespienen Reste blicken. Und höre ihn oft murmeln: »Hat man schon solch einen geizigen Hund gesehen . . .?«

»Höre«, sage ich einmal zu ihm, »kannst du nicht mal sehen, ob du mir nicht ein Stück Seife kaufen kannst? Und eine Zahnbürste?«

»Ja«, sagt die Wanze, »aber das ist teuer . . .«

Ich gebe ihm reichlich Geld. Es reicht trotzdem nicht — er hat Apothekerpreise. »Ja, wissen Sie, der Krieg . . .« sagt er bedauernd. »Die Preise steigen . . .«

Ja, es ist ein reizender Schuft! Die Hauptsache aber ist, daß ich wieder Seife habe. Und eine Zahnbürste! Ich brauche meine Zähne wenigstens nicht mehr täglich eine halbe Stunde mit dem nackten Finger reiben, um sie einigermaßen zu erhalten.

Von Tag zu Tag sehen wir mehr von jenen Freundschaften, die in den ersten Tagen von Totzkoje begannen, durch die zuneh-

mende Entkräftung aber wieder unterdrückt wurden. In der Ruhe und Wärme dieses Lagers gedeihen sie, scheint es, wie Pilze . . .

Daß manche Gefangene Arm in Arm gehen, ist nichts Besonderes mehr. Jetzt beginnen sie bereits, sich gegenseitig auf dem Schoß zu sitzen. Nachts höre ich oft Worte und Laute von der Nebenpritsche, die ich nicht begreifen kann, die seltsam jenen ähneln, die ich einst im Waggon hörte, in jener Nacht, in der das Flüchtlingsmädchen bei uns war . . .

Einzelne Pärchen kommen abends nicht mehr heim, verbringen ihre Nächte draußen. »Mein Gott«, sagt Bränn und lacht, »wer's kann — der kann's! Es ist jetzt warm und dunkel draußen — wie zu Hause!« Gestern prügeln sich zwei starke Männer um einen jungen Infanteristen, der wie ein verdorbenes Mädchen aussieht. Er stand dabei und seine Augen leuchteten. »Sehen Sie ihn?« sagte Seydlitz verächtlich. »Ist er nicht schon ein vollkommenes Weib geworden? Ein Urweib, das sich freut und stolz darüber ist, wenn zwei Männer miteinander um ihren Besitz kämpfen?«

Bränn gehört nicht zu diesen Typen. Trotzdem wird er mit jeder Woche schlaffer. »Sie sollten das nicht tun, Bränn!« sagte ich einmal. »Oder wenigstens nicht so häufig . . . Es mag nicht schaden, wenn man gut genährt und kräftig ist — in unserer Lage aber . . .«

Er lachte spöttisch. »Keine Predigt, bitte . . .« sagte er schlaff. »Ich weiß alles . . . Haha — Selbstbefleckung! hieß es zu Hause. Ein schöner Name, nicht unzutreffend . . . Aber hol's der Teufel, was geht das mich an? Hab ich mich selbst hierher befördert? Sie sollen uns nicht hierher bringen lassen, wenn sie wollen, daß wir Menschen bleiben! Und wenn sie hier wären, die hohen Herren — ich will verrecken, wenn sie's nicht selber täten . . .«

Seit gestern werden die Abortgruben geleert, mit frischem Chlorkalk bestreut, die Baracken gelüftet, die Lagerhöfe gekehrt. In der Küche ist großes Scheuerfest, und die Barackenältesten sind angewiesen, in jeder Beziehung auf Sauberkeit zu halten. Ein paar russische Ärzte gehen durch sämtliche Abteilungen, holen alle Schlechtaussehenden heraus und stecken sie zu unserer Überraschung ohne jede Untersuchung ins Lazarett. Bis dahin nahm man nicht einmal die Kränksten auf.

»Potemkin, der Unsterbliche, geht um!« sagt Seydlitz spöttisch.

Mittags erscheint ein Schock russischer Generale im Lager, in ihrer Mitte eine junge, hochblonde Dame in Schwestertracht. »Das ist

Elsa Brändström, die Schwedin!« ruft jemand laut. »Seht ihr wohl?« fragt Seydlitz.

Sie durchquert das ganze Lager, visitiert jede Baracke. Wir stehen militärisch vor unsern Pritschen aufgebaut. Die blonde Schwester tritt entschlossen auf, fragt hier und dort, notiert sich alles. Die Generale drängen vorwärts, sie läßt sich Zeit. »Nur ruhig, meine Herren! Eins nach dem andern . . .«

Als sie an unserem Beritt vorübergeht, tritt Seydlitz vor. »Ich bitte, melden zu dürfen, daß die heute sichtbare Sauberkeit erst zwölf Stunden alt ist, Schwester!« sagt er ruhig. »Und daß neun Zehntel aller Kranken erst seit heute morgen im Lazarett liegen — bis dahin nahm man trotz zahlloser Gesuche niemand auf! Sie werden morgen auch wohl wieder bei uns erscheinen«, setzt er hinzu.

Uns klopf das Herz bis an den Hals. Sie sieht ihn mit ihren starken, blauen Augen lange an. »Ich danke Ihnen«, sagt sie dann, gibt ihm die Hand, schreibt eine Weile, geht langsam weiter.

Ach, wir möchten alle mit ihr sprechen, zwei Worte nur — hat sie nicht etwas von der Heimat an sich . . .? Aber wir verstehen, daß es nicht sein kann, daß bei zehntausend Mann nicht jeder mit ihr sprechen kann, und wer von uns will mehr als alle? Nein, das, was Seydlitz sagte, war für jeden . . .

»Jetzt wird es besser, ihr sollt sehen!« ist Schnarrenbergs erstes Wort. »Sie kommt jetzt regelmäßig in die Lager, behält ganz Sibirien unter Aufsicht!«

»Ja, wenn Potemkin nicht aus diesem Lande stammte . . .« sagt Pod bedächtig.

Nach diesem Zwischenfall geht unser Kommandant in Urlaub. Hat Elsa Brändström das erreicht? Dann glaubte sie, etwas Gutes damit zu tun und ahnte nicht, wie es sich auswirkte. An seine Stelle tritt ein Hauptmann vom Schlag der Spitzmaus. Und was von Seydlitz aussprach, trifft pünktlich ein. Unsere Kranken erscheinen wieder, die Küche schwimmt alsbald in ihrem alten Schmutz, statt des uns zustehenden Fleisches gibt es wieder Köpfe und Hufe und Genitalien. Chlorkalk für die Abortgruben wird nicht mehr ausgegeben.

Fast automatisch werden auch die Posten grob, scharf, gehässig. Trotzdem oder gerade deshalb lassen sich ein paar Leute unserer Baracke irgendeine Kleinigkeit zuschulden kommen, schlechte Ehrenbe-

zeugungen oder ähnliches. Und nun geschieht etwas, was wir bis dahin nicht für möglich hielten. »Antreten zum Spießbrutenlaufen!« heißt das Kommando. Wir wissen alle den wahren Grund: Weil die Baracke nicht verriet, wer mit Elsa Brändström gesprochen . . .

Wir treten an, dreihundert Mann. Fünfzig Kosaken stehen in zwei Gliedern, langschwänzige Nagaiken in den Fäusten. Der Kommandant zu Pferd vor ihnen, alle zwanzig Schritte ein Unteroffizier zur Aufsicht. Im Hintergrund zwei Züge unseres Konvois, mit geladenem Gewehr bei Fuß, Patronentaschen umgeschallt.

»Die Rücken frei!«

Zwei, drei Kosaken reißen den Flügelmännern, Schnarrenberg und Seydlitz, die Waffenröcke herunter, um uns zu zeigen, wie wir es zu machen haben. Wir tun es stumm, was bleibt uns übrig? Dreihundert zivilisierte Menschen stehen wie vor hundert Jahren mit nackten Rücken im Frühlingssonnenschein.

»Vorwärts jetzt — los!«

Man führt die ersten nacheinander vor die Gasse und Schnarrenberg und Seydlitz laufen los. Steil, straff, mit starren Augen beide. Ich folge ihnen mit Pod und Bränn. Es klatscht und zischt. In unsere mageren Rücken fressen Feuerstrahlen. Ich kann nicht rasch, mein Bein erlaubt es nicht. Deutlich verspüre ich die Ausdünstungen der Kosaken, ihren Schweiß, ihr Leder. Undeutlich höre ich ihr wildes Rufen, ihr gutturales Schreien. Meine Ohren dröhnen, wie einmal, als ich fast ertrank. Weil ich mit meinem Humpeln nicht von der Stelle komme, treffen mich mehr Schläge als zum Beispiel den Artisten, der wie ein Windhund durch die Gasse fliegt . . .

Ich sehe auf Pods breitem Rücken dicht vor mir die Haut zerplatzen. Nein, nicht stürzen! denke ich. Nicht niederbrechen! denke ich mit aller Kraft. Ein dumpfer Zorn glüht in mir auf. Ach, könnte ich doch langsam, Schritt für Schritt, durch diese Schindergasse gehen! Mit stolzem Kopf und geradem Nacken — allen zum Hohn! Aber das sind billige Gedanken, die ich nur denke, um mich an ihnen aufrecht zu erhalten. In Wirklichkeit . . . Schlag frißt auf Schlag . . . Wie Prankenhiebe einer Tigerkatze . . . Wie heiße Messerschnitte . . .

Ich recke meinen Hals. Ist Seydlitz nicht schon durch? Ja, er ist durch. Steil und gestrafft steht er vor Schnarrenberg, die großen Vorderzähne etwas vorgeschoben. Und sein Gesicht sieht aus, als ob man ihn in dieser Stunde noch einmal geadelt habe . . .



Wir sitzen stumm im Kreis auf unseren Pritschen. Wir tragen keine Waffenröcke, weil ihr Druck uns schmerzt. Unsere Hemden kleben auf den Rücken und sind zum Teil schwarzrot gestreift. Der kleine Blank fiebert. Er ist ohnedies noch immer kränklich, kann sich von Totzkoje nicht recht erholen. Nun dieses wieder . . . Von unserem Beritt spricht niemand. Schnarrenbergs Kiefer mahlen, sein buschiger Schnauzbart zuckt, die Falten auf seiner niedrigen Stirn sind tief wie Furchen. Seydlitz raucht ruhig eine Zigarette.

»Ja, ihre Strafen sind ein besonderes Kapitel«, sagt der Einjährige von der Nachbarpritsche. »Ich bekam einmal in Gegenwart des Kommandanten fünfzig Nagaikenhiebe, weil ich ihn schlecht begrüßt hatte. Vorher zogen sie mich aus . . . Ich lag vier Wochen im Lazarett . . .«

»Ich habe einmal sechs Tage Arrest bekommen, ohne daß mir jemand während dieser Zeit etwas zum Essen oder Trinken gebracht hätte!« erzählt ein anderer. »Sie hatten mich einfach vergessen. Wenn das Loch nicht so feucht gewesen wäre, daß seine Wände unablässig tropften, und ich durch Ablecken nicht immer wieder meine Zunge hätte feuchten können, wäre ich verdurstet . . .«

»Ich wurde einmal lediglich durch ein Mißverständnis eingesperrt«, sagt ein dritter. »Ich saß drei Monate in einer Rattengrube, Katorga nennen sie es. Als ich herauskam und sie fragte, warum ich eigentlich hineingekommen, konnte weder ein Mensch noch ein Papier über die Ursache meiner Katorga Aufschluß geben . . .«

»Sind wir denn völlig rechtlos?« murmelt Schnarrenberg.

»Und das eine Woche, nachdem man unser Lager durch Vertreter einer neutralen Macht kontrollieren ließ?« setzt Seydlitz hinzu. Ich fühle, daß er diese Schläge, ohne daß er ein Wort darüber spricht, von allen am wenigsten vergessen wird. Oder vielleicht auch, weil er kein Wort darüber spricht . . .

Anderntags kommt unvermittelt der Artist zu mir. »Fähnrich«, sagt er gedämpft, und es ist fast, als könne er nicht anders, als müsse er mir das gestehen, »ich habe das Militär gehaßt, mußte es hassen, werde es weiter hassen . . . Denn mein Leben — nun, das verstehen Sie ohne lange Reden. Aber wenn wir in Totzkoje den Schnarrenberg nicht unter uns gehabt hätten . . . Und unseren Seydlitz, als die Schwester kam . . . Und gestern wieder — haben Sie es gesehen? Unsere Schwachen hielten es nur durch, weil sie die beiden stehen sahen . . . Wie im Gefecht — eisern, gefühllos . . .«

Seit kurzem gibt Schnarrenberg den Abteilungsführern täglich Anweisungen, auf Sauberkeit und Ordnung zu achten. »Wenn wir es nicht aus uns selbst tun«, sagt er zu ihnen, »tut es niemand. Daß die Russen uns verkommen lassen wollen, wissen wir jetzt zu Genüge, nicht wahr?«

Er ordnet unter anderm an, daß jeder Mann sich täglich zweimal zu entlausen, einmal zu waschen, die Notdurft nur an bestimmten Plätzen zu verrichten, die Uniform zu schonen und sich eines anständigen Benehmens zu befleißigen habe. »Ich meine, wir müssen so frisch und straff erscheinen, als wir irgend können«, schließt seine Aufforderung. »Und wenn nicht unseretwegen, dann um der Heimat willen, für die wir hier sind!«

Man teilte ihm darauf durch das Kommando mit, daß ein russischer General, als er einmal zur Lauestunde eine Gefangenenbaracke besucht habe, über den unästhetischen Anblick derart aufgebracht gewesen sei, daß er das Lausen in diesem Lager kurzerhand für alle Zeit verboten habe . . .

Ich traf einen Schleswigholsteiner, einen Landsmann. Er kam von Murmansk auf die Insel Nargin, ein ödes Felseneiland im Kaspischen Meer, zu deutsch: Schlangensinsel: »Es gab kein Wasser dort«, erzählte er, »denn das Meerwasser war untrinkbar. Es mußte in Booten vom Festland herübergebracht werden, und wenn Sturm herrschte, saßen wir oft eine Woche ohne Trinken . . . Von dreitausend Mann starben in sechs Monaten über zweitausend . . . Zuletzt lebten wir, um nicht völlig zu verhungern, von den vielen Schlangen . . . Wir fraßen sie mit Haut und Haar . . .«

Auf der Einjährigenpritsche sprechen sie vom Krieg. Es geht hin und her, niemand ist mehr recht dafür. Einer aber sagt treffend: »Ein Mann, von dem man weiß, daß er verkaufen muß, kriegt keinen Preis für seine Ware mehr . . . So ist es mit dem Krieg. Ein Volk, das so weit ist, daß es den Frieden um jeden Preis will, wird von jedem Miniaturvölkchen über den Löffel barbiert! Das ist im Leben des einzelnen nicht anders wie im Leben der Völker . . . Ein Land, von dem man weiß, daß es sich nicht wehrt, wird leicht mißhandelt . . . Und vor allem: Den Frieden hält der Starke in den Händen – nicht der Schwächling . . .«

»Ja«, sagt der Professor, »das ist wahr! Wahrheit ist aber nicht immer Recht . . . Für mich bleibt die Menschheit solange eine Tier-

heit, als sie auf den Krieg als Mittel zur Austragung von Streitigkeiten nicht verzichtet! Wilde schlagen sich, wenn sie in Streit geraten. Wenn ein zivilisierter Bürger einen anderen schlägt oder umbringt, wird er als ungesittet verachtet! Und bestraft . . . Und was zwei Bürger nicht dürfen — das dürften zwei Völker?»

»Sie verwechseln das zu Erstrebende mit dem, was ist!« sagte Seydlitz ruhig.

Ich treffe Pod auf dem Abort. Er sitzt mit trübseliger Miene auf einer jener Latten, die sich in Sitzhöhe um eine riesenhafte Grube ziehen. Diese schmalen Latten, die bei längerem Verweilen tief in die Schenkel schneiden, sind unsere Sitze — weder bequem noch ungefährlich.

»Ich sitze schon seit heute morgen hier«, sagt Pod finster. »Es läuft immerzu, das reine Wasser . . .«

»Mir geht es nicht viel anders«, sage ich. »Vor einer Stunde kommt man nicht mehr fort . . .«

»Sollten wir uns nicht mal auf Arbeit melden, Junker?« fragt Pod. »Dieses verdammte Schweinefutter richtet meine Därme noch gänzlich zugrunde. Wir brauchten einmal wieder richtige Bauernkost — Speck, Eier, Milch . . .«

»Ja«, sage ich, »das schon — wie aber sollen wir das machen, Pod?«

»O, wir melden uns einfach als Landarbeiter, Berufslandwirte! Du gehst als Dolmetsch mit —«

»Aber wir verstehen doch nichts davon, allesamt nicht, außer dir!«

»Das macht doch nichts! Das zeige ich euch alles im Handumdrehen! Im übrigen . . .« Er atmet tief. »Ich muß einmal wieder Korn und Vieh und Felder sehen, Junge . . . Ich will auch gerne für euch alle arbeiten!«

»Ja«, sage ich leise und richte mich auf, »wir wollen es versuchen, Pod! Ich gebe heute noch die Meldung ab.«

Als wir uns erkundigten, wie es denn auf dem Lande bei den Bauern sei, erzählte uns ein Österreicher, daß man es bei den Bauern meistens gut habe, nur auf den großen Gütern sei es fürchterlich. »Ich war auf einem Fürstengut, auf dem war's schlechter als in den Bleibergwerken«, sagte er. »Man ließ uns bei wahren Hundefutter schaffen, bis wir zusammenbrachen. Und wenn wir dann ins Lager

zurückgeschickt wurden, wollten sie uns nicht mehr aufnehmen. Sie hätten Gesunde übergeben! sagten sie. Das Schlimmste war das Prügeln... Wenn einer vor Entkräftung nicht mehr schaffen konnte, wurde er gepeitscht, bis er von Blut troff... Und wenn er ohnmächtig wurde, warteten sie, bis er zur Besinnung kam, um fortzufahren... Aber wie gesagt«, schloß er, »bei kleinen Bauern soll man es zuweilen wie zu Hause haben...«

Wir meldeten uns zu siebt: Pod, Brünn, Blank, der Artist, der Schwalangscher, die Kaulquappe. Die beiden Bayern sind Bauernsöhne und voller Feuer, seit sie davon erfuhren. Ich setzte sie gern auf die Liste, als sie darum baten. Jetzt sind doch Leute dabei, die wirklich etwas schaffen können.

Nach vierzehn Tagen kommt der Bescheid. Es klappt vorzüglich. Die Zemskaja Uprawa bestimmt uns für Goloustnoje, ein Dorf am Westufer des Baikalsees, nördlich Irkutsk. Wir warten schon auf den Abtransport, als Blank von neuem starkes Fieber bekommt. Wir müssen auf seine Teilnahme verzichten und übergeben ihn der Obhut der Einjährigen, liebenswerten Leuten, die uns versprechen, sich seiner tüchtig anzunehmen. Schnarrenberg kommt als Ersatzmann nicht in Frage. Seydlitz will, was wir gut verstehen, zu seiner Unterstützung und Bedeckung bei ihm bleiben.

In dieser Schwierigkeit wendet sich ein »Maikäfer« an mich, ein gewichster Berliner. »Sagen Sie mal, könnte ich nicht für den Kranken mit? Ich war schon mal auf 'nem Bauernhof, führte die ganze Wirtschaft dort und kann euch manches abnehmen. Es wäre mir deswegen«, setzt er halblaut hinzu, »weil ich im Lager leicht zu finden bin und jemand auf der Suche nach mir ist...«

»Was haben Sie denn ausgefressen?« frage ich lächelnd.

»O«, sagt er rasch, »nichts Schlimmes! Es ist nur... Die Bäuerin, wissen Sie, bei der ich war, bekam ein Kind von mir... Das war nicht böse... wir lebten als Familie und ich war Hahn im Korb... Bis eines Tags die Nachricht eintraf, daß ihr Mann verwundet zurückkäme. Da zog ich Leine, ging lieber in ein Lager... Ich fürchte nur, daß er mich eines Tags sucht und findet und... Ja, weiß der Henker, auf welche Art sie mich bestrafen werden...«

»Hm«, sage ich, »das ist gefährlich! Wenn der Mann aus Rache Ihr Vergehen als Verbrechen, als Vergewaltigung hinstellt, kann es Ihr Leben kosten! Sie kommen also mit, natürlich...«

Das Dörfchen Goloustnoje ist bald erreicht. Unser Konvoisoldat, Hildebrant mit Namen, ein kluger Jude, der fließend Deutsch spricht, stammt aus der Gegend, wird im Dorf herzlich begrüßt. Es ist ein Fischernest und Bauerndorf in einem, an seinen Häusern hängen Netze, auf seinen Höfen stehen Pflüge. Vom Haus aus sieht man auf die blaue Unendlichkeit des Baikalsees, des sibirischen Meeres.

Die Bäuerin ist eine blonde, breithüftige Frau von dreißig Jahren. Ihr Mann ist schon seit vierzehn eingezogen, ein starker Kerl, nach ihren Worten. Ihr Mißtrauen schwindet, als Hildebrant, von uns mit Rubelnachdruck angewiesen, ihr breit erklärt, daß sie hier eine ausgesuchte Gruppe germanischer Bauern vor sich sehe, Leute, die ihre Ernte in die Scheune bringen würden, wie es bisher in keinem Jahr geschehen. »Das ist gut möglich!« murmelt Bränn ironisch.

Pod macht in dieser ersten Nacht kein Auge zu. »Ich höre ihn ununterbrochen mit sich selber sprechen. »Es sind Pflüge aus den napoleonischen Kriegen... Aber das tut nichts... Die Sensen sind ganz brauchbar, soviel ich sah... Zwar keine Klingenberg, aber immerhin... Die Wagen jämmerlich, holzachsigt, du mein Gott... Was solch ein Karren faßt, nimmt meine Anna auf eine Gabel... Sonst gute Bäuerin, diese Frau... Paar starke Arme... Ganz gutes Essen... Wenn ich sie nur verstehen könnte... Die Gäule, richtige Kosakenschinder... Die Kühe, große Ziegen... Kein Stück jemals geputzt... Nun, wir werden sehen... Es sind Kühe und Pferde, Wagen und Sensen, Korn und Gras — was brauch' ich mehr...?«

In aller Frühe beginnt der erste Tag, der Anfang jener Reihe, die sich mit immer gleichem Gang und Rhythmus bis in den Herbst hinüberziehen wird. Pod führt unbestritten die Oberleitung, der Maikäfer geht ihm mit Rat und Tat zur Hand. Bränn und ich stehen erst eine Woche bei den Kühen, um ihnen das verschorfte Fell zum erstenmal im Leben auf schleswig-holsteinische Art zu striegeln, der Schwalangscher und die Kaulquappe bei den Pferden, um dort das gleiche nach bajuvarischer Gewohnheit zu vollbringen. Der gute Hildebrant, »Seele von einem Menschen«, sagt der Artist, geht mit der langen Knarre, deren Bajonett gefährlich blitzt, von einem Paar zum nächsten. Trotzdem herrscht Freiheit — süße, warme, duftende Freiheit...

Nach vierzehn Tagen beginnt die Ernte. Pod mäht mit einem

Schwung, daß seine Sense gleichsam singt. Ich muß an Hodlers wuchtende Mäher denken, wenn ich ihn sehe. Der Maikäfer mäht mit den beiden Bayern hinterdrein, die Bäuerin, Brünn, Hatschek und ich stoßen das Korn zu Garben und binden es. In den ersten Tagen sind wir trotz aller Freude sterbensmüde, denn es herrscht eine Hitze, die fast unerträglich ist. An vierzig Grad! Wenn nicht vom Meere stetig Kühlung fächelte . . .

Nur Pod spürt nichts davon, Pod ist glücklich, Pod ist zu Haus!

»Mensch, Junge«, sagt er täglich, »und das soll ich einmal wieder haben, wieder dürfen? Nein, jetzt mag kommen, was will: Ich halte durch!«

Feierabend in Goloustnoje! Wir sitzen vor dem Haus auf einer Bank, die Pod gezimmert hat, und unter uns blaut leicht bewegt und ohne Grenze die Meeresweite. Hildebrant plaudert von Tod und Teufel, die Bäuerin, oft auch ein paar Nachbarn, lauschen ihm aufmerksam und voller Staunen. Wie gut sind alle diese Menschen mit uns, wenn keine Spitzmaus in der Nähe ist . . .

Gestern brachte Hildebrant ein Flugblatt. Ich lese vor. Es steht von ungeheuren Greueln darin, von Frauenvergewaltigungen, Abhacken von Kinderhänden — lauter uraltes, dämliches Gewäsch.

»Daß ihr so böse seid!« ruft die Bäuerin erstaunt.

Ich erkläre ihr, daß alles unwahr sei, daß man solche Sachen nur schreibe, damit sie guten Glaubens in die Schlachten gingen und dem Krieg nicht fluchten. »Was schreiben eure Kriegsgefangenen?« frage ich.

»Dem Niko, einem Neffen, geht es gut, recht gut sogar. Und auch Iwan, mein Bruder, schreibt, daß er nicht klagen könne . . .«

»Nun seht ihr! Und wißt ihr auch, daß man die Briefe eurer Gefangenen seit kurzem in Petersburg vernichtet, weil sie nur Gutes von uns berichten? Damit um Gottes willen euer Haß nicht schwinde . . .?«

Ein Bauer flucht. »Das ist gemein!« sagt er.

»Höre, Pod«, frage ich, »sage mir ehrlich: Hast du jemals etwas erlebt, was in dieser Zeitung steht?«

»Nein«, sagt er ruhig. »Und ich war von Anfang dabei. Aber eine von Kosaken gekreuzigte Frau habe ich in Ostpreußen mit eigenen Augen gesehen!«

Ich übersetze. »Ja, die Kosaken . . .« gibt die Bäuerin zu.

»Und du, Brünn?« frage ich weiter.

»Nein«, sagt er zögernd.

Ich ballte meine Hände. »Was soll man dagegen tun?« sagte ich erregt.

»Den Krieg vermeiden!« antwortet Brünn scharf. »Das kommt alles vom Krieg... Keinen Krieg mehr machen, das ist das einzige...«

Vom Baikalufer schwingt Gesang herauf. Es sind vier Mädchen und zwei junge Burschen, fast Knaben noch, aus deren Mündern ein Deportiertenlied aufs Meer hinaus klingt. Es ist das Lied vom »Gefangenen«, eins jener sehnsüchtig-traurigen Lieder, die nur dieses Volk besitzt, weil man es wie kein anderes Jahrhunderte geknechtet hat.

»Aber«, sagt plötzlich Hildebrant, »am Ende werdet ihr doch besiegt, ihr Deutschen!«

»Na ja«, sagt Pod, »und wenn? Kunststück, wenn man die ganze Welt zusammenbettelt, um von allen Seiten über einen herzufallen...«

Der Sommer geht, die Blätter bräunen sich. Brünn ist seit kurzem übermütig. Er schläft nicht mehr bei uns und wird mit jedem Tage runder. »Die Landluft bekommt Ihnen anscheinend prächtig?« frage ich. »Ja«, sagt er lachend, »in erster Linie jedoch das Bett!«

»Was meinte er damit, Hatschek?« frage ich später.

»Das wissen Sie nicht, Fähnrich? Er schläft schon seit vier Wochen bei der Bäuerin! Es wird ihm gehen, wie dem Maikäfer, wenn ich nicht irre!«

Ich höre ihn fast jeden Abend singen: »Drum, Mädels, weine nicht...«

Die Blätter fallen, die Felder liegen kahl. Fünf Monate umfassen in Sibirien Saat und Ernte. »Jetzt ist's bald aus, Pod!« Ich muß ihn langsam vorbereiten, sonst erträgt er's nicht, denke ich sorglich. Er sieht mich an, daß es mich schneidet. »Wie...? stottert er. »Was meinst du... Junge?«

»Daß wir jetzt bald ins Lager müssen, Pod!«

Er dreht sich um und geht zu Kuh und Pferd. Soll ich ihm folgen? Nein, in manchen Stunden sind stumme Tiere bessere Freunde als laute Menschen...

Am drittletzten Tag ereilt den Maikäfer das Schicksal trotz aller Vorsicht. Ich bin allein im Hof, als ein Bauersmann kommt, ein starker, hünenhafter Schlagtot. Man sieht ihm an, daß er schon eine weite Reise machte — an seiner Rechten hängt ein gezackter Knotenstock. »Ich suche Kulicke«, sagt er müde, »einen deutschen Kriegsgefangenen, einen Berliner. Er soll auf diesem Hof arbeiten, sagte man in Irkutsk . . .«

Ehe ich Hildebrant verständigen kann, sagt der bereits: »Ja, der ist hier. Was willst du denn von ihm?«

»O, nichts . . .«

Nach einer Weile kommen die Kameraden vom Felde zurück. Der Maikäfer geht plaudernd neben Pod, nichts Böses ahnend. Um Gottes willen! denke ich, er schlägt ihn tot, der hünenhafte Kerl . . .

»Das ist er, dort, der dunkle Lange!« sagt Hildebrant und zeigt auf ihn.

Der schwere Bauer setzt sich in Bewegung, läuft mit erhobenen Händen auf ihn zu. »Du bist es«, sagt er, »du? Seit Wochen wandere ich schon herum, um dich zu finden! Wie soll ich dir für alles danken, was du für mich und meinen Hof getan! Die Kühe sind milchreich, die Schweine haben Ferkel, vier Kälber kamen auf die Welt . . . und weißt du, Bruder — der Junge ist ein Prachtskind . . .«

Als wir ins Lager zurückkamen, begrüßte uns Schnarrenberg mit ungewohnter Wärme. »Ich habe schon auf euch gewartet!« sagte er. »Wir hätten es nicht mehr lange leisten können.« Seydlitz drückt herzlich meine Hand. »Ja, Schnarrenberg hat recht«, sagt er mit schwachem Lächeln. »Wir sind einander schon zu sehr gewohnt. Es war ein Loch in unserem Leben, solange ihr fort wart!«

Dem kleinen Blank geht es bedeutend besser. Er hustet zwar seit kurzem etwas, aber . . . »Nein«, sagt er fröhlich, »die Einjährigen haben sich meiner wirklich angenommen, und ich bin ihnen herzlich dankbar . . .« Seltsam, in seinem Wesen ist etwas, das er vorher nicht hatte, denke ich grübelnd. Er ist viel scheuer, als er früher war — was mag der Grund sein?

Im Lager ist derweil nichts Außerordentliches vorgefallen. Neben der heftigen Latrine, daß unser Lager wegen Überfüllung noch vor Winter zu einem Teil geräumt werden solle, gibt es nichts Neues. »Nun, gut, dann geht es eben wieder auf die Reise«, sagt Pod interesselos.

Drei Tage lang wird unentwegt erzählt. Und jeder weiß ein Stück



und jeder prahlt ein wenig. Nur Brünn ist stumm, auffällig stumm. »Nun«, fragt Blank endlich, »und was hast du erlebt?«

»Mensch«, sagt Brünn mürrisch, »laß mich in Ruh! Trotz der Rosen und Narzissen ist das Leben meist —«

»Reimen kannst du es selber!« schließt er grob.

Als wir uns am nächsten Morgen wuschen, sah ich, daß Blank an Hals und Schultern rote Flecken hatte. »Herrgott!« rief ich erschrocken. »Was fehlt dir, Junge?«

»Wieso?« fragte er. »Warum?«

»Du bist ja voller Flecken —«

»Still, Fähnrich, bitte!« ruft er aus.

Ich sehe ihn verwundert an. Er ist bis ins Haar errötet. »Nein, das verstehe ich nicht, wirklich . . .«

»Darf ich dich heute abend einmal sprechen?« fragt er leise.

»Gewiß . . .«

Ich gehe bis zum Abend mit wirrem Kopf herum. Er schien mir nicht umsonst verändert! denke ich. Nun, was er auch gestehen mag, ich will ihm helfen, so gut ich kann . . .

Wir gingen in der Dämmerung vor die Baracke und lehnten uns im Dunkel an die Mauer. »Nun, Junge?« fragte ich ermunternd.

Er schluckt ein paarmal. »Ach«, sagt er endlich, »es ist furchtbar schwer, darüber zu sprechen. Aber ich habe niemanden, den ich fragen könnte, außer dir. Kennst du den kleinen Funker? Er liegt neben der Pritsche der Einjährigen. Nun, sieh, der pflegte mich und kam auch einmal nachts zu mir . . . Ich mag ihn, weißt du . . . Und ich war so hilflos . . . Am Anfang war ich selbst entsetzt, als er mich plötzlich küßte . . . Dann aber . . . Er war so weich, so gut zu mir . . . Und sieh, ich bin so ausgehungert nach Zärtlichkeiten, wie ausgedörrt . . . Wenn ihr geblieben wäret, wäre es auch nicht so stark in mir geworden, glaube ich . . . Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll . . . Ich nehme mir wohl immer vor, ihn abzuweisen, kann's aber nicht mehr, fürchte ich . . .« Er schweigt eine Weile, atmet ein paarmal laut. »Verachtest du mich jetzt?«

Ich schüttle den Kopf. Mein Gott, was soll ich sagen? Es ist nicht mein Verdienst, daß ich körperlich so mitgenommen bin . . . Es ist nicht meine Tugend, daß ich keinerlei Überschuss habe — für solche Dinge . . . Vielleicht schlägt eines Tags, was diese Seite der Gefangenschaft betrifft, auch meine Stunde . . .?

»Nein«, sage ich, »natürlich nicht. Aber trotzdem mußt du dagegen ankämpfen!«

»Ja, es ist Sünde . . .« sagt er schwach.

»Nein«, sage ich, »deswegen nicht . . . Das gilt für uns nicht, hier in unserer Lage . . .«

»Aber es ist sehr schädlich, nicht wahr?«

»Nein, auch das nicht. Es ist nur . . . Es ist gefährlich, weißt du . . . Man wandelt sich unmerklich, psychisch meine ich, und eines Tags . . . Wer weiß, wie lange wir noch warten müssen? Hier ist es ja nur Not — wenn es aber eines Tags Gewohnheit würde? Und du heimkommst und kein Mädchen mehr berühren magst . . .?«

»Ach«, sagt er und ich höre an seiner Stimme, daß er lächelt, der kleine, schüchterne, bedrängte Blank, »das fürchte ich nicht, Fähnrich, denn . . . ich küsse ihn ja nur . . . nur in Gedanken an ein Mädchen und weil er ihr so ähnlich sieht . . .«

Hatschek und Brünn sprechen über Militärärzte. »Nein«, sagt Brünn, »ich habe die Nase voll — es sind alles Schinder! Hat mir ein Stabsarzt, als ich an die Front sollte, aber wegen meines Herzens unfähig war, nicht selbst gesagt: Ach was, das hat mein Hund auch schon gehabt?«

»Er wird seine Gründe —« hebt Schnarrenberg an.

Halt, das gibt Streit! »So . . .?« falle ich ein. »Und dann sind gleich alle Schinder, nicht wahr? Verallgemeinert doch nicht immer . . .«

»Na, ich habe wirklich noch keinen besseren getroffen!« sagt Brünn verstockt.

Mir steigt das Blut zu Kopf. »So . . .?« sage ich zum zweitenmal. »Und ihr anderen auch nicht? Was, ihr schweigt? Nehmt doch nicht immer nur die eine Seite, das ist gemein! Seid ihr wirklich noch keinem Arzt begegnet, der so gut war, wie jener, der euch plagte, schlecht?«

»Doch«, sagt Blank leise. »Wenn ich an Doktor Bockhorn denke . . .«

»Also!« sage ich ärgerlich. »Aber eure Hirne sind wie Siebe, an denen nur das Grobe hängen bleibt . . .«

Wir hatten uns kaum richtig eingewöhnt, als sich herausstellte, daß die Abtransportlatrine diesmal auf Wahrheit beruhte. Der Befehl zum Aufbruch trifft gerade unsere und die Nachbarbaracke

und ehe wir uns recht gefaßt haben, rollt der Totzkojer Beritt schon wieder in Tjepluschkis am Baikalsee entlang. Wir haben uns der Einjährigenabteilung angeschlossen, füllen zusammen gerade einen Waggon aus.

Zwei Tage lang geht es um das Südufer des Baikalsees herum, dem Osten zu. Pod blickt mit weiten Augen nach der Westküste zurück, in jene Richtung, in der »sein« Hof mit Korn und Kühen und Pferden liegt. Brünn flucht zwei Tage lang noch lauter als in letzter Zeit. Sogar die quecksilbrige Kaulquappe ist traurig.

Mit sechsundvierzig Tunnels schlängelt sich die transsibirische Linie durch das Gebirge, das von Südosten her den See umschließt. An den Ufern glitzern schon gläserne Glocken, Eisstücke, die sich an runde Steine gesetzt haben. Ja, es wird wieder Winter, zum Zweitenmal . . .

In Werchneudinsk wird unser Konvoi gewechselt. Man hat uns bis hierher unser Verpflegungsgeld — 25 Kopeken pro Tag und Kopf — mit der Begründung vorenthalten, daß man nur große Scheine mitbekommen habe und sie erst wechseln lassen müsse. Als wir den neuen Führer bitten, uns endlich unser Geld zu geben, sagt er nur: »Gewiß, ab morgen . . .« Und wir verstehen plötzlich, daß mit dem alten Führer auch die »großen« Scheine verschwunden sind . . .

Wir fluchen gräßlich. Niemand hat mehr Geld. Und wenn wir »Landarbeiter« auch noch ein paar Pfennige von unserer Löhnung haben — was bedeutet das für vierzig Mann? »Schon wieder Kohldampf . . .« murmelt Pod verbissen. »Herrgott«, keift Brünn, »sie finden täglich neue Kniffe, um uns zu prellen und sich zu bereichern!« »Auf den Transporten geht es einem überhaupt am schlechtesten«, setzt die Quappe hinzu. »Als ob sie uns allein aus diesem Grund alle sechs Wochen in ein anderes Lager schickten . . .«

Ein jeder weiß etwas. Und alle pflichten bei.

Allmählich wird es Abend. Und immer weiter rollt der Zug nach Osten. »Jetzt kommt die schlimmste Gegend, soviel ich weiß«, sagt Seydlitz plötzlich. »Transbaikalien, das Land der Deportierten und der Bleibergwerke!«

Wie zur Bestätigung erblicken wir in diesem Augenblick ein Häuflein grauer Deportierter, das mit schweren Ketten rasselnd, neben unserem Geleise durch die Wüste getrieben wird.

»Die fehlen uns noch, Kameraden!« sagt Seydlitz hart.

Wir sprechen vom Urlaub. Wir sprechen oft von Dingen, die im Grunde sinnlos sind — wie könnten wir den immer quälender werdenden Hunger unserer Seelen ertragen, wenn wir uns nicht hin und wieder mit Träumen sättigten? »Was täten Sie, Junker, wenn man Ihnen plötzlich acht Wochen gäbe?« fragt Brünn.

»Oh«, lächle ich, »das läßt sich nicht einzweidrei sagen... Wahrscheinlich ginge ich an die Ostsee, aber nicht nur wegen der Heimat... Wegen des Wassers, wegen des Badens... Acht Wochen lang täglich achtmal ins Wasser, das müßte einen wieder sauber machen, meine ich...«

»Und du, Pod?« fragt er weiter.

»Vielleicht könnte ich pflügen«, sagt Pod langsam. »Vielleicht auch säen oder ernten, je nach der Zeit...«

Brünn wirft verächtlich den Kopf zurück. »Du denkst bloß immer ans Arbeiten!« sagt er spöttisch. »Nun, und du, Mädchen?« fährt er fort.

»Ach, mein Gott«, sagt Blank, »ich ginge erst mal jeden Abend im Wulfs Gartenwirtschaft, Sonntags ist Tanz dort... Ja, und acht Tage lang ging ich in meine Firma, an meinen alten Platz hinterm Ladentisch, ohne Gehalt zu verlangen, rein aus Spaß...«

»Mensch, hör auf!« ruft Brünn. »Im Urlaub will ich nichts von einer Firma hören, die kommt früh genug wieder dran... Nein, Kinder, ich täte etwas anderes als ihr alle... Ich rührte mich in den ersten vier Wochen nicht aus dem Federbett! Aber... Nein, bei einem solchen Urlaub sollte man nicht verheiratet sein! Bei einem solchen Anlaß sollte man es machen können wie der berühmte Mann, von dem ich mal eine Geschichte las — Vasova, oder so...«

»Casanova?« falle ich ein.

»Richtig, Ca-sa-no-va! Der hatte sich nach langem Fasten einmal zwei geschnappt, zwei Schwestern noch dazu... Das wäre das Richtige! Ach, er beschrieb es, sage ich euch —«

»In früheren Zeiten«, unterbricht ihn Blank mit rotem Kopf, und man merkt deutlich, daß er nur spricht, um dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, »wurden Offiziere gegen Ehrenwort, nach Ablauf einer gewissen Zeit zurückzukehren, entlassen, habe ich gelesen...«

»Was?« ruft Brünn. »Mensch, das sollte heute noch sein! Wißt ihr, was ich dann täte? Ich piffte auf mein Ehrenwort mitsamt der Ehre — mich sähen sie nicht wieder!«

Morgen sollen wir am Ziel sein! heißt es plötzlich. Mein Gott, in dieser Öde? Das Land liegt vor uns wie ein Meer, das in starker Dünung erstarrte. An den windgeschützten Hängen glänzt dünner Schnee, wo ihn der Wüstenwind zerblies, sieht nackter Boden hervor, manchmal Felsgrund. Nirgends ein Strauch, bis an den Horizont kein Baum. »Ja, das ist Transbaikalien!« sagt Seydlitz. »Ich weiß es aus dem Buch ›Sibirien‹ von Kennan. In dieser Gegend beginnt die Wüste Gobi, hier ist ihr Rand, eine der nächsten Städte ist schon chinesisch, heißt Mandschuria . . .«

Auf einem kleinen Bahnhof, rechts ein Wasserturm, links ein elendes Dorf, werden wir ausgeladen. Wir sehen im Norden, in einem flachen Sattel, sechzehn bis achtzehn Steinkasernen liegen. »Dort ist das Lager!« ruft jemand. Hinter dem Bahnhof beginnt bereits der Pferch, ein übermannshoher Bretterzaun mit Stacheldraht und steilen Postentürmen an den Ecken. Als sich die Tore für den Einzug öffnen, sehen wir zu unserer Überraschung, daß der untere Teil ein großes Offizierslager ist, daß erst nach einem kleinen Marsch nach Norden, eben mit jenen Steinkasernen, das Mannschaftslager beginnt.

An zwei-, dreihundert Offiziere stehen auf dem unteren Hof. Sie bilden fast Spalier, als wir ihr Lager überqueren und sehen unserm Lumpensammlerzug mit ernsten Augen nach. Es sind zu meist hechtgraue Uniformen, Österreicher aller Grade, vom Kadetten bis zum Obersten. Von deutschen Offizieren fällt mir ein junger Flieger auf, ein älterer Infanterieoberleutnant, ein Fähnrich von der Artillerie. »Ein Fähnrich?« denke ich seltsam berührt. Soll das ein Zeichen für mich sein? Sie sehen alle verhältnismäßig gut gekleidet aus, nicht so zerlumpt wie wir. Ihre Gesichter sind wohl hager, aber nicht so grau wie unsere.

Nach dem Verlassen des Offizierslagers, das nur durch einen Stacheldrahtzaun abgetrennt ist, geht es eine Weile durch staubfeinen Sand, richtigen Wüstensand, bis jene Steinkasernen kommen. Man weist uns Neuen ein Gebäude am linken Flügel an. Was gibt es noch zu sagen? Auch hier ist es wie überall. Zwei Pritschenreihen übereinander, riesige, ungeheizte Öfen, elende Lampen ohne Öl. Jeder von uns ist glücklich, daß er wenigstens den Ballen Uniformen aus Totzkoje von seinem Rücken nehmen kann. Sie sind als Unterlagen zu verwenden, an Schnüren aufgehängt auch als Trennwände. Im übrigen ist es so kalt, daß alles mit den Händen in den Taschen herumsteht und sich kaum zu bewegen wagt.

»Nun, richten wir uns wieder ein!« sagt Seydlitz ruhig und macht aus seinen Österreicheruniformen geschickt und säuberlich eine Matratze.

Brünn wirft sein Bündel auf die Pritsche, daß es knallt. Setzt sich mutlos drauf und gräbt den Kopf in beide Hände. »Mensch«, murt er, »hätte ich bloß an der Front eins vor die Platte gekriegt...«

»Das hätten Sie haben können!« ruft Schnarrenberg erbost. Schlawheit erregt ihn bis zur Unvernunft, außerdem kennt er den guten Brünn vom Felde her. »Sie hätten sich nur etwas weniger drücken brauchen!«

»Halt die Fresse...« sagt Brünn müde.

Er ist sogar zum Streiten schon zu schlapp! denke ich bitter.

In den ersten Nächten ist diese Steinkaserne derart eisig, daß viele sich ein Blasenleiden holen. Ich selber bin nach einer Nacht so weit, daß ich nicht einmal mehr genügend Zeit zum Aufspringen und Hinauslaufen finde. Es ist, als seien alle Schließmuskeln erschlafft, als laufe es einfach, wann es wolle. Wir haben keinerlei Unterzeug, um wechseln zu können; was wir auf dem Leibe haben, klebt seit einem Jahr auf unserer Haut — wie soll so etwas heilen, wenn es dazu naß ist?

Es heilt auch nicht, es wird mit jedem Tage schlimmer. O, wie erniedrigend das ist! denke ich knirschend. Endlich gelingt es mir, auf einem Schutthaufen eine Konservenbüchse zu erhaschen. Ich stelle sie auf meine Pritsche, brauche jetzt wenigstens nicht mehr aus dem Schlaf in eine Kälte von 45 Grad laufen. Oft hilft es trotzdem nicht, oft rinnt es mir so rasch davon, daß ich nicht einmal mehr die Büchse fassen kann. Ich weine fast vor Wut in solchen Stunden...

Pod sieht mir finster zu. »Wir müssen Holz haben, Junge!« sagt er entschlossen. »Du behältst es sonst als Andenken fürs ganze Leben!« »Gewiß, Pod — aber wie?« »Ich habe in der Nachbarkaserne einen Raum gesehen, der voller Pritschen, aber unbelegt ist. Dort brechen wir ein paar Gestelle ab!«

Er berät sich mit dem Artisten. Hatschek ist gleich dabei. Ich warte ein paar Stunden. In mir ist Sorge. Wenn sie ein Posten erwischt... Endlich kommen sie zurück. Mit leeren Händen. Pod hat vier Peitschenstriemen im Gesicht. Hatschek zieht einen Fuß nach. »Sie haben uns geschnappt!« sagt Pod verbissen. »Wollten uns verhaf-

ten«, setzt Hatschek hinzu. »Das Holz ist für alle Zeit verloren . . .«

»Verfluchtes Dasein!« bricht er aus. »Verfluchtes Dasein . . .«

Gestern erzählte ein Einjähriger von Murmansk. »Man brachte siebzigtausend Mann zum Bau dieser Todesbahn hinaus«, sagte er. »Wir mußten täglich achtzehn Stunden bei schlechtem Essen bis zu den Gürteln in Eis und Schlamm stehen. Wir hatten weder eine rechte Unterkunft, noch ein Stück Zeug zum Wechseln, wenn unseres naß war. Einmal schickte man mehrere Güterwagen mit Kranken von unserer Arbeitsstätte in die nächste Stadt. Als sie am Ziel geöffnet wurden, war nicht ein einziger von ihnen mehr am Leben, waren alle verhungert oder erfroren. Von siebzigtausend trieb man in Murmansk über dreißigtausend in den Tod . . . Nein, man sagt nicht umsonst, daß jede Schwelle dieser Eisenbahn auf einem Toten läge . . .«

Als ich ein paar Tage später vor die Baracke gehe, um frische Luft zu schöpfen, läuft ein langhaariger Hund auf mich zu. Ich streichle ihn mit Händen, die fast zittern. Wie lange schmiegte sich kein Hund an mich . . . Es ist ein starkes Tier, ein sibirischer Schlittenhund, wie ihn Eskimos auf Bildern bei sich haben, ausgehungert und zärtlichkeitsbedürftig. Stammt er vom Dorf, ist er fortgelaufen? Ein freudiges Beglücktsein füllt mich an, löst augenblicklich den Gedanken aus, ihn nicht mehr fortzulassen.

»Willst du mit mir?« frage ich zärtlich. »Willst du bei mir bleiben? Mein Gott, das Fressen wird sich finden! Und mein Beritt . . .?« Die Hündin wedelt heftig, sieht mich aus ihren braunen Menschenaugen innig an. »Gut«, sage ich, »dann gehen wir! Komm, Suschka, komm . . .«

Sie folgt sofort. Vom Beritt wird sie mit Fröhlichkeit begrüßt. »Das ist jetzt unser Regimentshund!« verkündet Blank mit hellen Augen. Pod drückt sie stumm an seine breite Brust. Selbst Seydlitz fährt ihr einmal durch das Haar. Von jedem kriegt sie einen Bissen, ein Stückchen Sehne von der Mittagsuppe, ein Stückchen Brotrinde von gestern.

Als ich mich niederlege, streckt sie sich neben mich, als ob sich das von selbst verstehe. Hei, wie das wärmt! Ich schiebe sie etwas zurück, an meinen Unterleib, auf meine Blase. Und decke meine Mäntel über uns. Und schlief wie lange nicht . . .

Am nächsten Tag ist meine Blase schon zum Teil gebessert. Und nach drei Tagen ist sie ganz geheilt. »Das ist ein Medizinhund!« sagt Pod erstaunt.

Es ist ein schwedischer Pfarrer gekommen, der in den Baracken Gottesdienste abhält. Zum Schluß reicht er allen, die es begehren, das Abendmahl. »Wollen wir hingehen, Junker?« fragt Pod.

Wir gehen alle, außer den Bayern, Brünn und dem Artisten. An hundert Menschen knien jedesmal, zerlumpt und blutleer, vor dem heiligen Symbol. Der junge Pfarrer läßt mit feinem Takt die Bibel ruhen, gibt uns mit eigenen Worten, was wir brauchen, Lebendiges und Starkes aus der Zeit und für die Zeit. Der rote Wein brennt unsere Zungen bis ins Herz. Wir sind gekräftigt wie von einem wahren Mahl.

Als wir zurückkommen, sitzt Brünn auf seiner Pritsche. Er sieht schlaff aus und hat versunkene Augen, wie immer, wenn er sich betäubte. Um seine Mundwinkel zuckt es verächtlich. »Warum gingen Sie nicht mit, Brünn?« frage ich.

»Für mich gibt es keinen Gott mehr!« sagt er kalt.

»Seit wann?« fragt Pod.

»Wenn du es durchaus wissen willst — seit Totzkoje!« sagt Brünn gehässig.

Wir dürfen schreiben, nach Hause schreiben! Endlich, endlich . . . Vier Karten und einen Brief im Monat, sagt der Befehl. Schnarrenberg verteilt die vorgedruckten Karten. Es schwirrt und schwatzt mit einemmal in unserem Bau, als ob ein großes Los in unsern Kreis gefallen wäre. Fast alles sitzt und schreibt. Man sieht als Unterlagen Stiefelsohlen und Bretterstücke auf den Knien liegen.

Ich benutze mein Tagebuch. Aber wem soll ich schreiben? Meinem Vater, niemand sonst . . . Der Mensch, dem alles gelten würde, was ich zu sagen hätte, ist nicht mehr. Dem Vater also . . . Und was soll ich ihm schreiben? Die Wahrheit ist nicht mit drei Sätzen zu berichten, würde von der Zensur auch nicht durchgelassen werden. So schreibe ich nur, daß ich lebe und einstmals heimzukehren hoffe. Ich trüge jedoch noch das Zeug am Leibe, womit man mich gefangen hätte und bäte ihn deshalb um Unterwäsche, Seife, Bürste, Kamm. Meine Wunden seien geheilt, ich zöge nur ein Bein etwas nach . . .

Wann wird er wohl dies erste Lebenszeichen eines Totgeglaubten in Händen haben? denke ich lächelnd. In fünf, sechs Wochen



frühestens, vielleicht auch erst in Monaten — die Heimat liegt so weit! Vielleicht aber erreicht es ihn auch nie, vielleicht ist er längst in einer Seeschlacht . . . ?

»Junker«, sagt Pod in diesem Augenblick, »schreib auf meine Karte ›Deutschland‹ mit russischen Buchstaben, es ist besser, was? Kannst sie auch lesen, wenn du magst . . . «

Ich male groß »Germania« darauf und lese seine letzte Zeile. Sie lautet: Vergiß auch nicht, daß auf dem Roggenfeld in diesem Jahr Kartoffeln stehen sollen, Anna . . .

Unsere Kameradschaft lockert sich. Ich wehre mich gegen diese Erkenntnis, aber was ich sehe und täglich sehen muß, ist stärker als mein Wunsch und Wollen. In unserem Beritt ist sie noch notdürftig vorhanden, wie lange noch, weiß niemand. Es bröckelt überall, und wenn sie schon bei unserer Gruppe auseinanderfällt, die noch das Feld, die Front zusammenschweißte, wie kann sie in den anderen Gruppen halten, die sich erst in den Lagern zusammenfanden, von irgendeinem Schicksalswind ineinandergeweht?

Brünn fällt bei uns am meisten auf. Er denkt nur mehr an sich und wird mit jedem Tag gehässiger. Schnarrenberg wieder gerät durch sein provozierendes Wesen in eine Art chronischen Reizzustand, wirkt dadurch härter und brutaler als er im Grunde ist. Der kleine Blank ist etwas weinerlich geworden und braucht viel Trost und Halt, geht aber trotzdem wohl moralisch vor die Hunde. Die beiden Bayern, die seit Irkutsk gleichsam zu unserem Beritt gehören, sind auch gröber, unbeherrschter als im Anfang, aber noch erträglich, gefällig, hilfsbereit. Die einzigen, die sich gleich blieben, sind Pod und Seydlitz und der Artist. Und ich selbst? Ach, ich bin auch nicht mehr, wie ich sein sollte . . .

Gott im Himmel, es ist kein Wunder! Wenn man nur öfter hinaus, andere Menschen, andere Gesichter sehen könnte . . . Wenn es nur Sommer wäre! Wir von unserm Beritt, außer Brünn und Blank, gehen wohl täglich in den Hof und ziehen uns dazu drei Waffenröcke an — wer aber kann das? Und wer will das? Es sind verschwindend wenige, die noch die Energie zu einem täglichen Ausgang aufbringen, die erkannt haben, daß die Tuberkulose jeden erfaßt, der seine Lungen nicht täglich mit frischer Luft vollpumpt! Und die das fürchterliche Frieren bei vierzig Grad und einen knochenschneidenden Wüstenwind von fünfzig Grad auf sich nehmen, um sich vor einem anderen Übel zu bewahren.

Es dauert einfach zu lange, das ist es. Edle Gefühle sind Früchte großer Augenblicke, lassen sich nicht wie Weckobst in Konservengläser legen, je nach Bedarf und Nachfrage in Portion auf Portion verbrauchen! Im Felde gab es Kameradschaft, gibt es sie wohl auch heute noch, wird es sie bis zur letzten Stunde geben und wenn der Krieg noch Jahre dauerte! Hier ist kein Boden für Kameradschaft . . .

Ja, wir waren auch Kameraden, in Totzkoje zum Beispiel. Und wir wären auch heute noch Kameraden, wenn man eine Tat von uns verlangen würde oder im Fall einer plötzlichen Gefahr. Aber hier gibt es nichts Plötzliches, alles schleicht, alles lähmt . . . Unser Eingepferchtsein ist heimtückisch und entnervend, demoralisierend und gemein . . . Das starre, stete Unglück, das Endlose, das Alltägliche, schweißt nicht zusammen, reißt eher auseinander. Hier gibt es keine Taten und keine Hoffnungen, das ist es wohl. Das ewige Nichtstun, der ewige Hunger, das ewige Niealleinsein . . . Nein, das ist kein Boden für Kameradschaft.

Wir werden langsam bissig wie alte Hunde, nörgelnd und boshaft wie welke Greise. Ja, wir werden langsam Tiere. Und wenn nicht bald das Ende naht . . . Ich sehe schon die Stunde kommen, in der sich alle, alle hassen.

»Was schreibst du eigentlich immer auf?« fragt mich Pod.

Ich klappe mein Tagebuch unauffällig zu. »Alles, Pod«, sage ich bedrängt.

»Alles? Wieso?«

»Na«, sage ich, »alles, was hier so vorkommt. Was gesprochen, was getan wird, wie jedermann sich fühlt und gibt . . .«

»So stehe ich auch in deinem Buch?«

»Gewiß Pod.«

»Ja, wie zum Beispiel?«

»Nun, was du tust, sagst, erzählst . . .«

»Mensch!« lacht er auf. »Wozu? Ich bin ein dummes Luder, wer sollte wohl an mir einmal Interesse haben?«

Ich lächle leise. »Vielleicht mehr als du denkst, Pod. Du vergißt, daß du in meinem Buch für hunderttausend stehst, die alle litten, was du littest, die dir ähnlich waren . . . Brünn wiederum für hunderttausend andere, die seinem Wesen ähnlich waren, dies Leben so empfanden, wie er's empfand . . .«

»Ja«, sagt Pod und legt den Finger an die Nase, »jetzt verstehe

ich! Und Schnarrenberg und Seydlitz und der Artist? Und Blank und unsere Bayern und du selbst? Und Türken und Ungarn und Österreicher? Von allen sprichst du, wie? Von allen zweieinviertel Millionen?»

»Ja«, sage ich, »und diese zehn und zwölf, die ich beschreibe, vertreten gleichsam —«

»So willst du es einmal veröffentlichen?« unterbricht er mich.

»Vielleicht, Pod . . .«

»Aha . . .« Er schweigt etwas. »Gut«, sagt er dann. »Ja, schreibe. Und schreibe auch von mir. Es ist ganz recht, wenn sie in der Heimat mal erfahren, wie man uns am lebendigen Leib das Blut ausaugte und was wir dabei dachten, sprachen, fühlten! Dann hat es aber auch nur Wert, wenn du nichts beschönigst und nichts verheimlichst«, fährt er fort.

»Natürlich, Pod.«

»Dann wird's verboten!« sagt er rasch.

»Warum?«

»Weil es so grauenvoll, so häßlich, so gemein ist . . .«

»Die Wahrheit braucht kein schönes Kleid, ist nackt am schönsten, mein lieber Pod!« antworte ich. »Und Lügen können den kommenden Geschlechtern und unserer Welt nicht helfen . . .«

Brünn hat Besuch bekommen, einen Elektriker, der gleich ihm in beruflichen Bildern spricht. Er ist aus dem Transport, der nach uns kam, hat einen schwarzen Zottelbart und ein Gesicht wie eine Mumie. Er spricht sehr heiser und seltsam abgehackt.

»Ich war in Sjretensk«, erzählt der Mann, »und aus den Tagen stammt meine Totenkopfvisage. Es ist ein elendes Kosakennest, östlich vom Baikal, an der Schilka. Sie steckten uns in Sommerbaracken, durch deren Ritzen man die Wüste sehen konnte. Sie lagen auf einem steilen Berg, das Wasser mußten wir vom Fluß hinaufschleppen. Wo Platz für fünfhundert war, legten sie achthundert hin. Flecktyphus brach aus, natürlich. Eine Baracke nahmen wir als Isolierhaus. Aber niemand wollte hinein, alle wollten lieber bei ihren Kameraden bleiben. Auf den Bettstellen lagen sie zu zweit, ohne Stroh und Decken, unter ihnen auch zu zweit. Als Kopfpolster gab man uns Holzklötze . . .«

»Das Schlimmste war der Durst«, erzählt der Mann. »Aber wer sich in den Schnee hinausschleppte, um ihn daran zu löschen, wurde von den Kosaken aus Angst vor Ansteckung mit den Knuten zurück-

getrieben. Wir sofften teilweise Latrinenwasser . . . Endlich, als wir erkannten, daß wir alle sterben sollten, meuterten wir . . . Ja, man meutert auch waffenlos, wenn nebenan ein leeres Krankenhaus verschlossen steht, wenn man weiß, daß die russischen Ärzte Decken und Kissen und Arzneien in Fülle haben, nur nichts herausgeben wollen! Zudem bat eine amerikanische Kommission in Irkutsk — mit Ärzten, Schwestern und allem möglichen Material — schon seit Wochen umsonst, uns helfen zu dürfen! Es nützte alles nichts, man peitschte uns wie Vieh zu Pferde in unsere Erdlöcher zurück. Als von unseren Leuten ganze Haufen den Tod im Fluß suchten, um sich von ihren Qualen zu erlösen, ließ ihn der Kommandant mit Posten bewachen. Ja, nicht einmal das Leben nehmen durften wir uns! Am Weihnachtstage 1915 kam Elsa Brändström nach Sjretensk und rettete die Handvoll, die noch übrig war, vom sicheren Tode . . .«

»Fast wie in Totzkoje!« sagt Brünn. »Es ging uns also nicht einmal allein so schlecht . . .«

»Nun«, ruft Seydlitz hell, »was wollen wir mehr? Sind wir hier nicht im Himmel im Vergleich zu Totzkoje und Sjretensk? Seid also zufrieden!«

Im langsamen, aber unaufhaltsamen Verfall unserer Körper und Seelen, unserer Haltung und Festigkeit stehen nur noch wenige Säulen. An ihren Quadern rüttelt der hemmungslose Niedergang vergeblich — eiserne Leuchttürme sind sie in unserem allgemeinen Dunkel. Aber nur eine kleine Zahl sieht sie mehr, vermag sich noch an ihnen aufzurichten. Die Mehrheit ist schon so blind und unwillig geworden, daß sie ihr Leuchten nicht mehr sieht, noch sehen will.

Gestern kamen für einzelne der ältesten Lagerinsassen Pakete aus der Heimat an. Unter andern bekam auch ein junger Infanterist der Nachbarpritsche das erste Paket von zu Hause. Er liegt in unserer Nähe, und ich gewahrte in einem Augenblick, in dem er sich ungesehen glaubte, daß er die neuen Hemden streichelte, die selbstgestrickten Strümpfe an die Lippen drückte.

»Fähnrich«, sagte er gegen Abend und ich sah seine Augen leuchten, wie ich noch wenige leuchten sah, »ich habe ein Paket bekommen, mein erstes! Und von meiner Mutter! Jetzt bin ich gerettet! Wollen Sie es einmal sehen?« Ich sah es an und sah, obwohl er es schon drei-, viermal aus- und eingepackt, noch seiner Mutter Hände an den kleinen Dingen . . .

Am nächsten Morgen sehe ich den gleichen Infanteristen haltlos weinen und gehe zu ihm. Pod tritt hinzu — wie könnte Pod auch fehlen, wenn jemand weint? »Warum flennst du denn, du Dussel?« fragt er grob. Er ist immer am größten, wenn er innerlich am weichsten ist.

»Man hat . . . man hat . . .«

»So, hm . . . Es war auch eine Fischkonserve drin, sagtest du?«

»Ja, Heringe . . .«

Gut, Pod geht los, Nase am Boden, ein echter Jagdhund. Nach einer Stunde kommt er wieder. Das Paket unterm Arm. »Nur die Fischkonserve ist futsch«, sagt er. »Aber die hat Muttern ja auch nicht selbst gemacht, wie? So, Junge, und das nächste Mal paß besser auf, verstanden!«

Wir klettern auf die Pritsche. »Wer war es, Pod?«

»Meyer natürlich, wer hätte es sonst sein sollen?« Meyer ist ein übler Kunde, bekannt als Dieb und Raufbold.

»Was hast du ihm getan?«

»O, nichts, nur ein, zwei, drei in seine diebische Visage appliziert . . .«

Abends erfahre ich, daß man Meyer ins Spital geschafft hat. Pod muß ihn halbtot geschlagen haben.

Ich sage ihm, daß er dafür die Knute kriegen wird, wenn jemand Anzeige erstattet.

»O«, sagt Pod ruhig, »das macht nichts. Der Junge hat sein Paket wieder. Das ist die Hauptsache. Im übrigen stiehlt Meyer nicht mehr. Und ich — ich habe einen breiten Rücken . . .«

Brünn wendet sich allmählich von uns ab. Er wirbt seit kurzem neue Freunde auf den Nachbarpritschen und ist nicht wählerisch dabei. Sichtlich mit Vorzug kauft er sich solche Leute, die seiner flüssigen Suada in der oftmals ein Körnchen Wahrheit steckt — nichts Niederschlagendes entgegenzusetzen können.

»Nein«, sagte er gestern, »daß wir hier sitzen und verkommen, ist nur die natürliche Folge unserer Politik. Und daß wir so hundsmäßig behandelt werden, ist ebenfalls nichts anderes. Was ist der deutsche Soldat? Ein Stück, eine Ziffer, ein Vieh . . .«

»Wieso?« fragt jemand erstaunt.

»Wieso? Das will ich euch erklären, paßt mal auf. Wir haben alle ein Krätzchen auf, nicht wahr? Jene runden Dinger, die auch das intelligenteste Gesicht dumm und stupid erscheinen lassen! Wir

sollen dumm und bäuerisch aussehen, das ist es! Wir sollen Masse sein, unterschiedslos, alle gleichgemacht durch diese Krätzchen! Nur die Herren dürfen anständig aussehen — der Unteroffizier, der Wachtmeister, der Offizier! Ja, die dürfen Schirmmützen tragen, die muß man ja auch schon in aller Weite von uns unterscheiden können!«

»Ja, aber . . .«

»Ja, aber? Verstehst du's noch nicht, Muschko? Um so leichter befiehlt es sich doch, begreifst du das nicht? Soldaten zu befehlen, die so blöd aussehen wie wir Deutschen mit unseren Krätzchen, ist kein Kunststück! Sieh dir mal eine deutsche Truppe an, wenn sie mit Drillichzeug und Krätzchen herumläuft! Und darum werden wir auch hier so schlecht behandelt, weil wir so dämlich aussehen in diesen Dingern, so zuchthausmäßig . . . Warum tragen alle Heere der Welt feschere Kopfbedeckungen? Seht euch mal die englischen Kämpis an . . .«

»Ja, aber . . .« fragt jemand schüchtern.

»Quatsch — aber!« brüllt er los. »Wenn ihr das nicht versteht, seid ihr einfach zu dämlich dafür, geschieht's euch recht und damit fertig, Punkt!«

»Ja, Punkt!« ruft Pod hinüber. »Und jetzt halt endlich einmal deine große Klappe — man will hier schlafen!«

Langsam und schleppend, unsäglich schleppend geht dieser Winter hin. Frühling! heißt unser großer Wunsch und manchmal ist es, als ob wir schon nicht weiter wünschen könnten, als ob er schon das Höchste sei! Auch in diesem, meinem zweiten Gefangenschaftswinter, sterben viele, viele. Man merkt es nur nicht so, weil unsere Ärzte mit Unterstützung Elsa Brändströms ein musterhaftes Krankenhaus geschaffen haben, das jeden Erkrankten augenblicklich aufnimmt. Wir merken es nur an den Lücken, die es auf den Pritschen gibt, daran, daß wir zum Frühling viel mehr Platz haben, als wir im Winter hatten.

Das Gefühl, zur letzten Zuflucht ein Krankenhaus mit Ärzten zu haben, ist unsagbar beglückend in unserer Trostlosigkeit. Seit kurzem greift die Schwindsucht mächtig um sich — muß das bei unserm ewigen Eingepferdtesein nicht kommen? In einem Raum, in dem die Fenster wegen der Kälte verkittet sind, der sechs bis sieben Monate lang nicht einmal frische Luft erhält? Skorbut und Nachtblindheit, typische Hungererscheinungen, mehren sich plötzlich,

fast quadratisch wachsend . . . Allein der Flecktyphus hat uns bis jetzt verschont . . .

O, es genügt, was ohne ihn auf unsern müden Körpern lastet! Befinden wir uns nicht auch ohne ihn schon zwischen Scylla und Charybdis? Wenn es kalt ist, lassen uns die Läuse in Ruhe, aber dann können wir auch vor Frieren nicht schlafen. Wenn wir's uns aber warm machen, werden auch die Läuse mobil und wir können wieder vor ihnen nicht schlafen! Was sollen wir tun . . . ?

Gestern brach plötzlich wie aus einem lastenden Gewitter eine heftige Schlägerei aus. Sie hätte sicherlich auf die ganze Baracke übergreifen — es braucht dazu nur einen Funken — wenn Pod nicht gewesen wäre. Er sprang blitzschnell auf eine Pritsche und rief mit seiner Donnerstimme in den Lärm: »Zwei Mann zum Blutrühren!«

Alles begann zu lachen und ging auseinander — wer lachen muß, schlägt nicht mehr. Ja, unser Pod ist eine dieser Säulen, die noch immer aufrecht stehen, ist trotz aller Qualen immer noch der alte . . .

Später erfuhr ich, daß es sich um den Besitz der Photographie eines nackten Mädchens gehandelt hatte. Abends zeigte einer sie heimlich herum. Ach, er hat im Grunde nicht mehr von ihr als wir — Träume, die wir so gut wie er zu brünstigen Perversitäten erhitzen können! Das beglückt uns fast . . . Dennoch sieht man ihm an, daß es ihm wohlzutut, seinen kostbaren Besitz zu zeigen . . .

Gott im Himmel, es wird immer schlechter, rapid, sturzhaft. Man kennt keinerlei Rücksicht mehr. Ob jemand schreibt oder schläft, niemand kümmert sich darum. Gestern wollte ich wieder einmal einen Brief an meinen Vater schreiben. Ich löste ein paar Seiten aus dem Tagebuch und setzte mich auf die Pritsche.

»Es ist so schwer, das Richtige zu sagen, Vater«, schrieb ich. »Und es ist ebenso schwer, nicht zu klagen. Nein, wir wollen nicht ungerecht sein und nichts verlangen, was Ihr nicht geben könnt, aber . . .«

Auf der Nachbarpritsche spielen sie Karten. »Null ouvert!« brüllt ein mächtiger Artillerist. Seine Pfannkuchenhand klatscht auf die Bretter, daß alles zittert. Ich bohre eine Fingerspitze in mein Ohr und schreibe weiter . . .

Unser Quälendstes ist, daß wir das Ende nicht wissen. Gewiß,

auch Ihr wißt es nicht. Aber Ihr seht es vielleicht, ganz klein, als fernen Stern. Aber wir sehen nichts, Vater. Wir sehen nur Nacht. Und eine Nacht, die immer schwärzer, immer marternder wird und die uns langsam zu verschlingen droht . . .«

»Herrgott, Mann, laß meine Stiefel stehen, verdammter Langfinger!« ruft jemand kreischend. Ein Scheit Holz fliegt durch die Luft, knallt auf die Ecke meiner Pritsche, streift mich beim Abspringen am Kopf. Der Stiefelmarder drückt sich fort, als ob er nichts gehört hätte.

»Es sind nur noch wenige unter uns, die stark und unberührt geblieben sind, denen diese Jahre das Mark noch nicht zerfressen haben, Vater. Aber wenn es noch lange dauert, übersteht es keiner, ohne den Wurm im Fleische oder in der Seele mitzubringen. Wer könnte es auch anders überstehen? Wir sind alle tapfer — und die Schwächsten sind vielleicht die Tapfersten — was man jedoch von uns verlangt, geht über unsere Kraft!«

Gebrüll steigt auf. Jemand hat falsch gespielt. Im Gang staut sich ein Kreis von Gaffern. Pod ist zum Unglück gerade draußen. Der schwarze Elektriker hat jemand am Kragen. Er beutelt ihn hin und her, wie ein Hund eine Ratte beutelt. Endlich reißt sich der andere los und geht in Boxerstellung. »Gib ihm Saures!« ruft Brunn hetzend. Ein paar Schläge, die nacktes Fleisch treffen, klatschen herüber. Blut fließt . . . »Ich würge dich ab, du verstohlener Hund!« keucht der Elektriker.

»Und ob ich selber diese Jahre überstehe, mit reiner Seele, meine ich, Vater, das weiß ich nicht . . .« schreibe ich langsam, und meine Hand gleicht einer Spinne, die steifbeinig und ausgehungert über vergilbte Blätter kriecht.

Ich ging mit Seydlitz spazieren. Die Kälte hat nachgelassen, nur dreißig Grad mehr, sagte unser Arzt. Es gibt keine weißen Flecken mehr im Gesicht, dann macht es nichts aus. Wir wandern dreimal um das Lager, tiefatmend, schweigend. Diesen Rundgang machen wir täglich. »Kampf gegen die Tuberkulose« nennen wir ihn.

Als wir das drittemal den Drahtzaun streifen, der die Offiziere von uns trennt, zieht neben uns in gleicher Höhe ein österreichischer Oberleutnant seine Bahn. Wir grüßen ihn, er dankt, geht weiter, bleibt plötzlich stehen. »Ich sehe Sie schon ein paar Wochen hier herumwandern«, sagt er lächelnd. »Es ist wohl fürchterlich in euren Baracken, wie?«



Ich schweige. Seydlitz kneift die Lippen. »Es ist erträglich«, sagt er abweisend.

»Wie lange sind Sie schon gefangen?« fragt er weiter.

»Seit 15«, sagen wir.

»Zwei Jahre also! Ich sitze schon seit 14 hier . . .«

»Hat man gute Frontnachrichten?« fragt Seydlitz kurz.

»Doch«, sagt er »doch . . . Aber was nützt das? Sieg auf Sieg und doch kein Friede . . . Welche Ränge haben Sie übrigens?« fragt er interessiert.

»Ich bin Unteroffizier«, sagt Seydlitz, »Fahnenjunker.«

»Fähnrich«, sage ich leise.

»Fähnrich?« ruft er aus. »Aber was tun Sie dann im Mannschaftslager? Sie gehören doch zu uns?«

»Ich habe gute Kameraden!« sage ich rasch. »Vom Felde, vom Regiment, vom Lazarett her . . .«

»Das verstehe ich wohl, aber trotzdem . . . Die können Sie doch auch von hier aus besuchen, ihnen sogar von hier aus besser helfen! Sie bekommen fünfzig Rubel monatlich . . .«

»Ja«, sage ich schwach, »das weiß ich alles, aber —«

»Hören Sie«, unterbricht er mich, »besuchen Sie mich einmal! Und bringen Sie den Junker mit! Ich komme viel mit einem Fähnrich der Artillerie zusammen, der würde sich mächtig freuen, glaube ich . . .«

»Ja«, sage ich, »das täten wir recht gern sogar! Aber die Posten lassen uns nicht durch —«

»Ach«, lacht er, »das ist einfach! Können Sie etwas Französisch oder Englisch? Na, also . . . Dann melden Sie sich beim Kommando zum Stundengeben. Als Sprachlehrer bekommen Sie einen Propusk, einen Passierschein.«

»Ja«, sagen wir, »das wollen wir versuchen!«

»Schön«, sagt er und gibt uns durch den Stacheldraht die Hand. »Sie brauchen nur nach mir zu fragen. Mich kennen alle. Mein Name ist Saltin . . .«

Wir gehen heim. »Sollen wir es tun, Seydlitz?« frage ich sinnend. In mir ist etwas, was mich warnt.

»Ich weiß nicht, Fähnrich. Sie können es ohne weiteres, gehen einfach endgültig hinüber, wenn es Ihnen danach bei uns nicht mehr erträglich ist. Ich aber —«

»Das eben fürchte ich . . .« sage ich leise.

Er geht schweigend weiter. Die Falten seines hageren Gesichts

vertiefen sich. »Drei Tage später wäre ich als Fähnrich gefangen worden«, sagt er endlich. »Nun, es müssen Bessere als ich ertragen, dann werde auch wohl ich es können!«

Mein Vater lebt! Ich habe seine erste Karte. Er ist gesund und wohl. Was will ich mehr? Nun liegt ein kleines Licht auf diesem Leben . . .

Wenn auch . . . »Wir haben es schwerer als Ihr und klagen auch nicht!« heißt eine Zeile. O, Vater, Vater, wenn du wüßtest! denke ich bitter. Nein, er ist nicht schuld, woher soll er es wissen? Niemand weiß es . . . Aber sie sollen es erfahren, alle sollen es erfahren! Und ich drücke mein Buch an mich, als sei es mein Schatz. Und suche jene Zeile zu vergessen. Nein, nur das Licht aus dieser Karte will ich haben! Es ist so not, so not . . . Denn um uns wird es um so fürchterlicher, je länger dieser Winter währt . . . Will denn der Frühling dies Jahr niemals kommen?

Gestern hat Brünn Schnarrenberg durch einen seiner höhnischen Vorträge derart gereizt, daß dieser ohne weiteres über ihn hergefallen ist. Schnarrenberg hat sich durch seine vernünftige Lebensweise mit am besten von allen gehalten, wenigstens was das Körperliche betrifft, Brünn aber ist nur mehr ein leerer, schlaffer Schlauch. Er hat ihn in seiner Überreizung derart zugerichtet, daß Brünn bewußtlos liegenblieb. Viele gönnen es ihm, aber die Mehrheit haßt Schnarrenberg jetzt nur noch mehr, glaube ich. Und wenn er nicht durch seine Körperkraft und Roheit und durch die Russen auch in seiner Eigenschaft als Barackenfürher geschützt wäre . . .

Aber dieser Vorfall ist bezeichnend für unsere Stimmung: Schwelender Haß von Mann zu Mann, der plötzlich, oft beim kleinsten Anlaß, zu einem rasenden und fast schon irrsinnigen Ausbruch führt.

Als ich heute durch Baracke III ging, begegnete ich einem alten Bekannten aus der Grudetzki-Kaserne. Es ist der Mann mit dem Hodenschuß aus dem Amputiertensaal. »Haben wir uns nicht schon mal gesehen?« fragte er. »Ja«, sagte ich, »im Lazarett in Moskau! Wie geht es denn?«

»O«, sagte er, »was soll man sagen? Übrigens habe ich längst erfahren, daß alles vorbei ist. Sie haben mich damals belogen, was? O, ich weiß, warum. Es war auch besser, ich kam auf diese Weise

allmählich dahinter. Übrigens macht es mir nichts mehr aus. Ich lebe dafür leichter, wissen Sie. Denn hier . . . Nein, wenn ich sehe, was manche durchmachen müssen, gerade wegen dem, was man mir nahm . . . Und ich wäre auch kein Kaltblüter gewesen! Nein, manchmal bin ich fast froh darüber . . . Es gleicht sich alles aus auf dieser Erde, denke ich oft . . . Dafür, daß ich das leiden mußte, brauch ich mich jetzt nicht viehisch krümmen . . . Schwer wird es ja erst werden, wenn ich wieder zu Hause bin. Denn meine Frau will ohne Kinder —«

»Nun, daran ist ja einstweilen noch nicht zu denken«, setzt er hinzu und grüßt und geht.

Eben ist Seydlitz bei mir gewesen. Ich habe ihn noch nie so heiter gesehen. »Denken Sie, Fähnrich«, sagt er und gibt mir einen Brief von seiner Mutter, »mein erster Brief! Und darin steht, daß meine Beförderung schon heraus war, als ich gefangen wurde!«

»Sehen Sie!« sage ich fröhlich. »Und nun? Nun wollen Sie hinunter, was?«

»Ja«, sagt er fest und legt mir beide Hände auf die Schultern. »Fähnrich«, fährt er fort. »Sie müssen mich recht verstehen, Sie vor allem! Ich könnte auch hierbleiben, gewiß. Aber ich nütze niemand damit. Für Sie ist es in manchem Sinne anders! Ich aber bin allein, habe niemand hier, der mir wirklich nahesteht, werde wohl auch von niemand geliebt . . . Und dann: Ich bin es nun einmal und habe es wohl auch verdient. Zum letzten aber: Ich will mich schonen — will unserm Lande auch nach dieser Zeit noch weiter dienen können!«

»Sie haben völlig recht!« sage ich offen. »Es wird Ihnen auch niemand verargen, wenn Sie —«

»Ja, aber Sie!« ruft er.

»Wie, ich?«

»Sie müssen mit! Sie gehen hier zugrunde! Ich sehe es doch! Und wenn es nicht sein muß —«

»Gut, Seydlitz!« sage ich lächelnd. »Wir wollen es uns aber vorher einmal ansehen. Und wenn wir ein paar ›Menschen‹ finden — Sie wissen schon, was ich darunter meine — und auch das wahr ist, was uns Saltin sagte, daß wir den Unsern besser helfen können . . . Ja, dann gehen wir zusammen!«

Wir haben unseren Propusk ohne weiteres bekommen. Bis Mittag sitzen wir mit einer geliehenen Bürste und meiner Waschschüssel bei unseren Uniformen, um wenigstens den äußerlichen Schmutz von ihnen abzukratzen. Ein gründliches Entlausen, sauberes Kämmen unserer flaumigweichen Christusbärte kommt am Ende der großen Toilette. »Ihr wollt wohl zum Hofball?« fragt Brünn höhnisch.

Im Offizierslager weist man uns in die linke Steinkaserne. Wir steigen ein paar Treppen, finden zwischen zwanzig Türen auch jene, die eine Karte mit »Hptm. Schank, Oblt. Saltin, Oblt. Sineth, Oblt. Kovacs« trägt.

Oberleutnant Saltin ist mit einem dunklen Offizier allein. Er springt auf, nimmt uns die Mäntel ab, ruft zweimal »Balinth« auf den Gang hinaus. Ein Honvedinfanterist erscheint, nimmt Haltung an. »Geh zur Menage, Balinth, bring eine Jause für drei Personen!« Der andere, ein ungarischer Oberleutnant, empfiehlt sich höflich.

»So, meine jungen Freunde«, hebt Saltin an. Er ist hochblond, mit einem länglichen Gesicht, nervösen Händen, die viel an seinem Mund zu schaffen haben, warmen, blauen Augen unter dunklen Brauen. »Jetzt haben wir das Schlimmste bald überstanden, was? In einem Monat ist es Frühling...«

Wir nicken lächelnd. Einen Menschen hätten wir schon gefunden! sagen unsere Augen, wenn unsere Blicke sich begegnen. Alles ist seltsam, fast rührend für uns. Wir sitzen auf Stühlen, es sind zwar nur selbstgezimmerter, an einem schmalen Tisch, er ist zwar nur aus Kistenbrettern... Und als der Bursche den Kaffee bringt, dazu Gebäck... »Sie haben es hier herrlich!« rufe ich haltlos.

Saltin schüttelt den Kopf. »O, das sieht nur so aus... Selbstverständlich, Ihnen muß es als Paradies erscheinen, das verstehe ich vollkommen! Aber wenn man drei Jahre lang in dieser Weise hauste... Sehen Sie, wenn einer an sein Bett will, müssen die drei anderen aufstehen, waschen kann man sich auch nur nacheinander, schlafengehen ebenfalls... Dazu ist man nie allein, hat kaum ein Buch, viel Streit, noch mehr Nervosität, alle Augenblicke einen Ehrenhandel... In vier Wochen würde Sie dies Dasein nicht weniger quälen als Ihr bisheriges... Man ist es zu rasch gewohnt, und wenn man unser früheres Leben in Betracht zieht, unsere Verwöhnung, unsere Bevorzugung... Nein, wir leiden sicher nicht weniger als unsere Soldaten...«

Er bringt Zigaretten, stellt sie zu freiem Zugriff auf den Tisch. Wir rauchen hingegeben. Die Sauberkeit in diesem Raum macht

uns mit all dem andern gleichsam trunken. Ach, dieser Saltin er-  
ringt sich unser Herz im ersten Sturm — ob er es auch daheim,  
unter normalen Verhältnissen, errungen hätte?

Die Zeit vergeht im Flug. Er spricht von tausend Dingen. Wir  
trinken jedes Wort in uns hinein. Mein Gott, wir sind bescheiden  
wie alte Sklaven geworden. Es gibt nur eins, was uns zuweilen  
quält, daß uns die Läuse hin und wieder heftig beißen. Weil wir  
ihn aber nicht einmal die unverkennbare Bewegung machen sehen,  
die uns alltägliche Gewohnheit ist, verkneifen wir es uns.

Allmählich wird es dunkel. Wir müssen heim. »Bald wieder,  
meine deutschen Freunde!« sagt Saltin herzlich, drückt kräftig un-  
sere Hände, begleitet uns bis an den Stacheldraht. »Und überlegen  
Sie sich, Fähnrich, ob Sie nicht doch . . .!«

»Ein Prachtkerl!« murmelt Seydlitz auf dem Heimweg.

»Ja, einen hätten wir, nicht wahr?«

»Ob die Deutschen auch so sind?« fragt er zurück.

»Wir werden sehen . . .«

Wir gehen schweigend weiter. Graut es uns beiden nicht ein we-  
nig vor unseren Pritschen? Plötzlich bleibt Seydlitz stehen. »Sie,  
Fähnrich«, sagt er, »ist Ihnen nicht auch aufgefallen, daß es Sal-  
tin nicht einmal juckte?«

»Ja«, sagte ich eifrig.

»Sie«, fragte er weiter, »sollten die dort unten keine Läuse ha-  
ben?«

Ich bezweifle das entschieden. »Das kommt nur von der Kinder-  
stube!« sage ich.

Das wieder leuchtet ihm nicht ein. »Ich glaube, daß die beste  
Kinderstube bei einem Lausbiß in die Binsen geht, mein Lieber!«  
sagt er trocken. Und dieses schwierige Kapitel bleibt ungelöst, wird  
bis zum nächstenmal vertagt.

Gestern ist vom russischen Kommando ein Befehl gekommen,  
der unseren Beritt in helle Aufregung versetzte. »Nachdem sich die  
Zahl der von Gefangenen gehaltenen Hunde dauernd vergrößert,  
sind sämtliche Tiere dem kontrollierenden Kommando zur Ver-  
nichtung abzuliefern. Nichtbefolgung dieser Anordnung wird schwer  
bestraft«, las Schnarrenberg vor.

Wir beraten die halbe Nacht, was mit unserer Suschka geschehen

soll. Es gibt nur eine Stimme: Wir geben sie nicht ab, wir trennen uns nicht von dem lieben Biest! Selbst Schnarrenberg, der einzige, der sich nicht um das Tier bekümmert hat, ist mit uns einig. »Aber wenn uns jemand aus der Baracke verrät?« sagt er nur. »Ihr wißt, daß ich mehr Feinde als Freunde habe . . .«

»Nein, darum keine Furcht!« sagt Pod mit seiner tiefen Stimme. »Dafür Sorge ich . . .«

Wir üben einen Tag mit unserer Suschka, sich unter einem Bellen alter Uniformen auch bei dem größten Lärmen ruhig zu verhalten. Sie faßt es rasch, schlüpft schon nach kurzem auf Kommando blitzartig in ihr sicheres Versteck und muckst sich nicht. Als alles klappt, nimmt Pod die Suschka wie ein Kind auf seinen Arm, geht mit dem breitesten Seemannsgang bis in die Mitte der Baracke, steigt dort auf eine Pritsche, bittet dröhnend um Gehör.

»Hört einmal, Kameraden«, sagt er rollend. »Ihr habt wohl den Befehl vernommen. Wir haben einen Hund, das wißt ihr auch. Wir geben ihn nicht ab, das haben wir beschlossen. Ich bin sicher, daß unter uns kein solcher Schuft ist, ein unschuldiges Geschöpf zu verraten. Es macht uns allen Freude und gehört uns allen. Und darum wollen wir darin zusammenhalten und euch vertrauen. Sollte aber trotzdem ein Judas unter euch sein«, fährt er fort und seine Stimme donnert, »so werde ich ihm nachträglich das Leben derart sauer machen, daß er diesem Hund in spätestens vier Wochen freiwillig nachfolgt!«

Beifall erdröhnt. Suschka kläfft dazu. »Hoch unser Pod!« ruft die helle Stimme des kleinen Blank. »Hoch, hoch!« brüllen mit einem Schlage hundert Stimmen. Pod steigt herab und kommt zurück. »Die sind uns sicher, meine Suschka«, sagt er gemächlich und fährt ihr zärtlich durch das lange Haar.

Die Posten kommen andern Tags. Ein Starschi trottet an der Spitze. Sie haben Stricke in den Händen und ein paar Säcke. Schnarrenberg geht ruhig auf sie zu. »Ich bin hier Barackenkommandant«, sagt er bestimmt. »In unserem Saal befindet sich kein Hund.«

Ich übersetze es. »Mensch«, murmelt Brünn, »er lügt nicht mal! Es ist eine Hündin . . .«

Die Posten schnüffeln, gehen langsam durch. Suschka liegt mäuschenstill unter den Uniformen des Beritts. Mein Herz klopft heftig. Pod kratzt sich vor Nervosität am Hinterkopf. Jetzt kommen sie zu uns, gehen direkt auf unsere Pritsche zu . . .

In diesem Augenblick erhebt sich an der Tür ein wildes Lärmen. Als ob sich ein paar schlügen, hört es sich an. »Konvoi, Konvoi! Kommt, bringt sie auseinander!« schreit ein halbes Dutzend. Die Posten laufen dem Lärmherd zu, in halber Angst . . . Es ist nichts los, haha, es stehen sich nur ein paar gegenüber, beschimpfen sich in allen Tönen und lächeln dabei in den Augenwinkeln.

Die Posten kommen nicht zurück, marschieren, einmal an der Tür, auch gleich hinaus. Alle Gefahr ist abgewandt. »Haben wir das nicht gut gemacht?« rufen die beiden Kämpfer. Brüllender Beifall antwortet dem Paar, man hebt sie auf die Schultern, trägt sie herum.

Nein, es gibt fast keine Kameradschaft mehr bei uns, dafür aber haben wir das Zusammenhörigkeitsgefühl von Sträflingen bekommen! Wir mögen im Innern auch noch so zerrissen sein, nach außen hin, dem Feind, dem Russen gegenüber, schließt sich alles zu einer starren, breschenlosen Mauer.

Die Suschka liegt wieder auf meinem Schoß. Ich streichle sie, unablässig. »Siehst du, mein Tier?« sage ich glücklich. »Selbst unsere Rohesten haben dir geholfen! Ja, sie sind gut, unsere Kameraden, jetzt sahen wir es wieder! Gut und weichen Herzens. Sie sind nur krank zuweilen — krank und wirr . . .«

Ich habe meinen ersten Besuch bei den deutschen Offizieren gemacht. Unser Rangältester ist ein grauer Infanteriehauptmann, Mittelberg mit Namen, kurzangebunden, sehr bestimmt. Als ich ihm unsere Lage klarlegte, antwortete er mit dem strikten Wunsch, uns beide baldmöglichst bei sich zu sehen. »Es müssen nicht mehr zugrunde gehen, als unvermeidlich ist!« sagte er. »Daß wir der Mannschaft das Leben nicht erleichtern können, ist schmerzlich genug. Es liegt nicht an uns, sondern an internationalen Abmachungen, die auf Gegenseitigkeit beruhen.«

Ich berichtete ihm vom Leben unserer Leute, bat ihn, dies oder jenes zu veranlassen. »Wir geben jeden Monat einen Prozentsatz unseres Verpflegungsgeldes zur Unterstützung unserer Mannschaft ab, tun damit, was wir können«, sagte er. »Im übrigen hoffe ich, daß Fräulein Brändström bald wiederkommt, um nach dem Rechten zu sehen. Uns selber sind, wie Sie wohl wissen, die Hände gebunden. Jeder normale Verkehr mit der Mannschaft ist durch die Posten auch unmöglich gemacht.«

»Warum, Herr Hauptmann?«

»Das weiß niemand. Man nimmt an, aus Furcht vor einer Organisation von unserer Seite — sie fürchten eben die deutschen Teufel anscheinend auch noch waffenlos!« endete er und entließ mich.

Ich ging von ihm aus mit Seydlitz zu Schnarrenberg. »Wachtmeister«, sagte ich heiter, »wir melden uns ab! Wir gehen morgen ins Offizierslager.«

Er erblaßt beinahe. »Wie?« fragt er. »Ihr alle beide? Und gerade ihr? Dann lege ich meinen Posten nieder!«

»Aber warum denn?« rufen wir wie aus einem Mund.

»Weil ich dann niemand mehr habe, mit dem ich meine Anordnungen beraten kann! Ich mache vieles falsch, ich weiß das . . . Mein Gott, ich bin auf dem Kasernenhof groß geworden, nicht in einem Zuchthaus. Ich werde mich in diese Lage nie gänzlich finden können. Nun gut, bis jetzt machte das nichts . . . Ihr unterstützt, mildertet, glicht aus, nahmt meinen Befehlen oft die Spitze, paßt sie unserem Zustand, unserer schlappen Stimmung, unserer verlotterten Gesellschaft etwas an . . . Das werde ich nie lernen. Ich bin Soldat, kein Kompromißler. Gut, mag es jetzt ein anderer machen . . .«

»Nein, Schnarrenberg«, sagt Seydlitz, »das sollten Sie nicht tun! Wenn wir auch fehlen . . . Sie haben doch noch Pod!«

»Podbielski? Dragoner Podbielski?« fragt er mit einem unbeschreiblichen Unterton. »Ich kann mich doch mit dem Mann nicht beraten, wie ich meine Befehle abfassen soll! Nein«, schließt er heftig, »allein mache ich es jedenfalls nicht weiter!«

»Manchmal ist dem guten Schnarrenberg wirklich nicht zu helfen!« murmelte Seydlitz, als er sich niederlegte. »Kein Funken Elastizität . . .«

Ich setzte mich zu Pod. »Ich gehe morgen ins Offizierslager, Pod!« sagte ich leise.

»Wohl dir, mein Junge!« sagte er beherrscht. »Du hast es längst verdient!«

»Pod«, fahre ich fort, »trag mir's nicht nach! Schau —«

»Aber du brauchst dich doch deswegen nicht entschuldigen!« fällt er ein. »Das ist doch klar . . . Die Menschen sind einmal nicht gleich, werden es niemals sein. Im übrigen leide ich mit meinem guten Körper und meinen starken Nerven weniger unter diesem Leben



als zum Beispiel du! Und warum du gerade mehr leiden sollst —«

»Ja, Pod, das ist schon recht! Trotzdem . . . Nein, wenn ich nicht fühlte, daß ich in kurzer Zeit am Ende bin, daß ich hier so schnell wie möglich heraus muß, wenn ich überhaupt noch mal heimkommen will, hätte ich euch nicht sitzen lassen.«

»Mensch, Fähnrich!« bricht er aus und fällt dabei, um seine Weichheit zu verhüllen, in seinen alten, barschen Ton. »Jetzt halt gefälligst mal die Luft an, ja? Sonst gibt es eins aufs Dach, verstanden . . .?«

Ich weiß nicht, ob ich lachen oder heulen soll. »Ich komme dich auch oft besuchen, Pod!« sagte ich rasch. »Und noch eins: Willst du meinen Hund, die Suschka? Ich gebe sie dir . . .«

Er räuspert sich verdächtig. »Hm«, sagt er, »gern. Ich habe nämlich zu Hause einen, der ihm ähnlich ist. Ich brachte ihn einmal auf Urlaub mit«, fährt er mit auffälligem Eifer fort, »Nikolajewitsch nannten wir ihn an der Front. Aber Anna war das zu umständlich. Sie nannte ihn kurz: Niko . . .«

Wir stehen, unsere Bündel auf dem Rücken, marschbereit. Seydlitz hat Posecks schöne Stiefel an. »Nun, Blank«, sage ich, »Kopf hoch! Und denke zuweilen daran, was ich dir einmal sagte!«

Er schlägt die Augen nieder und schluckt etwas. »Ja«, sagt er schwach, »ich will es, Fähnrich! Aber Sie kommen zuweilen?« setzt er bittend hinzu.

»So oft ich kann!«

Brünn rührt sich kaum, als ich an seine Pritsche trete. »Brünn«, sage ich herzlich, »nehmen Sie sich doch etwas mehr zusammen! Es ist doch am Ende nur Ihr eigener Schade, wenn Sie sich so gehen lassen. Denken Sie doch mal an Ihre Frau, an die Heimat! Wir tragen, was wir leiden müssen, doch letzten Endes für unser Land! Sie kommen doch einmal heim und werden Ihren Lohn dann schon dafür bekommen! Aber Sie werden ja überhaupt nicht mehr in geordneten Verhältnissen leben können, wenn es mit Ihnen noch weiter derart bergab geht. Beißen Sie doch mal die Zähne aufeinander . . .«

»Sprüche sind billig, Junker«, sagt er spöttisch. »Aber Sie waren mir von dem ganzen Pack der Liebste. Und ich weiß, daß Sie's gut meinen. Darum will ich's einstecken. Aber sparen Sie's in Zukunft. Ich gehe hier doch vor die Hunde, mit oder ohne Musik . . .«

»Jetzt kommen Sie wieder zu den feinen Herren«, fährt er nach

einer Pause fort. »Na, viel Vergnügen! Schicken Sie mir mal 'ne Offiziersshure rauf, wenn Sie satt sind! Ach was, in vier Wochen kennen Sie uns nicht mehr! Gott, was liegt auch an uns... Wir verrecken doch — mit oder ohne Pfarrer...«

Ich beiße mich auf die Lippen. Hat dieser Mensch sich verändert! geht es durch meinen Kopf. Hat diesen Mann das letzte Jahr entnervt! Ich will noch etwas sagen, als Pod mir mit den Augen winkt: Laß ihn, es ist doch zwecklos...

Der Abschied vom Artisten ist kurz und angenehm. »Alles Gute!« sagt er frisch. »Und vergessen Sie die Taschenspielerkunststücke und die drei besten Jiu-Jitsu-Griffe nicht! Man weiß nie, wie man es brauchen kann!«

Die beiden Bayern stehen militärisch, die Hacken beieinander, die Finger lang. »Ja, was ist denn in euch gefahren?« lache ich.

»Entschuldigen«, beginnt die Kaulquappe, »wir waren oft nicht so zu Ihnen, wie wir es hätten sein sollen —«

»So? Und warum wart Ihr's nicht?«

»Ach... weil Sie ganz anders waren, als ein Fähnrich meistens ist...«

»Ja, und nun?«

»Nun«, setzt der Schwalangscher hinzu, »nun wünschen wir Herrn Fähnrich alles Gute und daß Herr Fähnrich auch die beiden Bayern nicht vergesse!«

Als wir ins Deutschenzimmer treten, in den Saal der Rangjüngsten, sehen wir im ersten Augenblick nichts als ein Dutzend eiserner Bettgestelle und ebensoviel Menschen in Felduniformen. Ein Artillerist, der an der Tür auf einem Bett sitzt, steht sofort auf. »Sie sind die beiden Neuen vom Mannschaftslager?« fragt er. Es ist der Fähnrich, den ich schon beim Einzug sah — man merkt ihm an, daß er sich ehrlich freut. »Saltin erzählte mir schon von Ihnen. Mein Name ist Olfert, Fähnrich...« Es ist ein kleiner, derber Mensch mit breiten, ruhigen Bewegungen. Nichts Junges, Fähnrichhaftes ist an ihm — wenn er sich Oberleutnant nannte, glaubte man es auch.

Er führt uns vor den Ältesten des Zimmers, einen Reserveleutnant Berger, der einem langen Türken gerade deutschen Unterricht erteilt. Er heißt uns herzlich willkommen, läßt uns die Bündel bei sich niederlegen, führt uns von Bett zu Bett. Achtzehn feldgraue Männer stehen auf und nennen ihre Namen. Achtzehn verschiedene

Gesichter gleiten an uns vorüber, junge und alte, harte und heitere, verbissene und gleichmütige.

»So, meine Herren, jetzt ist es wohl am besten, Sie baden erst einmal und ziehen sich danach vom Kopf bis zu den Füßen um!« sagt Berger. Er ruft den Burschen — es gibt nur einen für den ganzen Saal — und heißt ihn heißes Wasser aus der Küche bringen. »Leutnant Windt und Opitz, würden Sie den Herren Ihre Kübel leihen?« »Klar...« sagt ein kleiner, dicker Infanterist mit semmelblondem Schopf. Man hört am Klange dieses einen Wortes, daß er aus Berlin stammt.

In der Nähe des Ältesten ist eine Ecke frei, die einzige im ganzen Saal. Hier baut der Bursche zwei große Kübel mit heißem Wasser auf. Berger bringt uns eigenhändig seine Seife, ein zweiter eine Wurzelbürste, ein dritter ein Handtuch. »Wer hat Uniformstücke übrig?« Dieser und jener bringt ein Stück, einer Strümpfe, ein anderer eine Hose, ein dritter einen Waffenrock, ein vierter eine zerschlissene Litewka. »Wir werden Ihre Sachen kochen und frieren lassen«, sagt Berger. »Sie müssen eben bis dahin in diesen Sachen gehen. Wir haben nämlich«, setzt er hinzu und lächelt, »hier keine Läuse...«

Wir erröten beide. Siehst du wohl! sagt Seydlitz' Blick. Trotzdem fallen uns Steine von der Brust. Mein Gott und Vater — keine Läuse mehr! Unsere Hände zittern fast vor Freude, als wir die mürben Stücke von den Gliedern ziehen. Die Hemden kann man gleich ins Feuer werfen, sie sind nur Fetzen. Unsere Unterhosen kommen ohne Knie und Gesäß ans Tageslicht — wo blieben sie?

Unter den alten Kameraden hatten wir alle Scheu verloren, unter diesen fremden, neugierigen Gesichtern wachte sie wieder auf.

»Nun, Mann«, knurrt Seydlitz, »was sein muß, muß sein...«

Um Gottes willen, sehen unsere Körper aus! Sie sind vom harten Liegen braungefleckt, vom Läusebeißen rot punktiert, vom Schmutz mit grauem Schorf bedeckt. Unser Wasser verwandelt sich in kurzer Zeit in einen trüben Brei.

»Menschenkinder«, sagt der runde Windt, »das müßt ihr wohl noch einmal wiederholen! Polmutzki, Wasser! Auf ein Neues...« Er setzt sich breit aufs nächste Bett, sieht unserer Säuberung wie einer lang entbehrten Unterhaltung zu. »Donnerwetter«, fährt einer fort, »solche Jammerfiguren habe ich lange nicht mehr gesehen, die gibt's in Deutschland bloß im Panoptikum! Seht mal her, Kinder«, ruft er mit lauter Stimme in den Saal, »sind das nicht ein paar rechte Spinnen? Die reinen Weberknechte, finde ich...«

Es gibt im ganzen Lager kein freies Bettgestell. Olfert ist einen Tag lang unterwegs gewesen, um ein Paar aufzutreiben, endlich kommt er mit zwei Kosakensäcken heim. »Ich habe beim Kommando zwei Bettgestelle für euch beantragt. Einstweilen müßt ihr diese Hafersäcke nehmen. Geht jetzt mit in die Sargmacherei, dort gibt es Hobelspäne.«

Er führt uns in eine Baracke, in der ein Dutzend deutscher und österreichischer Soldaten am Tischlern sind. Überall an den Wänden sind Särgе aufgestapelt, Hunderte und Hunderte, schlichte, rohgefertigte Achtbrettkisten, außen leicht abgehobelt, innen völlig roh.

»Im Frühling brauchen wir alle«, erzählte er. »Da über Winter niemand beerdigt werden kann, stapeln wir die Toten in eine große Erdbaracke. Sie steht am Osttor unseres Lagers, vielleicht saht ihr sie schon? Man trägt fast täglich mehrere hinein. Im Frühling, sobald der Boden auftaut, geht das Beerdigen los . . .«

Wir füllen unsere Säcke mit duftenden Tannenhobelspänen und tragen sie in unseren Saal zurück. Es ist so wenig Platz, daß wir sie tagsüber nicht einmal liegen lassen, nur für die Nacht auf einen Gang hinlegen können. Sie reichen auch nur von der Hüfte bis zur Schulter, sind viel zu kurz, um ganz darauf zu liegen. Uns aber, die wir fast zwei Jahre auf harten Holzbrettern gelegen haben, sind es Sprungfedermatratzen, roßhaargestopft! Nein, wir schlafen traumhaft auf ihnen — Hüften und Schultern, die dem Druck am meisten ausgesetzt sind, haben weiche Polster, das heißt alles. Und wenn wir daran denken, daß uns auch keine Läuse mehr die Ruhe stören werden, dann nehmen wir das halbe Dutzend Wanzenbisse, das in Rußland nun einmal nicht zu vermeiden ist, gern in Kauf.

Olfert hat uns ein paar Rubel geliehen, rückzahlbar von unserer ersten Russengage. Wir haben es zusammengelegt und uns dafür bei den Tischlern einen kleinen Tisch bestellt. Mein Gott, wenn wir erst einen Tisch besitzen . . . Und ein paar Bettgestelle, auf die wir unsere Spansäcke legen können . . . Und nicht mehr vom Boden essen, noch auf dem Knie schreiben brauchen . . .

Haben wir das Schwerste hinter uns? Ich glaube plötzlich, daß ich durchkomme.

Beim ersten Spaziergang fragte ich nach einem Obersten, einem kleinen Honvedungarn mit einem typischen Husarenschnauzbart, der mir auffiel. »Das ist Tobady«, sagte Olfert, »Vollblutungar,

ein kluger Mensch. Er wurde schon 14 gefangen, wettet seitdem mit jedermann und jede Summe, daß wir im Jahre 20 noch in Sibirien sitzen!«

»Ist er verrückt?« entfuhr es mir.

»Im Gegenteil — einer der klügsten Köpfe unseres Lagers!«

»Ja, aber...« wehrte ich mich. »Dann sind wir doch allsamt erledigt, nicht mehr zu brauchen? Sechs Jahre untätig herumliegen — wer hält das aus? Dann kommen wir ja als Ruinen heim, als Greise?«

»Wahrscheinlich«, sagte er ruhig.

Unsere Saalgenossen sind Menschen aller Schichten, aller Berufe. An der Tür hat ein kleiner Jäger sein Bettgestell, Jungmann, Vizefeldwebel und Offiziersaspirant. »Auch ein Kriegsmutwilliger«, sagte Olfert, als wir nach ihm fragten. Es ist ein höflicher, bescheidener Junge mit einem roten Kindermund. Man muß unwillkürlich an seine Mutter denken, wenn man ihn ansieht.

Neben ihm ist Olferts Platz und gegenüber steht das Bett des Ältesten. Es ist mit dem Gestell des Türken und einem Tisch derart zusammengestellt, daß aus dem Zwischenraum gleichsam eine winzige Privatwohnung geschaffen wurde.

Berger, Doktor der Rechte, ist ein schmaler, blonder Ästhet mit einem feinen, nervösen Gelehrtenkopf, frauenhaften Händen und einem Wesen von wohltuender Feinfühligkeit. Über seinem Bett hängt das Bild seiner blonden Frau und eines weißlichblonden Knaben. Der Türke ist ein langer Schlaks, vulkanisch, hitzig. Er wird von einigen »Hoheit« genannt, weil er dem langen, fremden Namen ein Wort nachsetzen darf, was türkisch Prinz bedeutet.

An die andere Seite schließt die Behausung Porschaus, eines jungen Bombenfliegers, Bruder eines bekannten, im Westen abgeschossenen Kampffliegers. Er trägt mit unnachahmlicher Schneidigkeit den kurzen Fliegerpelz und heißt nicht anders als »Der schnelle Flieger«. Seine Mütze hat zwei Kniffe, die alle Backfische entzücken würden, niemand im Saal versteht sie derart schnodderig aufs Ohr zu setzen. Sein Mund scheint ein paar Millimeter größer als sein Gehirn zu sein.

Ihm schließt sich Windt, der Spree-Athener, an. Ich spüre nach drei Tagen schon, daß diese Nachbarschaft nicht günstig ist. Beide verfügen über böse Zungen, geraten oft mit ihren Spitzen aneinander. Mit überstarkem Zartgefühl sind beide nicht beschenkt, und

was der muntere Berliner ihm an Schärfe bietet, zahlt ihm der lange Ostpreuße mit Derbheit heim.

Zwei, drei, vier Offizierstellvertreter und Feldwebelleutnants folgen diesem Don Quichotte und Sancho Pansa. Es sind mit einer Ausnahme ruhige und freundliche Familienväter, die niemand stören, solange man sie nicht selber stört. Pünktlich zu festgesetzten Stunden erledigen sie dreimal täglich ihren Skat, und nur bei dieser Arbeit hört man sie zuweilen heftig streiten.

Die linke Ecke hat ein junger Leutnant inne, Merkel mit Namen, betont aktiv, in allem Durchschnitt. Er scheint den Lagerkommandanten zu kopieren, den grauen Hauptmann, ohne seine Qualitäten zu besitzen. Wir Jungen können uns bei ihm nicht des Gefühls erwehren, daß er am liebsten täglich eine Stunde Ehrenbezeugungen mit uns üben würde, sich zur Unterhaltung, uns zur Erziehung. Er ist deshalb auch meist allein und scheint am wenigsten beliebt im Saal zu sein. Man nennt ihn heimlich den Kommißknopf, kurz: den »Knopf«.

Die Kurzwand bis zur Ecke nehmen ein paar junge Reserveleutnants ein, ein Lehrer, zwei Beamte, ein ostpreußischer Landwirt mit einem unglaublichen Namen, zwei Fabrikanten, Müller, »Steinfußböden«, Hansen, »Lacke und Farben«. In dieser Ecke spritzt unablässig Rede gegen Rede, prallen alldeutsche Kriegsziele gegen demokratische Weltfriedensideen, neiden die Beamten den Kaufleuten ihre großen Verdienstmöglichkeiten, neiden die Kaufleute den Beamten ihre »pensionäre Lebensversicherung«. »Was wollt ihr eigentlich?« hörte ich den langen Hansen, Lacke und Farben, kürzlich sagen. »Ihr kriegt das Geld ja in der Tüte . . .« Es ist häufig sein letztes Wort, und niemand weiß im Grund, was es bedeutet.

An diese Ecke schließt sich wieder ein Appartement von zwei aktiven Leutnants. Der erste ist Thurn, ein dunkler, südländisch aussehender Infanterist mit auffällig liebenswürdigem, verbindlichem Wesen, ein bildschöner, eleganter Mensch. »Schade«, meinte Seydlitz, »daß er in puncto sexus nicht ganz einwandfrei sein soll . . .« Der andere, Schulenberg, Infanterist wie er, Norddeutscher, ist ein feiner, straffer Mensch mit einem eckigen Offizierskopf. Wir haben ihn neben dem Ältesten, dem Juristen, der uns ein selten gütiger Charakter scheint, von allen wohl am meisten ins Herz geschlossen. Er ist sehr ruhig und zurückhaltend und führt dies eintönige, nervenzehrende Leben unter den vielen verschiedenen Menschen auf eine Art, als ob er auch hierin eine Pflicht zu erfüllen habe, als ob

die Welt und seine Untergebenen hier wie zu Hause beispieلفordernd auf seine Führung sähen.

Seydlitz schließt sich folgerichtig am meisten ihm an. Ich wählte unseren Ältesten, den Dr. Berger.

Beim Spaziergehen zeigt mir Olfert fast täglich eine »Type«. Mit diesem Namen bezeichnen wir die Sonderlinge unseres Lagers, und jede Woche mehrt sich ihre Zahl. Die Hemmungen aus Bildung und Erziehung fallen in immer rascherem Tempo, und zwischen ihren Trümmern erscheinen neben rohen, tierischen Charakteren knorrige und seltsame Persönlichkeiten.

»Sehen Sie, dort geht Oberleutnant Stolle«, sagte er kürzlich und wies auf einen Österreicher mit einer Nase, die einem Geierschnabel glich. »Er ist ein genialer Pianist, aber weil er kein Klavier hatte, konnte er nie spielen. Drei Jahre ohne Spiel zu leben wäre aber das Ende seiner Kunst gewesen. Er baute sich also nach kurzer Zeit aus Kistenbrettern ein stummes Piano. Und spielt seitdem täglich sechs bis acht Stunden auf diesem Kasten. Wenn man ihm zusieht, gewahrt man deutlich, wie sich sein Gesicht bei manchen Stellen wundersam verschönt. Er höre jeden Ton, behauptet er, empfinde seine Stummheit längst nicht mehr . . .«

Heute morgen erlebte ich etwas Köstliches. Ich ging mit Olfert auf dem Hof spazieren. In Tornähe weist er auf einen Posten, einen richtigen Sibiriaken mit wallendem Heiligenbart. »Sehen Sie«, sagte er lachend, »der Wodka lebt trotz aller Kriegsverbote!«

In diesem Augenblick tritt durch die kleine Nebentür für Fußgänger ein russischer Praportschik, Vereniki, der Adjutant des Lagerkommandanten, ob seines scharfen Wesens von allen panisch gefürchtet.

Wir grüßten straff, er tippt nur an die Mütze, erblickt im Weitergehen den trinkenden Posten. Mit einem Sprung ist er vor dem Erstarrenden, nimmt ihm mit der Rechten die Flasche vom Mund, reißt ihm mit der Linken die Pelzmütze vom Kopf – und schmettert ihm im nächsten Augenblick die schwere Flasche weitausholend auf den nackten Schädel.

Es klirrt und spritzt und duftet. Der Posten sinkt mit dumpfem Ächzen in die Knie, bleibt reglos liegen. Vereniki blickt uns wütend an – wehe uns, wenn wir lachten – und geht mit seinen

kleinen, übermäßig federnden Schritten an uns vorüber ins Mannschaftslager.

Wir stehen starr. »Hat er ihn erschlagen?« rufe ich endlich. »Womit auch?« lächelt Olfert ruhig. »Sie kennen diese Schädel anscheinend noch nicht . . .«

Ein paar Minuten gehen hin, bis sich der Posten wieder regt. Wir treten neben ihn, er schlägt verwirrt die Augen auf. Und? Und schnauft und schnuppert, wälzt sich auf den Bauch und leckt mit langer Zunge und behaglich grunzend die Pfützen auf, die von der Flasche stammen, neben ihm im Wüstensand durchdringend duften . . .

Ich bin Holdking begegnet. Wahrhaftig: Graf Holdking, Rittmeister meines Regiments! Er ist im gleichen Lager, nur weil er am Stock gehen muß und selten herauskommt, traf ich ihn nicht früher. Mein erster Blick ging nach seinem Degen — er war fort! Aber trug er ihn vielleicht aus Rücksicht auf die anderen nicht? Ich erinnerte mich plötzlich jeder Einzelheit. War es nicht der schönste Augenblick meines ganzen Kriegserlebens gewesen, als ihm der alte General mit ritterlicher Verbeugung den Degen zurückgab?

»Herr Rittmeister?« fragte ich stockend. »Kennen Herr Rittmeister mich noch?«

Er sinnt etwas. »Doch«, sagt er dann, »Sie waren einmal Fähnrich bei uns, wie?« Es liegt eine erschütternde Müdigkeit in seinen Worten. Er reicht mir schlaff die Hand, ich fühle sofort, daß sie gelähmt ist.

»Ich sah Herrn Rittmeister zum letztenmal im russischen Divisionsstab. Ich lag verwundet in einem Panjewagen. Ein paar Kosakenoffiziere brachten Herrn Rittmeister in einer Troika. Ein alter General gab Herrn Rittmeister den Degen zurück. Ich hörte auch, was er dazu sagte. Es war ein Augenblick, der mich mit manchem aussöhnte . . .«

»So . . .?« sagte er eigentümlich. Und setzt höhnisch hinzu: »Er hielt nicht lange vor, dieser weltgeschichtliche Augenblick . . .«

»So haben Herr Rittmeister ihn nicht mehr?« fragte ich rasch.

»Nein«, sagt er leise. »Schon in der nächsten Etappe packte ihn ein Kosakenoffizier, schlug ihn mir zweimal über den Kopf, nahm ihn als Kriegsandenken mit . . .«

Er humpelte hilflos weiter. Ich bleibe erstarrt stehen. Es ist also nur eine Farce gewesen? geht es durch meinen Kopf. Eine schnöde Geste? Nicht mehr, nicht mehr . . .?



Es ist mir plötzlich, als ob mit seinen Worten eine Saite in mir zerrissen wäre. Die dunkelste und schönste Seite, die bisher alle Mißklänge übertönt, die es allein ermöglicht hatte, daß mein bisheriges Erleben trotz allem Fürchterlichen immer noch als reiner Akkord in mir geklungen... Jetzt ist auch sie fort. Jetzt schwingen nur noch schrille Saiten in meiner Seele — ein Saitenrest, der keinen vollen Klang mehr geben kann.

Nein, ich habe keine Harmonie mehr in mir. Ich klinge nicht mehr rein...

Vor ein paar Tagen ist der dicke Forstmeister gestorben, den ich einmal bei Saltin kennenlernte. Ich ging mit einer Abordnung der Deutschen zur Leichenfeier, die ein österreichischer Feldkurat mit guten Worten hielt. Als wir wieder auseinander gingen, hörte ich jemand fragen: »Und man weiß wirklich nicht, woran er eigentlich starb, der gute Alte?«

»Er starb, weil er keinen Wald hatte...« antwortete jemand leise. Als ich mich umwandte, sah ich, daß es der blasse Jägerhauptmann Behnke war — Forstmeister, wie er selbst.

Seit kurzem herrscht in unserem Lager wieder eine »Repressalie«. Mit der Begründung, daß es den russischen Offizieren in Deutschland schlechter gehe als uns, ist seit zwei Wochen verboten worden, nach acht Uhr abends noch die Zimmer zu verlassen.

Ich saß allein bei Saltin, dabei erwischte es mich. Als ich mich gleich nach acht an den Befehl erinnerte und rasch in meine Kaserne gehen wollte, war es zu spät. Vereniki war gerade mit einer Sotnie Kosaken durch das Tor geritten, hatte sie schon als Wachen an sämtlichen Kasernentüren abgestellt, um eine nach der anderen zur Kontrolle vorzunehmen.

»Das ist dumm!« sagt Saltin. »Das ist sehr dumm! Es kann Ihnen zwei Monate Katorga kosten oder Schlimmeres. Vereniki ist eine Bestie...« »Kann ich mich nicht irgendwo verstecken?« frage ich. Er geht hinaus, kommt gleich zurück. »Er hat sogar auf die Gänge Posten gestellt. Nein, es ist zwecklos und verschlimmert die Sache nur...«

Man kann in solchen Fällen nichts tun, als warten, ob man Glück hat. Hauptmann Schank ist erbost, verhehlt es nicht. »Wer weiß, ob nicht alle vier dafür bestraft werden?« murmelt er. Saltin ärgert sich über diese Äußerung. »Wenn jemand schuldig ist, bin ich es!«

sagt er nicht ohne Schärfe. »Ich habe unsern Gast zu mir gebeten. Ich stehe für ihn ein!«

In diesem Augenblick erhebt sich nebenan, im Zimmer türkischer Majore, Verenikis bekanntes Brüllen. »Ich erschieße Sie!« höre ich seine wilde Stimme. Aus den Worten des türkischen Majors entnehme ich, daß Vereniki ihm die Pistole an die Schläfe hält — Finger am Drücker, wie es seine Art ist. »Ich bin nicht schuldig!« beteuert jemand feierlich. »Starschi! Abführen! Katorga!« brüllt Vereniki.

Es poltert auf dem Gang, kommt stürmisch näher. Ein Pistolenkolben schlägt die Klinke nieder, ein Fußtritt öffnet unsere Tür sperrangelweit — auch das ist Verenikis Art, uns zu besuchen. Er tritt, ein schäumender Löwe, in unser Zimmer — breit, massig, schaukelnd. Hinter ihm stehen drei zitternde Soldaten seines Regiments. Ich habe noch keinen russischen Soldaten in seiner Nähe gesehen, der nicht gezittert hätte.

»Eins, zwei, drei, vier — Betten!« zählt er barsch. »Eins, zwei, drei, vier fünf — Menschen!« brüllt er los. »Wer gehört in eine andere Wohnung?«

Ich trete vor. »Ich.«

»Warum mißachten Sie meine Befehle?« donnert er mich an.

Minderwertigkeitskomplex! geht es durch meinen Kopf. »Ich mißachte sie nicht«, antworte ich auf russisch. »Ich brach gerade auf, als Ihre Posten das Tor besetzten. Es war zwei Minuten nach acht . . .«

Er will aufflammen. Ich stehe steil und sehe ihm — vielleicht nicht furchtlos — aber offen in sein wüstes Gesicht. »Kadette?« fragt er plötzlich mit fremdem Tonfall. »Kadette?« wiederholt er klingend.

»Nein, Fähnrich!« sage ich kurz.

»Freiwillig?«

»Ja, freiwillig. Am ersten Tag.«

Was fällt ihm ein? Ich traue meinen Augen nicht. Er stößt die mächtige Pistole ruckhaft in die Koppeltasche, streckt mir mit prachtvoller Bewegung die Hand entgegen. Es ist eine Hand aus Stahl und Schwielen. Ich drücke sie fest. »Kommen Sie!« sagt er barsch.

Ich folge ihm hinaus. Wir gehen die Treppe hinab, ich neben ihm. Vor der Kaserne geht er zweimal auf und nieder, schweigend, grübelnd. »Sie haben andere Augen als die Deutschen?« fragt er plötzlich. »Sie sprechen auch ein anderes Russisch als die Deutschen. Woher . . .?«

»Ich hatte eine russische Mutter«, sage ich leise.

»Und kämpften gegen uns?«

»Ich habe einen deutschen Vater!«

Er legt mir schwer die Hände auf die Schultern, sieht mir mit einem tierhaft guten Ausdruck in die Augen. Und kehrt sich ab und brüllt in alter Weise: »Starschi!«

Der Starschi fliegt heran, Hand an der Mütze. »Bring diesen Herrn in seine Wohnung! Sorge, daß ihm nichts geschieht! Sei höflich zu ihm! Achte auf die Kosaken! Hast du verstanden?«

»Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!« Seine Grußhand zittert.

»Do swidanje! Auf Wiedersehen!« sagte Vereniki.

»Ich danke Ihnen!« sage ich leise.

»Keine Ursache . . .«

Ich gehe an der Seite seines Starschis durch das Lager. Ein paar Kosaken, die mich schon mit ihren Nagaiken in Empfang nehmen wollen, jagt er fluchend zurück. Vor meinem Zimmer grüßt er mich straff, eilt sporenklirrend den Weg zurück.

Ich sehe ihm versonnen nach und lehne eine Weile verwirrt und müde an der Wand im Gang. Wie ist das möglich? denke ich. Er ist der erste, der mein besonderes Geschick begriff . . . Nein, niemand denkt daran, daß ich zur allgemeinen noch eine besondere Last zu tragen habe . . . Nur dieser Mensch . . .

Ist dieses Volk denn niemals zu verstehen?

Während wir abends vor unserer Kaserne stehen, gehen zwei junge Leutnants Arm in Arm an uns vorüber. »Zwei Leutnants, rosenrot und braun . . .« zitiert Olfert. »Das ist auch ein besonderes Pärchen!« sagt er dann spöttisch. »Warme Brüder — wenn Sie wissen, was das bedeutet . . . Sie sind ein wirkliches Liebespärchen und blind für alles andere als sich selbst. Ihr Leben ist das zweiter Turteltäubchen, und keiner ißt etwas, bevor er's nicht dem andern mit zuckersüßen Worten aufgedrängt hat. Ihr Dasein ruht auf strengsten Eherechten und Gesetzen . . .«

Ich sehe ihnen nach. Es sind zwei hübsche, gesunde Menschen. Also auch hier? denke ich. Nicht nur im oberen Lager? »Und wenn sie nun nach Hause kommen?« frage ich Olfert.

»Die beiden?« lacht er. »O, die sind verloren! Die rühren bis an ihr Lebensende kein Weib mehr an. Pfui, sagen sie schon heute, ein Weib. Wie kann man nur . . .«

Heute durcheilte eine unglaubliche Latrine unser Lager. In Petersburg sei die Revolution ausgebrochen. Ein Mann namens Kerenski habe die Regierung an sich gerissen. Ein General namens Rußki den Zaren zur Abdankung gezwungen.

Wir können es nicht glauben. Aber wenn es wahr wäre? Nein, es kann nicht sein. Hat es nicht schon tausendmal geheißsen, daß Frieden wäre? Sagt man deshalb nicht schon bei uns: Heute ist wieder mal der Friede ausgebrochen?

Aber wenn es doch wahr wäre? Hieße es nicht Frieden mit Rußland? Hieße es nicht sofortige Heimkehr? Und hieße es nicht vor allem: Sieg? Müssen wir nicht siegen, wenn die russische Front fällt? Ja, wenn man zwei Fronten ungeschlagen halten konnte, muß man siegen, wenn eine fortfällt . . .

Mein Gott, mir ist ganz wirr! Ich muß wieder hinunter. Vielleicht ist schon Näheres bekannt? Auf dem Hof steht alles in Gruppen umher. Ob es auch so zugeht, wenn Frieden ist . . .?

Ein jüdischer Apotheker, der auf irgendeine Art immer russische Zeitungen erhält, hat es mir schwarz auf weiß gezeigt: Am 11. März ist die Regierung gestürzt, am 15. hat der Zar abgedankt.

Ich laufe an diesem Morgen zufällig dem guten Saltin in die Arme. Er zieht mich an sich, als er mich erblickt, und seine Augen schimmern feucht. »Fähnrich«, ruft er, »heute abend müssen Sie kommen! Wir geben im Kadettensaal einen Mulatschak! Zur Feier der Revolution! Bringen Sie Olfert und Seydlitz mit!«

Wir gehen hin. Der Kadettensaal, ein Zimmer wie unseres, ist in der Mitte ausgeräumt, mit aneinandergesetzten Tischen in einen Bankettsaal verwandelt. An der Kurzwand sitzt eine ungarische Zigeunerbande. Sie haben meistens Geigen aus Kistenbrettern, aber sie spielen sie wie zu Hause, schluchzend und tanzend. Es sind lauter ungarische Soldaten aus dem Oberlager, aber sie finden immer einen Weg, um herunterzukommen, wenn ein Mulatschak stattfindet — Maydan nennt Dostojewski es in seinem Totenhaus.

Der Saal füllt sich. Jeder bringt das Getränk selbst mit, eine große Flasche mit selbstverbessertem russischem Wodka. Als Saltin uns gewahrt, führt er uns auf Plätze in seiner Nähe, drückt jedem eine volle Flasche in die Hände. »Still, keine Widerrede, ihr seid meine Gäste! Trinkt sie auf unsere Heimkehr, Kinder . . .«

Es gibt ein wildes Fest. Die Zigeuner spielen wie ein Dutzend Virtuosen. Der Schnaps ist stark und scharf. Beim Csardas tanzen

alle Ungarnoffiziere mit. Seydlitz verfolgt das ausgelassene Treiben mit großen Augen. Olfert lächelt nur. Er hat es schon mehrfach mitgemacht.

Die Offiziere trinken uns von allen Seiten zu. Es sind lebenswürdige Menschen dabei, viele mittlerweile durch Saltin mit uns bekannt. Nach Hause — nach Hause! ist das Motto dieses Mulatschaks. Ist es ein Wunder, daß es toller wird als sonst? Wer von uns vermag sich einem solchen Motto zu verschließen? Auch meine Flasche ist um Mitternacht geleert. Ein Dutzend hoher Ränge taumelt schon. Von hüben und drüben schneiden zotige Worte meine Ohren. Ein alter Oberst an der Tafelspitze weint hellauf. Haben übrigens nicht viele verborgene Tränen in den Augen? Ist es die Nachricht, die ungeheure Nachricht, schwarz auf weiß, die Saltin als Symbol des Festes in der Tafelmitte an einer Lampe befestigt hat? Oder ist es die Musik? Die langentbehrte, schluchzende Zigeunergeige? Ach, es ist beides, Gott im Himmel . . .

Um vier Uhr morgens werden die Nationalhymnen gespielt. Als erste die deutsche, dann die türkische, zuletzt die österreichische. Alles springt auf, singt heiser mit. Ich sehe zufällig Seydlitz an. Sein Gesicht ist kalt, eisig, verächtlich. Seine Nasenflügel sind aufgezogen. Er singt nicht mit.

Bald darauf schleppen wir uns heim. Rechts geht Olfert, gleichfalls leicht angeknickt, links Seydlitz, steif, unberührt. »Warum sehen Sie so grimmig drein, Seydlitz?« frage ich heiter.

»Weil unsere Nationalhymne in fünfundneunzig von hundert Fällen in betrunkenem Zustand gesungen wird!« sagt er hart.

Die russischen Offiziere werden immer jünger. Manchmal sind es schon richtige Milchgesichter, aber man sieht ihnen an, daß sie nicht freiwillig kamen. Bei der Kontrolle, Powjerka genannt, müssen wir einer nach dem andern an ihnen vorübermarschieren, mit einem Lichtbild, das sie von uns aufnahmen, werden wir jeden Tag zweimal verglichen. Diese Offiziere sind meistens höfliche und nette Menschen.

Dagegen findet fast jeden Monat eine peinliche Durchsuchung aller Räume durch Gendarmerieoffiziere statt, und diese Herren sind äußerst schwierig zu behandeln. Alles, was sie finden, wird abgenommen, Bücher, Schriften, Zeitungen, Geld. Aus diesem Grund hat jeder irgendein Versteck, hohle Tischfüße, Koffer mit doppelten

Böden, kleine Säcke, die man sich unter der Hose zwischen die Beine hängt. Meine größte Sorge ist jedesmal mein Tagebuch! Bis jetzt ist es mir immer noch gelungen, es zu verstecken . . . Kürzlich war jedoch ein Offizier bei uns, der alle hohlen Stellen unseres Mobiliars durch beinahe hellseherisches Abklopfen entdeckte. Er machte große Beute an geheimen Schriften und Fluchtplänen . . .

Ich rettete mein Tagebuch durch einen ebenso einfachen wie frechen Kniff. Ich hing es einfach zum Fenster hinaus, an einen Nagel unter das Fenstersims. Als er hinausblickte, bemerkte er durch das überspringende Gesims nicht, daß unter ihm ein Beutel pendelte . . .

Ich gehe zum erstenmal, meine Kameraden zu besuchen. Auf der Steppe liegt seidiger Glanz. Sie trägt ihr erstes und einziges Grün, ihren vierwöchigen Frühling. Der Weg zum Oberlager führt am sogenannten »Heimatshügel« vorüber. Er schwillt als kleine Kuppe mitten aus dem Lager auf. Man kann von ihm aus über den Bretterzaun in die Steppe blicken. Östlich, gleich hinter dem Zaun, beginnt China, die Mandschurei. Und westlich . . .

Er ist immer belagert, dieser kleine Hügel, vom Frühling bis zum Herbst, von der Frühe bis zur Nacht. Einzelne stehen in versunkener Haltung auf Stöcke gelehnt, andere hocken mit gekreuzten Beinen im warmen Sand. Manche liegen auf dem Bauch und stützen ihre Köpfe in die Hände, manche liegen auf dem Rücken, sehen mit unbewegten Augen in den klaren Himmel. Es wird selten gesprochen auf diesem Hügel, und alle, außer den Himmelsguckern, haben die gleiche Richtung, alle sehen nach Westen.

Der Wind bläht ihre Uniformen auf, alte, abgewetzte Waffenröcke aus deutschem Feldgrau, österreichischem Blaugrau, türkischem Sandbraun. Ihre Haare flattern, ihre Lippen pressen sich, und die Sonne spielt auf blankgewetzten Knöpfen und Achselstücken. Und scheint in graue, ausgemergelte Gesichter und spiegelt sich in einem halben Hundert Augen, die weit und aufgerissen und voller Sehnsucht sind.

Ich kenne manche, die nicht in ihrem Zimmer, sondern auf diesem Hügel leben. Man sieht über den Zaun hinweg, man ist etwas weniger Gefangener dort oben, das ist es wohl. Und spürt den Wind der Steppe, der von Westen kommt, oder den zarten Grasgeruch, der nach Westen treibt. Und sieht die Eisenbahngleise, die nach Westen führen, und auch zuweilen einen Zug, der schwarz und schnell nach Westen rollt . . .

Wir sind der Heimat näher, wenn wir auf diesem Hügel stehen, daher erhielt er seinen Namen. Wir sehen einen Weg zu ihr und können einen Augenblick lang denken, daß wir allein und frei inmitten einer weiten Steppe ständen. Auf einer Forschungs Expedition, auf einer Reise zu den Blumenhäusern Nippons . . . Wir sehen die glitzernden Eisenbänder, die unsere weltvergessene Kolonie trotz allem mit der Welt verbinden. Die Eisenstränge, auf denen wir einst heimwärts rollen werden.

Der Kosakenposten läßt mich auf meinen alten Lehrerpropusk ohne weiteres passieren. Vor den Mannschaftsbaracken wimmelt es von grauen Ameisen, Menschen, die schlaff und müde durcheinanderkriechen. Ich gehe in mein altes Heim. Die saure, stickige Luft der dunklen Räume erdrückt mich fast, obwohl sie jetzt beinahe leer sind und alle Fenster offen stehen. Und hierin habe ich ein halbes Jahr gehaust?

Ich sehe schon von weitem Schnarrenbergs Liegestätte, pedantisch und geleck, Brünns Platz, unordentlich und schmutzig, Pods breite Ecke, nicht übermäßig ordentlich, aber sauber. In der Mitte sitzt die Kaulquappe, neben ihm Suschka, die anderen Pritschen sind leer. Die Suschka bellt vor Freude weinend auf, er selber klettert rasch herunter, als er mich sieht. »Herr Fähnrich?« ruft er. »Sie? Jetzt wird sich unser Brummbär freuen!«

Ich gebe ihm die Hand. »Wo stecken denn die andern, Quappe?«

»Vor der Baracke. Alles liegt in der Sonne. Aber einer muß Wache halten. Man stiehlt uns sonst das letzte Stück. In einer Stunde werde ich abgelöst, vom kleinen Blank . . .«

Bevor ich weitergehe, spiele ich etwas mit der Suschka. Sie erkannte mich sofort! denke ich dankbar. Ihr langes Fell ist blank und sauber, peinlich gestriegelt, wie das Haar eines Pferdes . . .

Ich finde den Beritt vollzählig an der Südwand. Pod sitzt, den breiten Rücken an die Mauer gelehnt, zwischen dem kleinen Blank und dem Artisten. Er sitzt mit nacktem Oberkörper in der Sonne und läßt sich seine dickbehaarten Muskeln bräunen. Brunn und der Schwalangscher liegen ausgestreckt zu seinen Füßen. Schnarrenberg, als einziger im zugeknöpften Waffenrock, sitzt steil abseits.

»Junge!« ruft Pod orgelnd. Seine Hände greifen wie Bärenatzen nach meinen Schultern. Sein gutes Bauerngesicht wird gleichsam blank und hell. Ich ziehe Zigaretten aus der Tasche und verteile

sie. Bränn greift nach ihnen, wie ein Morphiumsüchtiger nach Morphium greift. »Bist ein guter Kerl, Junker!« murmelt er. »Bist von den feinen Herren noch nicht verdorben, bist, scheint's mir, noch der alte . . .«

»Nun, Fähnrich«, beginnt Schnarrenberg, »jetzt ist es also bald zu Ende, wie? Revolution! Das hat uns noch gefehlt!« Er schweigt eine Weile, senkt seinen Bullenbeißerkopf bis auf die Brust. »Und ich muß abseits stehen, während alles in den Endkampf zieht . . .« murmelt er plötzlich, alles um sich her vergessend.

»Was steht denn in den Zeitungen?« fragt Bränn. »Haben sie ihre Offiziere alle umgebracht?«

»Nein«, sage ich. »Es scheint verhältnismäßig unblutig verlaufen zu sein.«

»Schade! Man hätte diese Menschenschinder alle abschlachten sollen! Wie unter Robespierre. An die Laterne . . .«

»Meinst du, daß ich zur Ernte noch zurecht komme?« fragt Pod gedämpft.

»Ich hoffe, Pod. Es ist jetzt Mai. Wir rechnen, daß die neue Regierung noch diesen Monat einen Separatfrieden anbietet.«

»Gewiß«, sagt der Artist. »Man macht im Kriege keine Revolution, wenn man den Krieg fortsetzen will!«

»Ja, jetzt haben wir gewonnen!« sagt Schnarrenberg befriedigt. Und setzt hinzu: »Sehen Sie, Fähnrich, so etwas gäbe es bei uns wieder nicht! Oder könnten Sie sich das vorstellen?«

»Nein«, sage ich. »Unmöglich.«

Der kleine Blank lacht auf. Er lacht so heftig, daß er sich verschluckt und lange husten muß. »Nein«, sagt er endlich, »wenn man sich vorstellt: Unser Kaiser . . .«

Nach einer Stunde stehe ich auf. »Willst du noch etwas mit mir gehen, Pod?«

»Sofort!« Er schiebt sich breit und braun an meine Seite. Wir gehen langsam unsern alten Weg, den vollen Rundgang, den wir einst Kampf gegen die Tuberoze nannten. »Nun, Pod — erzähle mal! Wie steht's bei euch?«

Er wiegt den Kopf. »Seit der Revolution geht es wieder«, sagt er. »Seitdem ist alles wieder etwas aufgefrischt. Aber vorher war es schlimm: Schlägereien, Hurereien, Stehlereien. Dieser verdammte Winter . . . Er muß den Anständigsten ruinieren! Nein, einen dritten ertrügen wir nicht mehr, glaube ich . . .«



»Was macht Brünn?«

»Was macht er schon? Was er immer gemacht hat... Aber manchmal ist er auch schon ganz verrückt... Damals, zum Beispiel, als du uns verließest, warf er sich — du warst kaum aus der Tür — lang auf die Pritsche und heulte wie ein Schloßhund...«

Ich schweige lange. »Und Schnarrenberg?« frage ich endlich.

»Mein Gott, der spricht fast mit niemandem mehr, seitdem ihr fort seid. Erst seit der Revolution hat er sein großes Maul wiedergefunden. Wir kommen alle noch zum Schluß, zum Endkampf! rief er am ersten Tag. Erst als ihm ein paar sagten: Spuck drauf, geh allein hin, dummes Luder, wir haben unsere Nasen dick — wurde er wieder zahm. Seinen Posten hat er übrigens niedergelegt.«

»Und Blank?« frage ich weiter.

»Frag nicht soviel... Er ist eine richtige, kleine Hure geworden. Aber es geht ihm besser seitdem, er bekommt Zigaretten und Geschenke von allen Seiten. Trotzdem wird er's nicht mehr lange machen, fürchte ich. Er hustet mir zuviel...«

So, denke ich, so... Dann war sein damaliges Geständnis also doch der Anfang! Und dies der typische Weg. Und das Ende...?

»Und der Artist?« frage ich mit Mühe.

»O, das ist noch der alte! Hilft jedermann und will von niemand geholfen haben. Er bleibt auch frisch, arbeitet jeden Morgen ein paar Stunden an seinen Handständen und Verrenkungen, Klischniggen nennt er's. Auch die Bayern sind brave Kerls...«

»Nun, und du selbst?« frage ich endlich.

»Ach, Junge — ich? Wenn ich doch erst einen Brief hätte, mehr wollte ich nicht! Alle haben etwas, nur ich nicht! Warum das? Und dann... Ich ginge gern wieder auf Arbeit, weißt du... Ließe sich das nicht deichseln?«

»Ich habe schon daran gedacht, Pod. Aber ich glaube, es geht nicht. Dies Lager besteht meist aus Verwundeten und Arbeitsunfähigen, außerdem gibt es im ganzen Umkreis keinen Bauernhof. Man schickt von hier aus keine Arbeitszüge fort, es ist zu weit. Aber wir kommen ja bald nach Hause, Pod!«

»Ja«, sagt er leise, »das hält mich auch... Und wenn es diesen Monat heimwärts ginge, könnte ich Anna noch bei der Herbstbestellung helfen...«

Ich schiebe ihm zehn Rubel in die Tasche.

»Bist du verrückt?«

»Halts Maul, mein Alter!«  
Dann gehe ich.

Einmal im Monat darf jeder Offizier ein Dampfbad nehmen. Es geht der Reihe nach, wer daran ist, kriegt vom Kommando einen Posten und zieht an seiner Seite ins Dorf hinab. Das Dampfbad ist ein elender Bau aus Holz und Felsbrocken, aber von vorzüglicher Wirkung. Eine kleine Kammer mit einem großen Ofen und drei schlüpfrigen Holzsetagen. Wenn man auf die Steine des Ofens, die immer glühen, eine Kelle Wasser schüttet, zerstäubt es augenblicklich zu heißem Dampf. Zwei Kellen sind erträglich, drei brühen einem schon die Haut, nehmen einem außerdem die Möglichkeit, zu atmen.

Man sitzt ein Weilchen auf der ersten, wenn man erkältet ist, gar auf der zweiten Etage und wartet, bis sich der ganze Körper krebsfarbig rötet. Man braucht sich auch nicht zu waschen, der heiße Schweiß treibt jedes Gränchen aus den Poren. »Weil es Waschen und Seife und Arbeit erspart, heißt es russisches Bad!« sagte Seydlitz einmal. Oft sitzen hutzelige Bauernweiber drinnen, dann muß man neben dem Posten warten, bis sie fertig sind. Trotz allen Vorteilen bleibt es eine zweischneidige Geschichte. Man kommt wohl sauber wieder, bringt dafür aber oft eine Lausfamilie nach Hause.

Das Schönste bleibt jedenfalls der Spaziergang. Oft läuft beim Heimweg gerade der Transsibirienexpress in den Bahnhof. Er muß am Turm neues Lokomotivwasser nehmen und hält aus diesem Grund in unserer Wüste. Ein paar Kopeken nebst guten Worten bringen meinen Posten in solchen Fällen meist dazu, mich auf den Bahnsteig zu begleiten und dort mit mir zu warten, bis der Express wieder davonrollt. Meist setze ich mich dann auf eine Bank und sehe schweigend und mit einem eigenen Druck im Herzen auf den großen Zug, der in einer Woche fast dort sein wird, wo meine Kameraden stehen und unsere Heimat anfängt . . .

Während wir zu dritt vor unserer Kaserne standen und über die Mentalität des russischen Volkes sprachen, erzählte ein österreichischer Hauptmann: »In meinem früheren Lager hatten wir einen Lagerkommandanten, der auf Befehl des Generals um das ganze Lager einen übermannshohen Bretterzaun errichten mußte. So wie aber die Visitation vorüber war, ließ er ihn wieder niederreißen, verkaufte er das ganze Holz — es gab mehrere Züge, Wert

dreihunderttausend Rubel — auf eigene Rechnung an einen Gutsbesitzer. Ein halbes Jahr ging alles gut, als aber der General unverhofft zu einer zweiten Visitation erschien . . .

›Wo ist der Zaun geblieben, Herr Kommandant?‹ ›Ach, Exzellenz‹, erwiderte der Herr, ›ich habe kein Mittel unversucht gelassen, trotzdem verschwand mit jeder Nacht ein neues Stück — die Kriegsgefangenen haben ihn abgebrochen und nach und nach verheizt!‹ Was half uns alles Leugnen? Man sperrte das ganze Lager zwei Monate in die Kasernen, und unser Kommandant zog uns als Extrastrafe außerdem noch für drei Monate je zwanzig Rubel ab — das machte noch einmal einhundertachtzigtausend — und schob sie zu den anderen in die Tasche!«

Auf dem diesmaligen Badeausgang mit Bahnhofsaufenthalt hielt gerade vor meiner Bank ein Wagen erster Klasse des Grand-Sibirien-Express. Ein livrierter Diener öffnete die Tür und sprang heraus, um Einkäufe zu machen. Neben der offenen Tür, hinter einem Fenster, saß eine wunderschöne Frau. Ich spürte ihren Duft bis auf den Bahnsteig, sah durch die Türöffnung, daß sie die Beine, lange, weiße Säulen, übereinandergeschlagen hatte. Es war ein echtrussisches Aristokratengesicht, mattbleich in der Haut, überlang in allen Linien. Ihr Hals stieg weiß und blumenhaft aus ihrem Blusenausschnitt, an seiner Spitze sah ich schattenhaft das schmale Tal, aus dem sich rechts und links die Brüste hoben. Mein Gott im Himmel, das gibt es noch? dachte ich zitternd. Diesen Duft, diese Weiße, diese Sauberkeit . . .?

Ich weiß nicht, wie es kam. Ich zog plötzlich die Mütze, ganz schwach, ganz willenlos, und sagte: »Nur eine Zigarette, bitte . . .«

Sie erhob sich, trat langsam in die offene Tür. Jetzt wird sie nach dem Posten rufen! dachte ich. Ein elender Gefangener, der ihr nicht nur unverschämt ins Gesicht starrt, sondern sie obendrein noch um Zigaretten anbettelt? Welche Zustände . . . Nein, nichts dergleichen. Sie griff in eine Schachtel neben sich, winkte mich mit einer wundersam verhaltenen Bewegung heran, warf eine Handvoll Papirossi in meine offene Mütze.

Ich nahm sie stumm und beugte mich vor dieser fremden Frau, wie sich ein armer Bettler beugt — tief und demütig. Sie sprach kein Wort, sah mich nur an — weich, samten, schweigend, unergründlich.

Ein Pfiff erschellte, der Diener sprang heran. Die Tür schlug zu, der Grand-Sibirien-Express lief weiter. Ich stand auf meinem

Steig, bis ihn die Steppe eingeschluckt. In meinen Händen brannten sechs Zigaretten — La Feme, Petrograd, Erste Sorte . . . Ein jäher Stolz schoß in mir auf. Ich wurde blaß und rot. »Was tatest du?« knirschte ich mich an.

Nein! lächelte ich dann. Ich beugte mich ja nicht vor einer Feindin. Ich war ja nicht Soldat in diesem Augenblick und Offizier. Ich war ja nur ein Mann, ein gefangener Mann. Und beugte mich nur vor dem Weib an sich. Und vor der Schönheit. Kurz: Vor allem, was es mir hier bedeutet . . .

»Gib mir 'ne Zigarette ab!« knarrte die Stimme meines Postens.

Ich fuhr zusammen. »Nein!« rief ich hastig. Und setzte hinzu: »Hier sind andere, komm . . .« Und steckte meine Bettlergabe achtsam fort und gab ihm vier aus meiner eigenen Schachtel.

Unsere Hoffnungen fallen. Aus den Zeitungen des Apothekers geht immer klarer hervor, daß die neue Regierung von der Entente abhängig ist. Manchmal hat es sogar schon den Anschein, als ob die Revolution lediglich auf ihr Betreiben angezettelt worden sei. Ach, es kommt alles anders, als unsere Wünsche es uns glauben machten! Nicht die zaristische Regierung wollte den Krieg fortsetzen, im Gegenteil, sie war kriegsmüde und wurde nur darum gestürzt. Von einem Separatfrieden ist seit dem neuen Kurs nicht mehr die Rede.

Bei den Wachtruppen finden täglich sogenannte Meetings statt. Irgendein Zivilist spricht dann zu ihnen. Und die Posten erzählen uns später, daß an einen Frieden nicht mehr zu denken sei. Durchhalten, neue Offensive! heiße die Parole . . .

Bei Czernowitz soll es ihnen tatsächlich gelungen sein, die deutsch-österreichische Front zu durchbrechen. Uns packte eine nagende Angst. Statt des erwarteten Separatfriedens eine siegreiche Offensive? Dr. Berger tröstete uns. »Das ist nur eine Prestigeoffensive«, sagte er. »Ein letztes Aufflackern. In vier Wochen ist dieser Rückzug wieder gutgemacht . . .«

Mein Gott, gewiß. Aber unsere Hoffnungen, unsere Hoffnungen? Es ist gut, daß ich erst kürzlich im Oberlager war. Ich könnte Pod und Schnarrenberg jetzt nicht gegenüberreten.

In diesen Nächten schlafe ich wenig. Obwohl ich seit kurzem ein Bettgestell habe und zwei gefüllte Säcke, und diese Säcke fast wie eine wirkliche Matratze über die ganze Bretterlänge decken kann . . .

Nein, es ist Nacht für Nacht das gleiche. Der Mond scheint in das

Fenster und macht die hageren Gesichter um mich her noch kantiger, als sie im Grunde sind. Selbst Seydlitz wälzt sich seit ein paar Tagen ruhelos herum. Der Kriegsmutwillige mit dem Kindermund plappert im Schlaf. Leutnant Windt schnarcht ruckweise und unterbrochen wie ein erregter Stier. Alle schlafen unruhig, alle Gehirne sind fiebrig.

Jetzt grollen an der Front die Geschütze! denke ich gequält. Und Hunderttausende stehen im letzten Ansturm und Tausende sterben in jedem Augenblick. Wofür? Für ihren Glauben? Für welchen Glauben? Daß uns Unrecht geschah, daß wir keine Barbaren sind, daß wir uns verteidigen und opfern müssen! An allen Grenzen steht der Feind, mit Lüge ist die Erde überzogen, um uns zu erstickern! Ich aber . . .

Ich schrecke auf. Eben lief wieder ein Zug durch den Bahnhof. Nein, kein Sibirienexpress, in dessen Betten schöne Frauen schlafen — es brennt in meinen Eingeweiden, wenn ich an meinen letzten denke — sondern ein Truppenzug oder einer jener großen Amerikaner, die seit kurzem fast ununterbrochen aus dem Osten, von Wladiwostok über Mandschuria nach Westen rasen. Ihre Waggons sind dreimal so groß als die russischen, gehen in beschleunigter Fahrt an die Front, sind voller Geschütze, Munition, Waffen, Gas . . .

Ja, es sind nicht die schlechten Nachrichten allein, die uns nicht mehr schlafen lassen, es sind vor allem diese Züge, die wir nachts bis in unsere Träume hören, die wir des Tags zu jeder Stunde sehen müssen. Ich liege sicherlich nicht allein wach, höre ihrem eintönigen Rollen sicherlich nicht allein zu. O, dieses ewige Rattern, das schon im Osten von neuem anschwillt, während das letzte im Westen kaum verhallt ist . . .

Man müßte es ihnen mitteilen! denke ich im halben Schlaf. Man müßte es ihnen sagen! Macht Schluß, müßte man der Heimat sagen! Amerika ist nicht zu schlagen, ihr unterschätzt es! Seht diese Transporte an, Tag und Nacht, Tag und Nacht! Dagegen könnt ihr nicht mehr an, es ist umsonst, es ist sinnlos!

Macht Schluß . . .

1918

Es wird immer schwerer, meine Eintragungen fortzusetzen. Mein Kopf ist manchmal wie ausgequetscht, ich sehe keinerlei Zusammenhänge mehr. Einzelne Vorkommnisse kann ich überhaupt nicht mehr niederschreiben, für andere finde ich die richtigen Worte nicht mehr. Wenn ich mein Tagebuch zurückblättere, sehe ich deutlich, daß meine Eintragungen immer kürzer und knapper werden, nicht nur räumlich, sondern auch in der Diktion. Es mutet mich wie die Sprache eines Menschen an, der immer verbitterter und kraftloser, der in kurzer Zeit selbst zum Sprechen zu müde sein wird. Der nur noch hart und kurz herausstößt, was er zu sagen hat, der jede Freude am Wort, alle Freude an seiner sprachlichen Schöpfung verloren hat.

Und es ist nicht nur das. Auch meine Schrift wird täglich schlechter, verbissener, unleserlicher. Ich habe keine Spannung mehr, um noch fünfzig Zeilen hintereinander zu schreiben, und kann die erste kaum mehr lesen, wenn ich die dritte geschrieben habe. Ich kann auch nur noch Mosaik geben, heute und morgen und übermorgen je ein Steinchen, dann vier Wochen lang vielleicht keins. Runden sie sich zum Bilde, diese Steinchen — gut. Tun sie es nicht, kann ich es nicht ändern. Ich bin zu ausgesaugt und hoffnungslos. Das jähe Zusammenfallen unserer Friedenshoffnungen hat mich und alle getroffen, wie ein Axthieb einen Baum trifft. Er bleibt noch eine Zeitlang grün, aber er kränkelt im Mark . . .

Vielleicht aber ist dieses Immer-kürzer-und-seltener-Werden meiner Einträge ein klares Zeichen dafür, wie weit wir schon von unserem Einst herabgesunken sind als die ausführlichsten Schilderungen? Gibt es nicht ein beredtes Schweigen?

Wir sagen oft: Wenn man auf acht Tage einen normalen Menschen unter uns setzte, glaubte er sicherlich, in ein Irrenhaus gekommen zu sein! Uns selber mordet dies Leben ja auch nur darum nicht, weil wir durch alles Frühere schon völlig abgestumpft sind — wir leben auch im Grunde nicht mehr, wir warten nur noch . . . Am besten kann man uns mit Tieren vergleichen, die im Winterschlaf liegen, wir kennen wie sie nur eins, das Warten auf den

Frühling! Für uns heißt dieser Frühling: Heimkehr in die Heimat . . .

Ja, unser Zustand ist so seltsam für einen Außenstehenden, daß man ihn kaum beschreiben kann. Ruhelosigkeit und Gereiztheit greifen täglich mehr um sich. Die meisten laufen fast jede Stunde auf den Hof, durchmessen ihn immer wieder, querdurch, rundum, in Sternen, Dreiecken, Ellipsen, kurz: hundertfach ertüftelten Figuren — alles nur, um abends müde zu sein und den ersehnten Schlaf zu finden. Andere hocken wieder tagelang herum, ohne sich zu rühren, jedes an sie gerichtete Wort läßt sie aufbrausen, eine Winzigkeit ist ihnen Grund genug zu einer wütenden und mitleidslosen Feindschaft.

Einstige Freunde sehen sich nicht mehr an, über alles wird mit gespitzter Zunge kritisiert — ob einer lacht oder weint, schläft oder wacht, alles ist falsch und niemand ist es mehr recht zu machen. Jeden Morgen laufen ein paar Offiziere mit angelegten Orden aus einem Hause in ein anderes, und alle diese Ehrenhändel sollen in der Heimat mit schärfsten Waffen ausgetragen werden — es würde keiner von uns übrigbleiben, wenn das geschähe, denn jeder hat ein oder mehrere Forderungen auf Pistolen oder schwere Säbel.

Auf Tage lodender Gereiztheit folgen Tage tödlicher Apathie. Der Lustgedanke an die Zukunft, Frau, Kinder, Braut, Heimat und Beruf, versinkt zuweilen völlig und kümmert uns nicht mehr als das Ergehen einer Fliege. Jegliche Objektivität verraucht, alles wird allmählich unfähig, vernunftgemäß zu denken, noch irgendeine Logik zu entwickeln. Von Zorn und Hader mit dem Schicksal, Wut und Verzweiflung mit dem Leben angefressen, springt hier und dort der überspannte Bogen einer Seele, versinkt ein Menschenwesen in Tiefen, die keines Arztes Können mehr erreicht. Wahnsinn umkrallt es, ehe man es denkt und schäumend oder lächelnd, laut oder stille endet, was an ihm menschlich war . . .

Gestern waren wir bei den türkischen Majoren eingeladen. Es sind gute, naive Menschen, drei Viertel germanophil, ein Viertel francophil. Sie nehmen ihre Waffenbrüderschaft ernst, ihre Bewirtungen sind immer reich und morgenländisch aufgezogen. Durch ihre Verbindung mit den russischen Tataren, die mohammedanischen Glaubens sind, wird ihnen vieles ermöglicht, was uns verschlossen bleibt. ja, i h r e Religion ist eine haltbare Brücke.



Vor der Tür erklärt Saltin uns, daß wir nach ihren Bräuchen zu besonderer Ehrung die Mützen auf dem Kopf behalten müßten. Sie führen ihre Hände an Herz und Mund und Stirn und führen uns hinein. Auf dem Tisch steht ein fremdländisches Nachtessen, gefüllte Früchte, Pasteten, seltsame Süßspeisen. Dann gibt es Zigaretten und türkischen Kaffee, der mit dem Satz serviert wird.

Vom Essen und Trinken läuft das Gespräch auf den Krieg über. Die Offensive ist zum Stillstand gebracht, alles ist wieder zuversichtlich. »In vier Wochen ist Rußland erledigt!« ist der Tenor des Abends.

Ich wage einzuwerfen, daß die Kerenskiregierung als Geschöpf der Entente niemals einen Separatfrieden abschließen dürfte. »Und dann vergessen Sie Amerika nicht!« sage ich. »Hören wir nicht seit Monaten ununterbrochen das Rollen ihrer Transportzüge? Ich halte den Kriegseintritt Amerikas für äußerst schwerwiegend . . .«

»Seit wann gehören Sie zu den Flaumachern?« fährt Leutnant Merkel sofort auf. Er wurde gleichfalls von den Türken eingeladen, als Vertreter der Aktiven unseres Zimmers. »Nein, ich begreife Sie nicht! Wenn unsere Jüngsten schon derart kopfhängerisch sind —«

»Ich bin Kriegsfreiwilliger, Herr Leutnant!« hätte ich am liebsten geantwortet. Aber ich entgegnete nichts. Mein Gott, so ist es jetzt bei jeder Unterhaltung! Wagt jemand einmal eine Vernunftsbetrachtung, einen nüchternen Gedanken auszusprechen — gehört er bei den Menschen dieser Gattung gleich zu den Flaumachern, den Kopfhängern, den Defaitisten . . .

Rittmeister Mustafa klatscht schallend in die Hände und Mahut, sein Bursche, ein echter Wüstenbeduine, bringt die Lagerzeitung. Es ist ein kleines Blatt, von österreichischen Offizieren zusammengestellt und hektographiert — man abonniert es wie eine Zeitung für ein paar Kopeken. Sein Hauptteil enthält Frontberichte und Zeitungsauszüge. Im übrigen werden die Befehle der Rangältesten in ihm verlautbart.

Mustafa liest langsam, Wort für Wort, vor. Er tut das, um sich in der deutschen Sprache zu üben, die Hauptmann Salem schon beherrscht. Zum Schluß kommt eine kleine Notiz, die von einer mit auffälligem Beifall aufgenommenen Rede eines gewissen Lenin in Petrograd spricht. »Lenin, Lenin?« fragt Saltin. »Haben Sie den Namen schon einmal gehört, Fähnrich?«

»Nein, Herr Oberleutnant! Heute zum erstenmal . . .«

In diesem Augenblick kommt Hauptmann Roselli. »Servus, Kinder!« Er hat die Laute unterm Arm. Alles begrüßt ihn kameradschaftlich. »Geht, laßt's die Frontbericht' — ich sing euch eins!«

Mahut bringt Schnaps. Wir setzen uns zurück. Ach, es gibt niemanden in ganz Sibirien, der schönere Chansons wüßte als dieser schwarze Künstlerkopf Roselli . . .

Jeden Samstag ist großes Wanzenfest in unserem Zimmer. Alles wird peinlichst abgesucht, mit Zacherlpulver eingestaubt. Die Holzbretter unserer Bettgestelle werden dünn mit Petroleum begossen. Man läßt sie brennen, bis ihre Oberflächen von neuem angekohlt sind, und übergießt sie dann mit Wasser. Das ist bis jetzt von allen Methoden die erfolgreichste gewesen. Wenn man danach noch alle Ritzen mit flüssigem Stearin auffüllt, hat man fast eine Woche Ruhe.

Außer dieser Generalremedur hat aber jeder noch eine Spezialmethode, die neben dem Ziel der Tötung dieser Qualität die Befriedigung unserer Haßgelüste im Auge hat. »Wie du mir, so ich dir!« sagt zum Beispiel Windt und sticht die prallen Platten so lange genießerisch mit einer feinen Nadel, bis sie, am ganzen Leib zerstoßen, qualvoll verenden. Der Türke hält immer eine kleine Glasschüssel mit Wasser für sie bereit — mit der Begründung, daß sie sich auf diese Art am längsten quälen müßten, zwei Tage manchmal, habe er schon ausprobiert. Der Kriegsmutwillige zündet dagegen wieder jede einzelne an. »Es sieht so nett aus, wenn sie langsam in der Hitze schwellen«, sagt er und lächelt dazu mit dem Kindermund, »und knallt so wohltuend, wenn sie platzen . . .«

Saltin hat recht gehabt: Dies Leben widert einen nach ein paar Wochen nicht weniger an als das frühere! Gewohnheit tötet alles . . . Und was haben wir schließlich auch mehr hier unten? Daß wir keine Läuse haben, ist vielleicht das einzige . . . Ruhiger als in den Mannschaftsbaracken geht es in unserm Zimmer auch nicht zu. Ja, wenn man zu zweit oder dritt wohnte, Stabsoffizier wäre . . . Aber zu zwanzig? Und als einer der Jüngsten unter Rangälteren?

Nicht einmal ein Spaziergang schafft in diesem Sinn Erholung. Denn man muß grüßen — grüßen, bis einem der Arm erlahmt und man den Hof verläßt, weil man es nicht mehr schaffen kann. Auf Schritt und Tritt ziehen Vorgesetzte an einem vorüber, ein

paar tausend Vorgesetzte, man tritt sich fast auf die Füße, man stößt sie an . . . Das Schlimmste aber ist, daß manche schon so verbittert und innerlich leer geworden sind, daß sie kein anderes Interesse mehr haben, als darauf zu achten, daß sie von Rangjüngeren vorschriftsmäßig begrüßt werden.

»Ich bin durch und durch Soldat«, sagte Seydlitz einmal. »Das aber ist Unsinn! Ist nicht jedem das Spaziergehen dadurch eine Qual? Aber keiner hat den Mut, es abzustellen . . .« Ja, unsere Disziplin wird manchmal auf eine harte Probe gestellt.

Ein paar gib's ja bereits, die nicht mehr grüßen. Als man sie stellte, wurden sie grob. Jetzt zählt man sie »oben« zu den Revolutionären, zu den von Kerenski angesteckten »Roten«. Ich habe unerhörterweise einen guten Bekannten unter ihnen . . .

Unser Zimmer hat von einer Frau von Hannecken aus Tientsin eine Kiste mit Zeitschriften und Büchern bekommen. Dr. Berger hat sie sorgfältig aufgeteilt. Ich erhielt ein paar alte Zeitschriften und ein dickes Buch, das vielleicht vor zwanzig Jahren erschienen ist.

In den Zeitschriften habe ich ein paar Bilder gefunden, die ich herausriß und mit Heftzwecken über mein Bett heftete. Eins ist die Wiedergabe eines Gemäldes: »Sehnsucht des Jünglings.« Am Fuße einer ungeheuren Felswand lehnt ein nackter Jüngling. Vor ihm zerfließen Wasser und Himmel zu einem Untrennbaren. Er sinnt, ganz winzig neben dieser Mauer, verträumt hinaus, hinauf . . .

Als zweites nahm ich die Photographie eines Bildwerks von Rodin: »Der Kuß.« Windt riß sofort eine saftige Zote, als er die nackten Gestalten sah. Der Kriegsmutwillige steht oft lange davor. Sein Kindermund wird dann noch weicher, als er schon ist. Und seine Lippen öffnen sich dann immer ein wenig . . .

Als letztes riß ich ein Pferd heraus: »Holsteinerin«, fünfjährige holsteinische Zuchtstute von Holderneß III aus der Ceres Nr. 228. Wenn ich das ansehe, denke ich an meine Stute Zelle, alte Remonte aus der Abteilung Zirkel, Zither, Zofe . . .

Und unter diesen Bildern sitze ich nun und lese. Welch ein Gefühl, nach zwei Jahren wieder ein Buch in Händen zu haben! Wenn es nur etwas anderes wäre! Aber es ist ein Mantegazza: Psychologie der Wonnen . . .

Ist das nicht Hohn?

In einer Ecke des Hofes stehen ein paar selbstgezimmerter Barren. Ich begleite Seydlitz oft, um mit ihm daran zu turnen. »Man rostet sonst völlig ein!« sagt er. »Und unser Leben ist hoffentlich mit dieser Zeit noch nicht zu Ende!«

Ja, man muß turnen, man muß etwas für den Körper sorgen, aber man darf auch wieder nicht zuviel tun. Unsere Verpflegung ist seit der Revolution merklich schlechter geworden. Der russische Rubel fällt, die Preise der Produkte steigen. Da wir uns selbst verpflegen müssen und uns zu je zwanzig zu einer eigenen Küche zusammengeschlossen haben, spüren wir jede Steigerung sofort. Wenn es in diesen Tempo weitergeht . . .

Das russische Kommando gibt uns pro Kopf und Monat fünfzig Rubel und damit fertig. Gewiß, voriges Jahr war es noch viel, konnte man die Hauptbedürfnisse damit bestreiten. Allmählich aber . . . Was schert es die Regierung, ob man für fünfzig Rubel schließlich noch eine Schachtel Streichhölzer bekommt? Fünfzig Rubel sind internationale Abmachung für kriegsgefangene Offiziere und damit basta . . .

»Kinder, kauft Kämme«, sagt Leutnant Oehler, unser Küchenoffizier, ein breiter Ostpreuße, »wir gehen lausigen Zeiten entgegen!«

Jetzt haben wir Sommer. Aber der sibirische Sommer ist so qualvoll wie der sibirische Winter! Der grüne Flaum der Steppe ist längst verbrannt. Gestern maßen unsere Ärzte am Krankenhaus 48 Grad Hitze. Alles liegt erschlagen auf den Hobelspänsäcken. Die meisten nackt, nur mit einem Leinentuch bedeckt. Wenn man sich rührt, tropft man schon vor Schweiß. Und wenn man an und für sich schwach und unterernährt ist . . .

»Hundert Grad Differenz — das hält kein Teufel aus!« knurrt Windt. Er läuft natürlich schon seit Wochen völlig nackt herum. Wer ihn deswegen anzapft, bekommt eine dreckige Antwort. »Laßt ihn!« sagt Hansen, Lacke und Farben. »Er hat Narrenfreiheit . . .«

Wir dürfen aus gewissen Gründen nur abgekochtes Wasser trinken. Wenn Wasser aber an und für sich kostbar ist, und Holz, um es zu kochen, noch kostbarer? Viele beginnen in größeren Mengen Schnaps zu trinken. Was soll man dazu sagen? Wenn er auch den Durst nicht löscht und die Hitze nicht mildert, schläfert er doch das Gehirn ein wenig ein. Und die Gedanken, die verfluchten Heimwehgedanken . . .

Und die sind manchmal schlimmer als der Durst!

Vor ein paar Monaten brachte ich noch den moralischen Mut auf, die Rotnasen unseres Lagers zu verachten. Heute verstehe ich jeden, der in Sibirien säuft . . .

Ich glaube, wenn ich mehr Geld hätte, würde ich auch zu ihnen zählen.

Als ich heute zur Laftka ging, die auf der Grenze des Ober- und Unterlagers liegt, eine Art Kantine, in der man vieles zu Wucherpreisen kaufen kann, sah ich von weitem den kleinen Blank.

Er stand auf der anderen Seite des Drahtzauns und sah mit weiten Augen in die Fenster, auf Brot und Zucker, Tee und Mehl. Als ihn jemand ansprach, hörte er nicht. Nein, er wollte nichts kaufen, es war nicht der körperliche Hunger nach diesen Dingen, der ihn so versteinerte, es war die seelische Sehnsucht, mit ihnen wieder einmal zu hantieren — Vergangenheit und Zukunft waren es in einem. Ich sah ihm lange zu, ohne daß er mich bemerkte. Wie hatte er doch einst im Fieberwahn in Totzkoje gerufen? »Die Dame bekommt noch ein Pfund Kaffee, Franz! Gewiß, gnädige Frau, Guatemala, Extrasorte . . .«

Jeder bei uns hat eine andere Sehnsucht! dachte ich. Seine ist klein und dürftig und unsäglich bescheiden — nur einmal wieder hinter einem Ladentisch stehen, mehr will er nicht . . . Aber welcher Art sie auch sind, unsere Sehnsüchte, ob Großes oder Kleines umfassend, alle sind gleich nagend, gleich verzehrend . . .

Zuweilen hustete der kleine Blank. Er fuhr sich dann über die blassen Lippen und sah die Finger immer ein wenig an.

Er wird nie wieder Mehl und Zucker wiegen, glaube ich . . .

Seit ein paar Tagen kommen türkische Mannschaftstransporte bei uns an. Aus einem Waggon zog man unter dreißig Toten noch sechs Lebende hervor. Aus einem andern noch zwölf. In mehreren lebte kein einziger mehr. Wechselfieber.

»Das ist nichts Neues«, erzählte Dr. Berger. »1914 hat man irgendwo zweihundert cholera-krankte Türken in verschlossenen Waggonen abgeschickt. Sie kamen erst nach drei Wochen in Pensa an und man zog nur mehr 60 Lebende heraus.«

Müller bestätigt es. »Als ich 15 in Samara auf dem Bahnhof lag, kamen zwei Waggonen an, deren Fenster und Türen mit Brettern vernagelt waren. Alles vermutete Lebensmittel in ihnen, und sie

standen lange herum, ohne daß sich jemand um sie kümmerte. Als man sie endlich öffnete, enthielten sie 68 Türken, von denen nur noch acht am Leben waren. Man schob die Waggonen auf ein Gleis vor der Stadt, hackte die angefrorenen Leichen mit Spaten los, warf sie vom Waggon aus in eine Chlorgrube . . .«

Ein slowakischer Hauptmann, ein rechter Wojak, österreichisch gesagt, hat es trotz aller Enge bis heute fertiggebracht, als einziger im ganzen Lager ein Zimmer allein zu bewohnen. Sein Wesen ist derart unverträglich, daß niemand freiwillig bei ihm einzuziehen wagt. Dem Unverschämten gehört die Welt! heißt es von ihm.

Auf eine Beschwerde wurde ihm gestern ein junger Fähnrich als Mitbewohner zudiktirt. Man muß einer Beschwerde auf irgendeine Art nachkommen, nicht wahr? Und wenn man »oben« nicht den Mut besitzt, muß man von »unten« die Kastanien holen lassen.

Saltin ist aufgebracht. »Denken Sie sich, Fähnrich«, erzählte er. »Der arme Kerl klopft also an. ‚Herein! Was wünschen Sie?‘ fragt Hauptmann Kosim. ‚Ich bin, melde gehorsamst, dem Herrn Hauptmann vom Lagerkommandanten als Mitbewohner zugewiesen worden!‘

„So“, sagt Kosim. „So . . .? Dann machen Sie vorerst einmal die Tür gut auf!“ Der Fähnrich tut es, halb verdattert. Im nächsten Augenblick holt Kosim aus, gibt ihm eine derartige Ohrfeige, daß er kopfüber aus dem Zimmer fliegt . . .«

»Man sollte diesem Herrn einmal zu zehnt das Fell versohlen!« ruft Windt erbost.

»Aber erlauben Sie!« fährt Merkel auf. »Einem Offizier . . .«

»Ja«, sagt Windt ruhig, »und jedem, der einen solchen ‚Offizier‘ verteidigt, ebenfalls!«

Eines Herbstmorgens sehen wir einen kleinen Zug auf dem Gleis, ohne Lokomotive. Vorne ein Wagen zweiter Klasse, hinter ihm sechs, sieben Viehwaggonen. Vor der Abteiltür steht ein großer Samowar. Er raucht mit langer Säule, und auf seinem Messing glitzert die Sonne. Neben der Tür weht eine kleine Flagge, ein rotes Kreuz auf weißem Felde.

»Das ist der blonde Engel!« sagt Dr. Berger. Er dreht sich um: »Kinder, macht alles ordentlich und zieht euch sauber an! Der blonde Engel kommt!«

»Wer ist das, Herr Leutnant?« frage ich.

»Haben Sie den Namen noch nie gehört? In ganz Sibirien nennt man sie so. Ich meine Elsa Brändström, die schwedische Delegierte.«

»Oh«, sage ich rasch, »die kenne ich!«

Gegen Mittag kommt sie zu uns. Wir stehen alle vor den Betten. Chronisch Unrasierte sind rasiert, chronisch Halbnackte waffenrockgezwängt. Nirgends steht schmutziges Waschwasser herum, nirgends erblickt man zum Trocknen aufgehängte Unterhosen. Unser Zimmer kommt uns vor lauter Aufgeräumtheit fremd und ungemütlich vor.

Sie tritt an der Seite unseres Hauptmanns herein, spricht mit jedem ein paar Worte, fragt nach unseren Wünschen. Die russischen Offiziere bleiben an der Tür, reichlich verändert gegen früher. Als sie Seydlitz die Hand gibt, sagt sie plötzlich: »Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?«

»Gewiß, Schwester! In Irkutsk.« Er lächelt leicht. »Wir sprachen ein paar gute Worte miteinander.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich! Ich hatte Angst um Sie damals! Haben Sie es nicht büßen müssen?«

»Nein, Schwester, ich nicht — aber vielleicht alle! Man ließ uns ein paar Tage später mit einer fadenscheinigen Begründung Spießrutenlaufen!«

»Ich habe es erfahren«, sagt sie leise. »Waren Sie übrigens immer in Irkutsk?«

»Nein«, sagt Seydlitz und zeigt auf mich. »Wir waren vorher ein halbes Jahr in Totzkoje.«

»Totzkoje«, ruft sie aus. »Mein Gott . . .« Sie schließt unwillkürlich die Augen und ihr Gesicht verliert die Farbe.

»Schwester«, fährt Seydlitz fort, »im Oberlager sind noch zweihundert Totzkojer. Könnte man denen vielleicht außer dem Gewöhnlichen ein Übriges tun? Ich glaube, keiner hat es überwunden, alle kranken noch daran . . .«

»Ja«, sagt sie rasch, »gewiß!«

Jeder hat einen anderen Wunsch. Sie geht von einem zum andern. Dr. Berger gibt ihr einen dicken Brief an seine Frau mit — wir wissen alle, daß er sie zärtlich liebt. Der kleine Windt will Geld geliehen haben — rückzahlbar in der Heimat, wie? Merkel fragt, wie es an der französischen Front stehe. »Gut, sehr gut, mehr kann ich nicht sagen.« Hansen, Lacke und Farben, fragt, ob es nicht bald

zu Ende sei. »Ja«, sagt sie lächelnd, »ich glaube, es ist meine letzte Reise.« Als sie zu Schulenberg kommt, dem ranken, stillen Menschen mit dem eckigen Offizierskopf, ihn nach seinen Wünschen fragt, antwortet er knapp: »Danke verbindlichst, Schwester. Ich habe keine.«

Ich folge jedem ihrer Schritte mit meinen Augen. Wie blond sie ist! Wie straff sie sich hält! Hoffnung und Festigkeit strömt alles aus. Ja, wir sind in guter Hut, und es gibt keinen besseren Namen: Der blonde Engel . . .

Im Zimmer Saltins hängt eine große Frontkarte. Ganz Europa ist darauf, und kleine Fähnchen zeigen die Fronten und den Stand der Truppen an. Schwarzweiß sind die Deutschen, schwarzgelb die Österreicher, rotweiß die Türken, grünweiß die Bulgaren. Das Ganze ist ein Werk Hauptmann Schanks, der viele Tage damit bringt, die Fähnchen nach den neuesten Berichten vorzuschieben. Er ist sehr stolz auf diese Arbeit und möchte als Stratege gelten. Daß wir den Krieg gewinnen, ist für ihn noch keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Und hat er nicht eigentlich recht? Wenn man vor seiner Karte steht, geht es einem nicht anders. Wie soll ein Heer verlieren, das die Länder aller Feinde tief hinein besetzt hält?

Bei Offensiven geben sich in diesem Zimmer ganze Haufen alter Truppiers ein Stelldichein. Man rät und wägt und schwelgt in Strategie und Taktik. Einer ist darunter, der seit 14 alle von den Russen gemeldeten Gefangenen zusammenaddiert hat, damit gleichsam beweisen will, daß die Frontberichte der russischen Regierung maßlose Lügen sind. Er hat nämlich ausgerechnet, daß die Russen bereits mehr Gefangene machten, als unsere Heere insgesamt Soldaten haben. Er ist ungemein stolz auf diese Feststellung und trägt die Liste stets bei sich.

Einmal zog ich mir bereits Hauptmann Schanks Ungnade zu. Ich fragte ihn nämlich, als er uns wieder einmal in einem längeren Vortrag dargetan hatte, warum wir zweifellos siegen müßten, aus irgendeiner depressiven Stimmung heraus, weiß der Teufel, woher sie kam: Ob er schon einmal von Pyrrhus und seinen Siegen gehört hätte . . .?

Mit Beginn des Winters geht eine noch aufrüttelndere Latrine durch unser Lager: Die Kerenski-Regierung sei gestürzt, ein Duumvirat unter Lenin und Trotzki habe die Macht an sich gerissen. Ihre



Partei nenne sich im Gegensatz zu der Kerenskis, der Minderheit, der Menschewiki — die Partei der Mehrheit, der Bolschewiki.

Acht Tage später bewahrheitet sich das Gerücht. Kerenski ist mit seinem Ministerium geflohen. An der Front finden Verbrüderungen statt. Die neue Regierung hat ein Friedensangebot gemacht. »Brot, Friede, Freiheit!« ist ihre Parole.

Unser Zimmer ist ein Tollhaus. Auf dem Hof liegen sich Menschen in den Armen, die vorher nie ein Wort miteinander wechselten. Die Posten werfen die Gewehre fort, ziehen mit unseren Soldaten singend zum Tor hinaus. Einzelne Offiziere sollen bereits ihre Sachen gepackt haben, sagt man.

Ich bin kein Kirchenläufer. Heute möchte ich in eine Kirche gehen . . .

Drei Tage später gehe ich zu meinen Kameraden. Auch in den Baracken haben einzelne schon ihre Bündel geschnürt. »Nun, Kameraden, was sagt ihr jetzt?«

»Erzählen Sie!« ruft Schnarrenberg.

Ich sage, was ich weiß. »Dann werden wir in paar Wochen fahren, wie?« fragt Brünn. Er ist gleichsam zu neuem Leben erwacht. Von seiner sonstigen Gehässigkeit ist nichts zu spüren.

»Ja«, sagt Pod, »gleich nach Friedensschluß, das ist internationale Abmachung!«

»Gewiß, aber erst muß er geschlossen sein!« werfe ich ein.

»Ach was!« ruft Schnarrenberg. »Was wollen diese Panjes denn noch machen? Sie haben zu unterschreiben, was man ihnen diktiert, und damit fertig.«

Ich fragte nach Elsa Brändström. »Ja«, sagt Pod, »das ist eine Prachtsfrau — man sagt, daß sie schon Hunderttausenden das Leben rettete! Wir haben Schuhe bekommen, richtige Lederstiefel, Unterwäsche, Seife, Bücher, Decken und Chinesenmäntel — hier, siehst du?« Er zieht einen grauen Mantel von seiner Pritsche, der, überlang und dick wattiert, als Unterlage wie als Wintermantel verwendbar ist. »Jetzt können wir doch auch im Winter einmal an die Luft . . .«

»Wenn nur das Stehlen nicht wäre!« wirft Blank, das Mädchen, ein. Er hustet mir zuviel und hat blauschwarze Ringe unter den Augen. »Das blüht jetzt sicher neu auf. Bei uns geht es ja noch, aber bei den anderen, wo oft die Wache selbst am meisten stiehlt . . .«

»Ja«, murmelt Brünn, »sie würden einem den Hintern stehlen und deutsche Beefsteaks daraus machen, wenn er nicht angewachsen wäre!«

»Übrigens haben wir Totzkojer alle drei Rubel bekommen!« sagt die Quappe. »Haben Herr Fähnrich eine Ahnung, wer uns das besorgt haben könnte?«

»Seydlitz«, sage ich.

»Seydlitz? Sakrament . . .«

»Was, der Adelige?« ruft Brünn. »Gibt es auch weiße Raben . . .?«

»Hast du übrigens schon unser Café gesehen, gleich beim Eingang?« fällt Pod ein. »Wir kriegen langsam alles: eine Kegelbahn, eine Bierwirtschaft, sogar ein Theater wollen sie aufmachen . . . Übrigens hat sich in unserer Nähe auch ein Schneider niedergelassen, der blonde Engel hat ihm die Werkstatt eingerichtet, gestern hielt er bei einem Fläschchen Schnaps Geschäftseröffnung. Ein Schuster macht's ihm nach. Friseure haben wir schon drei . . . Aber was nützt das alles, wenn man kein Geld hat —«

»Wollen wir die Wirtschaft mal anschauen, ein Glas Bier trinken gehen, Pod?« frage ich plötzlich.

»Bier?« fragt er verächtlich. »Quaß gibt's nur.«

»Also dann Quaß . . .«

Die Wirtschaft ist ein leerer Pritschenblock, den man in einen Tisch verwandelte. Rundherum laufen rohgezimmerte Bänke, in der Ecke steht auf einem kleinen Ofchen ein alter Kessel, aus dem es nahrhaft duftet. Ein rundlicher Sergeant, ehemaliger Küchenbulle, tritt mit weißgrauer Schürze auf uns zu. »Herr Wirt, was gibt es alles?«

»Quaß, Kaffee, Würstchen, Gulasch —«

»Prima Hopp hopp hopp?« ruft Pod. Sein Gesicht glänzt. »Oder gar Wauwau, was?«

»Halt mal die Ohren zu, Pod!« sage ich, nehme den Wirt beiseite, flüstere ihm ins Ohr: »Geben Sie diesem Mann jeden zweiten Abend eine Portion Gulasch, verstanden? Ich zahle einen Monat im voraus — wieviel?«

»Was machst du, Junge?« fragt Pod mißtrauisch.

»Nichts, nichts . . . Ich stelle nur unser Menü zusammen. Und nun erzähle: Noch immer keine Post?«

»Nein, hol's der Teufel! Und Anna schreibt, das weiß ich . . .«

Wir schwatzen, bis es dämmt. »Jetzt gibt es keine Lagergrenze mehr, Pod!« sage ich zum Schluß. »Bei den Bolschewiken ist alles gleich. Wenn du also mal etwas von mir willst...?«

»Mensch, was soll ich drunten?« sagt er ängstlich. »In diesem Aufzug? Wenn mich der richtige Kommißknopf schnappt, muß ich erst eine Stunde zackige Grüße zaubern! Nein, komm lieber rauf...«

Vereniki, unser letzter Kommandant, soll die neue Regierung nicht anerkannt und sich mit den Offizieren und einigen Mannschaften unserer ehemaligen Konvoitruppe zu bewaffnetem Widerstand entschlossen haben.

Seit heute morgen hören wir Geschütze wummern. Alles steht an den Fenstern, sieht gespannt nach Westen. »Hinter dem Friedhofshügel steht er mit seinen Truppen«, berichtet Windt, der gerade von draußen kommt.

Um zehn Uhr taucht der erste Bolschewikenzug im Westen auf, dicht hinter ihm ein zweiter, dritter — alle ziehen drohende Pinien dicken Rauchs nach sich. Die Viehwaggonen sind voller Truppen, auf den offenen Waggonen blecken Geschützmäuler. Fast zu gleicher Zeit traben rechts und links des Schienenstrangs dreihundert Reiter ins Dorf. Sie haben hohe, frische Pferde, sind bis an den Hals bewaffnet. Auf ihren wolligen Papachas brennen rote Sterne.

Infanterie springt braun und wimmelnd heraus, läuft in kurzem Laufschrift über die Gleise. Sie wenden sich, von ein paar Reitern angewiesen, mit Hacken und Spaten dem Lager zu, legen vor der mittleren Kaserne mit hellem Krachen den Rundzaun nieder, breiten sich an seine Stelle zu einer dünnen Linie aus.

»Es scheint, als ob sie ihre Gräben gerade vor unseren Fenstern aufwerfen wollten!« sagt Dr. Berger.

»Ja, das kann heiter werden, verflucht noch eins!« sagt Parschau, der schnelle Flieger.

Ich gehe mit Seydlitz ins Dorf. Man bringt Geschütze auf die Erde, führt Viergespanne an die Deichseln, galoppiert lärmend nach Osten. Nirgends ist eine wirkliche Befehlsgewalt zu spüren, es scheint eher ein Haufen Freibeuter als ein Soldatentrupp zu sein. Fast jeder schreit und schimpft und streitet, und ihre Führer, junge Menschen mit intelligenten Gesichtern, sprechen ihnen freundlich zu und machen dabei Augen, als sähen sie über alles hinweg, als sähen

sie in weiter Ferne ein Ziel, das mit diesem allem nichts zu tun hat.

Wir bleiben eine Weile stehen. Seydlitz läßt die Gardisten mit kühlen, abschätzenden Augen an sich vorüberziehen. Einzelne sind betrunken, tragen die Mützen keck auf den Hinterköpfen, fangen auch wohl plötzlich mit lautem Singsang irrsinnig zu tanzen an. »Eine Räuberbande!« sagt er endlich. »Eine Schwadron unter Holking würde sie in den Baikäl jagen . . .«

Vor unseren Kasernen stehen drei ältere Führer. Es scheinen ehemalige Artillerieunteroffiziere zu sein. Sie tun, als ob wir Kriegsgefangenen nicht vorhanden wären, streiten lange, geben endlich einer Batterie in halber Einigung Befehl in Stellung zu gehen. Die Geschütze preschen knirschend vor die Häuser, wenden und protzen in den Zwischenräumen der Kasernen ab. Die langen Protzen fahren in den Schutz und Schatten der roten Mauern, die Geschütze werden zum Feuern hergerichtet.

Nachmittags kommt unser Hauptmann mit dem Obersten von Straun, dem österreichischen Rangältesten, durch das Lager. An seiner Seite gehen zwei Bolschewistenführer. »Halt, Fähnrich!« ruft er schon von weitem.

»Herr Hauptmann wünschen?«

»Der Dolmetscher ist krank. Sie können Russisch, hörte ich. Der neue Kommandant wünscht uns Befehle zu verlautbaren. Hier haben Sie Papier, schreiben Sie bitte auf, was er sagt.«

»Sie verstehen Russisch?« fragt der Kommandant, ein junger getigter Mensch mit einem klugen, aber verwüsteten Gesicht. »Gut, schreiben Sie: Wer weißen Truppen Vorschub leistet, wird erschossen. Haben Sie . . .? Wer weißen Truppen Mitteilungen macht, wird erschossen. Haben Sie . . .? Wer von den Kriegsgefangenen in unsere Reihen treten will, ist sofort freier, russischer Bürger, erhält Pajok und Löhnung und Bewaffnung — haben Sie auch das? — wie unsere Soldaten. Kommandant Pastuchow. Fertig . . .?«

In diesem Augenblick bringen ein paar Reiter den ersten Gefangenen herein, einen jungen Patrouillenoffizier Verenkis. Man führt ihn vor den Kommandanten und beide mustern sich, und zwischen ihren Augenpaaren schießt sekundenlang, wie eine Feuerflut zwischen zwei mit überstarkem Strom geladenen Polen, lodernder Haß hin und her.

»Wenn du uns aussagst, wirst du nur erschossen!« höre ich den

Kommandanten sagen. »Wenn nicht — gemartert, bis du sprichst!«  
»Was willst du wissen?« fragt der Offizier. Es ist ein junger Kosakenfähnrich. Seine gelben Hosenstreifen flammen fast, so hell sind sie.

»Wer führt euch?« fragt der Kommandant.

»Gott!« sagt der Fähnrich mit einer seltsam hohen, feierlichen Stimme.

»Höhnst du mich, Hund?« geifert der Kommandant, hebt seine Faust, an deren Ende man den Kolben einer schweren Parabellum sieht, und schlägt sie ihm mit fürchterlicher Wucht von oben in die Augen.

Wir schleichen fort. »Und das sind Brüder . . .?« murmelt Seydlitz. »Söhne eines Volkes . . .?«

In unsere Hirne haben sich zwei neue Begriffe geprägt: Weiß und Rot. Die erste Ahnung jenes Furchtbaren, das über Rußland hereinbrach, hat uns angerührt . . .

Anderntags treffe ich Schnarrenberg. Er hat wieder Oberwasser, spricht vom Erledigtsein der russischen Schweine, vom Jetztdrankommen der französischen Schangels, von unserm Siegesinzug durch das Brandenburger Tor.

Wir stehen gerade vor dem Totenhaus, ein Zufall nur, trotzdem . . . Irgendein Unterton in seiner Stimme ärgert mich. »Übrigens habe ich Holking getroffen«, werfe ich ein.

»Graf Holking, dem der russische General damals den Degen zurückgab? Donnerwetter, das war etwas! Und da sagen die Leute noch, ein Krieg sei nichts Erhebendes, ein Krieg —«

»Ja«, falle ich ein, »gleich hinter der Front hat ihm ein anderer Offizier den Degen abgerissen und dem fast Sterbenden ein paar damit über den Kopf gegeben . . .«

Schnarrenberg beißt sich auf die Lippen. Seine kräftige Gestalt knickt ein. »Ich würde diese Geschichte also nicht mehr so oft erzählen, Schnarrenberg!« sage ich mitleidslos. »Es war nichts Erhebendes dabei — es war nur eine Farce, eine schöne Geste, nichts weiter . . .«

Bis jetzt spüren wir vom neuen Regiment nur Angenehmes. Alle Posten sind verschwunden, alle Trennungen zwischen Offizieren und Mannschaften abgeschafft. Vor dem Bolschewisten ist alles gleich!

heißt es überall. Wir dürfen gehen, wohin wir wollen, nur den Bahnhof dürfen wir nicht betreten. Und das genügt. Damit sind wir gefangen wie vorher. Über die Steppe zu flüchten, wäre sinnlos. Man würde in der ersten Nacht erfrieren oder von Wölfen zerrissen werden. O, sie sind klüger als ihre zaristischen oder kerenski-schen Vorgänger, diese Bolschewisten, sie erreichen mit ihrer Maßnahme das gleiche, nur viel billiger . . .

Nein, wir sehen sie nicht feindlich an. Wohl macht ihre geistige Einstellung, ihre asiatische Ideologie, ihre grenzenlose Brutalität sie uns zu seltsamen und fast unbegreiflichen Gestalten, im übrigen aber . . . Sie haben uns ein Stückchen Freiheit gegeben, damit haben sie unsere Toleranz errungen.

Der Heimatshügel liegt vereinsamt. Wir gehen überall spazieren. In die Steppe hinaus, ins Dorf hinab. Die Steppe ist schön, das leichte, freie Schreiten ohne Posten auf einer Fläche, auf der das Auge, jahrelang von hohen Zäunen zurückgeprallt, auf einmal wieder endlos schweifen kann, tut uns unsäglich wohl. Aber das Dorf ist noch schöner. Die angesiedelten Deportierten, die schlitzigen Chinesenkulis, die häufig dort rastenden Burjätenwanderstämme, die mandschurischen Teekarawanenzüge mit hochmütigen Lastkamelen geben unseren ausgehungerten Augen festliche Orgien.

Gleich am Eingang steht das Wirtshaus. Seit der Novemberrevolution ist es immer voll. Ein kleiner schmutziger Chinesenjunge dient als Kellner. Es gibt Tee, Fisch, Fleisch. Wir essen häufig Baranina, am Spieß gebratenen Hammel. Unsere Zimmerküche hat uns schon wochenlang kein Fleisch mehr liefern können. Beim erstenmal verschlang ich eine halbe Keule. »Hier muß ich einmal mit Pod hergehen!« dachte ich dabei.

Weiter unten, bei den elenden Chinesenhütten, gibt es sogar eine Opiumhöhle. Man sieht hin und wieder einen unserer Kameraden in ihrem dunklen Eingangsloch verschwinden. Kürzlich sei auch Leutnant Thurn einen ganzen Tag darin gewesen, sagte man mir. Als er wiederkam, hatte er erloschene Augen. Aber sein Gesicht trug noch zwei Tage lang den Ausdruck eines unfassbar Schönen. »Eine neue und schlimmere Gefahr für uns als die alten«, sagt Dr. Berger.

In den Höfen, weiter oben, soll es auch Mädchen geben. »Es sind zwar nur Bauernmädchen, aber sie wissen doch, was Konjunktur bedeutet!« sagt Windt kürzlich, und sein kleiner, höckeriger Glatzschädel, dem man schon von weitem ansieht, daß er voller spitziger

Frechheiten steckt, hatte ein paar verdächtige Kratzer. »Man hat schon einen Russen nach Tschita geschickt, um etwas Anständiges zu holen«, setzte Merkel, der Knopf, hinzu. Er sagte das in einem Ton, als ob er von etwas ganz Selbstverständlichem spräche.

»Wissen Sie übrigens, Fähnrich«, sagte Dr. Berger nebenbei, »daß die asiatische Syphilis die furchtbarste Geschlechtskrankheit ist?«

»Nein, Herr Leutnant.«

»Sie soll in Transbaikalien besonders verbreitet sein«, bemerkte er leichthin.

Ich sah auf. Er las schon wieder. Sein Gesicht sah aus, als ob er nichts gesagt hätte. Ich habe ihn verstanden.

Ein Kreis von künstlerisch interessierten Offizieren hat, durch die Freiheit angeeifert und begünstigt, eine für Wohnzwecke ungeeignete Baracke in ein Theater umgewandelt. Durch einen Aufruf stellte sich heraus, daß wir sämtliche notwendigen Fachleute unter uns haben: Sänger, Regisseure, Schauspieler, Kulissenmaler.

Einen Monat wurde fieberhaft gearbeitet. Die Kostüme wurden aus alten Uniformen, unbrauchbaren Bettlaken und Sandsäcken in eigener Werkstätte geschneidert, mit aus bunten Papieren gewonnenen Farben gefärbt und gemustert. Die Kulissen aus zehnfach übereinandergeklebtem Zeitungspapier geschaffen, mit aus allen möglichen Substanzen gewonnenen Farben bemalt. Für die weiblichen Rollen fand man junge Leutnants und Fähnriche, die ein besonders mädchenhaftes Aussehen und Sichgeben an sich hatten.

Die Eröffnungsvorstellung war ein Fest. Man gab mit unserem Offiziersorchester — dessen Instrumente zum größten Teil vom blonden Engel und einer prächtigen deutschen Schwester, einem Fräulein von Walsleben, stammen — unter Leitung eines Wiener Kapellmeisters, des kleinen Leutnants Hollisch, ein Singspiel. Die Darsteller wurden mit unzähligen Hervorrufen belohnt. Um die Diva, die in Mädchenkleidern erregend aussah, entspannen sich heftige Kämpfe. »Sie hat zahllose Anträge bekommen und um militärischen Schutz nachgesucht!« meldete Windt, der Spreathener.

Vom Erfolg ermutigt, will unser Regisseur als nächstes eine bekannte Operette herausbringen. Leutnant Blau, ein kleines Genie, kann die Partituren aus dem Kopf niederschreiben.

Als wir am nächsten Tag beim Abendessen saßen, stand unversehens ein kleiner, österreichischer Leutnant in der Tür. Mir fiel so-

fort sein eigenartiger, schlafwandlerischer Gang auf. Er pflegt stundenlang auf einer Stelle im Hof zu stehen, als ob er auf etwas horche. Ich habe ihn schon oft dabei gesehen und mir dies Wesen nie erklären können.

Dr. Berger stand auf und ging auf ihn zu. »Sie wünschen, Herr Leutnant?« fragte er freundlich.

»Verzeihen Sie«, sagte der Fremde, »aber ich hörte Stimmen hier... Ist meine Frau nicht bei Ihnen? Ich hörte sie mit meiner Tochter sprechen, jawohl, in diesem Zimmer! Jetzt ruft sie sogar meinen Namen, hören Sie's nicht?«

Dr. Berger erblaßt. »Sie irren sich...« sagt er mühsam. »Ich höre nichts...«

»Doch!« schreit der Leutnant. »Jetzt... gerade jetzt! Seien Sie mal ganz still, horchen Sie... Man muß die Hände an die Ohren legen, so, sehen Sie...« Er lächelt plötzlich. »Georg! sagte sie eben -- hörten Sie es nicht? Es war ganz deutlich: G-e-o-r-g...«

Er läßt die Hände sinken, blickt sich suchend um. »Ich kann sie nur nicht finden, kann sie nie finden!« sagt er hilflos. »Herr Leutnant, sagen Sie mir's doch, Sie haben gute Augen, Sie können nichts verheimlichen! Alle verstecken sie vor mir... natürlich, sie sind neidisch, ich verstehe das gut... Niemand hat seine Frau hier, nur ich allein... Aber ich mag nicht länger suchen, nicht länger Versteck spielen...«

Jetzt tritt Windt hinzu. Ein paar fürchten eine Gefühlsroheit, wollen sich einmischen — er winkt heftig ab. »Ja«, sagt er heiter und legt die Hände in gleicher Weise an die Ohren, »ich höre es auch... Aber es ist nicht hier... Es muß im Nebenzimmer sein, bei Ihren Kameraden...«

»Sollte ich mich wirklich getäuscht haben?« fragt der kleine Leutnant mit einem Ton, der wie ein Messer durch unsere Herzen geht.

»Ich bin überzeugt —«

»Nein!« schreit er auf. »Ihr wollt mich nur wieder fortschicken, ins nächste Zimmer — o, ich kenne das! Immer macht ihr es so mit mir, immer muß ich wandern, wandern... Nein, das ist kein Spiel mehr...« Wiederum steht er stumm, den Kopf leicht auf die Seite gelegt, die Hände trichterförmig an den Ohren.

»Oder... oder sollte ich mich doch getäuscht haben? Ist es vielleicht doch nebenan?« flüstert er nach einer Weile.

»Warten Sie!« sagt Windt rasch. »Ich höre jetzt etwas... Heißen Sie nicht: G-e-o-r-g...?«



»Ja!« stößt er aus. »Georg heiße ich! Ja, das bin ich...« Sein gutmütiges Gesicht lächelt, seine Wände und Menschen durchbohrenden Augen flackern. Er legt die Hände an die Ohren und läuft in höchster Eile auf den Gang hinaus. Die Tür bleibt offen und wir hören, daß er im nächsten Zimmer mit den gleichen Worten beginnt, mit denen er zu uns hereintrat.

Niemand spricht. »Mir schmeckt's nicht mehr«, sagt Parschau laut. »Verflucht noch mal...«

»Kannten Sie ihn noch nicht, Herr Doktor?« fragt Windt gedämpft. »Wußten Sie noch nichts von ihm? Er heißt Köhler und wandert schon seit Monaten von einem Zimmer ins andere. Man kann ihn nur auf die Weise wieder hinausbringen, die ich anwandte. Sie mag nicht schön sein, aber sie ist das einzige Mittel, um ihn wieder loszuwerden...«

Mit dem Beginn des Winters hat auch unsere »Universität« ihre Tore wieder geöffnet. Fast täglich nehmen Dr. Berger und ich die kleinen Feldstühle, um dem »Hörsaal« zuzuwandern. Die Lehrbaracke mit Tafel und Rednerpult ist immer besetzt, meist von Jüngeren. Man kann jedes Fach belegen, »lediglich ein chemisches Laboratorium fehlt«, sagt Windt, der Glatzkopf. Da unter den gefangenen Reserveoffizieren fast alle Fakultäten vertreten sind, kann man dort tatsächlich hören, was in gleicher Zeit wohl die Studenten in der Heimat hören. Die meisten Fächer werden von Universitätsprofessoren und Privatdozenten gegeben. Professor Dr. Kowarcsik zum Beispiel gibt Naturwissenschaft, Professor Dr. Melzer Kunstgeschichte und alte Sprachen, Professor Dr. Hillberg neuere Sprachen und Philosophie, Dr. Bauer Literaturgeschichte, Dr. Dofat Zeitungswissenschaft, Dr. Blau Anatomie, Dr. Schmidt Volkswirtschaft. Außerdem erteilt Generalstabshauptmann Möhring Unterricht in Taktik und Strategie.

Aber es geht damit, wie es mit vielem in diesem Lager geht. Man will wohl, aber man kann nicht immer. Manchmal dringen die Worte nur als leerer Schall an unsere Ohren, selten vermögen sie sich in Wissen und Erkennen umzuwandeln. Wir sind zu stumpf, zu müde, zu ausgepumpt. Trotzdem geben wir nicht nach, kämpfen wir jeden Tag von neuem.

Wenn mich Dr. Berger nicht immer mitnähme, würde ich schon längst nicht mehr hingehen. Er tut es immer mit einem Zwang,

der fast nicht fühlbar ist. Ich aber werde gerade durch Zartheit widerstandslos gemacht.

»Fähnrich«, sagte Leutnant Merkel, »unten fragte mich ein Mann nach Ihnen, ein fürchterlicher Kerl, verlaust und dreckig wie ein Russe. Er hatte übrigens keine Ahnung mehr, wie man mit einem Offizier spricht — machen Sie es ihm bei dieser Gelegenheit gleich einmal klar!«

»Befehl, Herr Leutnant!« sage ich laut. »Leuchte mir am Abend!« sage ich leise.

Ich laufe hinab. Kann es ein anderer als Pod sein? Ja, es ist Pod. Er sieht mit seinem langen Bart und seinem überlangen Chinesenmantel wie ein moderner Ahasver aus. »Nun, Pod, mein Alter?« rufe ich. »Was gibt's?«

»Ich habe einen Brief bekommen! Meinen ersten! Und von Anna!«

»Ist sie gesund?«

»Alles in Butter! Die Blesse, mein bestes Pflügepferd, hat schon zweimal gefohlt, beide Male Stuten, da gibt's Zuwachs. Auf dem Roggenfeld stehen Kartoffeln, wie ich schrieb. Der kleine Jörg kann schon die Kühe von der Weide treiben und sei ein rechter Lausbub — wie sein Alter! Nur eins . . .«

»Und, Pod?«

»Ja«, sagt er, »da ist nichts zu machen — dieser verdammte Krieg! Den Ajax haben sie geholt, den besten Wallach, mit dem wir Sonntags immer zur Kirche fahren! Zu den Dragonern kam er . . .«

Ich atme auf. »Ach, Pod, das ist nicht schlimm, er bleibt ja bei der Waffe, was?« sage ich tröstend. »Aber den Brief und deine Anna, die müssen wir wohl feiern, meinst du nicht auch? Es gibt im Dorf ein Wirtshaus, in dem es noch was anderes gibt als Hotte-hühgulasch . . .«

Er runzelt die Stirn bei diesem Wort. »Wenn du dafür nicht nach der Heimkehr gleich auf meinen Hof kommst, Junge«, sagt er finster, »um dich bei mir erst mal ein halbes Jahr an Speck und Wurst zu mästen —«

»Ich verspreche es, Pod!«

Wir ziehen los. Nach ein paar Schritten bleibt er stehen. »Jun-ker«, sagt er schüchtern, »vorher möchte ich eigentlich gern mal gesehen haben, wie du haust! Könnte ich das wohl?«

»Gewiß, Pod! Selbstverständlich!« Wir drehen um und gehen in mein Zimmer. Es sind fast alle anwesend und fünfzehn Augenpaare bleiben neugierig an uns hängen. Pod nimmt die Hacken aneinander, bleibt eine Weile zackig stehen. »Dragoner Podbielski bittet eintreten zu dürfen!« sagt er militärisch.

»Gut, gut — kommen Sie nur!« ruft Dr. Berger.

»Nur immer rin, Methusalem!« lacht Windt.

»Das ist Pod, Herr Doktor«, sage ich und schiebe ihn voran.  
»Er möchte einmal sehen, wie ich hause.«

Berger lächelt. »Gewiß, macht es euch nur bequem! Hier sind drei Zigaretten, Pod — der Fähnrich hat mir schon von Ihnen erzählt.«

Wir sitzen eine Weile auf dem Bett. Pod qualmt gerührt. »Mensch«, murmelt er endlich, »so sauber hätte ich mir das nicht vorgestellt! Und diese gute Luft . . . Ihr habt wohl keine Läuse, was? Nicht eine einzige?«

»Nein, Pod.«

»Wie ist das möglich? Und Bilder, Menschenkind? Und einen Tisch . . .«

»Möchtest du auch einen, Pod?«

»Nein!« sagt er grob. »Sei still!« Seine Bernhardineraugen bleiben an meinem größten Bilde hängen. »Sehnsucht — des — Jünglings!« buchstabiert er langsam. »Ja, Junge«, sagt er leise, »das paßt für dich . . . Und unsere Zeit . . .«

Plötzlich erblickt er das zweite Bild. Er zuckt zusammen und liest: »Der — Kuß . . .« Und schweigt ein Weilchen und sagt dann leise, als ob er es nur zu sich selber spräche: »Du weißt noch nicht, was eine Frau ist, Junge . . . Ich weiß es, wenn ich es auch beinahe wieder vergessen habe . . . O, eine Frau ist alles, kann alles sein. Sie fährt dir über das Haar, und alles ist gut. Sie legt deinen Kopf zwischen ihre Brüste, und alles ist vergessen. Sie ist warm und weich — alles das ist sie, was hier nicht ist. Es gibt keinen Kummer mehr, wenn du eine rechte Frau hast. Und es gibt auch keine Mutlosigkeit mehr. Das Leben ist erfüllt, wenn sie erfüllt in deinem Arm liegt. Nichts kann dir mehr passieren. Du weißt auf einmal wieder, wo du bist und wer du bist und wo du hingehörst . . .«

Nach einer Stunde gehen wir ins Dorf. Es gibt Baranina und Pod vernichtet eine ganze Keule. »Ach, Junge«, sagt er plötzlich in seinem alten Ton, »dies Essen und den Brief daneben — es gibt auch gute Tage in Sibirien, weiß Gott!«

Ich bin kaum zurück, als Leutnant Merkel, der »Knopf«, an meine Bettstelle tritt. »Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Mannschaftsbesuche in unserem Zimmer nicht erwünscht sind!« sagt er leise, aber scharf. Sein leeres Tausendmännergesicht mit den nichtssagenden Fischaugen ärgert mich plötzlich.

»Und warum nicht?« frage ich zurück.

»Warum nicht?« wiederholte er starr. »Seit wann braucht ein Leutnant Begründungen, wenn er einem Fähnrich Wünsche äußert? Sind Sie denn ganz von Gott verlassen, Herr...? Ich verbitte mir ein derartig zivilistisches Benehmen! Im übrigen ist es empörend aufgefallen, daß Sie sich mit Personen aus dem Mannschaftsstande duzen. Das ist unglaublich, Herr! Wir wünschen Ihre Freunde nicht mehr zu sehen. Und wünschen das nicht mehr zu hören!«

Ich sehe ihn flammend an. In mir kocht es. Aber ich bin Soldat, kenne im übrigen die Zwecklosigkeit einer Gegenrede. »Dummes Luder!« denke ich.

Er schiebt davon. Kaum hat sein Bettgestell ihn wieder aufgenommen, als Dr. Berger an mich herantritt. »Lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, Fähnrich!« sagt er lächelnd. »Und lassen Sie Ihre Freunde kommen, wann Sie wollen. Leutnant Merkel sprach nicht für uns — sprach nur im Pluralis majestatis!«

»Jawohl, Herr Leutnant!« In meiner Kehle quillt ein Heißes auf. Nein, denke ich, nicht verallgemeinern — gibt es nicht viele, die wie er denken? »Wenn man verrückt wird, kriegt man's zuerst im Kopf — besonders, wenn nicht viel drin ist!« sagt in diesem Augenblick der kleine Windt mit lauter Stimme in die Richtung des Merkschen Privatgemachs. Klang es nicht, als wolle er meinen Gedanken damit unterstreichen?

Er hat kaum geendet, als sich auch Leutnant Schulenburg, der ranke, schweigsame Aktive, vernehmen läßt. »Herr Leutnant Merkel«, sagt er schneidend, »ich bin hier der älteste Aktive, und ich freue mich, daß unser Fähnrich, den besonderen Umständen unserer Lage entsprechend, ein so prächtiges Verhältnis mit den Leuten seines Regimentes unterhält! Richten Sie sich in Zukunft danach — ich wünsche es dringend!«

Als ich mich niederlege, sehe ich auf meiner Decke ein fettes Läuselein kriechen. Ich fange es und blase ihm, damit es niemand hört, unter der Decke den Atem aus. Ei, denke ich, Pod hat ein kleines Andenken hinterlassen.

Im November soll die bolschewistische Regierung den Mittelmächten einen Waffenstillstand angeboten haben. Ein Waffenstillstand ist der erste Schritt zum Frieden, nicht wahr? Aber kann es nicht auch nur eine Zeitungsmeldung der neuen Machthaber sein, um sich beim kriegsmüden Russenvolk beliebt zu machen?

Als drei Wochen später ein Telegramm an den Truppenkommandanten kam, daß der Waffenstillstand abgeschlossen sei, glaubten wir es trotzdem. Es war so schwer, etwas nicht zu glauben, was man jahrelang ersehnt hat. Dr. Berger hielt abends eine kleine Ansprache. »Jetzt laßt uns aushalten . . . Und immer wieder daran denken, daß wir hier für die Heimat stehen . . . Und in unserer Liebe zu Volk und Vaterland das harte Schicksal stumm und würdevoll und mannhaft bis zum Ende tragen . . .« Als er geendet, fallen ein paar Offiziere mit dem Deutschlandlied ein. Seydlitz singt kräftig mit. Wir sitzen bis zum Morgen beieinander. Jetzt kann es sich nur mehr um Wochen handeln, ist aller Meinung. Für morgen früh ist Dankgottesdienst angesagt. Ich werde hingehen.

Gestern sagte Windt: »Mit dem Krieg ist es wie mit dem Betrug. Bei einem Betrug darf man sich nicht erwischen lassen, einen Krieg darf man nicht verlieren. Wenn's klappt, ist alles gut und wohlgetan . . . Wenn's aber schief geht, reißt jedermann das Maul auf, bis es platzt . . .«

In wenigen Tagen ist Kaisers Geburtstag. Er soll in diesem Jahr besonders feierlich begangen werden. Hauptmann Mittelberg ist zu uns gekommen, um mit unserm Ältesten über die Festfolge zu beraten. Der Offizierschor wird singen, das Offiziersorchester wird spielen, Dr. Berger wird Predigt, Gebet und Segen sprechen. Die Kaiserrede hat sich unser Hauptmann vorbehalten.

»Gut, meine Herren«, sagt er zum Schluß. »Nun müssen wir aber noch eine kleine Umlage erheben, um den Gästen ein einigermaßen festliches Essen bieten zu können!«

»Und morgen gibt's wieder Kascha!« murmelt Windt.

»Wie meinten Sie, Herr Leutnant Windt?«

»Nichts, Herr Hauptmann . . .«

Dieser kleine Zwischenfall weckt ein Vorkommnis bei der Beratung der österreichischen Offiziere zur Feier des Geburtstags Kaiser Karls. Unter ihnen sind manche, die keine Kugeln pfeifen hörten, trotzdem mit Kriegsauszeichnungen bepflastert sind. Als nun der

Oberst die versammelten Offiziere erinnerte, daß natürlich sämtliche Kriegsauszeichnungen anzulegen seien, rief ein Hauptmann mit scharfer Stimme: »Jawohl, gewiß! Dann aber bitte ich, dafür zu stimmen, daß die Herren jene Auszeichnungen, die sie hinten erwarben, auch hinten tragen . . .«

Das Bankett beginnt. Unsere Betten stehen zum Teil auf dem Gang, Fähnriche sind stundenweise zur Bewachung kommandiert. Aus den Tischen der deutschen Abteilung ist eine lange Tafel aufgestellt. Am Ehrenplatz thront unser Hauptmann, kurzangebunden, etwas zu wichtig. Rechts und links sitzen die Abordnungen der verbündeten Mächte, österreichische und ungarische Oberste, türkische Majore. Das Menü besteht aus Gemüsesuppe, Rindfleisch mit Serviettenknödeln, Preiselbeerschnitten. »Dafür werden wir unsere Hosensriemen vier Wochen lang wie eine Dame ohne Unterleib schnallen müssen!« knurrt Windt und ißt für drei.

Es gibt reichlich Schnaps. Proschow, ein Ostpreuße, den Russen verwandt, hat mit häufigen Probieren einen »Kaiserlikör« gebraut, der nicht von schlechten Eltern ist. Als Seydlitz am Vortag des Festes an seiner Brauküche vorüberkam, sagte er verächtlich: »Schnaps her, ihr Freunde! Wir wollen einmal patriotisch sein . . .« Allmählich röten sich die Köpfe, werden die Augen vom scharfen Wodka glasig. Schlag zehn verstummt die laute Tafelrunde. Unser Hauptmann steht, wirft einen Messerblick auf Proschow, der ruhig weiterkräht.

»Kameraden!« ruft Mittelberg, als ob er ein Bataillon kommandiere. »Und wenn wir auch auf einem andern Erdteil sind, zwölf-tausend Kilometer von der Heimat und fern des Ortes, in dem man heute des Landes höchsten Festtag feiert — so fühlen unsere Herzen dennoch in gleicher Stärke, was sie heute in der Heimat fühlen: Treue zum Land und seinem Kaiser — bis in den Tod!« Er spricht weiter, daß wir hier zwar nicht mehr mit der Waffe kämpften und fielen, unsere Opfer darum jedoch nicht geringer zu achten seien als die der Kameraden an der Front, er spricht zum Schluß vom baldigen Siege und unserem Heimmarsch unter Kaiseraugen. »Und nun, Kameraden«, schließt er, »erhebt euch, faßt die Gläser, stimmt mit mir ein in den Ruf: Unser allerhöchster Kriegsherr, Seine Majestät —«

In diesem Augenblick wird unsere Tür zaghaft geöffnet und auf die Schwelle tritt — Leutnant Köhler. »Ach«, sagt er flüsternd in

die lautlose Stille, »verzeihen Sie, meine Herren . . . Sie feiern ein Fest? Ich wollte nur fragen: Ist meine Frau nicht hier? Und mein Töchterchen? Ich hörte deutlich ihre Stimmen . . .«

Am fremdesten sind uns die Leute von der Gattung des »Knopfes«, die bei jedem Sieg mit vollem Mund den geschmacklosen Ausspruch vom »Dreschen« wiederholen. Nein, wir haben in der Mehrheit zu viel gelitten, um diese Art von Kriegsbegeisterung noch verstehen zu können. Gewiß, ein Volk soll wehrhaft sein, und wir würden unsere Pflicht auch noch einmal tun und werden sie auch hier nicht vergessen — uns hat sich nur für immer eingepägt, daß ein Krieg etwas viel zu Fürchterliches ist, um derart vollmundig und oberflächlich von ihm zu sprechen. Es ist uns eine Selbstverständlichkeit geworden, die vornehmste Pflicht jedes Kulturmenschen darin zu sehen, daß er alles tut, um Kriege zu vermeiden.

Als kürzlich jemand Dr. Berger in jener großmüuligen Weise ansprach, antwortete er: »Ich dachte, wir lebten im zwanzigsten Jahrhundert, Herr Hauptmann? Im übrigen bin ich Jurist, Diener des Rechts, nicht der Macht!«

Heute morgen, es wurde eben hell, wurden wir durch wildes Hufgetrappel aufgeweckt. Als wir an die Fenster sprangen, sahen wir von allen Seiten Patrouillen kommen. Der breite Graben vor unserm Tor verwandelte sich in wenigen Minuten in ein schwirrendes Skorpionennest.

»Jetzt geht der Zauber los!« rief Windt.

Eine halbe Stunde später zeigte sich im Osten die erste Schützenlinie. Mit weiten Zwischenräumen zog sie heran, vermehrte sich mit kleinem Abstand um eine zweite, dritte, vierte, fünfte . . . Die rote Grabenmannschaft wurde unsicher, ihr großer Mundmut schmolz wie Schnee im Föhn. Die Führer starrten mit erschlaferten Wangen und verbissenen Lippen durch die Gläser. »Die siebente, die achte, die neunte jetzt — bei allen Teufeln!« hörte ich ein paar Gardisten fluchen.

Mit schrillum Klirr zersprang ein Fenster. Der erste Schuß der Feldartillerie kam zwischen den Kasernen vorgeheult und schlug mit hohem Feuergeiser dicht vor der ersten Schützenlinie in den Sand. »Sperrfeuer!« rief ein Unteroffizier und rannte die Batterie

hinab. Lage auf Lage fiel, die Häuserzwischenräume glichen Feuermündern, die unablässig Glut und Schwefel spien. Die Kasernen zitterten, die Zimmerböden schwankten, die Decken knisterten, der Rauch der Mündungsfeuer drang beißend durch die zerplatzten Fenster. »Holsteinerin«, die Wunderstute, fiel von der Wand und knickte sich ein Bein.

Die fernen Schwärme kamen näher, durchsprangen, gut geführt, den Feuergürtel, drangen mit immer kleineren Sprüngen weiter vor, nahmen ruhiges Schützenfeuer auf. Eine Kugel nach der andern ging durch unser Fenster. Wir lagen eine Weile auf dem Boden, spähten aber bald wieder hinaus. Die Felsbrustwehr der Gräben wurde den Verteidigern gefährlicher als das ungeschützte Liegen auf der Steppe den Angreifern. Fast jeder Schuß riß messerscharfe Splitter aus den Blöcken, versprühte sie wie schwirrende Schrapnells, mähte statt eines einzelnen gleich zwei und drei. Alles, was fiel, erschien wie von Messern aufgeschlitzt.

Gerade unter unserm Fenster stand der schwarze Führer neben einem Maschinengewehr. Das Rohr erblitzte unaufhörlich, drehte sich hier- und dorthin, kläffte wie ein toller Hund. Nach einer Weile sackte der Zieler über das Gewehr, brachte es mit seinem Fall zum Schweigen. Der Kommandant ergriff ihn augenblicklich, warf ihn mit ungeahnter Kraft als Kugelfang über die Brüstung. Dann schrie er etwas... Alle toten Körper flogen als Kugelfänge vor die Feuernden. Das Prellen der Geschosse hörte auf, man sah nur hin und wieder noch die schweren Leiber zucken, Köpfe und Hände von vollen Treffern hin und her gerissen.

»Warum sie jetzt wohl liegen bleiben, die Stürmenden?« flüsterte Seydlitz. »Zwei große Sprünge müßten sie in den Graben bringen...« Ja, es schien fast, als ob die Schützenschwärme, durch eine Bodenwelle gut gedeckt, keine Miene zu einem Sprung mehr machten. Warteten sie vielleicht auf eine vorbestimmte Wendung?

In diesem Augenblick barst hinter den Kasernen ein heulendes Kosaken-Urra, schwoll das Getrappel ungezählter Pferdehufe auf. Ich sah noch, daß der Schwarze rückwärts sprang und mit entsetzten Augen nach hinten sah — dann liefen wir mit einem halben Dutzend auf den Gang hinaus, um auf der anderen Seite nach dem Grunde des Geschreis zu sehen.

»Himmel und Heiland, welch ein Bild!« rief Olfert. Zwei, drei, vier Regimenter attackierender Kosaken jagten, in den Bügeln stehend, von auffällig viel Offizieren angeführt, zum Dorf heraus,



durchfegten spukhaft rasch den Zwischenraum, ergossen sich wie eine braune Strömung zwischen die Kasernen. Zweien der Geschütze gelang es noch, zu wenden, als aber ihre ersten Schüsse kläglich und viel zu steil gen Himmel fuhren, war der Feind bereits heran. Sie hieben ihre Kanoniere gleichsam in Stücke, rasten weiter, trafen im gleichen Augenblick von hinten am Graben ein, in dem die Schützenschwärme — beim ersten Urra der beginnenden Attacke aus ihrer Stellung vorgelaufen — vorn im Sturmschritt auf die Brüstung sprangen.

Keinem gelang es, zu entkommen. Ein Häuflein wehrte sich, bis man es niederschlug. Ein anderes gab mit lautem Flehen die Waffen ab. Unter dem Fenster trieb man sieben Führer an die Mauer, waffenlos, schwerblessiert. In ihrer Mitte stand der Kommandant.

Ein großer, schöner Offizier trat auf sie zu. In seiner Rechten wippte eine schwere Peitsche, an deren Ende kleine Bleigewichte hingen. Ein kurzes, schneidendes Verhör begann. Sechs sagten mutlos aus, der junge Schwarze machte eine gemeine Geste und spie ihm vor die Füße.

»Schleift ihn zu Tode!« sagte der Offizier mit starrer Ruhe, zog ihm die schwere Peitsche zwei-, dreimal klatschend über das Gesicht. Der Schwarze knickte ein und schrie. Sechs Transbaikalkosaken banden seine Beine mit langen Stricken an die Schwänze zweier tänzelnder Kosakenpferde. Der Offizier sah prüfend nach. »Gut, Leute . . .« lächelte er. »Jetzt vorwärts, eine Stunde . . .« Sie schwangen sich in die Sättel und jagten schreiend in die Steppe. Der schlanke Leib des Kommandanten schlug schleifend auf und nieder, zerfetzte sich am zackigen Geröll, ließ eine breite Blutspur hinter sich.

Zwei Stunden später kam der Adjutant des Hauptmanns. »Der Dolmetsch ist noch krank. Sie müssen mich sofort begleiten. Der neue Kommandant will unserem Ältesten Befehle geben.« Wir liefen rasch.

Beim Obersten von Strann waren alle Ältesten versammelt. Niemand sprach. Wir hatten kaum gegrüßt, als jemand von draußen die Klinke niederknallte, mit dem Fuß sperrangelweit die Tür aufstieß. War das nicht ein Bekannter . . .? Ja, es war Vereniki, staubig, schweißig, wie immer die Pistole umgekehrt in seiner Faust. »Wir kennen uns noch, meine Herren, was?« rief er barsch. Ich trat vor.

»Ach«, rief er, »Sie, Fähnrich?« Ich grüßte straff. Er gab mir die Hand. »Haben Sie Papier, Feder . . .?«

Ein zweiter Offizier trat in die Tür. Es war der vom Verhör. »Achtung! Der Ataman kommt!« schrie er und stellte sich, Hand an der Mütze, neben die Schwelle. Alles nahm Haltung an.

Mit langen, schweren Schritten tritt Generalleutnant Semjonoff, Ataman der Sibirischen Kosaken, ein. Er ist ein großer, ungewöhnlich starker Mann, mächtig und muskulös, in mongolisch-burjätischer Uniform. Auf seinen breiten Schultern hängt ein pelzverbrämter Umhang, auf seinem Hinterkopf sitzt eine breite, niedrige Kosakenpapacha.

Ich sehe ihn fast neugierig an. »Das ist also der berühmte Ataman!« denke ich erregt. Sein Gesicht ist glatt, jede Muskel wie aus Stein gebildet. Hohe Stirn, breite, derbe, echt russische Nase, kräftiges, vorgewölbtes Kinn. Die Oberlippe deckt ein schwarzer Schnurrbart, die Unterlippe hängt ein wenig vor. Zwei große, graue, bohrende Augen, die in tiefen Höhlen liegen, machen mit seinem schweren, abgemessenen Wesen den Eindruck einer unerschütterlichen Kraft, Ruhe, Sicherheit.

»Meine Herren«, sagt er nach kurzem Gruß mit orgelhafter Stimme, »es ist mir wichtig, Ihnen bekanntzugeben, daß dieses Lager mit meinem Einzug wieder unter die Befehlsgewalt der alten russischen Regierung tritt. In diesem Sinn sind jegliche Vergünstigungen, die Ihnen von den roten Usurpatoren eingeräumt wurden, aufgehoben. Es tritt der gleiche Zustand ein, der vor der Revolution für Sie bestand. Da ich die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk nicht anerkenne, mich aus diesem Grund mit Ihren Heimatmächten noch im Kriegszustand befinde, sind Sie aufs neue meine Kriegsgefangenen geworden. Ich ersuche Sie in Ihrem Interesse, auf diesen Zustand schärfste Obacht zu verwenden.«

»Achtung!« brüllte Vereniki.

Semjonoff hebt die breite Hand von neuem. Und geht.

Wir leben jetzt unterm weißen Regiment. Es ist vom zaristischen nicht zu unterscheiden. Wir haben nur nichts mehr zu essen, das ist alles. Durch die Kämpfe und Zerstörungen sind in einzelnen Gebieten bereits Hungersnöte ausgebrochen. An wem spart man zuerst? Am Kriegsgefangenen . . . Ein Tier ist wertvoll, ein Tier kann arbeiten, zur Not kann man es schlachten, ein Tier muß man,

so gut es geht, ernähren. Ein Kriegsgefangener ist weniger als ein Tier...

Das Kerenskigeld fällt jeden Tag im Kurs. Wir können nur noch schwarze Kascha kaufen, bekommen sie ohne Fett, ohne Fleisch, nur in Wasser gekocht. Vorm Dorf stehen wieder Posten. Vor der Steppe stehen wieder Posten. Das alte Leben ist zurückgekehrt. Der Heimatshügel tritt wieder in seine Rechte.

Ja, es ist Frühling. Und gestern kam die Nachricht, daß der Friede von Brest-Litowsk geschlossen sei. Und wir? Haben wir uns diesen Tag nicht jahrelang vorgestellt? Und ausgemalt und ausgeschmückt? Jetzt wagen wir kaum zu sagen, daß Frieden ist... O, wie anders ist alles gekommen! Unsere Depression ist furchtbar. Mein Gott! Was haben wir getan? Alles, was in Europa-Rußland sitzt, kommt jetzt nach Hause. Wir Sibirier aber...

»Wir müssen länger bleiben, weil wir es schöner gehabt haben!« sagt Windt höhnisch. Seydlitz hat mich gebeten, ihn Russisch zu lehren. »Diese Gegenrevolution kann Jahre dauern!« sagte er sachlich. Nein! Nein! Wie sollen wir das aushalten? Lockern sich in unserm Zimmer nicht jetzt schon alle Bande? Wie mag es erst bei der Mannschaft sein? Bei Pod...? Wir leben in einer Stimmung, die nicht mehr zu beschreiben ist. Haben Menschen je etwas Quälenderes erlebt? Frieden... Frieden... Aber kein Frieden für uns...?

Seit dem Beginn der Begräbnisse begleiten wir fast jeden Zug zum Friedhof hinauf. Wir können auf andere Weise nicht mehr aus dem Stacheldraht heraus. Dieses Totenbegleiten aber ist erlaubt. Es ist gewiß nicht schön, aber man fühlt wieder einmal ein wenig freie Steppe unter seinen Füßen und einen frischen Wind.

In diesen Frühlingstagen des Jahres 18 gehen die Leichentransporte, infolge der immer stärker werdenden Verluste an Tuberkulose über Winter, vom frühen Morgen bis zur Nacht hinauf. Wenn man mit will, geht man einfach zum Totenhaus und wartet dort, bis ein neuer Zug zusammengestellt ist. Heute begleite ich Dr. Berger. Fünfzig bis sechzig Holzkisten standen vor der Baracke, und müde, stoische Soldaten holten einen nach dem anderen von dem hohen Winterstapel herunter, der aus zwei- bis dreitausend aufeinandergeschichteten, nackten Leichen bestand und legten sie mit gleichgültigen Händen in die rohen Kisten.

Zwanzig Kosaken kommen angetrabt. Die Särge werden von je vier Mann auf die Schultern genommen. Hinter dem langen Zug

der fünfzig Särge sammeln sich die Offiziere, die sie begleiten wollen. Es geht auf einem schmalen, ausgetretenen Pfad über die Bergsättel. Der Weg ist mit Hobelspänen und Sägmehl, ihren letzten Polstern, die unablässig durch die Fugen rieseln, das ganze Jahr gezeichnet. An klaren Tagen leuchtet er gelb und endlos bis zum Heimathügel.

Ein kleiner Russenfriedhof mit geschrägten Doppelkreuzen und einem Eisengitter als Wolfsschutz kommt zuerst. Ein Chinesenfriedhof, kleine Hügelchen, auf denen dünne Stöcke stecken und geschnittene Papierchen flattern, mit kleinen, krausen Tuschzeichen beschrieben, schließt sich an. An den Seiten dieser Gräber stehen kleine Näpfchen mit Reis und Wasser — Totennahrung.

Allmählich steigt ein großer Felsblock vor uns auf. Ein Monument, von Kriegsgefangenen erbaut. Ein paar Gedächtnisworte an der Westseite, ein flugbereiter Adler, die geschliffenen Augen europawärts gewandt, auf seiner Spitze. Um ihn herum gleicht die Steppe einem dünnen Walde. Reihe auf Reihe zieht sich durch den Sattel — still, endlos, schauerlich. Der größte Teil besteht aus Balkenkreuzen, oft ohne Namen. Zuweilen ragt ein Stein hervor, eckige Blöcke, von Offizieren grob graviert und abgeschliffen.

Am Ostende sind hundert Mann daran, den gerade frostfrei gewordenen Felsenboden aufzupicken. Man hat es schwer und eilig und macht so flache Löcher, daß die Särge kaum eine Handvoll Schutt bedeckt. Wir gehen derweil durch die Reihen. Ein alter Hauptmann, der sich uns anschloß, zeigt uns Kreuze von Bekannten. »Dort liegt Baranny«, sagt er. »Ich wohnte mit ihm zusammen. Man warf ihn wegen eines Fluchtversuchs in die Katorga. Als man ihn wieder frei ließ, löschte er aus. Dort liegt ein Nostitz, er erhängte sich, weil man ihn wegen eines unkorrekten Grußes vor allem Volk zerpeitschte. Dort Bergner der im Arrest verhungerte . . .«

Wir setzen uns auf einen glatten Felsen. Der Himmel ist klarblau, der Horizont konturenlos. Die Steppe zieht sich wie ein blaßgrünes, erstarrtes Meer in die Unendlichkeit. In der Ferne läuft ein Zug mit weißem Rauch europawärts. »Und auf jeden wartet in der Heimat eine Mutter . . .«, sagt Dr. Berger. Und sieht die Kreuze an, als ob er sie zählen wolle.

Neulich war ich wieder einmal bei unserem lieben Saltin eingeladen. Es war ein Haufen junger Offiziere in seinem Zimmer.

Hauptmann Schank sei voller Entsetzen zu einem zünftigen Tarock geflüchtet, sagte er lachend. Ein Leutnant Teleky, ein Vollblut-ungar, erzählte gerade von seinem ersten Fluchtversuch.

»Ich sammelte monatelang die Pferdeäpfel der Kommandantenpferde«, sagte er. »Ich wartete oft stundenlang deswegen, und wo ich einen Russen reiten sah, ließ ich ihn nicht mehr aus den Augen, lief ich die ganze Hufspur ab. Den Kameraden fiel schon auf, daß ich immer bei den Russen herumschlich, aber ich wartete ja auf nichts anderes, als daß ihre Gäule etwas verloren. Am Zaun hatte ich nämlich ein kleines Gärtchen angelegt und an seinen Rand Kartoffeln gepflanzt — daß sie hoch genug wurden, davon hing alles ab. Nun, sie gediehen durch den Dünger prächtig und waren bald so dicht und hoch, daß ich unter ihrem Kraut, auf dem Bauch liegend, das Ausschlupfloch graben konnte. Ich besaß nur einen Eßlöffel dazu und brauchte viele Nächte, immer unter den Augen der Wachtposten . . .«

Um Mitternacht kam Roselli, der schwarze Künstlerkopf, und sang uns ein paar Lieder auf der Laute. Wie alles schwieg, wenn er sang:

»In deinen Augen glimmt ein Licht,  
so grau in grün,  
wie dort die Nacht den Stern umflieht.  
Wann kommst du? — Meine Fackeln lohn!  
Laß glühn! Laß glühn!  
Schmück mir dein Haar mit wildem Mohn!«

Oder:

»Auf einem jungen Rosenblatt  
mein Liebster mir geblasen hat  
wohl eine Melodei.  
Es gab mir viele Dinge kund,  
das Rosenblatt am roten Mund,  
und war kein Wort dabei!«

Oder:

»Wie dein Ohr brennt, wie dein Mieder drückt!  
Rasch, reiß auf, du atmest mit Beschwerde . . .  
O, wie hüpfst dein Herzchen nun beglückt!  
Komm, ich trage dich, du wildes Wunder:

Wie dich Gott gemacht hat! Weg den Plunder!  
Und dein Brautbett ist die ganze Erde . . .«

Als er geendet hatte, zog der Leutnant neben mir, ein stiller, blonder Mensch, eine Photographie heraus und reichte sie mir. »Ist das Ihre Frau?« fragte ich.

»Nein«, sagte er versonnen. »Ich kenne sie noch gar nicht. Es ist die Braut eines Kameraden, der an Typhus starb. Aber wenn ich heimkomme, werde ich sie heiraten. Ich habe zwei Jahre lang von ihr geträumt . . .«

Ich ging zu Pod. Auf dem Wege ins Oberlager mußte ich an der Tischlerbaracke vorüber. Die Särge waren bis auf wenige fort. Man arbeitete schon wieder an neuen Bretterstapeln.

»Hören Sie«, sagte ich dem Pionier, der meinen Tisch gemacht, »könnten Sie mir nicht noch einen Tisch machen? Er braucht nur klein zu sein . . .«

Er kratzte sich am Hinterkopf. »Das hält schwer«, sagte er. »Wir haben schon wieder dreitausend Särge in Auftrag bekommen. Unser ganzer Vorrat ist futsch, und das Kommando meint, daß wir im nächsten Frühjahr noch mehr brauchen als dieses Jahr! Ich müßte ihn nach Feierabend machen . . .«

»Versuchen Sie's. Es ist für einen Kameraden aus dem Oberlager. Podbielski heißt er, ein Dragoner. Wann könnte er ihn holen?«

»Nun, in acht Tagen . . .«

Als ich in meine ehemalige Baracke komme, hält Pod gerade Wache. Suschka springt mir entzückt entgegen, er zieht den Chinesenmantel neben sich, fordert mich mit der Hand zum Sitzen auf. Alles ohne Worte.

»Was ist mit der Heimfahrt, Junge?« fragt er endlich.

Es schnürt mich in der Kehle. »Ich weiß nichts, Pod«, sage ich heiser.

Er räuspert sich. »Ja, aber . . .« hebt er an. Ich wende mich und sehe ihm ins Gesicht. Seine Bernhardineraugen sind trübe und glanzlos. Sein Bart um den Mund herum dünn und zerbissen. »Pod . . .«, sage ich tröstlich. »Nicht schwach werden!«

Er schüttelt den Kopf. »Nein«, sagt er rauh, »es geht nicht mehr . . . Dies Auf und Ab, dies Hin und Her . . . Ich dachte mir, alle dachten sich . . . Nein«, bricht er aus, »das geht nicht mehr, um Gottes willen! Kalt — heiß, kalt — heiß, fortfahren — hierbleiben,

Krieg — Frieden, Krieg — Frieden! Herrgott im Himmel . . . Jetzt haben wir Kleider und Stiefel, aber jetzt gibt man uns nichts mehr zu fressen! Einer nach dem andern kriegt die Schwindsucht. Gestern ist jemand verrückt geworden. Kastriert mich! schrie er in einem fort. Kastriert mich doch . . . Jede Woche kommt einer hinzu. Man hat sich zu sehr gefreut, man hat sich schon zu Hause gesehen, weißt du . . .? Ja, das ist es . . .«

»Ich glaube nicht, daß sich Semjonoff lange hält!« sage ich ohne Glauben.

Pod fühlt alles. »Das sagst du nur, um mich zu trösten. In Wirklichkeit . . . Es kann noch Jahre dauern, sagt mancher hier . . .«

»Was ist mit den andern?« frage ich endlich.

»Brünn ist seit dem Umschwung erledigt. Er onaniert sich langsam zu Tode. Wie ein Pavian . . . Als er es kürzlich in meinem Beisein tat, habe ich ihn geschlagen, bis er liegen blieb.«

»Das hättest du nicht tun sollen, Pod!«

»Nicht tun sollen? Alle werden von ihm angesteckt! Sind wir in einem Affenkäfig?«

»Und Blank?« frage ich rasch.

»Der ist auch fertig. Für einen halben Rubel tut er mit dir, was du willst . . .«

Ich senke den Kopf und streichle Suschka. Immer wieder, immer wieder.

»Gestern habe ich einen erwischt, als er die Suschka . . .« fährt Pod fort. »Es war der schwarze Elektriker. Wenn das Tier nicht so geschrien hätte . . . Ich habe ihn so zugerichtet, daß er ins Lazarett mußte, dieses Schwein . . .« Er schweigt verbissen. »Das hätte ich wohl auch nicht sollen, was?« ruft er dann. »Alles gehen lassen, was? Dieses ganze dreckige Irrenhaus dahin laufen lassen, wohin es läuft? Du hast gut reden! In deinem Zimmer gibt es so was nicht . . .«

»O«, sage ich leise, »glaube das nicht . . . Man sieht es nur nicht so . . .«

»Ja, wir sind alle Menschen«, murmelt Pod. Und setzt hinzu: »Schnarrenberg ist auch kleinlaut geworden . . .«

Nach einer Weile kommt der kleine Blank zur Ablösung. Er hat rote Flecken auf den Backen und eine eingefallene Brust. Seine Augen sind erschreckend umrandet. »Ich sah dich mal vor der Kantine«, sage ich. »Hättest du gern etwas gekauft?«

»Nein«, sagt er müde. »Ich stand nur dort. Nur so . . .«

Ich gehe mit Pod zu den andern. Sie liegen alle schlaff herum, ein paar spielen Karten. Brünn hockt mit eingesunkenen Augen an der Wand. Als ich mich zu ihm setze, sagt er sofort: »Meine Frau hat ein Kind bekommen, Junker.«

»Wie das?« frage ich achtlos.

»Er hat einen Brief von seiner Frau bekommen, darin steht es!« erklärt der Artist.

Die Quappe lacht. »Das ist nicht schlimm!« sagt sie spöttisch. »Einer Frau in unserem Dorf ging es ebenso. Zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes kriegte sie ein Kind. Aber sie sagte ruhig: Von meinem Mann.«

»Nun, und?« fragt der Artist.

»Nun, und? Als man ihr beibrachte, daß ihr Mann doch schon seit zwei Jahren tot sei, antwortete sie: Was geht das mich an? Es ist von ihm und damit fertig. Ich kann mein Kind so lange bei mir behalten, wie ich will . . .«

Ein paar lachen. Aber es ist kein Klang mehr darin. Es ist alles so leer, so hohl.

»Nimm's nicht schlimm, Brünn!« sage ich tröstend.

»Ich schlage sie tot, wenn ich heimkomme!« knirscht er.

»Dann schlag dich nur erst selbst tot!« ruft Pod erbost.

»Was willst denn du?« schreit Brünn los. Ist er von Sinnen? »Du elender Kuhmelker! Du verhungertes Fettwanst! Du geiziger Mistbauer —«

»Soll ich dich noch einmal schlagen?« brüllt Pod zurück. »Du Hengst, du Bock, du Vieh —«

Ich springe auf. »Still, Pod! Mein Gott, was ist denn das für eine neue Art? Schämt euch doch! Wart ihr nicht einst die besten Freunde? Und genügt es nicht, daß uns die Russen zu Tode schinden? Müßt ihr euch noch selbst bis aufs Blut quälen? Seid doch vernünftig, Herrgott nochmal . . .«

Pod steht auf und geht. »Übrigens hat Pod recht, Brünn«, sage ich ruhig. »Man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man im Glashaus sitzt. Und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Deine Frau hat nichts anderes getan, als was du hundertmal tatest, in Werken und Gedanken . . .«

»Aber ich bin ein Mann!« wimmert er. »Ein Mann, ein Mann . . .«

»Sei still, du Jammerpeppi!« knurrt der Schwalangscher.

Ich stehe auf. Was soll ich tun? Ihm mit Pfarrerworten sagen,



daß es nur ausgleichende Gerechtigkeit sei, daß gerade er . . . Nein, das ekelt mich.

»Wiedersehen, Kameraden!« sage ich mutlos und gehe fort.

Es ist so weit: Die besten Freunde hassen sich . . .

Nachmittags war ein Österreicher hier«, sagte Olfert, als ich zurückkam. »Sie möchten bis um fünf Uhr zu ihm kommen. Bergmann, Kaserne IV, erster Stock.«

Ich gehe hin. Was will er? denke ich. In Kaserne IV weist man mich zu einem feisten Kavalleristen. »Hören Sie, Fähnrich«, beginnt er, »unser Dolmetsch ist immer noch krank, darum möchten wir Sie bitten . . . Ein Posten hat uns ein paar Mädchen angetragen, gute, junge Sachen, aus einem Offiziersbordell in Tschita. Wir konnten uns jedoch nicht recht verständigen, darum sagte ich, er solle um fünf Uhr wiederkommen . . .«

Ich beiße in meine Lippen. Soll ich? Soll ich nicht? Ich muß. Man würde mir das Leben zur Hölle machen, wenn ich mich weigerte . . .

Er erklärt mir alles. Preis, Zahl der Reflektanten, Dauer ihres Aufenthalts. O, er ist nicht scheu, verwendet keine Schminke! »Übrigens habe ich Sie dafür als zweiten auf die Liste gesetzt«, sagt er zum Schluß.

»Danke, Herr Rittmeister, nein.«

»Wieso? Nun, wissen Sie, als ersten kann ich Sie wirklich nicht nehmen, die meiste Arbeit hatten wir selbst —«

»Ich will überhaupt nicht, Herr Rittmeister!« unterbrach ich ihn.

»Überhaupt nicht? Mensch, als zweiter — bedenken Sie doch!« Ich hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich andere Gründe habe. Glücklicherweise kam der Posten pünktlich.

Ich habe mein erstes Paket erhalten! Es ist alles darin, was ich mir wünschte, obwohl es nur halb voll war — die andere Hälfte muß gestohlen sein. Mein Vater schreibt, daß es nun schon das dritte Paket sei, das er mit immer gleichem Inhalt an mich sende. Und ich erhielt eins, und auch das nur halb! Auf dem Deckel stand von seiner Hand: »Wir wollen das ideale Vaterland verwirklichen und unser Leben geringer achten als unsere Idee!«

Fast gleichzeitig kam meine erste Geldsendung: 500 Rubel. Durch Vermittlung Verenikis habe ich alles ausbezahlt erhalten, gewöhnlich gibt es größere Summen nur in monatlichen Raten von 50 Ru-

beln. Endlich kann ich wieder Zigaretten kaufen! Es gibt zwar nur englische hier, in China hergestellte: Swallow, Honey bee, Goldenhelmet — Hauptsache, daß es welche gibt.

50 Rubel habe ich Schnarrenberg zur Verteilung an unseren Beritt übergeben.

Heute muß der Posten die Weiber gebracht haben. Nach dem Abendessen verschwanden ein paar aus den Zimmern — still, schleichend. Merkel als erster, Windt als zweiter, ein Offizierstellvertreter als letzter. Aber wo ist Olfert? dachte ich plötzlich. Mich befiel Unruhe. Sollte er auch . . . ? Und wenn er sich fürs Leben ruiniert . . . « Es ist ein guter, ehrlicher, gesunder Mensch . . .

Ich stehe auf. »Wohin wollen Sie, Fähnrich?« fragt Dr. Berger und legt mir die Hand auf die Schultern. Ich zucke zusammen. Wie er mich ansieht . . . Ich schlucke heftig. »Ich will nur Olfert suchen, Herr Leutnant!« sage ich endlich.

»Ist das wahr?« fragt er leise.

»Ja, Herr Leutnant!«

»Gut, dann gehen Sie. Und wenn er nicht will, dann sagen Sie ihm, daß ich ihn sprechen möchte — sofort und dienstlich!«

Vor der Tür beginne ich zu laufen. Vielleicht ist es schon zu spät? Der Posten hat sie ins Kurszimmer gebracht, einen leeren Raum in Baracke II. Als ich die Treppe hinaufkomme, steht der Gang schon voller Offiziere. Sie warten Fuß an Fuß, zu dritt und dritt. Majore, Fähnriche, Hauptleute, Leutnants — bunt durcheinander. Ich sehe Merkel, etwas hinter ihm Windt. »Seht, der hat's eilig!« ruft jemand spöttisch.

Ich dränge mich vorbei und trete rasch ins Kurszimmer. Neben der Tür steht ein kleiner Tisch mit einer Lampe. An ihm sitzt der feiste Rittmeister, vor ihm liegt eine lange Liste. Eine Zimmerhälfte ist mit Bettüchern verhängt, man sieht drei Bettgestelle dahinter stehen.

Vor dem Rittmeister stehen ein grauer Major und ein junger Leutnant. Ich höre jetzt erst, daß sie miteinander streiten. »Hier geht es nach der Reihe, Herr Major«, sagt der Leutnant kalt, »wie man sich eingetragen hat, nicht anders. Hier gibt es keine Ränge und keinerlei Sterne mehr — hier sind wir alle gleich, sind wir nichts als Männer!«

»Bedaure wirklich«, fällt der Rittmeister ein. »Bender hat recht, Herr Major. Es geht nicht anders, ich bitte, zu bedenken . . . Und

wie ich aus der Liste sehe, kommen Herr Major hier wirklich nach dem Leutnant«, setzt er hinzu.

Der Major geht zornig ab. Eine unsichtbare Hand schlägt den mittleren Vorhang zurück. Ein junger Oberleutnant, den ich gut kenne, tritt halb angekleidet heraus. »Leutnant Bender, jetzt kommen Sie dran!« sagt der Rittmeister sachlich.

Ich trete an den Tisch – wirr, aufgewühlt.

»Nun, haben Sie sich's überlegt?« lacht er auf.

»Nein«, stoße ich aus, »ich möchte nur wissen, ob ein Fähnrich Olfert auf der Liste steht.«

»Warten sie mal...« Er blättert etwas. Der Oberleutnant geht hinaus, sehr blaß. Hinter dem Vorhang schreit jemand unterdrückt. Auf meine Stirn tritt Schweiß, meine Beine beginnen zu zittern. Ich kenne keine Frau, kein Weib! denke ich. Habe noch nie eins gehabt. Dachte es mir so schön, so groß... Und glaubte, glaubte... Pfui Teufel, jetzt ist alles hin! Alles, alles...

»Ja, Olfert ist dabei«, sagt der feiste Rittmeister endlich. Ich laufe ohne Gruß hinaus und dränge mich von neuem durch die Wartenden. »Sapristi, das ging rasch!« ruft jemand neidisch. Im letzten Glied steht Fähnrich Olfert. Ich fasse ihn am Arm und ziehe ihn heraus. »Olfert«, sage ich, »kommen Sie mit!«

Er sieht zu Boden. »Ich habe schon bezahlt!« sagt er störrisch.

»Wenn ich... wenn Sie...«, brause ich auf. Und breche ab. »Wollen Sie kommen oder nicht?« frage ich kalt.

Er windet sich. »Haben Sie schon von der asiatischen Syphilis gehört?« frage ich flüsternd. »Mund, Nase, Augen – alles zerfressen? Wollen Sie sich... Übrigens will Dr. Berger Sie sprechen«, sage ich umschlagend. »Und zwar sofort, dienstlich...«

Er reißt sich los. »Kommen Sie, zum Teufel!« knirscht er.

Ich gehe voraus. Er folgt mir wie ein Hund. Ich öffne die Tür, schiebe ihn hinein. »Hier ist er, Herr Doktor«, sage ich leichthin.

Berger sieht uns lange an. Seine feinen Lippen zittern. »Legt euch schlafen, Kinder...«, sagt er heiser. Kein Wort mehr.

Am vierten Tage haben Konvois das Kurszimmer aufgehoben. Ein Offizier, der sich zu spät meldete und wegen Überfüllung nicht mehr zugelassen wurde, soll es aus Neid und Rache verraten haben. Ich stand mit mehreren im Hof, als man sie abführte. Kosaken gingen rechts und links und leckten sich vielsagend ihre Mäuler.

Es waren drei hübsche, kindhafte Stadtmädchen, zwei schwarz

und zart und katzenhaft, eine breit und voll und blondhaarig. Ihre Gesichter waren trotz des Puders kalkweiß. In ihren Augen hockte Todesangst.

»Die sind erledigt«, sagte Windt trocken. »Vereniki übergibt sie der Wachtkompanie, 600 Mann, hörte ich. Sie dürfen mit ihnen machen, was sie wollen, das ist seine Strafe. — Eigentlich furchtbar, was?«

Er schwieg eine Weile. »Aber wenn man es richtig bedenkt: es war auch teuer genug . . . Und ein großes Geschäft hat ein großes Risiko . . . Was die Mädels verdient hätten? Tausende von Rubeln jede, sage ich euch . . . Jetzt hat Vereniki alles abgenommen . . .«

»Das wäre Strafe genug gewesen!« sagte Müller, Steinfußböden. »Aber Sie den Kosaken zu überantworten, von denen zwei Drittel syphilitisch sind . . . Nein, dieser Vereniki ist und bleibt eine Bestie!«

»Von den Schwarzen hält es keine aus«, sagte Merkel sachlich. »Höchstens die Blonde . . .«

»Nein, ich begreife das nicht!« sagte Seydlitz am nächsten Morgen. Sein Gesicht hatte den verächtlichsten Ausdruck, den ich je an ihm gesehen habe. »Einer nach dem anderen . . . Ist ihnen denn eine Frau wirklich nicht mehr? Ja, wenn man noch ein halbes Jahr Ruhe bekäme . . . Aber nach acht Tagen ist man ja doch wieder so weit . . . Nein, manchmal schüttelt es mich vor dem Männlichen in uns . . . Und dieses ewige Sexuelle ekelt mich allmählich an!«

»O, mich auch!« rief Olfert. »Aber was wollen Sie? Es ist nun einmal das Problem aller Gefangenschaften!«

»Und es sind ja nur drei aus unserm Zimmer gewesen, Seydlitz«, fiel ich ein. »Drei von zwanzig, das ist ein niedriger Prozentsatz. Und alle anderen denken wie wir . . .«

»Nur drei?« fragte Seydlitz. »Wirklich nur drei?«

Olfert nahm seine Mütze und ging eilig fort.

Gestern kam Leutnant Teleky, der kleine, ranke Ungar, in mein Zimmer. Er fragte mich, ob er mich eine Weile allein sprechen könne. »Gut«, sagte ich, »sofort!« Und ging mit ihm hinaus.

Er ging bis an die Totenbaracke, wo sich nie jemand aufhält. »Ich will wieder fliehen!« sagte er erregt. »Ich will im Endkampf dabei sein! Und Sie fragen: Wollen Sie mit?«

Ich zündete mir eilig eine Zigarette an. Meine Hände zitterten, als ich sie an die Lippen führte. »Nun?« fragte ich.

»Ich arbeite schon seit einem halben Jahr daran. Gestern habe ich endlich Verbindung bekommen. Im Bad —«

»Ein Russe?«

»Ein Chinese. Ein ehrlicher Mann, soweit man bei diesen schlitzigen Gesichtern Ehrlichkeit feststellen kann.« Er griff in die Tasche seines Husarenpelzes, brachte einen kleinen, schmutzigen Zettel hervor. »Er spricht und schreibt gut Russisch«, erklärte er.

Ich las: Ich bin bereit, vier Männer auf geheimen Wegen nach Tientsin zu führen. Pferde und Waffen habe ich. Kommt in drei Tagen ins Bad hinaus.

Ich schob den Zettel ein. Teleky lief hin und her. »Gott, Herrgott . . .« flüsterte er drei-, viermal. »Ja«, sagte ich endlich, »wir werden gehen — wie?«

Er griff nach meiner Hand. »Wen sollen wir noch wählen?« Wir rieten ein, zwei Stunden. Ich dachte an Pod. Ich dachte an Saltin. Endlich blieb ich bei Seydlitz. »Was meinen Sie zu Leutnant Hassan?« fragte er.

Ich schloß die Augen. Ich kannte ihn gut und stellte ihn mir vor: Dürr und sehnig, mit spitzem Vogelkopf, gekrümmten Reiterbeinen, Feueraugen, die bei der leisesten Erregung brannten. »Gut«, sagte ich. »Sie, Seydlitz, Hassan, ich — der volle Dreibund!«

»So übernehmen Sie die weiteren Verhandlungen?«

»Ja, nur noch eins: Bis wieviel kann ich bieten? Ich habe selbst vierhundert.«

Seine Stirn furchte sich. »Ich habe nur drei«, sagte er. »Aber Hassan wird mehr haben . . .«

»Dann muß er's Seydlitz leihen. Ich biete ihm höchstens drei für jeden. Chinesenmäntel können wir im Mannschaftslager billig kaufen . . .«

Er legte die Hand auf die Lippen und lief davon. »Sicherlich, Teleky!« schloß ich beruhigend.

Seydlitz ist Feuer und Flamme. »Daß Sie an mich dachten!« sagt er unablässig. »Jetzt kommen wir noch recht zum Endkampf!« Er will sich das Geld überall zusammenpumpen, es fällt ihm nicht leicht, für diesen Zweck kann er alles.

Ich lebe wie im Fieber. Hätte ich Pod wählen sollen? Nein, er würde sofort auffallen. Und Saltin, dieser prachtvolle Österreicher?

Nein, Seydlitz kann schon ziemlich Russisch. Und ist der Willensstärkste von allen.

Nein, er ist der einzige, der in Betracht kommt.

Drei Tage später bekam ich durch Vereniki meinen Posten. Ich ging mit langen Schritten voraus, der Kosak blieb mir säbelklirrend auf den Fersen. Vorm Bad gab ich ihm einen halben Rubel. »Geh derweil ein Schnäpschen trinken, ich laufe nicht weg!« sagte ich lachend. »Spassivo, Gospodin!« Er ging davon.

Im Vorraum saß ein älterer Chinese in schwarzer Schnürenbluse. Er hatte ein öliges, widerliches Gesicht. Ich bemerkte, daß seine Iltisaugen sich weiteten, als sie statt des Ungarn mich erblickten.

Ich grüßte, nahm den Zettel aus der Tasche, faltete ihn derart auseinander, daß er ihn erkennen mußte. »Hat dich der junge, schwarze Offizier geschickt?« begann er augenblicklich in dem nasalen Russisch, das die Chinesen am Rand der Gobi sprechen.

»Ja. Er kann zu wenig Russisch. Hier ist dein Zettel.«

»Willst du auch mit?«

»Wenn du es nicht zu teuer machst?«

»Ich gebe jedem ein Reitpferd, Essen und Trinken, Revolver mit Patronen. Für je zwei ein Packpferd. Ich führe euch bis Tientsin auf Schmugglerwegen, die kein Kosak kennt. Wir reiten nur nachts, tagsüber schlafen wir in den Höhlen, die ich eingerichtet habe. Ich schmugge schon seit meiner Kindheit, und meine Pferde hat noch kein Kosak erblickt. Ihr kommt ganz sicher und gefahrlos —«

»Und was verlangst du?« brach ich seinen Redeschwall.

»Fünfhundert auf den Kopf!« sagte er leise.

»Haha!« Ich lache auf. »Du bist ein Narr! Ich kann dir nur zweihundert geben!«

»Nein«, sagt er entschieden. »Für eine solche Summe ist mir mein Kopf nicht feil . . .«

»Du sagtest eben, daß es ganz gefahrlos sei?« warf ich ein.

»Das schon . . . gewiß . . . Nun: Für vierhundert dann!«

»Zweihundertfünfzig!« sagte ich.

»Nein, nein!« Er warf die Hände auf und trat zurück. »Du kannst nicht denken: Pferde, Patronen, Essen, wie teuer ist das alles . . .?«

»Das kostet nichts!« sagte ich ruhig und lächelte in seinen Augenschlitz hinein. »Du gehst ja doch leer zurück, um neuen Tee zu holen oder — Opium!«

Er sah mich böse an. »Du bist sehr klug!« sagte er dann. »Aber wenn du es nicht zahlen kannst, muß ich mir reichere Offiziere suchen . . .«

»Die Mühe kannst du dir ersparen!« rief ich, griff nach der Mütze und ging zur Tür. »Du wirst im ganzen Lager niemand finden, der mehr als hundert Rubel hat.«

»Wer ist der dritte?« fing er wieder an, hielt mich am Knopf des Waffenrocks zurück.

»Ein junger Türke«, sagte ich. »Ein Kurde.«

»Ai . . .« rief er aus. »Zahlt der mit Goldstücken?«

»Ich glaube schon, daß er noch welche hat.«

»Dreihundert dann!« sagte er heiser.

»Gut!«

»In sieben Tagen ist der Mond verschwunden. Ich warte ab halb zwölf hinter dem Hügel vor dem Mitteltor. Kennst du den Hügel?«

»Ich kenne ihn.«

»Ihr dürft aber nicht in diesen Röcken kommen!«

»Wir kommen in der Kleidung deines Volkes.«

»Halb zwölf Uhr nachts!« rief er noch einmal.

Die Tür fiel zu. Mein Herz schlug in der Kehle. In sieben Tagen, Gott im Himmel . . . In Tientsin ist Frau von Hannecken . . . Von dort als Heizer über Indien . . . Ich kleidete mich fiebernd aus, sprang in die Dampfkammer, goß Wasser auf die glühenden Steine.

Bald polterte ein Säbelknauf an meiner Tür. »Sitschas!« rief ich. Als ich hinaustrat, saß der Kosak auf meinen Kleidern und summtte vor sich hin. Ich zog mich eilig an und ging mit langen Schritten durch den gelben Sand, dem Lager zu. Ich würdigte den Bahnhof diesmal keines Blicks. Und merkte plötzlich, daß ich leise sang. Wie der Kosak . . .

Ich kann mich nirgends verabschieden. Es wäre unvorsichtig, denn man ist seiner Kameraden nicht einmal mehr sicher. Nicht, daß jemand es absichtlich verraten würde — aber ein achtloses Wort . . .

Was soll ich mit meinem Tagebuch machen? Alles, alles kann verlorengehen — das muß bleiben! Ich habe mich entschlossen, es vor dem Hinausgehen Dr. Berger unter das Kopfkissen zu legen. Mit einem Brief, in dem ich mich verabschiede und ihn bitte, das Buch dem nächsten Delegierten oder dem blonden Engel zu übergeben.

Ich trenne mich schwer davon. Aber es muß sein. Wenn ich er-

schossen oder gefangen werde, ist es verloren. Das darf nicht geschehen.

In einer Stunde muß ich aufbrechen. Die meisten schlafen schon. Teleky will mit den Chinesenmänteln beim Totenhaus auf uns warten. Werde ich dich noch einmal in die Hände nehmen, mein Tagebuch? Ach, ich möchte noch so vieles hineinschreiben, es geht mir wie einem Mann, der liebt und sich nicht trennen kann und immer, immer noch ein neues Wort weiß . . .

Draußen pfeift jemand. Wie ein Kauz. Seydlitz sieht mich an. Es ist Zeit.

Ich bin zurück. Alles ist mißglückt. Aber ich kann noch nicht schreiben. Ich bin zu aufgewühlt, zu verzweifelt. Vielleicht geht es morgen. Oder übermorgen . . .

Heute vor acht Tagen war unser Fluchtabend. Aber ich will der Reihe nach aufzeichnen, wie es sich zutrug. Ich kam unbemerkt hinaus. Dr. Berger las noch, merkte es gar nicht, als ich ihm das Buch ins Bett schob. Als wir an die Totenbaracke kamen, waren Hassan und Teleky schon dort. Wir schlüpfen rasch in unsere Chinesenmäntel, Hassan nahm einen kleinen Spaten und ging voraus. Er schlich unhörbar vorwärts — wie ein Panther in seiner Heimat! dachte ich. Wir gingen rechts und links und hinter ihm und hielten vor dem Bretterzaun je zwanzig Schritte entfernt so lange Horchstand, bis er das Schlupfloch unter der Wand gegraben hatte.

Die Nacht war still. Der Himmel schwarz und sternlos. Von den Postentürmen an den Ecken kam zuweilen das Stampfen schwerer Reitstiefel. Aus der dunklen Wüstenweite dann und wann das klagendhelle Heulen eines Wolfes. Nichts rührte sich.

Wieder pfiß ein Kauz. Ich schrak zusammen, griff mit gestreckten Armen am Zaun entlang und stieß nach achtzehn Schritten auf Teleky. »Hindurch!« rief er leise.

Ich warf mich nieder, zwängte mich hindurch, sprang wieder auf. »Vorwärts!« flüsterte Hassan in seinem wunderlichen Deutsch. »Halb ist gewonnen . . .«

Nach vier Minuten hörten wir zwei Pferde schnauben. »Ist da!« flüsterte Hassan und seine gutturale Stimme heiserte. Ja, er war da. Er hielt im Schutz des Hügels und wies uns stumm und hastig unsere Pferde, struppige Mongolengäule, die nicht umzubringen



sind. Zweien von ihnen waren an langen Riemen die Packpferde an die Schwänze gebunden.

Leutnant Hassan schwang sich als erster in den Sattel. Er tat es mit einer Bewegung, als habe ihn die junge Freiheit in einen wilden, trunkenen Rausch getaucht.

»Die Waffen!« sagte ich zum Chinesen. Er warf nur kurz den Kopf zurück. »Später, später . . .« hörte ich ihn flüstern.

Die kleinen Pferde trabten wie Maschinen. Ihr Hufschlag war im Staub der Steppe fast unhörbar. Nur das Lederzeug jankte hin und wieder. Fünf, sechs Minuten gingen hin . . .

Da schrie ein neuer Kauz, ein wirklicher, nicht Hassan. Er streifte im Vorüberfliegen mein Gesicht. »Kommit, kommit!« piff es.

Im nächsten Augenblick fiel in unserm Rücken ein Schuß. Gleich drauf ein zweiter, dritter. Von allen Türmen feuerte man Alarm. Im Lager schrie jemand.

Ich jagte an die Spitze und warf mich Hassan in den Weg. »Halt!« rief ich unterdrückt. »Umkehren, Hassan, umkehren! Wir sind gesehen und verfolgt, vielleicht verraten — es ist doch sinnlos ohne Vorsprung — umkehren, Hassan!«

Er hob die Peitsche, die am Sattel hing, stieß durch die Zähne: »Ich . . . nie rückwärtskehren . . . nie, o nie . . .« und schlug mit hellem Klatschen auf den Hals des Tieres ein.

»Und Sie, Teleky?« rief ich.

»Nein!« schrie er mit gepreßten Lippen. »Nein!« Und hob sich in den Bügeln und legte sich vornüber und flog ihm nach.

Seydlitz hielt neben mir. Er war vernünftigt. »Sie kehren mit um, Seydlitz?«

»Ja«, sagte er dumpf.

Wir galoppierten in weitem Bogen zum Lagerplatz zurück. Kosakenhaufen jagten in der Ferne an uns vorüber, schreiend und schießend. Ich täuschte sie mit russischen Rufen, wich den vor Aufregung kopflos Gewordenen ohne Mühe aus und kam mit Seydlitz — in der Dunkelheit von niemand erkannt — zum Ausgangsplatz zurück. Dort gaben wir den Pferden ein paar Schläge, daß sie ins Weite stoben, liefen zum Ausschlußfloch, krochen wiederum hindurch, warfen es von innen zu.

In unserem Zimmer waren alle auf. Wir ließen unsere Mäntel draußen, niemand kam auf den Gedanken, daß wir das große Lärmen verursacht haben könnten. »Herrgott von Bentheim«, sagte Windt, »es müssen ein paar ausgerissen sein!« Mein Tagebuch lag

bereits in Dr. Bergers Koffer. Aber er sagte kein Wort, fuhr mir nur stumm durchs Haar.

Am andern Morgen war Generalappell. Wir wurden alle abgezählt und um zehn Uhr in die fast leere Totenhütte geführt. In einem kleinen, hellen Raum mußten wir jeder drei Minuten stehenbleiben. Zur Abschreckung! hieß es.

Auf dem Boden lagen zwei Männer in Chinesenmänteln.

Der junge Hassan lag halb auf der Seite. Eine der ungezählten Kugeln war durch seine schöne, wilde Stirn gegangen. An ihrer Öffnung hing wie ein weißer, saugender Wurm ein wenig Gehirn.

Leutnant Teleky hatten sie sitzend gegen die Mauer gelehnt. Sein schönes, trotziges Knabengesicht war verzerrt, als ob die schmalen Lippen in jenem wilden »Nein« erstarrt, das er mir als Letztes zugerufen. Sein Hals war von Säbelhieben zerschnitten und seine Augen blickten uns stumpf und glasig an.

Gestern ist unser Dolmetsch, ein aktiver österreichischer Hauptmann, an Tuberkulose gestorben. Kurz bevor er sich niederlegte, hat ihn Oberst von Strann noch gefragt, warum er eigentlich nicht flüchte. »Es müßte Ihnen bei Ihren Sprachkenntnissen doch ein Leichtes sein, und wenn Sie bedenken, welch eine Karriere Ihnen danach offensteht . . .«

»Danke gehorsamst, Herr Oberst«, hat Bettenberg geantwortet, »mir ist ein lebendiger Hauptmann lieber als ein toter Major!«

Auch ihn hat Sibirien entnervt, entidealisiert. Auch ihm wurde — wie so vielen — das Einzelleben wichtiger als das Los der Gesamtheit. Nun hat es ihm doch nichts genützt . . .

Vereniki, der mich immer höflich grüßt, wenn er mir begegnet, erzählte mir, daß Ataman Semjonoff ganz Transbaikalien erobert und die Stadt Tschita zur Residenz des neuen Reiches gemacht habe. Der im Mai in Mittelsibirien ausgebrochene Aufstand der Tschechischen Legionen — »Ihrer ehemaligen österreichischen Waffenkameraden«, schaltete er lächelnd ein — habe wie ein Signal gewirkt, das gesamte Bürgertum aufgerüttelt und ganz Sibirien in die Hand der Weißen gebracht. Im Frühjahr beginne unter einheitlicher Führung eine große Offensive, die das rote Pack in wenigen Monaten zum Teufel jagen werde.

»Und wir?« fragte ich.

Er klopfte mich auf die Schulter. »Sie müssen eben warten, bis wir mit den Deutschen einen neuen Frieden abschließen«, sagte er lächelnd. »Denn Brest-Litowsk ist für einen guten Russen natürlich undiskutierbar. Aber ich wüßte etwas Besseres für Sie: Treten Sie doch in unsere Armee ein! Semjonoff befördert Sie auf meine Empfehlung sofort zum Leutnant! Übrigens sind die letzten Frontnachrichten schlecht«, setzte er hinzu.

»Wieso?«

»Ihre Offensive ist mißglückt. Die Franzosen und Amerikaner rücken vor . . .«

Er geht federnd davon. »Überlegen Sie sich's, Fähnrich!« ist sein letztes Wort.

Ich bin betäubt. Sollte es wahr sein? Unmöglich! Jetzt, nachdem die russische Front fortfiel? Er will mich nur mürbe machen, damit ich übertrete! tröste ich mich. Mein Gott und Vater, wenn ich diesen Trost nicht hätte . . .

Seit der Gewißheit, daß die weiße Macht über Sibirien nicht von heute auf morgen gebrochen werden kann, lockert sich unsere Disziplin merklich. Es ist wie im Oberlager, wie bei der Mannschaft: Der Einsturz unseres Hoffnungsbogens riß alle Spannkraft mit . . .

Die einstmals durch Beratung und im Einverständnis aller festgesetzten Stunden für Schlaf und Arbeit, Ruhe und Bewegung werden nicht mehr eingehalten. Das Kartenspiel zieht sich allmählich mit Lärm und Streiten bis zum Morgen hin, und schwere Trinkgelage verwandeln einzelne Ecken unserer Zimmer in Tollhäuser. Dr. Berger ist machtlos. Er, der bei ruhigen, gesunden Menschen alles fertigbrachte, versagt in diesem Kreis von überreizten und durch die lange Dauer ihrer Kerkerung in jedem Sinne anormalen Menschen.

Täglich erhält er heftige Beschwerden, denen er nachkommen soll. Neulich beklagten sich die beiden Kaufleute über Windt, den Spreeathener: Er pflege splinternackt zu turnen, mit lautem Poltern Gymnastik auszuführen — wann es ihm einfalle, zu jeder Stunde, tags wie nachts. Was blieb dem Doktor übrig? Er mußte folgen, nahm Windt vor.

»Wie?« lachte Windt. »Ja, was ist denn an mir zu sehen? Nein, lassen Sie mich ruhig weiterturnen! Ich habe eine Frau zu Hause,

die nach dem langen Fasten Leistungen von mir erwartet, wissen Sie? Und wenn ich mich nicht zeitig trainiere . . .«

Ich sah Berger erröten wie ein Mädchen. Bei solchen Sachen ist er hilflos, kann er nur schweigen. Er nahm die Mütze und ging rasch hinaus.

»Der arme Doktor!« sagte Seydlitz.

»Ja«, meinte Olfert spöttisch, »für Mimosen ist Sibirien nicht das rechte Land!«

Einige Tage später sprach mich ein Oberleutnant wegen meiner Flucht an. »Seien Sie froh, daß es mißlang!« sagte er. »Ich bin im Jahre 16 selbst geflohen und sitze schon zum zweitenmal in Sibirien. Als ich meine Vorbereitungen traf, sagte mein Hauptmann: ›Mensch, wenn Ihnen das gelingt, ist Ihnen der Pour le mérite sicher!‹ Es gelang mir. Aber wissen Sie, wie man mich empfing?

Ein Kamerad sagte: ›Donnerwetter, Scholz, Sie hätte ich auch für klüger gehalten! Wenn man so schön in Sicherheit ist, wie kann man das freiwillig opfern? Wer forderte Sie denn auf, Ihr schönes Lager, Ihr regelmäßiges Essen, Ihr gutes Bett aufzugeben? Wer rief Sie denn, um Gottes willen?‹

Mein Oberst aber sagte: ›Na, schön, daß Sie wieder da sind! Nu mal ran an den Feind! Sie haben sich ja genügend ausgeruht, jahrelang auf der Bärenhaut gelegen, während wir . . .‹ Anerkennung? Pour le mérite? Davon hörte ich keine Silbe . . .

Ihr lebt hier in dem Wahn, es sei zu Hause noch alles, wie ihr es verließt, wie 1914 oder 15. Mein Gott, das ist längst vorbei! Unsere großen Augenblicke sind vergessen — man hat für den Krieg das Wort ›Schwindel‹ geprägt . . . Ein paar Idealisten gibt es wohl noch, aber die meisten . . . Nun, es ist im Grunde kein Wunder, ist nur natürlich — was zuviel ist, ist eben zuviel. Jedenfalls: Ich gehe nicht zum zweitenmal. Ich kann mich jetzt beherrschen!«

Ich habe heute nacht nicht geschlafen. Ist das Wahrheit? dachte ich unablässig. Kann das sein . . .? Nein, es kann nicht sein! Mit solchen Menschen besiegt man nicht die halbe Welt! Es sprach nur Verbitterung aus ihm, wie? Er denkt in Wirklichkeit ganz anders. Aber ein Körnchen . . .?

Wir haben eine neue Methode entdeckt, um Brennholz zu beschaffen. Das Kommando gibt uns wöchentlich vier Stücke für un-

seren Saal, während das Thermometer 45 Grad unter Null zeigt. Wenn man dazu nicht einmal richtiges Essen hat, noch ein richtiges Bett . . .

»Machen Sie es doch wie wir!« sagte Saltin, unser guter Vater, als wir ihm unsere Sorgen klagten. »Wir gehen jede Woche einmal auf den Dachboden unserer Kaserne und sägen unter Leitung eines Architekten alles ab, was nicht zum Tragen des Daches stehenbleiben muß.«

Ich teilte Dr. Berger den Ausweg mit. Er wehrte sich heftig. »Nein, wenn sie uns frieren lassen, haben wir das Recht, uns selbst zu helfen!« sagte ich ruhig. Fünf, sechs beschafften ein paar starke Sägen, ich bat bei Saltin um den Architekten.

Der Dachstuhl unserer Kaserne ist unberührt. Welch ein Wärmeborn . . . Der Architekt, ein Siebenbürger Leutnant, geht mit blauer Kreide von Pfeiler zu Pfeiler, Versteifung zu Versteifung. »Die Russen bauen ihre Häuser mit einer derartigen Holzverschwendung, daß man zwei Drittel ohne jegliche Gefährdung fortnehmen kann. Man muß nur wissen«, lächelte er, »was unentbehrlich ist, darf nicht die falschen nehmen . . .«

Er geht und zeichnet an, zuweilen rechnet er ein wenig. Druck, Zug, Verspannung. Wir sägen fleißig. Die Balkenstücke türmen sich. »Menschenkinder«, sagt Windt, »das gibt warm! Ich habe immer unsere Kameraden in Turkestan beneidet —«

»Tun Sie das nicht, Herr Leutnant!« sagte der Architekt. »Ich war selbst dort . . .«

»Erzählen!« rufen zwei, drei Stimmen.

»Ach, das ist kurz gesagt: Backofenhitze Tag und Nacht, dabei kein Tropfen Wasser. Mir ist die Hitze so verhaßt geworden, daß ich zeitlebens lieber frieren möchte als noch einmal schwitzen wie in Turkestan!«

»War die Behandlung besser als hier?« fragte der Kriegsmutwillige.

Der Leutnant lächelt. »Hören Sie zu«, sagt er nur. »Als in Astrachan vier Offiziere flohen, bestrafte man die übrigen 296, indem man ihnen bei 50 Grad Hitze alle Fenster vernagelte und den Aufenthalt auf dem Hof verbot. Wir lebten einen Monat so — können Sie sich das vorstellen? Übrigens starben in Troizki während dreier Monate von 17 000 Mann 9000 . . .«

Hansen, Lacke und Farben, lud mich gestern abend zu einem Gläschen in seine Ecke. Ich weiß nicht, was sie an mir fanden; als ich fortging, sagten fast alle, ich solle mich öfter zu ihnen setzen.

Ihre Gespräche gingen mir lange im Kopf herum. Kam es, weil sie mir aus dem Innersten gesprochen hatten? »Ach, könnten wir doch an der Front sein!« hatte Hansen zuletzt gesagt. »Dort ist Krieg, gut, das verstehe ich zur Not... Hier aber... Ja, das möchte ich fragen: Warum muß er auch in Sibirien herrschen? Ist das nicht das Allerschlimmste? Und ist ein Verteidiger seines Vaterlandes denn ein Verbrecher? Wir Kriegsgefangenen sind durch Verträge geschützt, haben eine Konvention... Man sagt wohl, ihr habt es gut, euch kann nichts mehr geschehen! Aber fliegen die Typhus- und Tuberkulosebazillen hier nicht dichter als der dichteste Kugelregen? Jede Bleikugel ist nicht tödlich — wen aber eine dieser Kugeln nur leise streift, der ist bei seinem ausgemergelten Körper verloren! Nein, mir wäre eine Bleikugel lieber...«

Und es ist nicht nur das, es gibt noch manches — Urlaub, zum Beispiel! Aber auch, wenn sie keinen bekämen an der Front, ihre Zeit vergeht rascher, sie haben Arbeit, Beschäftigung, Ventile — wir haben nichts! Sie können sich auch wehren — wir müssen stillhalten. Von uns Kriegsgefangenen ist bis heute jeder vierte Mann gestorben — ist an der Front auch jeder vierte Mann gefallen? Nein, lange nicht... Und was ist schwerer, wenn man schon fallen soll: Mit dem Degen in der Faust unter peitschenden Kommandos in die Kugeln zu stürmen oder ihnen machtlos das Herz zu bieten, reungslos zu warten, bis eine getroffen hat...?«

Die schlechten Frontnachrichten mehren sich. Vereniki hat mich nicht getäuscht. Wir stehen alle vor einem Rätsel. »Ich verstehe das nicht«, sagte Dr. Berger gestern. »Wo wir mit den frei gewordenen Truppen zum erstenmal numerische Gleichheit erlangen könnten? Und jetzt müssen wir zurück, wie wir im ganzen Kriege nicht zurückgemußt? Es muß Amerikas Material im Spiele sein...«

Auf dem Hof läuft alles gedrückt umher. Man sieht Depression in allen Mienen. Ich gehe in der letzten Zeit oft mit dem Kriegsmutwilligen spazieren, um den sich eigentlich niemand kümmert. »Fähnrich«, sagte er gestern, »Sie darf man ja so etwas fragen: Haben wir uns vielleicht doch überschätzt?«

Ich zuckte die Achseln. »Darauf zu antworten ist von hier aus

wohl unmöglich . . . Und dann: Blieb uns eine andere Wahl?« Ich fühlte, daß ich auswich, das ärgerte mich. »Wenn wir den Krieg gewinnen, haben wir es nicht — verlieren wir ihn, haben wir es sicher!« sagte ich endlich.

Ein russischer Offizier geht vorüber, dankt unserm Gruß nachlässig und gehässig. »Warum hassen uns diese Menschen eigentlich?« fragt der Kleine weiter. »Ich hasse sie nicht, habe sie niemals gehaßt! Hab nur gekämpft, weil ich die Heimat angegriffen wähnte . . .«

Ich nickte nur. Mein Gott, was sollen solche Fragen — in Sibirien? Aber hat er nicht recht? Sind wir nicht alle nur gegangen, weil wir angegriffen wurden? »Es ist schon so«, sage ich müde. »Eroberungszüge hätten uns nicht als Kriegsfreiwillige gesehen — Sie nicht und mich nicht!«

Wir gehen weiter, grüßen, grüßen. An unserer Seite schiebt sich ein junger Leutnant vor, ein Österreicher, den ich gut kenne. Es fällt mir auf, daß er, der immer grüßte, es nicht mehr tut. »Sehen Sie, Jungmann«, sage ich, »dort geht wieder einer, der gegen den Stachel lökt!«

Drei Schritte weiter stellt ihn schon ein Hauptmann, einer jener ›beliebten‹ Typen, die nichts Besseres mehr wissen, als die Ehrenbezeugungen ihrer Untergebenen zu überwachen. »Warum grüßen Sie nicht?« schnarrt er los.

»Weil ich es heute morgen bereits sechshundertmal getan habe!« antwortet der Leutnant kühl.

Der Hauptmann grillt. »Sind Sie verrückt? Sie wollen Offizier sein? Nachahmenswertes Beispiel geben? Zurück, drei Schritte . . .«

Der junge Leutnant rührt sich nicht, sagt deutlich und gelassen: »Leck mich . . .«

Und geht weiter.

Niemand kann sich der immer mehr um sich greifenden Psychose entziehen, alles wird gleichsam von ihr angesteckt. Gestern hatte ich meinen ersten Zusammenstoß mit Dr. Berger. Das ist bezeichnend. Um mit diesem feinen und zurückhaltenden Menschen zusammenzustoßen, muß man völlig zerrüttet sein.

Ich gab ihm bei irgendeiner lächerlichen Angelegenheit eine derbe und unbeherrschte Antwort. Er zuckte zusammen, sah mich lange an, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte leise: »Auch Sie schon, Fähnrich? Nein, ich täuschte mich — Sie nicht!«

Mir traten plötzlich Tränen in die Augen. Ich hätte beinahe seine Hand geküßt.

Ach, wir sind ja alle nur unglücklich — weiter nichts . . .

Zusammenbruch in Deutschland! Bin ich verrückt? Sehe ich Gespenster? Auf dem Hof steht ohne Mantel und Mütze ein aktiver Oberleutnant. Er hat sämtliche Orden angelegt und schlägt sich klirrend auf die Brust und schreit in einem fort: »Alles umsonst . . . Alles umsonst . . . Alles umsonst . . .«

Es ist wahr. Aber ich kann es nicht niederschreiben. Ich könnte es nicht schwarz auf weiß sehen. Nur: Vereniki hat nicht gelogen. Wir haben unaufhaltsam zurück müssen, seit dem Sommer schon. Saltin kam vom Apotheker, der die Zeitungen hat. »Es ist wahr, Fähnrich«, sagt er, »Aber es waren keine Soldaten, die uns besiegten! Es waren die Amerikanerzüge, Tag und Nacht, Tag und Nacht! Geschütze, Munition, Waffen, Gas . . .« Er war ganz wirr und wiederholte es dreimal. Als er fortging, weinte er.

Die russischen Offiziere triumphierten. Jetzt hat's euch doch erreicht! sagen ihre Augen, ihre Grüße. Wir können nichts erwidern. Wir schleichen wie Sklaven umher, deren befristete Zuchthausstrafe man in eine lebenslängliche umwandelte. Wann kommen wir jetzt heim? Als Söhne eines machtlosen, besiegten Landes? Nie mehr . . . Wir glaubten das Schlimmste hinter uns zu haben? Erst jetzt wird es fürchterlich werden . . .

Dr. Berger spricht nichts mehr. Olfert geht finster umher. Seydlitz' hageres Gesicht ist eine Maske geworden, die alles verhüllt. Der Kriegsmutwillige sieht verweint aus. Windt turnt nicht mehr. Merkel ist klein und bescheiden. Proschow ist seit drei Tagen betrunken, ganz still, ohne Laut. Die Offizierstellvertreter spielen keine Karten mehr. Das Streiten in der Kaufmannsecke hat aufgehört. Mein Gott, was ist mit uns? Hat man uns alle zum Tode verurteilt . . .?

Ich gehe ins Mannschaftslager. Aber vorher nehme ich ein Bild von der Wand. »Holsteinerin«, die Wunderstute, nehme ich herunter. Ich brauche sie nicht mehr. Ich werde nie mehr eine alte Remonte aus der Abteilung Zirkel, Zither, Zofe reiten. Ich will sie Pod bringen. Pod ist ein Bauer, er kann sie brauchen. Und etwas muß ich für ihn haben, wenn ich zu ihm gehe.



Mein ehemaliger Beritt empfängt mich schweigend. Ich setze mich still neben Pod und Suschka. »Nun, Junge?« fragt er leise. O, er will mich trösten, seht diesen Menschen an! »Pod«, sage ich tastend.

»Sei still . . . Mich brauchst du nicht trösten. Ich bin stark genug. Aber du . . . du verlierst mehr als ich. Ich gehe auf meinen Hof zurück, wie vorher. Werde vielleicht etwas mehr arbeiten müssen, um leben zu können, das wird alles sein . . . Gut, fertig. Aber du . . . ihr, die ihr vom Leben noch nichts hattet, die ihr alles opfertet, Jugend, Gesundheit . . .« Er bricht ab. »Ihr müßt die Zeche zahlen!« schließt er rauh.

»Still davon, Pod.« Ich ziehe das Bild hervor. »Ich habe dir etwas mitgebracht. Ich brauche es nicht mehr, weißt du . . .«

Er räuspert sich. »Herrgott noch mal . . .« fährt er auf, greift sich an die Augen, geht unvermittelt fort.

Ich sehe mich um. Hinter mir sitzt der Artist, um ihn herum hocken die anderen, alle bis an den Hals ver mummt. Wie eine Schar verhungerner Chinesen sehen sie in den weiten Mänteln aus. Zwischen ihnen liegt der kleine Blank, das Mädchen. Er sieht tod-elend aus und hustet in einem fort.

»Wo ist Schnarrenberg?« frage ich Hatschek.

Er zuckt die Achseln. »Weiß nicht, Fähnrich. Seit der Revolution wohnt er bei den Chargen, im großen Zimmer. Er fürchtet sich vor uns, wissen Sie . . . In den ersten Tagen gebärdete er sich wie verrückt, schrie, tobte, fluchte . . . Seit gestern ist er plötzlich still, als ob er nicht mehr sprechen könne . . .«

»Was ist dir, Blank?« frage ich heiser.

»Ich weiß nicht, Fähnrich«, sagt er matt. »Hab immer Fieber, kalten Schweiß, todkalten . . . Der Husten nimmt mir alle Kraft . . . Und Blut zuweilen . . .«

»Du mußt mehr spazieren gehen! Du hast doch jetzt einen warmen Mantel! Du brauchst frische Luft, geh doch öfter, ich bitte dich! Pod nimmt dich mit . . .«

»Was denken Sie . . . Ich bin so schwach, daß mich der Wind umbläst! Aber es wird bald Frühling, wie?« Er hustet röchelnd und blickt auf seine abgezehrte Kinderhand. Am Daumen sieht man rosarote Tupfen . . .

Etwas später kommt Schnarrenberg. Ich erschrecke, als ich ihn erblicke. Er ist weder gewaschen noch gekämmt, sein Waffenrock ist voller Schmutz, sein Stiernacken dünn und gebeugt, seine ganze

Gestalt um fünf Zentimeter zusammengesackt. Ich habe ihn nie in einem derartigen Aufzug gesehen.

Er setzt sich vor mich, starrt mich mit Augen an, daß es mich schneidet. »Ist es wahr, Fähnrich?« fragt er hohl.

Ich kann nicht antworten. Ich muß an Seydlitz denken: Keinen Funken Elastizität . . . »Was, Schnarrenberg?« frage ich zurück.

»Ich muß es wissen! Ich muß es sicher wissen!« sagt er störrisch.

Ich fühle Angst. »Machen Sie keine Dummheiten, Schnarrenberg!« sage ich mit einem Anlauf zur Leichtigkeit.

Er sieht mich weiter reglos an. Als ob er es nicht gehört habe. Es läuft mir über den Rücken bei seinem Blick. »Meinen Sie«, sagt er gehackt, »ich könnte . . . jetzt vielleicht . . . noch mal . . . drei Jahre . . . ruhig warten?« Er schweigt und grübelt. »Sie wissen gut, wodurch ich das ertragen konnte! Nur dadurch . . . weil ich glaubte, hoffte . . . Nein, für das Neue bin ich zu alt geworden . . . bin ich hier in Sibirien zu alt geworden! Das mögt ihr machen — ihr deutsche Jugend!«

Er lacht halbirr. »Es ist also wahr, wie?« fragt er plötzlich in seinem alten, barschen Befehlerton. »Vorwärts, Fähnrich! Antwort! Antwort!«

»Ich weiß es nicht . . .« sage ich leise.

Er steht auf. »Das heißt: Ja!« sagt er ruhig. »Denn sonst hätten Sie ›Nein‹ gesagt, nein, nicht nur gesagt, geschrien hätten Sie es! Gut, gut, darauf habe ich nur noch gewartet . . .« Er sieht mich noch einmal an — lange, bohrend, von oben bis unten. »Sie, Junge . . . letzter Fähnrich meines Regiments . . .« flüstert er plötzlich, macht militärisch kehrt, geht wieder hinaus.

Pod kommt zurück. Er hat gerötete Augen. »Ich habe seit Wochen Ruhr, verstehst du?« sagt er. »Darum muß ich so oft hinaus . . . Verdammte Schweinerei! Es wäre zum Kotzen, wenn es was zum Fressen gäbe . . . Ich muß jede Stunde laufen. Es höhlt einen richtig aus. Immer drängt es, drängt es . . . Und es ist nichts da, weißt du? Als ob es einem die Gedärme mitnähme, ist es manchmal . . .«

»Ich werde dir etwas zu essen bringen, Pod!«

»Sagte ich es deshalb?« fragt er grob. »Friß selber, was du hast, bist auch nicht besser dran . . .« Er tritt an seinen neuen Tisch und nimmt das Bild auf. »In den Abzeichnen hat sie Ähnlichkeit mit meiner Blesse«, sagt er mit schiefgelegtem Kopf, holt sich von Hateschek ein paar Nägel, heftet es über seine Pritsche an.

Ich sehe ihm versunken zu, bis von der Tür ein Lärmen kommt. Man stößt sie auf, und sechs, acht Menschen tragen einen schweren Menschen herein. »Dort in der Ecke wohnen seine Kamaraden!« ruft jemand laut.

Ich erkenne zwischen den Trägern zwei gekrümmte Reiterbeine, einen deutschen Dragonerwaffenrock mit Tressen, ein blaues, aufgedunsenes Gesicht, einen buschigen Schnauzbart.

»Er hing schon eine Weile, als wir ihn fanden«, erklärt ein Österreicher. »An seinem Hosenriemen . . .«

Es ist Schnarrenberg. Es ist unser Wachtmeister. Sein Gesicht ist unkenntlich. Seine Augen stehen weit offen. Sein einst so straffer Schnauzbart hängt tief herab.

»Was er auch fehlte«, sticht es durch mein Herz, »er hat geglaubt, daß es das Rechte sei! Und blieb sich treu . . .«

In unserem Zimmer fallen alle Schranken. Kann es anders sein? Der Siegesglaube hat uns gehalten, hat uns Kraft gegeben — was hält uns jetzt? Wir sind darum nicht schwach und schlecht, wir sind soviel oder sowenig wie vorher. Und wenn jemand ob unseres Tun und Lassens die Stirne kraust . . . Ich will nicht verurteilen und ich will nicht anklagen. Ich will nur berichten, nichts anderes. Und mich selbst nicht schonen . . .

Gestern hatte Proschow, der schnelle Flieger, einen neuen Zusammenstoß mit dem Türken. Er hänselte ihn wieder wegen seines Ritus, und alle Mahnungen der Älteren halfen nichts. Bis Abdulla Proschow plötzlich wie eine Katze ansprang, in halbem Irrsinn zu erwürgen suchte. Proschow bekam im Augenblick den gleichen Koller, biß, kratzte, schlug . . .

Wir warfen uns von allen Seiten zwischen sie. Der Türke meinte, daß wir nur dem Kameraden helfen wollten, wandte sich plötzlich rasend gegen alle, und erst nach schonungslosem Kampf gelang es, ihn zu binden. Viele haben blutige Wunden bekommen. Dr. Berger sitzt noch bei Abdulla, um ihn mit guten Worten zur Vernunft zu bringen.

»Sie hätten sich gegenseitig kaltgemacht, wenn wir nicht Herr geworden wären!« sagte Windt.

»Wenn dieser Winter noch lange dauert, werden solche Szenen alltäglich werden«, sagte Seydlitz.

Das weiße Sibirien hat Omsk zur Hauptstadt und Admiral Kolttschak zum Generallissimus ausgerufen.

»Nun, Fähnrich?« fragte Vereniki. »Wie ist's jetzt mit Ihnen? Ihr Kaiser ist außer Landes, ein Treueid bindet Sie nicht mehr —«

»Ich kann es noch nicht glauben, Herr Kapitän!«

»Ja, aber Herrgott . . . Gut, ich bringe Ihnen morgen Zeitungen! Und dann treten Sie ein, fertig! Welche Aussichten für einen jungen Menschen wie Sie! Und Sie sind doch Soldat mit Leib und Seele?«

»Aber kein Söldner, Herr Kapitän . . .«

»Was heißt das? Papperlapapp! Dann werden Sie es eben! Daß Ihnen das Soldatsein hier vergangen ist, glaube ich gern — es wäre mir an Ihrer Stelle auch vergangen! Aber unter einem Mann wie Kolttschak sind Sie's bald wieder! Er ist ein Held, ein Ehrenmann! Man hätte keinen Besseren finden können! Auf morgen also . . .«

Und er geht federnd weiter, frei, glücklich, hoffnungsvoll — wie ich es einst war! Wann? Wann? Vor unendlich vielen Jahren, scheint es mir . . .

Ich holte das letzte Stück meiner einstigen Bettlergabe heraus, jene Zigaretten, die ich mir für besondere Ereignisse aufgehoben hatte — La Ferme, Petrograd, erste Sorte. An ihrem Mundstück hing noch ein leiser Duft von Frauen . . .

Bei einem Saltinabend erzählte uns ein Offizier, daß er lange in der Dostojewskischen Krepost gewesen sei. »Die oberste Pritschenreihe war dreieinhalb Meter hoch«, erzählte er. »Mancher, der nachts im Traum herunterstürzte, bekam eine Gehirnerschütterung. Sie sieht heute noch ganz so aus wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts! Und man behandelte uns auch noch so . . . Ja: Männer, die auf Europas höchste Kulturstufe stehen, einzupferchen, wie man vor hundert Jahren die Verbrecher einpferchte — das kann man nur in Rußland! Übrigens starben damals 16 000 Mann . . .

Nun, es war immerhin noch besser als in den Kirchhofsbaracken von Nikolajewsk, in denen ich vorher war. Nur 70 Mann von 1000 überlebten sie . . . Die Toten wurden von den russischen Posten mit Kolben und Stiefeln in Kisten gestampft. Als es keine Kisten mehr gab, gruben sie Massengräber aus, führten die nackten Leichen mit dem gleichen Wagen, der das Fleisch für unsere Küchen brachte, an ihre Ränder, kippten sie einfach dutzendweis hinein. Man ließ diese Gruben offen, bis sie bis zum Rand gefüllt waren. Die zuoberst Liegenden waren immer halb von Wölfen gefressen, bis neue sie wieder bedeckten . . .«

Ich habe Seydlitz von Vereniki und seinem Angebot erzählt. »Er läßt mir keine Ruhe«, sage ich. »Ich weiß nicht, warum er einen Narren an mir gefressen hat.«

»Weil Sie manches Russische haben, denke ich.«

»Gewiß, aber immerhin . . .«

»Warum wollen Sie eigentlich nicht?« fragt er.

»Weil ich kein Soldat mehr bin, Seydlitz. Soldat sein, heißt wie Sie sein — oder Schnarrenberg. Nein, ich kann nicht mehr schießen und morden. Außer in Not . . . Und für unsere Heimat . . . Hier aber ist Bruderkampf . . .«

Er schweigt etwas. »Ob er auch mich nehmen würde?« fragt er plötzlich.

»Sie?« rufe ich überrascht. »Sie wollten übertreten, Seydlitz?«

»Ja. Ich bin Offizier. Nichts anderes. Vater und Großvater waren es. Das ist mein Wesen, meine Art. Für Deutschland beginnt eine neue Zeit — so oder so — darüber gibt es keinen Zweifel mehr. Aber ich kann nicht umlernen. Ich kenne nur den Krieg, nichts anderes. In ihm bin ich Mann geworden, in ihm will ich bleiben. — Übrigens kämpfen die Weißen für meine Ideale: Führertum und Tradition. Das genügt mir. Man könnte vielleicht ebensogut zu den Roten gehen, denn auch sie gaben vor, für Ideale zu kämpfen. Und sie sind vielleicht nicht schlecht, diese neuen Ideale, jedenfalls zeitgemäßer als unsere alten. Aber sie sind eine disziplinlose Horde, die keine Führer wollen, soviel ich sah. Und ich entstamme nun einmal dem Bürgertum. Warum soll ich mein Nest beschmutzen, indem ich es bekämpfe . . .?«

Er grübelt etwas. »Koltshak soll der ehrenhafteste Soldat Rußlands sein, hörte ich sagen. Ein Mann mit reinen Händen. Das ist viel in diesem Land, vielleicht das Höchste. Was will ich mehr? Vor allem aber: Ich muß hier raus, verstehen Sie? Nur heraus, etwas tun, irgend etwas tun . . . Ich werde sonst auch noch verrückt . . .«

»Und wenn Sie fallen?« frage ich gedämpft.

»Dann habe ich wenigstens vorher noch die Freiheit gekostet!« sagt er frisch. »Wissen Sie denn, ob Sie am Leben bleiben? Hier holt uns eines Tages doch der Typhus oder die Schwindsucht oder« — er atmet tief — »oder noch etwas Scheußlicheres . . . Denn jetzt kann es noch Jahre dauern, bis wir heimkommen . . .«

»Ich werde es Vereniki vortragen, Seydlitz.«

»Glauben Sie, daß er —«

»Gewiß. Sie brauchen jeden Mann. Übrigens kennt Semjonoff sicherlich auch den Namen Ihres großen Ahnen . . .«

Ich stand allein im Windschutz der Kasernenecke, als Leutnant Köhler zaghaft auf mich zutrat. »Herr Fähnrich«, sagte er schüchtern, und seine Augen rollten gehetzt umher, »ich suche immer noch umsonst nach meiner Frau . . . und möchte Sie nur bitten, wissen Sie, nur innig bitten: Wenn sie wieder einmal in Ihrem Zimmer ist . . . und mich ruft . . . und ich nicht gleich komme — dann halte sie fest . . . und lasse sie nicht los . . . und schließe sie ein . . . und halte Wache davor . . .«

Er bricht ab und lächelt zärtlich. Und beugt sich an mein Ohr, als ob er mir ein heiliges Geheimnis sagen müsse: »Bis — ich — komme!« Und läuft mit kleinen, hastigen Kinderschritten weiter — bis zum Nächsten . . .

Was muß dieser Mensch leiden! dachte ich. Tag für Tag, Stunde für Stunde stürzt er aus höchsten Höhen in tiefste Tiefen. Aber er wird es nicht mehr lange machen, er ist schon ganz flatterig und ausgezehrt . . . Ja, so weit sind wir bereits, daß wir uns, um Un-erträgliches ertragen zu können, mit der Hoffnung trösten, daß dieser oder jener der quälendsten Gestalten ja bald sterbe . . .

Einige sagen wieder, daß wir es unter dem weißen Regiment besser hätten, als die Lager es einst unter den Roten hatten. Aus den Kriegsgefangenen habe sich durch die Propaganda der Bolschewisten eine Partei der sogenannten »Internationalisten« gebildet, deutsche, österreichische und ungarische Kommunisten, die alle Kameraden, die nicht übertreten wollten, unglaublich tyrannisieren. Sie hätten von den Bolschewisten für ihren Übertritt die Lagerbefehlsgewalt erhalten, quälten besonders die Offiziere auf grausamste Art.

Ich erinnere mich, daß auch in unserem Mannschaftslager Flugblätter ausgeteilt wurden, die zum Eintritt in die Partei der Internationalisten aufforderten. Es meldeten sich auch ein paar hundert, hauptsächlich Ungarn — aber bevor sie ihren mörderischen Druck richtig ausüben konnten, fiel das rote Regiment in Transbaikalien wieder zusammen.

Als wir heute aufstanden, stand auf dem Nebengleise ein überlanger, weißlackierter Sonderwagen. »Ein neuer Delegierter?« fragte

ich. Dr. Berger sah hinaus und fuhr zusammen. »Mein Gott!« entfuhr es ihm. »Was ist, Herr Leutnant? Was haben Sie?«

»Das ist der Pestwagen!« stieß er aus.

»Wieso? Warum? Weshalb?« riefen sechs, sieben Stimmen.

»Man sieht ihn nur, wenn in der Nähe Pest ausbrach . . .«

Saltin, der es schon einmal mitgemacht, erzählte uns das Nähere: In jeder größeren Stadt liegen ein oder zwei solche Wagen. Sowie man aus einem Dorf einen Pestfall meldet, wird einer mit dem nächsten Zug dorthin geschickt. Er enthält Desinfektionsmittel, einen Krankensaal mit einem Dutzend Betten — zwei Schwestern und ein Arzt begleiten ihn. Die Verdächtigen bringt man in die Krankenbetten, isoliert sie auf diese Art, ihre Häuser werden mit allem, was darinnen ist und was sie auf dem Leibe hatten, angezündet. Kein Stück von allem darf gerettet werden.

Vier Tage leben wir in zehrender Angst. Jeden Abend lodert im Dorf ein neues Haus in Flammen auf. »Sie machen kurzen Prozeß, Donnerwetter!« sagt Windt. »Hoffentlich . . .«, ergänzt Olfert.

Am fünften Tag ist der Waggon verschwunden. Das ganze Lager atmet auf. »Wenn es auf unsere Kasernen übergegriffen hätte oder auf die Mannschaftsbaracken, wäre alles verloren gewesen!« sagt Dr. Berger.

Einige Tage lebten wir noch unter dumpfem Druck. Kann nicht eine der ungezählten Ratten Bazillen aus dem Dorf in unsere Kasernen geschleppt haben? Nein, wir haben Glück. In unseren Lagern wird kein Fall gemeldet.

Wir bekommen neue Bücher, Zeitschriften, Instrumente. Langsam entwickelt sich eine kleine Lagerbibliothek. Allmählich, ganz allmählich spüren wir, daß man in der Heimat viel für uns tat, aber für die meisten kommt es zu spät. Ja, wir bekommen Schritt für Schritt, was wir brauchen, aber manches und das meiste nützt uns nichts mehr. Wenn wir es vor drei Jahren bekommen hätten . . . Jetzt sind wir zu ausgehöhlt, um noch das geringste zu vermögen. Jetzt sind unsere Seelen schon zu verödet, als daß sie noch irgendwelchen Samenkörnern Nahrung geben könnten . . .

Heute ist Seydlitz abgereist. Zum Stab Semjonoffs, nach Tschita. Es ging geheim, niemand erfuhr es. »In ein anderes Lager gemeldet«, hieß es offiziell. Vereniki nahm ihn mit offenen Armen auf. Sein kühles und bestimmtes Wesen gefiel ihm sogar besser als meine

weichere Art. »Nein«, sagte er immer wieder, »daß Sie nicht mitgehen! Sie werden es bereuen! Er wird Karriere machen, der junge Seydlitz!«

Als er sich verabschiedete, drückte er meine Hand fast schmerzhaft.

»Wir werden uns nicht wiedersehen«, sagte er ruhig, »aber wir wollen uns trotzdem nicht vergessen!«

Der erste Tag ohne ihn war seltsam leer. Wenn wir auch nie viel miteinander gesprochen, uns im Grunde auch wohl nicht verstanden haben — durch das tägliche Sehen seiner Straffheit und Ruhe hat er mir manchen Halt gegeben! Ja, letzten Endes blieben wir den anderen Menschen noch fremder als uns . . . Mit ihnen erlitten wir nur den kleinen, elenden Alltag, das ewige, quälende Einerlei — das aber bindet nicht, das macht nur jeden dem andern überdrüssig. Nein, Seydlitz stammte noch aus einer anderen Zeit, aus Nishninowgorod, aus den Waggonmonaten — und aus Totzkoje . . .

»Nun«, sagte Olfert, »jetzt fühlen Sie sich wohl vereinsamt, was?«

»Ja, Olfert!« sagte ich offen.

Er legte seinen Arm um meinen Nacken und lehnte sich leicht gegen mich. »Dann nehmen Sie mich eben als Ersatz, nicht wahr?« sagte er mit eigentümlich fremder Stimme.

»Gewiß, gern, Olfert!« sagte ich erfreut.

Kürzlich sah ich im Mannschaftslager unsere Soldaten beim Hundefang. Sie lockten alle Tiere, die irgendwie herumliefen, zu sich heran, erwürgten sie mit Stricken und schnitten ihnen dann die Kehlen durch . . . »Das gibt Koteletts!« sagte Windt ruhig.

Ich war empört. Dann aber dachte ich: Darf man sie verurteilen? Hatte ich nicht selbst gesehen, daß sie diese Tiere noch vor kurzem innig liebten und alles für sie taten? Jetzt hat das ewige Hungern auch diese milderer Gefühle aufgezehrt. Jetzt ist es auch damit zu Ende . . .

Ich will es Pod sagen, damit er auf die Suschka Obacht gibt.

Hauptmann Kosim, der Querulant, hat in einem Anfall einen Posten angegriffen. Bevor ihn jemand zurückreißen konnte, hatte der Kosak schon den Säbel gezogen. Er liegt beinahe hoffnungslos im Lazarett. Die Ärzte sind sich über die Ursache seines Zusammenbruchs nicht klar, einige nehmen Delirium tremens an. Das wäre in diesem Jahr der zwölfte Fall . . .



Kürzlich erschien ein junger Leutnant nackt auf dem Hofe. Er belästigte die Vorübergehenden auf unglaubliche Art und konnte nur mit Gewalt in die Kaserne geschafft werden. Man will ihn nächster Tage nach Omsk ins Irrenhaus bringen. Hauptmann Kosim folgt, sobald er transportfähig ist. Die größte Abteilung soll dort lediglich mit Kriegsgefangenen gefüllt sein . . .

Man begegnet immer häufiger Leuten auf dem Hofe, die plötzlich etwas Verrücktes tun. Nach der Nachricht unseres Zusammenbruchs sahen wir tagelang einen Fähnrich herumlaufen, der alle Vorgesetzten wegen schlechten Grüßens stellte. »Nehmen Sie die Hacken zusammen, Herr!« schrie er alle Augenblicke. »Ehren Sie mich! Ich bin der unbekannte Soldat . . .«

Ja, es wird allmählich entsetzlich bei uns. Man fürchtet langsam für seine besten Freunde . . .

Fähnrich«, sagte Olfert, »am Zaun hat mich ein Bayer angesprochen, ein Chevauleger. Er laufe schon stundenlang auf und ab und warte auf jemanden aus unserem Zimmer. Ich soll Ihnen sagen, Sie möchten so rasch wie möglich in die Baracke kommen — Ihr alter Kamerad sei krank, seit einer Woche schon!«

Pod? denke ich erschrocken. Rufst du mich — Pod? Ich schlüpfte in den Mantel, die Filzstiefel. Wenn er mich rufen läßt, mein Gott . . . Wenn er mich rufen läßt! denke ich unablässig.

Als ich eintrete, sehe ich schon, daß seine Augen auf den Gang gerichtet sind, durch den ich kommen mußte. Aber seine Augen sind nicht seine alten, guten Bernhardineraugen mehr! Nein, er ist überhaupt nicht mehr mein Pod, mein alter brauner Bär . . . »Er sieht schon seit gestern so aus«, flüstert der Artist. »Und sah immer dorthin, unverwandt . . .«

Ich setze mich neben ihn. »Pod . . .«, sage ich zärtlich.

Er rührt sich nicht, bewegt nur seine Lider etwas. »Zeitweise ist er nicht bei Besinnung«, flüstert der Artist. »Trotz der offenen Augen.«

»Aber warum habt ihr mich nicht früher gerufen?« fahre ich auf.

»Er duldete es nicht. Er wollte jeden totschlagen, der es täte. Es wäre in drei Tagen wieder besser, meinte er . . .«

»Und warum liegt er nicht im Krankenhaus?«

»Überfüllt!« sagt der Artist. »Wir haben wieder Flecktyphus. Nur Flecktyphusranke werden aufgenommen . . .«

»Aber was sagt der Arzt? Was fehlt ihm?«

»Auszeichnung, sagte er nur . . .«

Ein Einjähriger tritt hinzu. »Es war im Grunde nichts Organisches zu finden, Herr Fähnrich«, sagt er höflich. »Es müsse mehr seelischen Ursprungs sein, sagte der Arzt . . .«

Ich fahre zusammen. Und davon habe ich nichts gewußt? schreit es in mir. Nichts gewußt, nichts gefühlt, nichts geahnt . . .?

Ich drehe mich um. Hinter mir hockt Brünn. »Mein Gott — was ist denn mit dem, Hatschek?« rufe ich erschrocken. Er sieht wie ein Leichnam aus, bleich, ausgehöhlt, eine atmende Ruine.

Hatschek tippt mit dem Zeigefinger auf seine Stirn. »Seit vier Tagen, seitdem Pod liegt . . . Er plärrt immer das gleiche, Tag und Nacht . . . Aber sie wollen ihn nicht aufnehmen, er komme doch bald nach Omsk, sagten sie. Und wir könnten es eher ertragen als die Kranken, meinte der Arzt . . .«

Brünn sieht mich an wie ein blödes, schmutziges Tier. »Ich möchte bloß noch einmal ein Weib haben, Junker! Ein junges, pralles . . .« lallt er kichernd.

Mich fröstelt plötzlich. »Wo ist der kleine Blank?« frage ich rasch, um anderes zu denken.

»Tot. Vorgestern abend. Schwindsucht«, sagt die Quappe. »Er hat sich grauslich gequält. Zuletzt hat er immer von einem Laden gesprochen. Alles war voller Blut, als er starb . . .«

»Und unsere Suschka haben Sie auch aufgefressen«, setzt der Schwalangscher hinzu.

Nach einer Weile rührt sich Pod. Ich beuge mich rasch zu ihm hinab. »Pod, Alter, Lieber — kennst du mich noch?«

»Ja, Junge . . .«, sagt er hauchhaft.

Was ist das für eine Stimme? Wo ist es hin, das alte, tiefe Grolen? Ich greife in meinen Mantel. »Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht, Pod! Gute Sachen —«

»Ich mag . . . nicht mehr . . .«

Diese vier Worte treffen mich wie vier Schläge. Ich weiß im Augenblick, daß es mit ihm aus ist. »Hunger — Golod, Brot — Chljeb, Eier — Jeiza!« geht es durch meinen Kopf.

»Aber du mußt essen, Lieber!« rufe ich laut.

»Ich habe . . . keinen Hunger . . . mehr . . .«

Um meinen Körper krampft sich etwas Kaltes. Ich schüttle mich, damit es abfällt. »Pod«, sage ich fliegend. »du darfst die Waffen

nicht strecken. Ich werde mit dem Arzt reden. Man muß dich ins Krankenhaus bringen. Dann wirst du wieder gesund. Und dann kommt der Frühling —«

»Ich möchte bei den Kameraden bleiben«, sagt er mühsam. »Bei dem Artisten und den Bayern und . . . dem Brünn. Sie brauchen mich . . .«

Ich nehme seine Hand, seine harte, schwielige Bauernhand. In meinen Augen stehen Tränen. Sie warten nur darauf, daß ich den Kopf vornübersinken lasse, um voll und brennend auszuströmen. Ich werfe meinen Kopf mit aller Anstrengung zurück. »Ich werde jetzt täglich kommen, Pod!« sage ich frisch.

»Es ist gut, daß du noch einmal kamst!« murmelt er.

»Noch einmal? Ach, was heißt das, Pod? Noch viele Male werde ich kommen!« Ich spreche gehetzt, ich lache fast. »Haha, wir werden dich schon wieder auf die Beine bringen! Und im Frühling geht es nach Hause! Und dann pflügst du wieder, weißt du, Pod, mit dem Braunen, von dem du mir erzähltest, und der Stute mit der Bleß, die der ›Holsteinerin‹ so ähnlich sieht! Und ziehst ihr eins über, wenn sie immer noch hinter die Sielen kriecht — aber vielleicht hat sie sich das inzwischen abgewöhnt, meinst du nicht auch? Ja, und dann lobst du sie und legst dich auf den Pflug, daß es nur so knirscht . . .«

Er lächelt nur. O, dieses wissende Lächeln — es erstickt meine Worte wie ein dunkles Tuch. »Du mußt wollen Pod . . .« sagte ich hilflos.

»Such Anna auf!« sagt er nur. »Sie muß dich sehen . . . Ich habe ihr von dir geschrieben, oft . . . Erzähle ihr von mir . . . Nach Feierabend auf der Bank vorm Tor, von wo man . . . alle . . . meine . . . Äcker . . . sieht . . .«

Mehr hörte ich nicht. Er flüsterte noch lange, aber ich verstand nichts mehr. Ich hätte vielleicht noch manches verstanden, aber Brünn schrie immer dazwischen. »Ich möchte bloß noch einmal ein Weib haben, ein junges, pralles . . .« schrie er in einem fort.

Ich saß bis zum Morgen auf seiner Pritsche, zwischen dem Artisten und dem Schwalangscher. Gerade als die Sonne aufging, atmete er aus. Wir hörten ihn bis zuletzt murmeln und flüstern. »Es klang wie: Anna?« sagte der Artist verwundert. »Hieß seine Frau vielleicht so . . .?«

Ich erkannte, daß er es niemand gesagt hatte, nur mir — jetzt

brauchte es auch niemand mehr erfahren. Ich zuckte die Achseln und nahm alle Papiere und Briefe aus seinem Waffenrock, auch »Holsteinerin«, die Wunderstute, nahm ich von der Wand. In seiner Hosentasche fand ich einen alten, zerkauten Bleistift mit einem eingeschnitzten »A«. Den nahm ich auch mit.

Als ich aus der Baracke trat, packte mich ein eisiger Ostwind. Nirgends war jemand zu erblicken. Ich lehnte mich an die Kasernenwand, fühlte mit einem Male, daß ich haltlos weinte. Mich fröstelte bis ins Herz, aber es kam nicht von der Kälte des Windes, wenn auch die Tränen auf den Wangen froren. Es kam von innen — ich fror trotz vieler tausend Menschen vor Einsamkeit. »Pod!« rief ich hilflos. »Pod, mein Kamerad . . .«

Pods Tod hat mich von den Füßen gebracht. Was Hunger und Hitze und Kälte und Krankheit in drei Jahren nicht fertig brachten, vermochte er von einem Tag zum andern. Ich liege schon seit vierzehn Tagen, organischer Befund gleich Null, sagte der Arzt. Wie bei Pod! dachte ich dazu.

Dr. Berger sitzt stundenlang an meinem Bett, um mir die Zeit zu vertreiben, Olfert pflegt mich rührend, fast etwas aufdringlich. Meine Hobelspansäcke werden auf die Dauer hart, aber wenn ich mir vorstelle, wie es wäre, wenn ich auf nackten Brettern läge — wie Pod und Blank es mußten . . .

Ja, sie haben ihr Gutes, diese beiden Kosakenhafersäcke, vor allem aber: Sie riechen immer noch nach Pferden und ihre Späne nach Harz und Wald. Wenn ich diesen Duft spüre, gehen meine Gedanken unwillkürlich nach Hause. Wie wird es sein, wenn ich nach diesen langen Jahren in öden Steppen zum erstenmal wieder in einem Walde stehe? Ich glaube, daß ich die Bäume umarmen und ihre Rinde küssen werde . . .

Ich möchte im Walde leben, wenn ich heimkehre. Nichts sehen, nichts hören, nur atmen und träumen und Bäume sehen . . . Aber das werde ich nicht können — wer kann und darf das wohl mit zwanzig Jahren? Und dazu in einem besiegten Land? An dieser Stelle beginnen meine Gedanken sich jedesmal zu verwirren, an diesem Punkt verliert mein Grübeln sich jedesmal in Dunkelheit. Was soll ich tun, wenn ich zu Hause bin? Ich muß einen Beruf wählen, sicherlich . . . Aber was? Was?

Für viele von uns, für die meisten ist dies Leben eine Episode,

sie legen sie in ein Fach ihres Schrankes, wenn sie heimkommen, und schließen es gut zu und treten in ihr altes Leben zurück und setzen es dort fort, wo sie aufhörten — und vergessen! Wir aber, wir Jungen? Seydlitz hat es ausgesprochen: »Ich bin im Kriege Mann geworden, ich kann nicht mehr umlernen!« Ihn hat der große Moloch eingeschluckt, obwohl er lebt... Was soll ich tun, damit er mich nicht auch noch holt, tot oder lebendig?

Es hat zu lange gedauert und war zu viel für unsere Jahre, das ist es. Es hätte ein großes, fruchtbares Erleben für uns sein können, es wurde durch sein Zuviel und seine Länge zu einer zerrüttenden Marter. Aber mein Gott, ich kann es nicht wie Seydlitz machen, und die meisten können es nicht — was sollen wir beginnen? Wir, die diese Not aus innerstem Gefühl niemals in eine Tugend verwandeln können?

Ich lasse einen Beruf nach dem andern an mir vorüberziehen. Ja, wenn man bereits einen gehabt hätte! Aber wir Jungen müssen erst wieder lernen... Wie aber kann ein Mensch noch lernen, der in seinen besten Jahren nichtstuend auf dem Bett lag, kaum eine Feder in der Hand hielt, kaum ein Buch?

Gut, man wird das verstehen, man wird uns Vergünstigungen geben. Aber dann...? Soll ich vielleicht Jurist werden? Wie Doktor Berger? »Nach Paragraph soundso werden Sie wegen Hausfriedensbruch, darin bestehend, daß Sie dem Kläger eine beleidigende Äußerung...« Wäre das nicht Hohn? Kann unsereiner so etwas noch begreifen — nach dem, was wir erlebten? Würde ich nicht plötzlich wie ein Irrsinniger lachen müssen? Im lauten Chor mit allen Totzkojern?

Das beste wäre, man ginge in ein Kloster. Im grünen, wilden Wald, zu stillen, frommen Mönchen...

Ich schrecke auf. »Kinder«, sagt Windt eintretend, »habt ihr schon gehört? Im Mannschaftslager hat sich jemand die Hoden abgeschnitten — ein gewisser Brüninghaus!«

Am nächsten Tag stehe ich auf. Ich hätte noch liegen bleiben sollen, aber Olfert benutzt jeden Augenblick, in dem niemand im Zimmer ist, um mich zu umwerben. Wie soll das enden? Lange vermag ich diesen Widerstand nicht fortzusetzen, einmal werde ich erlahmen...

Am sechsten Abend gehe ich zu Leutnant Schulenburg. Ich weiß keine andere Rettung mehr. Dr. Berger ist hilflos wie ich in solchen

Dingen, er aber, dieser kleine, stille Mensch mit dem schmalen, eckigen Offizierskopf und dem festen, vorgeschobenen Kinn . . .

»Herr Leutnant«, sage ich zaghaft, »darf ich Sie bitten, hin und wieder eine Stunde mit mir spazierenzugehen?«

Er sieht mich an, daß es mir rot ins Gesicht schlägt.

»Herr Leutnant«, fahre ich stockend fort, »wenn ich Ihnen auch nicht sympathisch bin oder irgend etwas . . . tun Sie es bitte trotzdem, nur ein Stündchen täglich . . .«

»Gewiß, Fähnrich! Aber warum denn?«

»Ich bitte, mir die Gründe zu erlassen«, sage ich leise.

Er senkt den Kopf etwas. »Gut, Fähnrich, ich verstehe. Also jeden Tag eine Stunde, morgens zehn Uhr . . .«

Der junge Arzt, der mich noch als Kranken besuchen kommt, erzählte mir gestern, daß man in den ersten Jahren alle ihre Beschwerden über mangelnde Sauberkeit, Instrumente, Verbandszeug regelmäßig mit Arrest und Katorga beantwortet hätte. Er habe viele Operationen an Kameraden mit seinem Taschenmesser ausführen müssen. Als man ihnen später Instrumente gestattete, hätten sie nur operieren dürfen, wenn vier Konvois mit aufgepflanzten Bajonetten neben dem Operationstisch gestanden wären.

»Haben Sie eine Ahnung, wieviel Kriegsgefangene eigentlich bis jetzt in Sibirien zugrunde gegangen sind?« fragte ich ihn.

»Doch«, sagte er. »Bei meinem letzten Zusammentreffen mit Elsa Brändström habe ich sie gefragt. 500 000, sagte sie. Bis jetzt . . .«

Es wird Frühling. Ich erlebe ihn an Schulenburgs Seite. Aus unserer einen Stunde sind ohne Absicht zwei oder drei geworden. Jetzt habe ich Ruhe. Seitdem Olfert gesehen hat, daß ich bei ihm Schutz suche, geht er mir aus dem Weg. Er fühlt wohl, daß ich ihm in letzter Not alles gestehen würde, glaubt vielleicht auch, daß ich es schon getan habe. Übrigens geht er seit ein paar Tagen mit dem Kriegsmutwilligen. Verspottete er nicht noch vor kurzem solche Pärchen?

Wir sprechen selten miteinander, Schulenburg und ich. Wir gehen nur, fest, ruhig, abgemessen. Und manchmal ist es mir, als ströme eine heilende Kraft aus dem Gehen neben diesem stillen, starken Menschen. Nur einmal, als ich ihm klagte, daß ich nicht wisse, was ich nach dieser Zeit beginnen solle, sprach er ein paar Worte.

»Unsinn!« sagte er kurz. »Das ist Schlawheit! Prostantur tempestate fortes! heißt es beim Lateiner.«

»Und was werden Sie beginnen, Herr Leutnant?« fuhr ich fort.

»O«, sagte er zuversichtlich, »irgend etwas! Vielleicht werde ich Kaufmann, vielleicht auch Landwirt — etwas wird sich schon finden! Ich lasse mich nicht unterkriegen. Mit der Vergangenheit habe ich abgeschlossen. Jetzt kommt zum zweitenmal eine Zeit, in der man mehr als jemals Menschen braucht, die ehrlich wollen. Nein, ich will nicht zu den Ewiggestrigen gehören. Wir haben lange genug zerstört — jetzt müssen wir wieder aufbauen!«

Diese Sätze hakten sich in mir fest. Ja, das ist unser Weg! dachte ich. Und mein besonderer: Bauer. Wie mein Pod... Ich fühlte plötzlich, daß ich in meiner schwersten Zeit, nach Olferts Niederbruch und Pods Verlust, schlafwandlerisch den rechten Mann gefunden hatte! Und freute mich, daß mein Instinkt noch nicht verdorben war...

In einem Sinn ist es gut, daß sich unser Essen von Tag zu Tag verschlechtert. Man hat mehr Ruhe in den Nächten, wenn man schlecht genährt ist. Man hat keinen Überschuß, der in das Hirn geht und das Blut vergiftet.

Ich glaubte, daß es in einer Gefangenschaft vornehmlich darauf ankomme, die körperliche Schwächung zu verhüten — ich habe erkannt, daß die seelische Verderbnis nicht nur gefährlicher, sondern auch schwerer zu bekämpfen ist. Was bleibt uns? Nichts als die Phantasie... Sie ist unser grüner Wald, unsere Zuflucht, unser Refugium... Aber er ist immer von Mädchen bevölkert, dieser Wald...

Wir träumen oder sprechen — immer dreht es sich um das, wonach wir alle am meisten hungern: Um das Weib! Und mehr und mehr erhitzt sich unsere Phantasie, das natürlich genügt nicht mehr, Befriedigung vermag den Brand nie abzulöschen, und immer heißer schwelt er, immer sinnloser spielt unser Hirn mit dem, was wir am quälendsten entbehren müssen.

Einzelne erzählen bereits von geträumten Lustmorden, andere wieder von den scheußlichsten Abnormitäten. Wenn uns die erste Frau, die wir nach dieser Zeit besitzen, nicht klug und liebend heilt und kühlt, werden wir anormal fürs ganze Leben bleiben — wird mit uns eine Welle von Perversität die alte Heimat überschwemmen...

Ich gehe auf den Heimatshügel. Seit kurzem geht niemand mehr hinauf. Ein junger Hauptmann hat sich dort mit seinem Rasiermesser den Hals abgeschnitten. Als man ihn fand, lag er auf dem Bauch, das Gesicht nach Westen gewandt, als habe er bis zum letzten Atemzug nach der Heimat geblickt . . .

Er ist leer seitdem, ich gehe trotzdem hinauf. Die Beerdigungen haben wieder eingesetzt, aber wir dürfen in diesem Frühling nicht mit. Und man kann nur von diesem Hügel aus sehen, wie man sie hinaufträgt — was will ich machen? Ich habe über die vertrocknete Blutlache des Hauptmanns etwas Sand gekratzt, jetzt sieht man sie kaum mehr.

Der schmale Weg zum Friedhof ist schon wieder gelb von Sägemehl und Hobelspänen. Wie lange Karawanen ziehen die Züge hinauf, von morgens bis nachts, Tag für Tag. Ich sehe ihnen nach, als ob ich ihre Sargkisten durchbohren wolle. Mit diesen Zügen werden auch meine Kameraden hinaufgebracht: Schnarrenberg, mein Wachtmeister, Blank, der kindliche Kommiss, Pod, der schlichte Bauer . . . Zuerst wollte ich mich vor die Totenbaracke stellen und warten, bis man sie heraustragen würde . . . Aber dann hätte ich vielleicht zweitausend nackte Leichen ansehen müssen, forschend, suchend, um alte, liebe Züge zu erkennen . . . Nein, das hätte ich nicht vermocht.

Bei diesem Gedanken überfällt mich meine Einsamkeit, meine Hoffnungslosigkeit von neuem. Und ich werfe mich auf den Boden, der vom Blut eines Verzweifelten gefleckt ist, bin verzweifelt wie er und beiße vor Schmerz in den Sand. Vor meinen Augen trägt man die Kameraden auf den Friedhof, einen nach dem andern, zwei-, dreitausend. Und einer davon war mir wie ein Bruder lieb: Dragoner Podbielski . . .

Ich bin der letzte! stöhne ich. Was soll ich noch? Nein, ich kann nie wieder ein ruhiger, normaler, zufriedener Mensch werden! Wo blieb der Tatzkojer Beritt? Ich werde ihn nie vergessen können, immer, immer werde ich denken müssen: Den lustigen Bränn hat die Onanie zu einem Idioten gemacht. Den kleinen Blank, das Mädchen, hat die Schwindsucht verzehrt. Den harten Schnarrenberg hat der verlorene Sieg gebrochen. Den stolzen Seydlitz hat der Krieg lebendig verschluckt. Den festen Olfert hat der Sexus verdorben. Den starken Pod hat die Sehnsucht zermahlen . . .

Wozu soll ich noch heimkehren? Soll ich ihnen nicht besser nachgehen? Hier, auf dem Hügel, auf dem es mir schon einer vorge-



macht hat? Ist es nicht klüger, auf ein Leben zu verzichten, in dem möglich ist, was wir erlitten? Vielleicht dauert es noch Jahre? Und wenn auch nicht — was soll ich zu Hause? Ist für mich nicht die ganze Welt durch diesen Krieg ein einziges Sibirien geworden? Ist nicht für uns überall: Sibirien? Weil wir es nie vergessen werden . . . ?

Ich wälze mich umher. Ich schlage an meine Schläfen. »Und ich soll leben können wie einst?« schreie ich in die Erde.

Nach alldem?

Schlafen und wachen?

Essen und trinken?

Nach alldem?

Vielleicht heiraten?

K i n d e r zeugen?

In eine solche Welt . . . ?

Von neuem schlich ich an schwarzen Sümpfen hin, bis mich ein winziges Erlebnis wieder auf festen Boden warf. Es war fast nichts — und es war wiederum unsagbar viel: Ich stand am Fenster und sah den Leutnant Schulenburg, den kleinen, gertigen Aktiven, vorübergehen. Steil, straff und schweigsam ging er seines Weges — ehrlich, anständig, zukunfts voll.

»Was täte er wohl, wenn er meine Sprachkenntnisse hätte?« fragte ich mich unwillkürlich.

»Flüchten!« ging es durch meinen Kopf.

Im gleichen Augenblick war ich entschlossen, war alle Schläfheit fortgewischt. Ja, ich will flüchten, ich will das Leben wieder an die Brust nehmen — alles, was sich hier gleich einem Aussatz an mich setzte, in flutendem Erleben ertränken, mit äußersten Gefahren abwaschen!

Wie Schulenburg kann ich Sibirien nicht überwinden, dazu bin ich zu jung, litt auch wohl mehr als er . . . Ich kann es nur noch meistern, wenn ich mich wie ein Sterbenskranker in einen heilenden Lebenssprudel stürze! Nur er kann noch die Schorfe meiner Seele lösen und neue Kräfte bringen . . .

Sagte unser blonder Engel nicht bei seinem letzten Besuch: »Ich weiß, meine Freunde, ein Kampf, härter und bitterer als jeder andere, ist die Gefangenschaft! Aber sie kann trotzdem zum Siege führen. Und wird euch dann zu einer Reife bringen, die ein gewöhnliches, ein Alltagsleben nie erzeugt!«

Ja, sie hat recht — das ist der Gewinn aus dieser Zeit und ihre Frucht: Einsicht und Reife, wie sie ein Alltagsleben niemals bringt! Aber ich kann nicht warten, bis alle heimkehren. Ich halte das bei meinem Zustand nicht mehr aus. »Va banque« ist mein einziger Weg. Ich will eine Gewaltkur machen, eine jener Kuren, die entweder heilen oder töten. Und dann nur töten, was ohne sie auch langsam sterben würde . . .

Als ich, von neuen Hoffnungen erregt, von tausend Plänen angefüllt, hinunterlief, rief mich der gute Saltin an. Er stand gebückt vorm Totenhaus und wies auf eine kleine, grüne Pflanze, die still und stark aus diesem öden Boden aufgeschossen war.

»Ich verfolge ihr Wachstum seit acht Tagen«, sagte er lächelnd. »Vor vier Tagen bekam sie die ersten Blätter, und heute ist auch ihre Blüte aufgebrochen!«

»Ja, auch der ärgste Schutt kann Früchte bringen!« sagte ich fest.

Ich stehe am Fenster und sehe hinaus. Alles schläft, nur Dr. Berger liest noch. Der Kriegsmutwillige seufzt, Seydlitz' Platz ist leer. Die Wüste vor mir ist lichtkalt wie eine Mondlandschaft. O, es wird nicht mehr lange dauern! denke ich. Wo ein Wille — ist ein Weg . . .

Ich werde einen zweiten Schmuggler finden. Und eines Nachts . . . Ich werde an der gleichen Stelle ausbrechen, an der wir das erstemal hinausschlüpfen — nur daß es diesmal nicht nach Osten gehen wird, sondern nach Westen. Und diesmal wird es mir gelingen . . .

Hinter dem Hügel werden zwei Mongolenpferde stehen. Der Schmuggler wartet mit einer Russenuniform auf mich. Mit leisem Aufschrei werfe ich mich in den Sattel. Das Junggras dämpft den Hufschlag, die Pferde traben schnaubend an. Und ihre Nüstern blähen sich nach Westen . . .

Beim Morgengrauen machen wir kurze Rast. Ich werfe mich auf die Steppe und stütze den Kopf in die Hände. Von unserem Lager mit dem Stacheldraht und den roten Baracken ist nichts mehr zu sehen. Nur der Friedhof auf dem Berge sieht noch zu mir herüber . . .

Als ob alle Kreuze mir zunickten, als ob alle Toten mir nachsähen.

ZWISCHEN  
WEISS UND ROT

*Die russische Tragödie 1919—1920*

1919

Als wir in Tschita einritten, kam Morgenrot herauf. »Wir müssen uns beeilen!« knurrte Iwan, mein Führer. »Es wird rasch hell hierzuland...« Er gab dem struppigen Mongolen die Hacken, der hagere Schecke trabte mühsam weiter. Aus seinem nassen Fell stieg scharfer Schweißgeruch. Wir ritten wie in einer weißen Wolke.

Die erste Straße nimmt uns auf. Rechts hocken breite Kästen, sibirische Bauernhöfe, von Rundstammpalisaden umschlossen. Der Hufschlag unserer Pferde hallt von den Wänden wider, als ob die Tiere im Torfmull einer Reitbahn gingen. Die zweite Straße sieht schon städtisch aus. Die Häuser rücken aneinander, die Palisaden hören auf. »Iwan, wie heißt diese —«

Ich halte inne. Ein Posten schlendert heran. An seinem Arm grellt eine weiße Binde. »Verflucht...« knurrt Iwan, spuckt aus.

»Stoi! Die Papiere!« ruft der Posten.

Wir geben sie. Ich klemme die Schenkel um den Pferdebauch. Wenn irgendwas nicht stimmen sollte... Ein Wort Doktor Bergers geht mir durch den Kopf: »In den ersten Tagen unserer Freiheit werden wir jedem Posten, der uns begegnet, nachlaufen wie ein Hund seinem Herrn — weil wir es nicht gewohnt sein werden, einen Schritt ohne Bajonettbegleitung zu machen...«

»Kuda?« fragt der Posten. »Wohin?«

»Einkäufe machen, dann zurück ins Dorf«, antwortet Iwan.

Die Zettel, prachtvoll anzusehen, knistern aufdringlich — als ob sie sprechen möchten. Der weiße Posten gibt sie wortlos zurück, läßt uns gleichgültig weiterreiten. Nein, ich laufe ihm nicht nach! Obwohl ich selber glaubte, daß Doktor Bergers Weisheit... Die dritte Straße kommt. »Wie heißt sie, Iwan?«

»Das ist — nun, warte — die Alexandrowskaja...«

Ich halte ruckhaft an. »Dann wollen wir uns trennen. Hier ist dein Führergeld.« Er zählt es langsam, schiebt es in den Halbpelz. Ich springe ab, meine Beine sind steif vom langen Ritt. »Alles Gute, Iwan!« Ich reiche ihm die Hand hinauf.

»Glück und Gesundheit, Herr!« Er nimmt das Handpferd, ord-

net verlegen die Zügel, verweilt sich etwas. »Lügenbrunnen sind unsere Zeitungen!« sagt er endlich.

»Wie kommst du darauf, Iwan?«

»Nun«, sagt er ruhig, »ich ritt doch jetzt acht Tage neben Euch. Und Ihr seid einer jener deutschen Barbaren, die . . . Ach, spuck drauf! Kommt heil heim – das wünsche ich . . .«

Er reitet an. Ich sehe ihm lange nach. Die erste Etappe ist erreicht. Im Osten, über China, geht die Sonne auf.

Eile ist not – bis es Tag ist, muß ich den Unterschlupf gefunden haben. Ich schleiche vorsichtig von Tür zu Tür, spreche dabei lautlos vor mich hin. »Alexandrowskaja Numero neun. Haben Sie alte Filzstiefel zu verkaufen? Ja, wieviel zahlen Sie? Einundeinviertel Rubel . . .«

18, 17, 16 . . . Es wird verteufelt hell, aus den Häusern dringt schon Morgenlärm. Endlich erblicke ich an einem Tor die Neun. Ich klopfe, warte – klopfe wieder. Mein Herz schlägt laut – wie mein Klopfen, scheint es mir.

Hinterm Tor nähern sich leise Schritte. »Sesam – öffne dich!« denke ich fiebrig. »Was wünschen Sie?« fragt eine helle, junge Stimme.

»Haben Sie alte Filzstiefel zu verkaufen?« Dies ist mein Sesam.

»Ja . . .« Die frische Stimme dämpft sich, beginnt zu zittern. »Wieviel bezahlen Sie?«

»Einundeinviertel Rubel!« stoße ich aus.

Die schwere Holzverriegelung knarrt zurück. »Kommen Sie rasch!« sagt eine deutsche Stimme. Ich fühle eine kleine Hand, die mich durch einen dunklen Gang zieht, nach wenigen Schritten in ein Zimmer schiebt, in dem vertraut und milde eine Kerze brennt.

Ich lehne mich zitternd an einen Tisch. Das Licht der Kerze fällt auf ein Gesicht, das ganz den Ausdruck jenes Mädchens hat, das einmal götig zu mir war, mich fütterte und tränkte, als ich zerschossen bei Kosaken lag . . .

Dies unverhoffte Rückwärtsdenken an ihre Doppelgängerin fährt wie ein Schlag durch meinen müden Leib. Ich werfe meine Arme über den Tisch, presse hilflos meinen Kopf darauf. Ich schlucke ein paarmal, kann aber nicht verhalten, daß mir Tränen kommen.

»Verzeihen Sie«, sage ich endlich, versuchte sie anzusehen, wende meinen Kopf ins Dunkel.

Sie legt die Wange in die Hand, schüttelt heftig die Zöpfe.  
»Nein, nicht davon sprechen!« ruft sie leise.

»Doch, doch! Sonst denken Sie vielleicht...« Ich sehe sie voll an — jung, blond achtzehnjährig. Vor meinen Augen schwimmt es noch, erst allmählich wird alles klar. Es ist nur diese Gleichheit, diese Ähnlichkeit... Und wenn man acht Tage unterwegs war, ist man leicht umzuwerfen... Zudem saß ich vier Jahre lang auf keinem Pferd, habe auch ein paar alte Wunden... Aber das hielt mich alles nicht, wissen Sie... Nach solchen Zeiten, nach solchen Jahren ist etwas in einem, das dunkel glüht... Heim! heißt dieser glühende Punkt. Manchmal ruht er, nur leise brennend. Aber wenn man schwach werden will, ist er plötzlich wieder da. Nichts ist man dann mehr als eine einzige Glut. Ja, und dann, dann hält man durch! Aber oft kommen auch Stunden wie diese... Etwas liegt hinter einem, etwas ist erreicht. Und dann kann es sein, daß er erstickt, der rote Kern, von einer warmen Flut für ein paar Augenblicke ausgelöscht... Und sehen Sie, auch das tut wohl — und ist dann stärker als man selbst...« Ich breche ab, schlage mich an die Stirn. Es ist mir, als ob ich plötzlich erwache. »Mein Gott, was halte ich für Reden? Ich habe Fieber, glaube ich...«

Sie tritt einen Schritt näher, lächelt mich zaghaft an. »Das ist kein Fieber, das geht allen so... Sie müssen erst mal sprechen, immer sprechen... Nein, alle, die hier anlangten, erzählten mir das gleiche... Das muß wohl so sein, nach dem, was ihr —«

»Aber ich wollte Ihnen etwas ganz anderes sagen! Es wäre nicht einmal geschehen, glaube ich, wenn nicht zu allem... Als man mich fing, vor vier Jahren, brachte man mich in den Divisionsstab. Ich hatte schwere Wunden, lag gepfercht mit hundert andern. Ein kindsjunger Fahnenjunker schrie: »Hildegard! Hildegard!« Ich werde diesen Namen nie vergessen — er rief ihn bis zum letzten Atem. Und als ich daran dachte, ob auch ich wohl sterben müsse, kam ein russisches Mädchen herein. Das hatte Ihr Gesicht, Ihr Haar... Und wählte, weil es nur einen Krug mit Milch besaß, aus allen mich dafür... Ich hab dieses Mädchen jahrelang vor Augen gehabt... Und als ich nun in dieses Zimmer trat, der Schein der Kerze auf Ihr Gesicht fiel...«

Ich nahm zaghaft ihre Hand — wie ein Gebilde aus blätterdünnem Glas. »Ich will es als Symbol nehmen!« sagte ich verwirrt.

»Ich heiße Hildegard...« antwortete sie.

In diesem Augenblick trat eine herbe, weißhaarige Frau herein — klein, porzellanhaft, mit tausend Fältchenfächern im Gesicht. »Mutter«, rief das Mädchen, »es ist ein Neuer angekommen!«

Die fremde Frau warf mir beide Hände entgegen. »Mein Gott, Sie sind ja noch ein Knabe!« rief sie aus.

Ich lächelte hilflos. »Immer noch?« sagte ich beschämt. »Schon vor vier Jahren nannte man mich so... Inzwischen, dachte ich...«

»Man fing Sie schon 1915?« fragte sie erschrocken.

»Ja, in Kurland, nach der Befreiung Ostpreußens.«

»Ostpreußen?« Ihre strengen Augen bekamen einen Ausdruck, der nicht mehr zu ihrer Herbheit paßte. »Wir sind alle Ostpreußen«, sagte sie langsam. »Man hat uns verschleppt, beim Rückzug damals. — Aber nun kommen Sie erst«, unterbrach sie sich. »Legen Sie Ihren Mantel ab, es ist ein warmes Zimmer...«

Ich folge ihnen in einen kargen Raum, durch dessen Fenster die Morgensonne fällt. Auf dem Tisch steht ein kullernder Samowar, daneben Brot, Eier, Fleisch. Die alte Frau setzt sich an meine Seite, Hildegard richtet mit ihren kleinen Händen ein paar Brote. Kommt es von ihren Augen, die mein Gesicht nicht meiden? Ist es die Erregung darüber, daß ich meine erste Etappe unversehrt erreicht habe? »Verzeihen Sie mir«, sage ich gequält, »aber ich kann noch nichts essen — nur trinken, bitte...«

Ich erfahre an diesem Morgen, was mich völlig überrascht: In diesem Hause wohnen noch zwei Oberförster und ein Förster. Alle fünf sind Zivilgefangene, von Kosaken aus Ostpreußen verschleppt. Frau Thomas, die weißhaarige Frau, führt den Haushalt. Hildegard ist die Tochter eines Forstrats aus Goldap. Sie war dreizehn Jahre alt, als man sie mit den Eltern gefangennahm. Vater und Mutter starben in einem sibirischen Kerker. Frau Thomas lag in einer Zelle mit ihnen, nahm sie an jenem Tag zu sich. Sie sagen »Mutter« und »meine Tochter« zueinander.

Nach dem Frühstück führen sie mich in ein Zimmer, an dessen Wand ein großer Schrank steht. Hinter ihm zeigt sich eine Tür, die in ein dunkles Zimmer ohne Fenster führt. »Dies ist Ihr Verlies«, sagt Frau Thomas. »Tagsüber können Sie sich unbesorgt im ganzen Haus bewegen, zum Schlafen suchen Sie besser diesen Raum auf! — Es können immer unvermutete Kontrollen kommen.«

Hildegard zündet eine Kerze an, die neben einem Krug auf



einem Tischchen steht. Nachdem sie mich verlassen, schieben sie den Schrank nicht ohne Mühe wieder an seinen Platz. In einer Ecke liegt eine zweischläfrige Matratze, ein Kopfkissen, eine Pferdedecke. Ich stelle das Licht auf die Erde und werfe mich auf mein Lager. Zum erstenmal seit vielen Jahren nimmt mich eine federnde Matratze auf. Ich denke unwillkürlich an mein letztes Bett, zwei mit Hobelspänen vollgestopfte Kosakenhafersäcke . . . Wer sie wohl jetzt benutzt? Mit einem Schlage stehen die alten Kameraden vor mir. Doktor Berger lernt an seinem Tischchen, vor dem Bildnis seiner Frau . . . Der kleine Leutnant Windt, der Spreeathener, turnt wie immer splitternackt, begleitet seine Übungen mit zotigen Bemerkungen . . . Und Olfert, Fähnrich Olfert, sitzt auf dem Bett des »Kriegsmutwilligen«, streichelt im Verborgenen seine Hände . . .

Als ich das denke, ist es mir plötzlich, als ob ich eine Feder würde. Ja, ich habe die Ketten gesprengt! Vier Jahre trug ich sie — eng, qualvoll, niederziehend — jetzt fielen sie ab. Ich atme auf, taste verwirrt ins Dunkle, aus einem Glücksgefühl, das mich zu zersprengen droht. Ich will die ekstatische Empfindung zurückrufen, die mich nach jahrelanger Pferchung im Augenblick der Freiheit ergriff. Oh, diese Nächte unseres Rittes in freier Steppe . . . Ich spürte die beißende Kälte nicht, die von den Steigbügeln in meine Füße kroch. Und auch den Schmerz der Muskeln nicht, die sich der ungewohnten Wölbung eines Pferderückens nicht fügen wollten . . .

Wie weit die Erde nach all der Enge war! Und wie erregend die offene Gefahr der freien Steppe nach der versteckten des dumpfen Lagers in mich einging! »Nur vorwärts, Iwan! Nein, keine Rücksicht, wenn ich auch manchmal stöhne — es ist nicht vor Schmerz . . .«

Nun ist der erste Schritt getan. Ich habe das Lähmende des Gefangenelagers abgeworfen, jetzt wird die Kraft mit jeder Stunde wachsen. Ja, sie wird wachsen! sage ich laut.

Freiheit — Freiheit! Ob den Fanfarenklang dieses Wortes wohl jemand erfaßt, der nicht wie ich, wie wir . . . Ein-, zweimal geistert noch ein Mädchenkopf durchs Dunkel . . .

Dann schlafe ich.

Abends begrüße ich die Förster. Die beiden alten, Lückner und Perner, sind Hegemeister, der jüngere, Gennat, erst Förster. Man

sieht im ersten Blick, daß sie aus dem Walde stammen. Sie haben Leiber wie ostpreußische Bäume, tragen lange, fellige Bärte. Wenn sie sprechen, ist es einem, als ob im Föhnwind schwere Äste knarnten. Ich dachte an den Forstmeister, der kürzlich in unserem Lager gestorben war. »Weil er keinen Wald hatte«, wie unsere Ärzte sagten. Um wieviel schwerer müssen diese Jahre auf solchen Nacken lasten als bei unsereinem . . .

Wir sitzen um den großen Tisch, vor mir stehen Zigaretten. Lückner hat sie für mich gekauft, die Jäger selber rauchen kurze Pfeifen. Ich trinke goldenen Tee, rauche mit innigem Bedacht. »Und nun erzählen Sie!« knarrt Lückner endlich.

Ich wehre mich. »Es ist noch alles zu nah, zu frisch . . . Übrigens war es gar nicht schwer. Ich habe schon einmal, vor Jahren, einen Fluchtversuch gemacht, allerdings nach Osten. So wußte ich wenigstens, wie man es machen mußte . . .«

»Ja, trotzdem . . .« sagt Hildegard leise.

»Nun, ich fand einen Posten, der mich mit einem Bauern aus dem Dorf zusammenbrachte. Durch den bekam ich die Papiere seines Bruders, den die Weißen erschossen hatten. Der Bauer Iwan wollte ohnedies nach Tschita, nahm mich für zweihundert Rubel gerne mit. Ich ging nun einfach eines Abends als russischer Soldat zum Tor hinaus — was möglich war, weil ich die Sprache kann. Im Dorf wartete der Bauersmann mit ein paar Pferden und Proviant; am gleichen Abend ritten wir neben der Bahn ins nächste Dorf. Eine Woche lang trabten wir von Dorf zu Dorf, bis wir nach Tschita kamen . . .«

»Das klingt so einfach — wie ein Kindermärchen!« sagte Lückner lachend. Er ist groß, knochig, starkhändig, hat einen Bart, der wie ein ausgefranster Kokosläufer über seine Brust hängt. »Und in Wirklichkeit? Nein, nein, nur still — wir wissen doch Bescheid . . .«

Ich wurde rot.

»Wie aber kamen Sie zu unserer Adresse und unserem Losungswort?« fragte Frau Thomas hilfreich.

»Oh, das erhielt ich von einem Delegierten, einem jungen Schweden . . . Aber Sie brauchen nichts fürchten, ich trug es nicht schriftlich bei mir, hatte es auswendig gelernt. Auch trennte ich mich von dem Bauern, ohne daß er ahnen konnte, in welcher Straße ich verschwinden wollte . . .«

Perner, breit, untersetzt, mit gutem, derben Gesicht, nickte be-

freit. »Nicht alle sind so vorsichtig. Und wenn man einmal hinter unsere Schliche kommt, wandern wir alle in die Katorga . . .«

Hildegard lächelte mich an. Als ob das Wort »Katorga« etwas Schönes, nicht ein undenkbar Scheußliches bedeute . . .

Ich werde acht Tage hier bleiben, denn ich erhole mich sprunghaft. Alle sind unendlich gut zu mir. Der alte Lückner bringt täglich Zigaretten, obwohl sie kaum mehr zu bekommen sind. Frau Thomas fragt mich im Gespräch nach meinen Lieblingsspeisen; ich habe bald heraus, daß sie nur danach fragt, um sie mir bereiten zu können. Der gute Perner läuft bei allen möglichen Komitees herum, um neue Gelder für mich aufzutreiben. Gennat verschafft mir täglich neue Zeitungen.

Es gibt nur eins, was mich zuweilen drückt: Es ist derart gesittet um mich herum, daß es verteufelt schwer fällt, sich dem einzufügen! Die Gegensätze zwischen meiner letzten Baracke, in der nur Männer hausten, und diesem Heim, dem zwei Frauen einen stillen und keuschen Grundton geben, sind schwer anzugleichen. So kommt es, daß ich sparsam, fast mundfaul bin, lieber etwas frage, als selbst erzähle. Nun, nur Geduld — bald wird mich das wilde Leben wieder rufen . . .

Gestern mußte ich trotz allen Sträubens von meinem Lager berichten. Ich tat es kurz und knapp und möglichst schonend. Pod, meinen guten Bären, und Schnarrenberg, meinen Wachtmeister, erwähnte ich nicht. Sie waren sehr verwundert, als ich ihnen sagte, daß ich mit Vereniki, meinem Lagerkommandanten, so gut gestanden wäre. Und daß ein Freund, der Fähnrich Seydlitz, sogar zu den Russen übergetreten sei und hier in Tschita als Offizier unter Semjonoff stehe.

Am nächsten Tag trat ich ins Zimmer, während Hildegard allein am Tisch saß. Sie hatte meinen Russenmantel auf den Knien, nähte ein paar ausgerissene Ösen an. Ich zog, nicht ohne ungeschickt zu lärmern, einen Stuhl heran und setzte mich ihr gegenüber.

Zum erstenmal bin ich mit ihr allein. Und ich bin hilflos und verwirrt — ich habe ja keinerlei Erfahrung mit jungen Mädchen. Als ich zuletzt eins sah, in Deutschland, 1914, war ich ein Knabe, dem alles noch ein köstliches Geheimnis war. Übrigens gab es für uns Kriegsfreiwillige damals nichts als Opfer, Vaterland, Begeisterung.

Jetzt bin ich anders! Fühle ich plötzlich, daß sie das erste Mädchen ist, das ich mit Männeraugen ansehe? Nein, sie hat keine harten Degenhände, keine eckigen Schultern, an die man sich nicht lehnen kann, ohne schmerzliche Kanten zu spüren . . .

Ich werde immer verwirrter, bewundere sie Stück für Stück. Die kleinen, hochgewölbten Füße, den ranken, sauberen, fülligen Körper, den blonden Knoten, der sich weich und fraulich an ihren Nacken schmiegt. Sah ich nicht drei Jahre lang nur Borstenköpfe . . .? Ja, ich möchte meine Hände gern um diesen Knoten legen, seine schwere, nachgebende Dichtigkeit nicht nur mit den Augen, sondern auch körperlich fühlen. Noch besser wäre es, den Knoten aufzulösen, das Haar über ihre Schultern zu breiten, mit Mund und Händen in ihm spielen . . .

Ein fremdes Brennen regt sich in mir. Ich werde immer unsicherer — mein Gott, was ist das? Es überläuft mich heiß und kalt, ein Gefühl, das mir in dieser Intensität neu ist . . . Gewiß, ich war so weit, daß ich auch im Lager jungen, hübschen Männern gegenüber schon manchmal dies Gefühl . . . Aber nein, das war nichts im Vergleich zu diesem . . . Ich muß jetzt etwas sprechen! denke ich halb irr. Denn sonst . . . Weiß ich, wozu ein Mann in Augenblicken fähig ist, in denen ihm die Haut am ganzen Leibe brennt?

»Das letzte Mädchen, das ich sah, war eine junge Schwester, eine Russin, Lida von Urusoff mit Namen«, sagte ich heiser. »Als ich in Moskau lag, im Lazarett . . . Sie war sehr gut zu mir, küßte mich jeden Abend, bevor sie fortging, auf die Stirn . . . ›Spatsch, spatsch!‹ sagte sie dazu. ›Schlaf, schlaf!‹ Ich war sehr schwach, sehr dankbar, auch noch völlig Knabe . . . Trotzdem hätte ich gern einmal ihre Brust berührt — brachte es aber nicht über die Lippen, sie darum zu bitten. Vielleicht hätte sie es geduldet, aber was hätte sie gedacht? Sie hätte mich sicherlich mißverstanden . . .« Hildegard sieht zu Boden, ihr Gesicht ist verwandelt — ein heftiges Erschrecken nimmt ihm alle Weichheit. Sie steht halb auf, spannt ihre Füße wie zur Flucht.

»Nein, bitte«, rufe ich hastig, »bleiben Sie doch! Ich will nur rasch . . . nur rasch meine Mütze holen — das Futter ist zerrissen, wenn Sie auch das . . .«

Ich lief davon. Aber ich brachte die Mütze nicht. Ich warf mich auf meine Matratze, schämte mich heftig. Und kam nicht eher wieder, bis ich Frau Thomas bei ihr hörte.

Es ist seltsam, wie rasch gleiches Erleben Zusammengehörigkeitsgefühl erweckt. Alle Standesunterschiede und Wesenseigenheiten werden verwischt, über alles Trennende haltbare Brücken geschlagen. Ich bin jetzt erst drei Tage im Försterhaus — unsere gemeinsamen Entbehrungen und Todesängste, unsere gemeinsamen Sorgen um die Heimat haben ein Jahr daraus gemacht. Es herrscht eine Atmosphäre der Güte und des gegenseitigen Verstehens zwischen uns, wie sie sonst nur Liebe erzeugen kann. Wir Sibirier werden alle etwas Aufbauendes heimbringen, glaube ich . . .

Als wir abends wieder alle um den großen Tisch sitzen, finde ich endlich den Mut, meine Obdachgeber nach ihrer Vergangenheit zu fragen. Die beiden Alten schweigen, ihre Stirnen furchen sich. Der junge Gennat aber sagt: »Ich habe keinen Schuß abgefeuert, nein, das habe ich nicht . . . Aber ich habe viele Meldungen überbracht, drei Pferde habe ich kaputt geritten . . .

Ich sah sie als erster kommen, die Kosaken! Vorwärts also . . . Mein Forstrat gab mir alle Pferde . . . »Suchen Sie sich aus, Gennat«, sagte er, »jetzt ist das beste gerade gut genug!« Nach einer Stunde stieß ich auf den ersten deutschen Posten, einen jungen Leutnant mit acht Mann. »Kommen Sie doch, um Gottes willen, die Kosaken führen alles fort!« Der Leutnant, ein Gesicht wie Milch und Blut, weinte beinah vor Wut. »Ich kann nicht«, sagte er, »ich habe acht Mann und dort steht eine Armee . . . Aber wenn Sie uns helfen, hin und wieder Nachrichten geben wollen . . .«

Das tat ich dann, acht Tage lang. Am neunten fingen sie mich: Nu, pascholl! Und jetzt ging's an: Zur Sammelstelle!! Mein Gott, fast alle Freunde und Bekannte fand ich dort . . . Es war doch Frühherbst, alles lief barfuß, in dünnen Hemden, ohne Unterwäsche . . . Tausende riß man von der Feldarbeit weg, sie mußten mit, wie sie gingen und standen, nicht einmal ein Stück Kleidung durften sie sich aus den Häusern holen, nicht einmal eine Flasche für die Milch der Säuglinge . . .«

Sein junges, gutmütiges Gesicht wird alt, fast böseartig. »Ich sage die Wahrheit, wie vor Gott: Hunderte von kleinen Kindern haben diese Wanderung nach Rußland fast nackt und ohne Schuhe machen müssen. Wir rollten sechzig Tage lang in Viehwaggons dahin, ohne ein einziges Mittagessen — nur Knutenhiebe erhielten wir genügend. In Moskau, nach zwei Monaten, bekamen wir das erste Mahl . . . Dort aber krochen keine Menschen mehr aus den Vieh-

waggons, es waren nur Gespenster noch, wandelnde Leichen. Wir schlugen uns, um wenigstens für die Kinder ein bißchen Suppe zu ergattern. Auch Hildegard war unter denen, für die wir um einen Becher Suppe kämpften — dreizehn Jahre, alt, halb verhungert . . .

Von Moskau ging es weiter, in die Lager. Wir waren mittlerweile auf elftausend Menschen angewachsen. In diesen Lagern brach Typhus aus, was denn sonst? Als er erloschen war, fast die Hälfte fortgenommen hatte, verteilte man uns auf die Dörfer, das heißt auf russisch, jagte man uns in langen Trupps durch die Wintersteppe. Wissen Sie, was das heißt, Fähnrich?»

Ich nickte nur.

Nachts erwache ich oft. Wenige Tagesritte von hier ist ein großes Zimmer, denke ich dann. In ihm hausen zwanzig gefangene Menschen. Der eine ist Jurist, der andere Bankbeamter, der dritte Fabrikant, der vierte Offizier, der fünfte Lehrer. Und beinahe alle haben Frauen und Kinder zu Hause . . .

Und sitzen jetzt schon seit fünf Jahren in jener Baracke und laufen täglich eine Stunde hinter dem Stacheldraht auf und ab. Wie jene Bären hinter Gitterstäben laufen, deren eintönige Bewegungen mir schon als Kind in die Seele schnitten.

Hätten die meisten von ihnen nicht eher die Freiheit verdient? Warum wählte das Schicksal gerade mich aus?

Gestern ging ich zum erstenmal in die Stadt. Ich habe Lückner gefragt, ob ich es wohl wagen könne. Er meinte, daß es mit meinem Paß fast gefahrlos sei, ich solle nur beim Verlassen und Betreten des Hauses Vorsicht üben.

Als ich im Hauseingang auf einen günstigen Augenblick wartete, um hinauszuschlüpfen, kam Gennat aus dem Zimmer — als ob er dort auf mich gewartet hätte, sah es aus. »Fähnrich«, sagte er leise und blinzelte mich wissend an, »Sie werden in ein Bad gehen, denke ich . . . Aber seien Sie vorsichtig, es ist alles verseucht in diesem Sodom, alles syphilitisch!«

»Danke, Gennat«, sagte ich kurz. »Aber ich gehe nicht zu dem Zweck.«

Nach zwei, drei Straßen war ich mitten in der Stadt. Ich atmete hörbar, setzte meine Füße wiegend — wie ein lange Jahre Krankgewesener, der zum erstenmal das Bett verläßt. Mein Gott,

Gefangener zu sein, sich dennoch frei und keck und unerkannt unter freien Menschen zu bewegen . . .

Die Stadt glich einem Heerlager. Über Straßen und Plätze fluteten lärmende Soldaten mit weißen Binden. Alles Zivile schien im Vergleich zu ihnen gedrückt einherzuschleichen. Mehrfach begegnete ich Volksküchen, in deren schwarzen Räumen sich Menschen aller Schichten drängten, um gegen ein paar Koltshakrubel etwas graue Suppe zu bekommen. Die Geschäfte schienen fast leer, nur in den Konsumvereinen, den Restaurants und Teeschenken war Betrieb. Dort saßen in gepfropfter Enge Hunderte von Kosakenoffizieren, ließen ihre politischen Meinungen offen auf die Straße dringen. Vier Wachtlokale mit Maschinengewehren bemerkte ich, in denen gleichfalls schwer getrunken wurde. Aus ihren Fenstern spähten mit bemalten Augen müde und bleiche Mädchen.

Am Bahnhof endlich sah man kaum noch einen Zivilisten. Wachttruppen lagen überall herum, vor ihnen blinkten Karabinerpyramiden. Zu beiden Seiten auf den Zufahrtsgleisen standen, gespreizt und drohend wie erstarrte Ichthyosaurier, sechs schwere Panzerzüge. Rechts, links, vorne und hinten gähnten kurze, dicke, von Pulverrauch verschleimte Rohre aus den Panzerdecken. Auf ihren Stirnen standen, mit weißer Farbe aufgezeichnet, ihre Namen. Sie waren sich dem Sinn nach alle ähnlich — der erste hieß »Zerstörer«, ein anderer »Rächer«, ein dritter »Grausamer«, ein vierter endlich schlicht, doch ohne darum mitleidvoller auszusehen, »Ataman«.

Ich ging zurück, und meine Augen wandten sich den Frauen zu. Sie waren es vor allem, die mich fesselten, ihr Schreiten wirkte wundersam erregend auf mich. Zuweilen lachten mich ein paar mit weißen Zähnen an — dann hatte ich das Gefühl, als ob ich bis an die Ohren errötete. Trotzdem wuchs bald ein heftiges Begehren in mir auf, fühlte ich beklommen, daß meine vier Jahre unnatürlich gefesselte Kraft zum Ausbruch drängte . . . Ja, eines Tages alle Hemmungen mit einem Elan zerreißen würde, dessen stählerne Feder das Wünschen und Verlangen meiner vier Gefangenschaftsjahre war.

Zum Unglück führt mein Weg an einer Banja vorbei. Ich verlange schlafwandlerisch einen eigenen Raum. Ein Bademädchen kommt, mich zu bedienen — auf ihrem prallen, festen Leib trägt sie lediglich ein weißes Schürzenkleid. Es ist von Dampf und Wasserspritzern feucht, dies dünne Kleid — so feucht, daß sich die

Knospen ihrer Brüste wie kleine Knöpfe durch das Leinen drücken.

Im Vorraum meines Badezimmers steht ein Diwan. Er ist zerdrückt, ich weiß woher... Es ist ja üblich in den Badehäusern Transbaikaliens... Ich werfe meine Kleider ab, als ob sie brennen. Gennat steht plötzlich neben mir... »Alles syphilitisch in diesem Sodom!« Mein Gott im Himmel, vier Jahre lang hast du dich nun gehalten! Hast allem tapfer widerstanden... und heute...?

Aber ich werde trotzdem schwächer und schwächer. Nachdem ich das Mädchen erblickt habe, ihre prallen Glieder, ihre runden Linien, nur von einem Hemd verhüllt, bin ich vor Gier krank... Das Bewußtsein, sie nur rufen zu brauchen, macht mich irr. Und dieser Diwan... Warum lebte ich auch vier Jahre unter Männern, die sich als Gefangene mit Zoten und obszönen Bildern befriedigen mußten? All diese Zoten brennen jetzt in meinem Blut, all diese Bilder schwanken jetzt vor meinen Augen! Früher war ich anders — jetzt bin ich vergiftet, jetzt muß ich Kühlung haben...

Ich bin gerade mit dem Bade fertig, als das Mädchen wieder hereinkommt. »Nun, Kleiner«, sagte sie lachend und schließt die Tür, »soll ich jetzt kommen? Dreißig Rubel, vorher, bitte...« Dreißig Rubel? Ich wache auf. Mein Gott, das ist ja wie im Lager! Ich sehe plötzlich meine Kameraden, das Kurszimmer... Sie standen förmlich Schlange, zu dritt und viert... Der fette Rittmeister, der Mädchenhirt, kassierte ihre Zahlungen... Und rief sie auf, der Reihe nach... Es ist ja ganz dasselbe! fällt es wie Eis auf mich. Dort draußen wartet auch schon wieder jemand... Und bevor ich kam, vielleicht vor fünf Minuten...

Meine Füße werden schwach, die Gier stirbt ab. Ich taumele etwas, schließe meine Augen. Und sehe plötzlich einen blonden Knoten, nach dem meine Hände verlangen, ein mildes Gesicht, das diese derbe Sinnlichkeit nicht kennt, einen ranken Körper, der diese pralle Drechselung nicht hat...

Ich sehe in diesem Augenblick zum erstenmal in meinem Leben Unterschiede... Und weiß mit einem Schlag, was Geilheit und Keuschheit, was Sexus und Eros...

»Nein!« sage ich kurz. »Ich brauche nichts.«

Als ich heimging, war ich fröhlich. »Jetzt habe ich den großen Schritt getan! Jetzt bin ich kein Knabe mehr...« Ich lief, so rasch ich konnte, ins Försterhaus — in mir verlangte alles nach Hildegard.



Abends sagte Lückner: »Wenn die Tschechen nicht wären, säßen wir längst zu Hause!«

Ich sah ihn überrascht an. »Wieso?« fragte ich.

»Nun, wir Zivilgefangenen — übrigens nicht nur wir, sondern auch die meisten Kriegsgefangenen — befanden uns schon auf dem Heimweg, in Europa-Rußland, als die Tschechen kamen, uns einfach anhielten und nach Sibirien zurückschickten. Wir wären bald ein Jahr daheim, wenn sie sich nicht eingemengt . . .«

»Das, bitte, müssen Sie ausführlich erklären, Lückner!«

»Nun, dann will ich Ihnen die ganze Sache berichten — es kann nicht schaden, wenn die Heimat auch das erfährt. Schon 1914 trennte man alle Kriegsgefangenen ab, bei denen man wegen ihrer Nationalität Freundschaft für die Entente vermutete, um sie in besonderen Lagern propagandistisch für den Abfall von der Heimat zu bearbeiten — das wissen Sie, nicht wahr?«

»Bei uns geschah das gleiche in Ugriesskaja. Ich hätte selbst in ein solches Lager kommen können, als Schleswig-Holsteiner . . .«

»Es waren auch solche darunter, zum größten Teil jedoch Tschechen. Nun, das Überlaufen habe ich ihnen nie verübelt; keiner, der ihren Freiheitskampf in Böhmen kennt, kann sie verachten, weil sie jede Möglichkeit verfolgten, sich einen eigenen Staat zu erschaffen. Nein, ich verstehe völlig, daß sie den ersten Augenblick benutzten, um zu den russischen »Brüdern« zu eilen — auch hatte ihnen Rußland durch die Kadettpartei schon immer Unterstützung zugesagt . . .

Es wurde also aus diesen Leuten ein ganzes Korps geschaffen und schon nach kurzem an die Front geschickt. Es zählte zu den besten Rußlands, kämpfte es doch für eine Idee, für die Freiheit. Als aber mit der roten Revolution die alten Freunde fielen, verschlechterte sich das befeierte Verhältnis zwischen dem großen und dem kleinen Bruder merklich. Die Tschechen wollten nach Friedensschluß noch gegen Deutschland weiterkämpfen, die Roten durften es wegen Brest-Litowsk nicht dulden, forderten die völlige Entwaffnung ihres Korps.

Gut, schlagen wir uns mit den Waffen durch ganz Sibirien, fahren wir von Wladiwostok aus an die Westfront! beschlossen sie, verteilten sich sicherheitshalber an der ganzen Bahn, besetzten sie am Ende mit einem Schlag von Pensa bis Irkutsk. Dies kam den weißen Generalen sehr gelegen, sie schlossen sich als Konterrevolutionäre an —«

»Und ganz Sibirien wurde über Nacht weiß!« warf ich ein. »Ja, Vereniki, unser Lagerkommandant, erzählte es mir damals.«

»Jetzt konnte man die Tschechen leicht bestimmen, mit Hilfe der Entente aufs neue gegen Westen vorzugehen, um die Front gegen Deutschland wieder aufzustellen. Sie marschierten auch sogleich vorwärts — bis der Winter kam, in dem Deutschland zusammenbrach, Österreich zerfiel, ihre eigene Republik erstand. Nun hatte es für sie keinen Zweck mehr, noch in diesem Land zu bleiben . . . Sie wollten auch sofort heim, aber die Alliierten und Kolttschak konnten ihre Kräfte nicht missen, kamen mit hundert Ausreden . . .«

»Das ist die Lage«, schaltete Perner ein. »Was daraus wird, weiß niemand recht. Jetzt aber kommt, was uns betrifft: Alles, was vor Deutschlands Zusammenbruch von uns Gefangenen auf dem Wege in die Heimat war, wurde von ihnen angehalten und zurückgeschickt — um zu vermeiden, daß man uns noch einmal an die Westfront schickte. Gut, auch das war noch ein Kriegsakt und verständlich — wir hätten sicher ebenso gehandelt. Eine große Zahl von Tschechen aber, die nicht mehr felddienstfähig war oder sein wollte, ging nun als Unterkommandanten und Verwalter in die Gefangenenlager, ließ dort ihren ganzen nationalen Haß an den ehemaligen Kameraden aus . . . Sie entzogen den Küchen tagelang das Material zur Verpflegung, zeigten die Leute wegen jeder Kleinigkeit den Russen an, führten die Leibeigenenprügelstrafe ein, waren im vollsten Sinn, was man bei Sklavenherren Blut- und Spürhunde nennt. Fast alle Offiziere ihrer früheren Regimenter wurden täglich gepeitscht, mißhandelt, angespuckt . . .

Das Schmählichste von allem war jedoch dies: Es gab in Österreich seit je Zehntausende, die Dworcak hießen oder Sedlacek oder Jarka, meist aber gute Wiener oder Oberösterreicher waren, außer ihren Namen kein tschechisches Wörtchen sprechen konnten, in ihren Herzen seit Generationen Deutsche wie Sie und ich . . . Nun, diese wurden säuberlich herausgesucht und vor ein tschechisches Tribunal gestellt. »Du bist ein Tscheche!« Was halfen ihnen ihre Schwüre? Man sah es lediglich als Trotz und Leugnen an, warf sie in Rattenkerker, peitschte sie bis aufs Blut, suchte sie mit allen Foltermitteln so weit zu bringen, die eigenen Brüder zu verhöhnen und gegen sie ins Feld zu ziehen. Fast alle diese Deutschen, die an nichts anderem schuldig waren, als daß ihre Väter Dworcak oder Sedlacek hießen, wurden in der Katorga zu Tode gequält . . .«

Heute morgen, als ich in meinem Zimmer etwas holte, war Hildegard gerade daran, mein Lager zu richten. Sie schüttelte mein Kissen auf, legte die Pferdedecke sorgfältig zusammen, stellte eine neue Kerze auf den Tisch.

»Bleiben Sie doch ein wenig!« sagte ich. »Setzen Sie sich hier auf mein Bett, ich möchte Sie etwas fragen...« Sie setzte sich gehorsam, wehrte sich nur schwach. Wie ihr Haar duftete...

»Vorgestern erschreckte ich Sie«, beginne ich mit Anlauf. »Aber das wollte ich nicht... Und ich weiß nicht, wodurch das kam... Wollen Sie mir nicht sagen —«

Sie schüttelt den Kopf. »Nicht fragen!«

Ich nehme ihre Hand, lege sie in meine groben Tatzen, beuge mich wie über eine Kostbarkeit. »Ganz still...« sage ich bittend. »Ich möchte Sie nur ansehen, nichts anderes, Stück für Stück... Ich habe all das jahrelang nicht mehr gesehen, es ist so zart, so hauchhaft... Ich kenne nichts als Männerhände, hart im Fleisch, grob im Griff... Wie spitz und rosig Ihre Nägel sind, wie Ihre Monde schimmern... Und Ihre Haut — wie Samt ist sie... Wir hatten nur einen Knaben bei uns, den Kriegsmutwilligen, der ähnliche Gelenke hatte...«

Ich wurde freier. Als ob die Wärme ihrer Finger mir Mut einflößte, war es mir. Ich drückte den Mund auf ihr Gelenk, sagte plötzlich hemmungslos: »Du hast eine Haut wie ein Pfirsich...«

»Ach, alle Mädchen haben eine Haut wie ein Pfirsich!« sagt sie leise.

»Ja? Das weiß ich nicht mehr...«

»Warum beißt du die Lippen zusammen?«

»Ach, weiß du... In unserem Lager... Darf ich dir davon erzählen? Ich muß es fast, damit du nicht noch öfter erschreckst... Aber nein, es ist umsonst, du kannst niemals verstehen, was es für Männer bedeutet — Gefangenschaft! Ein junges Mädchen kann das nicht verstehen... Einzelne waren schon ganz toll, wie Tiere... Und das immer sehen, das immer hören zu müssen... Ich hatte noch nie ein Mädchen gehabt... Und habe früher nie an das gedacht... Jetzt bin ich vergiftet, ganz verseucht... Oh, diese verfluchte Gefangenschaft! Einmal schrieb ich in mein Tagebuch: »Wenn uns die erste Frau, die wir nach dieser Zeit besitzen, nicht klug und liebend heilt und kühlt, werden wir anormal fürs ganze Leben bleiben.« Das ewige Sprechen davon, vier Jahre lang, hat uns ganz verdorben. Und ich will mich doch nicht für alle Zeit

mit einer quälenden Erinnerung belasten... Nein, ich will nicht zu einer Frau gehen, die...«

Ich springe auf, in mein Gesicht steigt Scham. »Verzeih«, sage ich rauh. »Vielleicht erschreckte ich dich schon wieder... Aber ich bin ja nicht normal, weiß auch nicht mehr, ob man zu Frauen sprechen darf, was ich dir jetzt... Das darf man nicht, wie? Ach, ein Mann, der geradewegs aus dem Zuchthaus kommt, vier Jahre hinter Stacheldraht saß, weiß ja nichts mehr, ist irrsinnig für normale Menschen, daran denke bitte... Ich werde auch in meinem Leben sicher nie wieder zu einem Mädchen von diesen Dingen sprechen — du bist die erste auf meinem neuen Weg, du mußt es dulden, mußt es anhören! Und kannst vielleicht auf irgendeine Art helfen, damit ich diese Hölle überwinde...«

Sie sieht mit großen Augen zu mir auf, Zutrauen und Verständnis treten in ihr Gesicht. Ich setze mich von neuem, lege meinen Kopf an ihre Schulter. »Gott«, sage ich, »im Lager — du kannst nicht denken, was es dort alles gab! Verhältnisse, Liebschaften... Aber auch wir andern küßten uns oft — wenn wir betrunken waren... Und wir waren oft betrunken! Mancher Tag und Nacht, monatelang... Wir tranken, um nicht wach sein zu müssen... Was hätten wir anders tun sollen? Ja, und dann rieben wir unsere Wangen aneinander und küßten uns mit harten, nach Wodka riechenden Mündern... Und jeder hatte dabei seinen eigenen Traum und seine eigene Sehnsucht — blond oder braun...«

»Du darfst mich küssen, wenn du magst!« sagt sie plötzlich.

Ich hebe ihren Kopf empor, drücke meine Lippen auf ihren Mund. Nein, ich bin nicht tierwild, aber ich zittere wie im Schüttelfrost. Ist das verwunderlich? Vier Jahre Stacheldraht und Männerwerben? Vier Jahre Wünsche, Träume, Phantasien?

»Sag«, rufe ich über ihrem Mund, »hast du schon einmal...«

Sie erblaßt bis an den Hals, reißt sich aus meinem Arm. »Nicht fragen, nicht...« ruft sie flehend.

Ehe ich begriffen, was ich getan, war ich allein.

Eben gelang es mir, Frau Thomas zu stellen. Ich fragte sie offen nach Hildegard. »Ich verstehe sie nicht ganz«, fing ich an. »Etwas bleibt rätselhaft...«

»Tragen Sie's ihr nicht nach!« sagte sie, auffallend ernst. »Sie

kann nichts dafür, hat schon genug zu tragen. Ihr ganzes Leben —«

»Der Tod ihrer Eltern?« fragte ich. Oder ist es noch etwas anderes?«

»Ja . . . Und weil Sie mich nun einmal fragen . . . Seien Sie vorsichtig mit ihr — wie mit Glas! Und — falls Sie Hildegard lieb gewinnen sollten. Es ist nicht schwer, ich weiß es, wenn man vier Jahre nur Männer sah . . . Dann reißen Sie's aus sich heraus, mit allen Wurzeln . . .«

»Aber warum denn?« fragte ich starr.

»Ich will es Ihnen sagen. Ich bin eine alte Frau und Sie — Sie müssen es jetzt wissen, soviel ich sehe . . . Hildegard will nie mehr einem Mann angehören. Das ist zerstört, ist für ihr ganzes Leben mit einer grauenhaften Erinnerung belastet. Sie werden das vielleicht nie ganz begreifen, aber ich als alte Frau —«

»So hat man . . .?«

»Ja. Mit fünfzehn Jahren. Auf einem Transport. Ein Kosak . . .«

Ich muß allein sein. Ich kann niemand sehen. Den ganzen Tag trieb ich mich heute in der Stadt umher.

Als ich mich endlich gegen Abend erschlaft auf eine Bank am Bahnhof setzte, ließ sich nach kurzer Zeit ein Mann an meiner Seite nieder. Ich war nicht böse, als er zu sprechen begann — es half mir, aus dem brennenden Ring herauszukommen, in dem ich mich ohne Unterlaß im Kreise bewege, seit ich Hildegards Schicksal weiß.

»Sie sind hier fremd?« fragte der Mann, ein grauer Bürger, der wie ein ehemals reicher Kaufmann aussah.

»Ja — auf der Durchreise.« Ein Spitzel? denke ich dabei.

»Boschemoi!« ruft er. Und setzt hinzu: »Dann kommen Sie wohl von Kolttschak?« Und fährt, ehe ich antworte, noch leiser fort: »Sagen Sie mal: Weiß Kolttschak eigentlich . . .?«

»Was?« frage ich vorsichtig.

»Nun, alles, alles . . .« murmelte er verbissen. »Nein, ich will nicht sagen, daß Ataman Semjonoff schlecht ist oder genauer, schlecht war . . . Jetzt aber steht er ganz im Sold der Japaner, ist er nur mehr ihr Werkzeug . . .«

»Ich bin kein Anhänger der Semjonoffschtina«, sage ich helfend. »Sie können ruhig weitersprechen . . .«

»Nun — was soll ich weiter sagen? Seine Armee ist klein, und

weil sie viel zu klein ist, sucht sie sich durch Härte zu erhalten. Ich glaube auch, daß unser Ataman das nicht erfährt — trotzdem: es wird ihm eines Tages den Kragen kosten! Haben Sie am Bahnhof seine Panzerzüge gesehen? Nun, sie sind seine schlimmste Waffe! Fast jede Woche fahren sie einmal aus . . . Bleibt eine der Gemeinden seiner Herrschaft mit Lieferungen rückständig, wird einer dieser Züge abgeschickt. Und ein paar Offiziere kommandieren sie — mein Gott und Vater! Der Dorfstarost wird in Stücke gehauen, von den Einwohnern jeder zehnte Mann erschossen. Noch schlimmer geht es bei einem Aufruhr zu. Ein uferloses Denunzieren ist die Folge. Täglich finden in unserm Städtchen Hausdurchsuchungen statt — keiner ist seiner Nachbarschaft und damit seines Lebens mehr sicher. »Kontra-Raswjedka« heißt die Institution, die diese Hausdurchsuchungen befiehlt — wir aber sagen: Weiße Tscheka!«

Sein bekümmertes Gesicht, das einer Gurke ähnelt, wird plötzlich höhnisch. »Jetzt ist es schon nicht mehr so schlimm«, fährt er fort. »Jetzt finden die Durchsuchungen nur mehr bei Nacht statt . . . Man erschießt sie auch nicht mehr am hellen Tage, die Denunzierten, bringt sie jetzt zum Ungern-Sternberg nach Daurija, zum rasenden Baron, wie wir ihn nennen . . . In die Berge schicken« heißt es auf semjonoffsch . . . Jetzt wissen Sie Bescheid, nicht wahr? Nein, Semjonoffs schöne und heldenhafte Zeit ist längst vorüber . . . Er ist ein Wüstling und Weiberheld geworden, führt mit einer jüdischen Schauspielerin königliche Hofhaltung! Man sagt zum Glück von ihr, daß sie schon manchen Todgeweihten gerettet habe, sie bittet oft dafür, ist auch die einzige, die Einfluß darauf hat — im großen ganzen bleibt es ein Tropfen! Und die Armee zerschmilzt wie Eis am Feuer . . . Fast täglich desertieren ein paar Kolonnen, schließen sich den roten Partisanenbanden an, die un auffindbar in den Wäldern hausen. Und eines Tages —« Er unterbricht sich, fährt zusammen. Um die Ecke zieht ein Haufen grauer Menschen in schmutzigen Fetzen — deutschen Waffenröcken, österreichischen Blusen, wattierten Chinesenmänteln. Sie schleppen sich müde dem Bahnhof zu, aus ihren Schuhen ragen nackte Zehen, auf ihren Rücken hängen Bündel mit allen möglichen Werkzeugen. An den Seiten gehen ein paar Semjonoff-Offiziere — blank, sauber, elegant. Auf den breiten, goldenen Achselstücken funkelt die Sonne, ihre silbernen Sporenräder singen aufdringlich. »Vielleicht ist Seydlitz unter ihnen?« denke ich plötzlich, stehe erschrocken auf.

»Kriegsgefangene . . .« sagt der Alte mit rauher Stimme. »Schu-

ster, Schneider, Sattler, Tischler... Man sucht jetzt alle Handwerker aus den Lagern zusammen, schickt sie an die Front... Dort müssen sie im Troß mitziehen und die Armee zusammenflicken...«

Ein Bekannter war nicht unter ihnen. Auch Seydlitz nicht.

Auf dem Heimweg wurde mir erst klar, welche Gefahren die Förstersleute auf sich nehmen, indem sie mich verborgen halten. Mein Gott, wenn irgend jemand auch sie bei dieser Kontra-Raswjedka, dieser weißen Tscheka, denunziert?

Ich muß baldmöglichst weiter, kann es meinem Körper auch zusetzen. Nein, sie sollen meinetwegen nicht ums Leben kommen, jetzt, zum Schluß, nachdem sie wie wir vier Jahre litten! In drei Tagen also...

Mittags kam Lückner mit sichtlicher Erregung aus der Stadt. »Die weiße Offensive hat eingesetzt!« rief er. »Ufa ist bereits genommen, überall geht es siegreich vorwärts. General Kappell hätte fast Trotzki's Zug erwischt...«

»Schade!« machte Perner. Es klang, als ob er seufzte.

»Da muß ich mich beeilen, daß ich fortkomme!« sagte ich lächelnd. Sonst komme ich noch zu spät...«

»Sie wollen weiter?« fragte Frau Thomas überrascht.

»Natürlich! Ich kann Ihnen doch nicht wochenlang auf der Tasche liegen!« Ich hob abwehrend die Hände. »Nein, lassen Sie mich gehen, halten Sie mich nicht, ich bitte Sie... Jeder weitere Tag bringt euch in neue Lebensgefahr, das kann ich nicht länger —« »Papperlapapp!« sagte Lückner knurrend. »Sie werden sehen, in vier Wochen ist die ganze Geschichte vorüber, ist die rote Herrschaft vergessen! Übrigens sind die Weißen, solange sie siegen, kulant und milde.«

»Glauben Sie wirklich, daß es so rasch geht?« fragte ich zögernd.

»Sicherlich! Was wollen die Roten machen? Koltschak ist ein großer Führer, ein neuer Napoleon, sagen seine Offiziere. Zudem helfen ihm die Alliierten, sind überall ausländische Truppen gelandet — Engländer, Franzosen, Amerikaner, Japaner... Nein, wirklich, die ganze Welt steht hinter ihm, um diese Bolschewiki zu vernichten! Und wenn Sie die Karte ansehen...«

Er nahm einen Atlas heraus, schlug mir Allrußland auf. »Sehen Sie, hier im Osten steht Koltschak. Ganz Sibirien einschließlich des Urals gehört ihm. Im Süden steht General Denikin, den gan-

zen Süden, das reichste Gebiet Rußlands, beherrscht er mit den Donkosaken und seiner Freiwilligenarmee. Im Norden wieder steht General Miller, um von dort aus auf Moskau zu marschieren, eine starke englische Okkupationsarmee unterstützt ihn. Im Westen endlich, in gerader Richtung auf Petrograd, steht Judenitsch, der große Zarengeneral, gleichfalls von Tanks und ausländischen Truppen unterstützt. Ein fester Ring, völlig geschlossen und unzerreißbar ... Nun? Geben Sie es zu?»

Ich gebe es zu. Es scheint unmöglich, diesen Ring jemals zu sprengen. Trotzdem ... »Ich hätte nie geglaubt, daß es für die Bolschewiki so schlecht aussieht«, sage ich. »Dann hat mein alter Vereniki doch recht gehabt ... Aber ich muß trotzdem weiter. Ich habe meine Gründe. Bitte, dringen Sie nicht in mich — machen Sie es mir nicht schwerer, als es ohnedies ist ...«

Hildegard sitzt auf meinem Lager. Ich liege ausgestreckt, mein Kopf ruht in ihrem Schoß.

»Und du willst wirklich fort?« fragt sie.

»Verstehe mich ... Ich wäre überhaupt nicht so lange geblieben, wenn ich geahnt hätte ... Aber ich erfuhr es erst kürzlich, ein alter Mann am Bahnhof erzählte es. Wenn man irgendwie Verdacht schöpft, kommt ihr alle in die Katorga. Nein, still, das ist wahr! Und dieser Gefahr will ich euch nicht länger aussetzen. Ist es nicht genug, daß es so lange gut ging ...?«

Sie nickt nur.

»Nein, es ist Zeit — in jeder Beziehung! Ich habe mich gut erholt, habe mich vor allem wieder bewegen gelernt, wie sich freie Menschen bewegen, habe die Art des Gefangenenlagers abgestreift. Oh, diese Tage waren auch in diesem Sinn notwendig! Ich hätte gar nicht weiterkönnen ohne sie — man hätte mich am ersten Tag erkannt, schon an der Art, wie ich die Menschen ansehe, die Straßen, Häuser, alles, was mir begegnet, ja, sogar wie ich gehe und stehe! Jetzt bin ich wieder ein einigermaßen aufrechter Mensch, habe mich wieder ans Menschensein gewöhnt ... Ja, jetzt kann ich es ruhig wagen ...«

»Aber wenn du dennoch hierbliebst? Es kann doch nicht mehr lange dauern! Und dann — dann könnten wir vielleicht zusammen —«

Ich streichle ihre Hände. »Das weiß niemand. Und ich, aufrichtig gesagt, glaube nicht recht daran. Wer sagt uns, daß es nicht



trotzdem noch ein Jahr dauert? Nein, diese ewige Gefahr und Sorge um euch, das geht nicht . . . Auch deswegen nicht: Mich würde nach kurzem wieder die Psychose überfallen. Es liegt zu nahe. Und die Sorge um euch würde sie tiefer in mich hineintreiben als je vorher. Mit welchem Recht, würde ich mich täglich fragen, bringst du hier eine Handvoll guter Menschen in Gefahr, während deine Kameraden . . .? Oh, ich habe gute Kameraden zurückgelassen, in einem fürchterlichen Elend zurückgelassen! Meinen Doktor Berger, eine solch feine Seele, daß man kaum fassen kann, wie sie vier Jahre Gefangenschaft überdauerte, ohne zu zerbrechen . . . Dann einen österreichischen Oberleutnant, weich, gütig, hilfsbereit, einen gewissen Saltin . . . Und einen kleinen deutschen Aktiven, Schulenburg mit Namen, unantastbar in jedem Sinn, stark und biegsam wie Stahl . . . Von meinen ersten allerdings, meinen alten Feldkameraden, ist fast niemand mehr übrig . . . Die besten sind tot, Flecktyphus, Sehnsucht, Ruhr . . . Nur Hatschek, unser Artist, lebt noch, außerdem zwei derbe Bayern, Schwalangscher hieß der eine, Kaulquappe nannten wir den andern, seinen Freund . . . Sieh, und an diese würde ich immer denken müssen, wenn ich hier in untätiger Ruhe säße . . . Und an meine Toten! Nein, ich muß mich betäuben, um diese saugenden Erinnerungen abzutöten . . . Ich kann alles nur überwinden, wenn ich das Leben wieder an die Brust nehme, ein halbes Jahr lang nicht zur Besinnung komme! Va banque ist mein einziger Weg — das war meine Erkenntnis vor meiner Flucht und ihr eigentlicher Antrieb . . .«

»Und wenn du nun zugrunde gehst?« fragt sie schwach.

»Still, Mädchen! Ich komme durch! Und wenn nicht, glaube mir, ginge ich auch so zugrunde! Man kann bei meiner Jugend solche Jahre nicht im Lehnstuhl, rückschauend und nachdenkend, überwinden. Dann faßt es einen nachträglich wie den Reiter überm Bodensee . . . Nein, verstehe, es bleibt mir gar nichts anderes übrig: Ich kann nur noch wieder durch das Leben selbst gesunden! Alles, was sich hier in Sibirien gleich einem Aussatz an mich setzte, in flutendem Erleben ertränken, in äußerster Aufrüttelung abwaschen — das ist der einzige Weg für mich, es gibt keine andere Möglichkeit!«

Wir schweigen lange. Ich sehe unverwandt zu ihr auf. Ihr Gesicht scheint mir von unten gesehen neu und erregend. In aller Nähe stehen als blaue Lichter ihre Augen, dicht über mir hängt reif und lockend wie eine Frucht ihr Mund.

»Da sitzen wir nun«, sage ich endlich, »zwei Gefangene, durch den Krieg ruiniert... Aber wir haben den Weg schon gefunden, jetzt dürfen wir nicht mehr nachgeben, jetzt müssen wir uns immer steiler aufrichten! *Meine* große Klippe wenigstens ist überwunden... Du halfst mir hinüber — jetzt kann ich allem entgegengehen...«

»Ach«, sagt sie nur, »was ich dir half, das weiß ich nicht... Aber wenn ich dir unbewußt geholfen — dann tatest du das gleiche an mir... Sieh, mir ist ganz seltsam seit einem Tag... Alles Vergangene ist ausgelöscht... Und wenn ich einst heimkomme und einem Mann begegne, den ich lieben kann — dann werde ich auch das können, was ich nie mehr zu können glaubte...«

»Wodurch, Hildegard?«

Sie nimmt meine Hand, drückt sie auf ihren Mund. »Ich habe gestern nacht von dir geträumt...« sagt sie leise.

Der letzte Tag verging mit Vorbereitungen. Frau Thomas schnürte mir ein Bündel, das ich wie ein echter Muschik über den Rücken hängen konnte. Es war Brot, Zucker und Tee darin, eine Garnitur Unterwäsche, eine Dose helles Schuhfett, das besonders kostbar ist. Für meinen Gürtel ist wie einst bei Pod ein Tschainik vorgesehen, eine Teekanne aus Weißblech.

»Wenn ich so denke«, sagt sie, aber ihre Hände ruhen dabei nicht, »jetzt gehen Sie wieder hinaus in all die Wildheit, mitten in diese blutige Revolution hinein! Wir könnten das nicht mehr, wir sind schon zu zermürbt... Wir müssen warten, bis uns jemand holt... Aber ich verstehe Sie gut — wenn man jung ist, vier Jahre eingepfercht war...«

»Ja«, sage ich, »dann ist alles gleich! Nur hinaus, heißt es dann, nur hinaus...«

Sie nickt versonnen, die Fächerfältchen vertiefen sich. »In euch ist eben trotz allem noch ein Rest Soldatisches. Aber wir Zivilgefangenen... Unsere Leiden zerstörten alles, ließen nichts mehr übrig. Bei euch kann man es zur Not verstehen: ihr seid als Kämpfer, als Soldaten gefangen, wißt warum und wofür... Wir aber, von Haus und Hof geholt, aus aller Friedlichkeit... Daß so etwas sein darf! Daß in der Welt nicht einer sich erhebt und sagt...«

Sie schweigt etwas, hält eine Weile inne, schafft ruhig weiter. »Jetzt bin ich ja schon ruhiger«, sagt sie dann. »Aber im Anfang, als mein Mann starb... Auf nassem, nacktem Boden, während ne-

ben ihm eine Frau gebar . . . In den ersten Tagen schrie ich unablässig. Sie wollten mich schon ins Irrenhaus bringen, die Russen, nein, sie begriffen nicht, warum ich schrie . . . »Sie müssen jetzt still sein!« bat der alte Lückner. »Sonst bringt man sie fort!« Aber wenn man dreißig Jahre mit einem Mann gelebt hat — und er verläßt einen in der fürchterlichsten Zeit des ganzen Lebens . . . Und wird hinausgeschleift, mit vielen andern auf einen Wagen geworfen, irgendwo verscharrt, man weiß nicht einmal, wo er geblieben ist . . . Und sieht kein Grab vor sich, wenn man an ihn denkt, an seine guten, starken Hände, an sein Gesicht, sieht ihn nun immer, sein ganzes Leben lang, wie man ihn zuletzt sah, auf nackten Steinen, ausgezehrt und wirr! Ich wollte aus dem Leben damals, versuchte alle Mittel, aber Lückner und Perner bewachten mich wie treue Hunde . . .«

Sie atmet laut, streicht sich über die Stirn, als ob sie etwas verscheuchen wolle. »Nun, das liegt jetzt hinter uns«, sagt sie dann ruhig, schafft fleißig weiter. »Und Leiden machen stark, und alles wäre gut, wenn man nur wüßte, wofür man es ertrug! Aber . . . Stand in der Zeitung nichts Neues über Deutschland?« unterbricht sie sich.

»Nein«, sage ich leise. »Es sollen immer noch revolutionäre Unruhen herrschen. Die Bolschewiki hoffen, daß sich eine Räterevolution daraus entwickle, versuchen alles —«

»Mein Gott, das wird doch nicht?«

»Nein«, sage ich fest, »das ist ausgeschlossen!«

»Das würden wir Zivilgefangenen auch nicht mehr ertragen. Zurückzukehren mit einer Sehnsucht nach Ordnung, die nach all dem Schmutz, der Rechtlosigkeit und Korruption fast krankhaft ist — und dann . . . Nein, nur das nicht, wir sind ja so bescheiden geworden, wir wollen nur Ordnung, nichts weiter, nur Ordnung und Sauberkeit und Gerechtigkeit . . .«

»Wir werden es finden!« sage ich tröstend. »Und wenn wir es nicht finden sollten, werden wir es schaffen — wir Kriegsgefangenen! Denn wir sind eine Macht, Hunderttausende von Menschen, die ekstatisch aufbauen wollen, in denen wie in niemand anderem der Wille nach Frieden, das Bedürfnis nach Gerechtigkeit ruft . . .«

»Ja, dafür wollen wir wirken, wir Sibirier alle miteinander!« sagt sie rasch. »Und wenn uns das gelingt, wollen wir zufrieden sein — nach alledem! Uns geht es dann ja auch noch gut . . . Und was wir litten, litten wir vom Feind, im Krieg . . . Nein, wir

wollen dann nicht mehr klagen . . . Aber diese Russen! Haben Sie einmal vom Zug der baltischen Barone gehört? Aus Kurland, Livland, Estland? Nein? Wir begegneten ihm in Simbirsk, zu jener Zeit, als wir auf die Heimfahrt warteten, als ganz Rußland noch bolschewistisch war. Man hatte alle baltischen Edelleute verhaftet, um sie nach Sibirien zu deportieren. Und diesen Zug sahen wir . . .

An seiner Spitze gingen alte Herren in langen Bärten, im Gehrock einer, graubestaubt, im grünen Jagdanzug ein anderer, mit Lehm beklebt, in zerrissenen Stiefeln, aus denen blutige Zehen sahen. Dann kamen jüngere Gestalten in abgeschabten Gardereiteruniformen, mit abgerissenen Achselstücken, zerschlissenen Bändern jener Orden, die sie im Kampf für Rußland erworben hatten — für eben dieses Rußland, das sie jetzt peinigte! Ein Mann trug tiefe Striemen im Gesicht, fast alle waren blond mit blauen Augen, aber der Ausdruck ihrer Blicke war unbeschreiblich, hatte nichts mit Menschenblicken mehr zu tun, war der Ausdruck eines Haufens abgehetzter, bis auf den Tod gequälter Tiere . . . Die Sonne brannte, ihre Lippen sprangen. Niemand gab ihnen einen Schluck zu trinken. Alle hundert Schritte stürzte einer hin. Als neben uns ein stiller Greis mit Spinnenfingern vornüberfiel, warfen sich gleich drei Rotgardisten auf ihn. Die Nagaiken trafen ihn an Kopf und Hals, er bäumte schluchzend, wankte taumelig weiter. Frauen und Mädchen kamen, Gräfinnen und Baronessen, deren Gesichter wie aus Porzellan erschienen. Ein Dutzend junge Mädchen sah ich, siebzehnjährig, in aufgelösten Fluten blonder Haare, durch ihre Leiden von rührender Madonnenhaftigkeit. An ihren Händen liefen die kleinen Brüder, Junggrafen mit blutigen Sohlen, krallten sich flehend an die größten Schwestern, hingen sich weinend in die zerfetzten Röcke ihrer Mütter. Die jungen Mädchen hatten es am schlimmsten: Griffe und Bewegungen der an den Seiten reitenden Roten, Schmährufe und wieherndes Gelächter trafen sie auf Schritt und Tritt — ich sah sie oft die Augen schließen, sie gingen fast wie Menschen, die im Schlafe wandeln. Zum Schluß kamen ein paar Wagen, elende Teljäten, mit Bettzeug, Kisten, Stühlen. Auf einer beschmutzten Matratze — man sah ihr noch an, daß sie aus schwerer Seide war — saß eine junge Gräfin, die ihr Neugeborenes stillte . . .

Und sehen Sie, Fähnrich«, sagte sie zuletzt, »damals war es uns allen, als sähen wir uns selber — wie in einem Spiegel! Denn so, genau so trieb man auch uns Zivilgefangene durch Allrußland . . .«

Als ich aufbreche, stehen alle im Hausgang. Der alte Lückner hat feuchte Augen. »Mach's gut, Junge!« murmelt sein Kokosbart. Perner verbirgt seine Erregung unter Geschäftigkeit. »Haben Sie auch alles — nichts vergessen?« Gennat möchte am liebsten mit. »Grüßen Sie Deutschland!« ruft er heiser. »Und sagen Sie ihm«, setzt er hinzu, »daß es einig werden soll — wie wir es wurden!« Frau Thomas nimmt im letzten Augenblick mein Gesicht in die Hände, küßt mich schamhaft auf die Stirn. »Sie deutscher Junge . . . Jetzt ganz allein in diese wilde, russische Welt hinaus . . .«

Hildegard gab mir nur stumm die Hand.

Ich fahre westwärts. Meine Papiere scheinen wirklich einwandfrei zu sein. Am Bahnhof erhielt ich ohne weiteres eine Fahrkarte bis Irkutsk. Bevor ich abfuhr, suchte ich einen Delegierten auf, dessen Adresse ich von den Förstern hatte. »Ich bin auf der Flucht«, sagte ich, »und will Sie nur bitten, meine bis heute gemachten Tagebuchaufzeichnungen auf sicherem Weg in die Heimat zu schicken.« »Gewiß«, sagt der blonde, hilfsbereite Schwede freundlich. »Es geht fast jede Woche ein Kurier nach Petrograd. Von dort aus wird es mit unserer Post direkt zur Reichsbank nach Berlin geschickt.«

Nun sitze ich in einem Wagen vierter Klasse, dessen Fensterscheiben zerbrochen sind, dessen Boden voller Unrat liegt. Um mich herum hocken Frauen und Männer in bunten Kopftüchern und gelben Halbpelzen, kaum gewaschen, ungekämmt. Die Männer rauchen ihre kleinen, spitzen, tütenhaft gedrehten Zigaretten aus Machorka, die einen Rauch entwickeln, der die Schärfe verbrannten Gummis hat. Zwischen unseren Füßen, hinter Brustwehren aus Bündeln und Kisten, balgt sich ein Dutzend Kinder aller Größen. Sie schreien kriegerisch, und ich merke bald, daß eine Partei rot, die andere weiß ist. Sie spielen nicht wie einst Räuber und Soldat, sondern weiße und rote Garde — Weiß und Rot.

Meine Nachbarn schreien nicht weniger lärmend aufeinander ein als ihre Sprößlinge. Man versteht im Durcheinander ihrer Stimmen nicht alles, aber es genügt, um hinter den Sinn ihrer Gespräche zu kommen. Neben mir sitzt ein Muschik mit einem semmelfarbigem Heiligenbart. »Nein«, sagt er, »schimpft nicht auf die Weißen, sie halten Ordnung, wißt ihr . . . Die Roten kommen und holen einfach alles, was man hat, Pferde und Wagen, sogar Kühe . . . Alles holen

sie dir und bezahlen nicht einmal! Die Weißen sind besser, kriegen alles aus dem Ausland, geben schöne Scheine für das, was sie nehmen . . .«

»Ja, die nichts wert sind . . .« knurrt jemand versteckt.

Eine Bäuerin mir gegenüber, hübsch, breit und saftig, deren Nasenrücken die Schärfe eines Messers hat, erregt sich maßlos über irgend etwas. »Und mit diesem Schwein soll ich leben?« kreischt sie auf. »Mit diesem Saufaus, diesem Geißbock, diesem Klopfhengst? Ach, wenn doch erst die Roten kämen, daß ich mich scheiden lassen könnte! Ganz einfach geht's bei ihnen — man schreibt: Ich mag nicht mehr — und schon ist's fertig und alles ist vorbei und man ist ledig . . .«

Ein jüngerer in einer abgewetzten Uniform, dessen Haar von irgendeinem Schorf zerfressen ist, schüttelt den ausgemergelten Kopf. Er sieht sehr deprimiert aus, kommt wohl direkt von der Front, begreift nichts mehr . . . »Ach, geht mir, ihr«, murmelt er hilflos. »Wir sind geschlagen, von Gott geschlagen, das ist alles . . . Ob rot oder weiß — der Teufel sitzt auf uns! Wir sind nun einmal ein verfluchtes Volk . . . Was will man machen? Duldet und leidet! heißt es in der Schrift . . .«

In Werchne-Udinsk sah ich die ersten japanischen Abteilungen. Sie hockten, gelben Äffchen gleichend, in dicken Pelzen um ein Kohlenbecken, starrten hypnotisch in die rote Glut. Von ihren kleinen, verdrückten Gesichtern gewahrte ich nichts als ein paar schwarze Augenschlitze, stumpfe Nasen mit starken Löchern, formlos eingekerbte Münder. Zuweilen stieg aus ihrer Gruppe ein kurzer gutturaler Ton empor, seltsam nasal und schwingungslos und einem fremden Vogel ähnlich, der sich mit harten Stößen vorwärtsschraubt.

»Da sitzen sie nun, diese gelben Wölfe!« geiferte die Bäuerin. »Und saugen es an allen Ecken aus, das arme Rußland . . . Hyänen sind es, Leichenfledderer, nichts anderes . . .«

Morgens erwachte ich am Baikalsee. Nun wird es bis Irkutsk an seinem Ufer entlanggehen. Ich ertappe mich, daß ich angespannt nach Westen spähe. Dort liegt ein kleines Dorf, in dem wir einmal arbeiteten, einen Sommer lang, Goloutsnoje heißt es.

Damals lebte Pod noch, mein guter Pod, mein brauner Bär. Er war unser Ataman, führte uns an — Vogt, Lehrer, Inspektor, alles

in einem. Auch Brünn war dabei, damals noch frisch und klar und mehr im Bett der strammen Bäuerin als bei der Arbeit auf den Feldern. Und Hatschek, der Artist, mit seinem prima Klischnigg. Und die beiden Bauernsöhne aus dem bayerischen Hochland, Schwanglangscher und Kaulquappe . . .

Als die Ernte damals eingebracht war, fuhren wir die gleiche Strecke ostwärts, die ich jetzt westwärts fahre. Und Brünn fluchte mörderisch, weil er an sein vorgewärmtes Bett dachte . . . Und Pod, mein stiller Bauer, sprach mit tiefer Stimme von »seinen« Kühen und Pferden . . . Und wurde immer schweigsamer, je mehr wir uns von Goloutsnoje entfernten . . . Und sah am Ende nur noch in die Richtung, in der »sein« Hof lag . . .

Über die gleichen Schienen sind wir gerattert, um die gleichen Kurven sind wir gegelitten! Hier, bei diesem Baum, habe ich vielleicht gesagt: »Pod, mein Alter, höre . . .«

Meine Augen brennen mich plötzlich. Ich schliesse sie und drücke mein Kinn auf die Brust. Ach Pod, wenn man uns damals gesagt hätte . . .?

Als ich in Beresowka mein zweites Brot auspackte, wickelte ich es aus einer alten Zeitung. Um mir die lange Fahrt zu kürzen, las ich sie von Anfang bis zum Ende. Es stand darin, daß England sich endgültig zur Hilfe entschlossen habe, den antibolschewistischen Armeen Waffen, Patronen, Kleidungsstücke für zweimal hunderttausend Mann beschaffen werde. Außerdem wollte es als aktive Hilfe zwei Bataillone, eins von Middlesex, eins von Hampshire, eine volle kanadische Division und zur Unterstützung der weißen Kaderoffiziere einige hundert Instruktoren schicken.

Sie schrieben weiter, daß als Oberbefehlshaber aller alliierten Truppen und gleichzeitiger Führer des französischen Interventionskommandos zum Kampf gegen den Bolschewismus, der General Janin in Omsk eingetroffen sei, mit ihm General Stefanek, der erste Kriegsminister des eben erstandenen Tschechoslowakenstaates. Er solle die Unterstellung des ganzen Tschechenkorps unter den Oberbefehl des Generals Janin vollziehen, die tschechischen Legionäre zum weiteren Kampf gegen Trotzki bestimmen.

Mir ist dies neu — wenn es stimmt, ist die Vernichtung des Bolschewismus wirklich nur noch eine Frage der Zeit.

In Irkutsk mußte ich hinaus. Der nächste Zug nach Westen ging erst andern Tags. »Nun, lebt wohl, Brüder!« Ich klopfte meinem

Alten mit dem Heiligenbart die Schultern und drängte mich vorbei. Vor dem altbekannten rötlichweißen Bahnhofsgebäude lungerten tschechische Legionäre herum. Sie staken in neuen, glänzenden Uniformen, warm bis an die Hälse, rundlich, fast fett, mit gesunden, arroganten Gesichtern. Ich stellte mit Verwunderung fest, daß sie nicht grüßten, wenn ihnen weiße Offiziere begegneten. Einige wandten ihnen sogar mit kaum verstecktem Hohn den Rücken zu.

Soll ich irgendwo übernachten? Nein, ich muß sparen und werde es meinen Fahrtgenossen nachmachen: Irgendwo auf dem Boden in der Bahnhofshalle eine Ecke suchen, das Bündel unter den Kopf legen, ohne Sorgen und Kosten schlafen . . . Ich streife bis zum Abend durch die Stadt, über die Brücke, an der Angara entlang. An mehreren Häusern, hauptsächlich an den Brückenköpfen, blecken starke Kugelspuren. Einzelne Dächer sind zerfetzt, ein paar Wände eingestürzt. Ich sehe ein Dutzend Kriegsgefangene, deutsche Pioniere, daran arbeiten, bleibe lange bei ihnen stehen.

»Mensch, kiek nich so dämlich!« ruft ein hagerer Gefreiter, der meinem Hatschek ähnlich sieht. Ich fahre zusammen, gehe eilig weiter. »Ach, ihr Kameraden . . .« murmelte ich nur.

Als ich zurückkomme, ist die Halle bis auf den letzten Platz belegt. Ich klettere mit scharfen Augen über hundert Körper, vielleicht gelingt es mir trotz allem, noch ein Plätzchen aufzutreiben. »He, Brüderchen, komm zu uns!« ruft plötzlich eine tiefe Stimme. »Hier geht es schon noch — bist ja schlank, ein Knabe . . .«

Ich kämpfe mich bis zu ihm durch. Es ist mein Alter aus dem Waggon, der mit dem Heiligenbart. Die Bäuerin mit der Messernase rückt murmelnd seitwärts, der Frontsoldat versucht es nach der andern Seite. Ich lasse mich mit Lachen in den Spalt hinab, schiebe als Kopfkissten das Bündel in den Nacken. »Dank, Brüder!« sage ich. »Nun hätte ich mein Nachtquartier . . .«

Es wird rasch warm. Wie gepreßte Fische ruhen wir, an drei-, vierhundert Menschen. Nach einer Weile entdecke ich, daß ich an der Kreuzung zweier breiter Gänge, vor einem großen, prunkenden Altar liege. Hat es den Alten deswegen hierhergezogen? Und liegen die Bauern deswegen hier am dichtesten?

Ich blicke lange auf die lächelnde Madonna. Vor dem prangenden Ikon brennt eine kleine, rote, ewige Lampe!

Ewige . . .? Denke ich.

Und schlafe ein.



Ich bin verhaftet. Es ging so rasch, daß ich es jetzt noch kaum begreife. Aber in diesem Wachtlokal, in dem ich jetzt mit zwanzig Menschen sitze, werde ich wohl genügend Muße haben, den Fehler meiner Rechnung aufzudecken. Verflucht und zugenäht! pflegte Brünn bei solchen Anlässen zu sagen. Nein, noch lasse ich den Kopf nicht hängen . . .

Als der Zug gemeldet war, machte ich mich inmitten meiner Fahrtgenossen daran, in Richtung Omsk einzusteigen. Vor jedem Wagen stand ein Posten, verlangte von uns die Papiere. Nun gut, ich gab sie ihm, nachlässig fast — was konnte mir geschehen?

»Wo ist der Gegenstempel?« fragte der Posten.

»Wie . . . was . . . Gegenstempel?«

»So . . . so . . . Du weißt das nicht? Kein Mensch darf die Stadt ohne Gegenstempel verlassen!« sagte der Posten streng. Und wandte sich zu einem zweiten und setzte hinzu: »Zu den andern!«

»Ja, Herrgott . . . wo bekommt man denn diesen ver . . . diesen Gegenstempel?« trumpfte ich auf.

Der Posten grinste. »Das wirst du bald erfahren — nu, pascholl, halt uns nicht auf!«

Am Bahnhofsausgang stand, von Posten eingeschlossen, ein Haufen Menschen: Männer und Frauen, Kaufleute und Arbeiter, Bauern und Soldaten. »Ja, was ist denn, Bruder? rief ich. »Was soll denn das?« »Weiß der Satan . . .« murmelte ein junger Mensch in einer abgeschabten Uniform verängstigt. Ich wurde irgendwie bedrückt durch seine Worte und fragte nichts mehr.

Wir standen ein paar Stunden ratlos. Nach einer Weile kam mein Posten wieder. An seiner Seite schritt unflätig fluchend die Messernase. »Willst du die Knute, Hurentochter?« schrie der Posten. »Zu vieren jetzt — marsch!«

Gleich einer müden Herde trotteten wir durch die Stadt. Vergeblich suchte ich mich zu beruhigen. Hast du nicht glänzende Papiere, glänzende Pumagas? Und ist in Rußland ein Papier nicht alles? Nein, es gelang mir nicht mehr, diese Sache leicht zu nehmen. Wenn es nicht Rußland wäre, jenes Land, warnte ich mich, in dem der tiefste Sinn in einer Stunde Unsinn werden kann . . . Als wir an der Brücke vorbeikamen, begegnete ich den deutschen Pionieren zum zweitenmal. »Mensch«, rief der Gefreite, »ist das nicht der Junge, der uns gestern so dämlich bekieckte?« Ich sah zu Boden und fühlte einen Stich in meiner Herzgrube. »Gestern noch auf stolzen Rossen . . .« dachte ich beschämt.

Im Wachtlokal ist so wenig Platz, daß wir uns auf den Steinboden setzen müssen. An den Wänden kriechen ganze Bataillone schwarzer Schaben herum. Es riecht nach Urin, es stinkt nach Fußlappen. Die Messernase flucht ununterbrochen. »Twoju matj . . .« Ich hörte diesen schauerlichen Fluch schon tausendmal von Männern — von einer Frau, von einer Mutter höre ich ihn zum erstenmal.

Hildegards Mund ist rein und lockend und unerreichbar.

Nun sitze ich schon sieben Tage mit zwanzig Menschen in diesem Wachtlokal, das einem Gefängnis verzweifelt ähnlich sieht. Zehnmal habe ich schon nach einem Offizier verlangt. »Abwarten, Rotznase!« heißt es grob. Meine Ausweispapiere hat man mir abgenommen. Ich bin in völliger Ungewißheit über mein Schicksal. Die Messernase hat mich zu einer Art Freund gemacht. »Boschemoi — kämen doch die Roten endlich!« seufzt sie hundertmal. »Wer weiß, was noch mit uns geschieht, bei diesen Hundesöhnen, diesen Teufelsbraten . . .«

»Was soll geschehen?« wehre ich mich. »Es dauert eben, bis wir die Stempel kriegen . . . Und eines Tages kommt er und wir marschieren fröhlich weiter . . .«

Sie wiegt den Kopf. »Ay, ay . . .« murmelt sie. »Wenn ich bloß nicht —«

»Was denn?«

»Du möchtest mich wohl verraten?« schreit sie los. »Kannst lange fragen: Was denn, was denn? Oh du Popensohn, du Sperlingshirn, du Mönchskrüppel . . .«

Unsere Stimmung ist ohne Ausnahme gedrückt. Wohl alle fühlen: Wenn wir auch noch so schuldlos sind, wer einmal im Polizeihaus sitzt, einmal seine Finger in dies unbegreifliche Räderwerk brachte, weiß nie gewiß, ob er nicht doch von ihm zermahlen wird . . .

In den ersten Tagen hielt mich das Neue dieses Erlebnisses aufrecht. Allmählich biegt es meinen Kopf herab — im gleichen Maße, in dem das Fremde Gewohnheit, das Neue alt wird. Ich bin den Schmutz nicht mehr gewohnt, die vielen Menschen, die gepferchte Enge. Ja, wenn ich aus Totzkoje hergekommen wäre — es wäre mir trotz allem als Paradies erschienen! Aber nach dieser Zeit in Tschita, nach dieser Woche im Försterhaus . . .

Meine Leidensgenossen stammen aus allen Schichten dieses Reiches. Es sind einfache Bauern in Bastpantoffeln, entlassene Soldaten in Schaftstiefeln, gepflegte Kaufleute in Lackschuhen. Einzelne

sind unglaublich mitteilend, fast bis zur Torheit. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber gerade ich muß alle möglichen Geständnisse empfangen und merke bald, daß sie aus einem Schuldbewußtsein kommen, das bei anderen Mündern den Freispruch sucht.

Fast alle fürchten, daß man sie denunzierte. »Ich habe meinen Sohn bei der roten Garde stehen«, flüstert ein Bauer. »Ob das vielleicht...?« »Ich habe den roten Truppen einmal einen Speicher Korn verkauft...« murmelt ein Kaufmann. »Ob vielleicht das...?« »Ich habe die roten Truppen bei ihrem ersten Einzug als Befreier begrüßt...« haucht ein Kulak, ein kleiner Gutsbesitzer. »Ob das vielleicht...?« »Ich habe meinen Mann, dem Hurensäugling, hundertmal die Roten auf den Hals gewünscht!« knurrt meine Messernase. »Ob vielleicht das...?« Und alle sehen mich nach ihren Worten gleichsam flehend an und warten darauf, daß ich sage: Ach nein, das ist nichts, das kann nicht sein, daß Ihr deswegen...

Im Anfang konnte ich sie fröhlich trösten. Jetzt werde auch ich schon stiller. Mein Gott, gewiß, gerade deswegen kann es, wird es sogar sein... Aber ich? Warum bin ich hier?

Heute sammelte ich mir die ersten Läuse ab.

Jeden Morgen wird eine Handvoll zum Verhör aufgerufen. Heute kamen die Messernase dran, ein krummer Bauer, der Gutsbesitzer, der entlassene Soldat. Als letzter ich.

Vor einem kahlen Zimmer ließ man uns warten, nur die Messernase durfte hinein. Als sie nach kurzem wiederkam, ließ sie den Kopf verteufelt hängen. »Oh diese Hurenhengste!« murmelte sie kleinlaut. »Hierbleiben!« herrschte sie der Posten an. »Der nächste...«

»Nun, was gab's?« frage ich leise. »Erstick an deinen Fragen, Popensohn!« fährt sie mich an. Ei, denke ich, das sieht nicht gut aus... Der krumme Bauer, den man nach ihr vernimmt, kommt strahlend wieder. »Ich hab den Gegenstempel... hab ihn!« Er läuft davon, ohne daß sich jemand um ihn kümmert. Ich setze mich auf den Boden, lehne die Schultern an die gekalkte Wand. Ich bin sehr müde, und mein Rücken schmerzt.

Nach einer Weile schleicht der Kulak mit käsigem Gesicht heraus, stellt sich an die Seite der Messernase. Der hagere Soldat folgt dem krummen Bauern — lachend, befreit.

»Wassili Sjabrew!« ruft der Starschi. Ich fahre auf, gehe hinein.

Am Tisch ein Offizier, dolchscharfe Augen, brutales Kinn. An

seiner Seite, ein, zwei Schreiber. »Du bist Wassili Sjabrew aus Borsa?« fragt er knapp.

»Ja«, sage ich, »Wassili Sjabrew.«

»Gut, gut . . . Unsere Kontra-Raswedka hat durch Rückfrage in deinem Dorf erfahren, daß du ein langgesuchter Roter bist, längst auf der Liste jener stehst, die für die Erde reif sind. Hier steht: Wassili Sjabrew, laut Protokoll auf Befehl des Atamans Semjonoff wegen roter Umtriebe erschossen. Das mißglückte damals anscheinend? Nun, verlaß dich drauf, wir holens nach! Und wenn du uns auch einmal entkamst, ein zweites Mal glückt dir das nicht! Mach dich bereit — drittmorgen in der Früh . . .«

»Euer Wohlgeboren . . .« rufe ich schrill.

»Hinaus mit ihm!« herrscht der Offizier. »In die besondere Abteilung — mitsamt den andern! Marsch . . .«

»Euer Hochwohlgeboren . . . Ein Irrtum . . . wirklich . . .«

»Marsch, pack dich, Hundesohn« knurrt der Starschi. »Hast nicht gehört? Halt uns nicht auf — hinaus . . .«

Ich sperre mich vergeblich. Zwei Posten packen meine Arme, stoßen mich zur Messernase und dem Kulaken. »Ins Stadtgefängnis!« ruft der Starschi hinterdrein.

Ich liege jetzt in einer richtigen Katorga. Vier kahle Wände, feucht und schimmelig, in der Höhe ein kleines Fenster, winzig und vergittert, in der Ecke ein offener Kübel, mit faulendem Unrat gefüllt. Um mich herum Gesindel: Plünderer, Deserteure, Huren, darunter zwei Intellektuelle, einer mit dem Akademikerabzeichen, überzeugter Bolschewik und Agitator, der andere in Beamtenuniform, Kassendefraudant und Wechselfälscher. Außerdem mein fetter Kulak und die Messernase.

Die meisten nehmen ihr Schicksal hin, wie es nur Russen hinnehmen können: stoisch und stumm. Die Plünderer spielen Karten, die Deserteure sprechen von der deutschen Front, der fette Kulak betet eintönig, die Messernase flucht unflätig, der Bolschewik hält kleine Reden. Nur eine Varietésängerin, eine kleine, schwarzhaarige Katze, die für die rote Garde gespitzelt hat, indem sie sich an weiße Offiziere machte, scheint von Sinnen. »Ich will nicht sterben!« schreit sie unablässig. »Ich will nicht totgeschossen werden! Jetzt, wo es Frühling wird . . .«

»Halt deine Fresse, Offiziersmatratze!« knurrt die Messernase.

Mein Gott, was soll jetzt werden? Ich kenne diese Kerker aus Erzählungen von Kameraden, Kriegsgefangenen, die Jahre in ihnen verbrachten. Und jeder weiß, daß man die Gefangenen entweder in ihnen vergißt, bis sie in Kot und Läusen verkommen, oder herausholt, um sie zu erschießen — eine dritte Lösung ist unbekannt.

Zuweilen denke ich voller Sehnsucht an mein kleines Zimmer im Försterhaus . . . Ja, sogar an mein großes Zimmer mit meinem Kameraden im mongolischen Lager, denke ich schon mit dem Gefühl eines schmerzlichen Verlustes . . . Oh, jetzt verstehe ich alles! Aber wer hätte auch daran gedacht? Schien nicht alles fehlerlos vorbereitet? Man hat nachgeforscht und herausgebracht, daß dieser Sjabrew erschossen wurde, das ist alles. Aber das genügt, zum Teufel, denn nun, da er noch lebt, gibt es keine andere Deutung, als daß er ihnen entkam . . . Und jetzt danken sie dem Zufall, der ihn nochmals in ihre Hände spielte . . . Und holen es nach . . . Ich sehe meinen Führer Iwan, den Bruder Wassilis vor mir. Nein, das hätte auch er nicht geahnt! Es schien alles in bester Ordnung. Und wenn nicht dieses unglückselige Verhängnis am Bahnhof gewesen wäre . . . Warte, wo wäre ich jetzt? In Omsk — ja, längst in Sicherheit vor allen Nachforschungen . . . Unsinn! unterbreche ich mich. Was sollen diese Träume, dies Wenn und Aber? Das hilft jetzt nichts . . . Ich grübele heftig: Auf welche Art kann ich wieder herauskommen? Es gibt nur einen Weg: Ich muß gestehen, die volle Wahrheit sagen! Wenn man mich dann auch ein paar Monate in eine andere Katorga steckt und nach ihr wieder in ein Höllenlager — ich habe Totzkoje ertragen und werde auch das überwinden. Nein, eine andere Möglichkeit, mein Leben zu retten, gibt es nicht . . .

Seitdem lauere ich wie eine Katze vor dem Sprung. Habe mir einen Platz vor der Tür ausgesucht, falls zufällig ein Offizier hereinsehen sollte. Oder wenn sie, was jeden Morgen oder Abend geschieht, das Dutzend holen, das an der Reihe ist.

»Ohne Gepäck!« heißt es einfach. Als kürzlich jemand fragte, warum er es denn nicht mitnehmen dürfe, antwortete man lachend: »Weil du es nicht mehr brauchst — Dummkopf!«

Mein Gott im Himmel, morgen ist der erste Tag! Drei Morgen bleiben mir . . . Wenn es mir bis zum dritten nicht gelungen ist . . . Bei diesem Gedanken tritt kalter Schweiß auf meine Stirn. Und etwas Eisiges läuft mit tausend Füßen meinen Rücken hinab.

Es ist gelungen. Um fünf Uhr kam der Offizier zur Namensverlesung herein. Als er geendet hatte, drängte ich mich heftig vor. »Du auch...?« fragte er höhnisch. »Kannst es nicht abwarten? Na, meinetwegen...«

»Euer Hochwohlgeboren«, stammelte ich verwirrt, »ich habe ein Geständnis zu machen... ein wichtiges Geständnis...«

Er lachte nur. »Das sagen alle am letzten Tag!«

»Nein, wirklich... ich beschwöre Sie... Lassen Sie mich vernehmen! Aber bitte... von einem Offizier, der Deutsch spricht... irgendeinem...«

Der Offizier horchte auf. »Der Deutsch spricht?« fragte er langsam. »So hat es etwas mit den Deutschen?«

»Ja... mit den Deutschen...«

»Gut«, sagte er, »ich werde sehen!« Und fuhr, sich zu den Posten wendend, fort: »Hinaus mit ihnen, vorwärts!«

Geschrei und Beten. Schläge und Flüche. Ich schloß die Augen, kroch in eine finstere Ecke, drückte die Zeigefinger in die Ohrmuscheln. Als es still war, fehlten sechs Menschen...

Nun ist viel Platz, aber das wird nicht lange dauern. Um Mittag kommen meistens neue Verdächtige. Bis dahin wird es in diesem Loch zugehen wie bisher.

Der Kulak betet, der Beamte weint, die Messernase flucht. Der Agitator sagt, als ob er eine Ansprache halte: »Wir müssen die revolutionäre Energie mit in den Tod hinübernehmen. Denn Energie ist Kraft. Und jeglicher Gedanke, der unseren Gehirnen entsprang, wird dem Proletariat...«

Um zehn Uhr wurde ich hinausgerufen. Im Gange stand ein schöner, junger Offizier mit guten Augen. »Sie sind Sjabrew?« fragte er.

»Nein«, sage ich rasch, »ich habe nur seine Papiere, Wassili Sjabrew, aus Borsa. Ich bin in Wirklichkeit ein deutscher kriegsgefangener Offizier...«

»Ein deutscher kriegsgefangener Offizier?« wiederholt er deutsch, tritt vor Erstaunen einen Schritt zurück.

»Ja«, sage ich. »Die Papiere des Sjabrew habe ich gekauft, von einem Bauern. Und wenn Sie es nicht glauben, fragen Sie mich bitte aus, nach irgend etwas, bitte... Militärisches meinetwegen oder...«

»Sie waren Infanterist?«

»Kavallerist, Dragoner!« sage ich rasch.

Er sinnt etwas. »Wann setzt die Ausbildung der alten Remonten ein?« fragt er dann.

Ich blühe auf. »Oh«, sage ich flott, »haben die Pferde in den drei Gangarten bei geradegerichtetem Körper die entsprechende Selbsthaltung wiedergewonnen, so ist die Gymnastik der Hinterhand durch erhöhte Anforderungen in den versammelten Gangarten und durch Seitengänge weiter zu fördern...« Hei, ich habe Oberwasser, das ist mein Gebiet. Ich fahre fort, bis er mich unterbricht.

»Gut«, sagt er lächelnd. »Trotzdem — ich kann wenig für Sie tun! Bedauere herzlich... Man wird mir sagen, daß Sie bolschewistischer Spion sind, wenn auch alles andere stimmt. Wir haben schon zu viele Kriegsgefangene dessen überführt...«

»Euer Hochwohlgeboren«, bitte ich fliegend, »mein früherer Lagerkommandant, Stabskapitän Vereniki von den Transbaikalkosaken, kennt mich gut... Er steht zur Zeit beim Ataman Semjonoff... Wenn Sie ihm schreiben, daß ich hier bin, oder noch besser telegraphieren, auf meine Kosten, ich habe Geld, er würde sicher sofort antworten, daß ich... daß ich...«

»Gut!« sagt er langsam. »Das ist ein Weg. Ihr Name? Ehemaliges Lager?«

Ich gebe alles an. »Vereniki«, sage ich dann, »beim Stabe des Atamans Semjonoff in Tschita.«

»Gut, das kann ich veranlassen. Und Ihre Exekution um acht Tage verschieben. Sollte aber bis zu diesem Zeitpunkt keine Antwort — ist meine Macht zu Ende...«

»Ich glaube sicher... bin überzeugt, Euer Hochwohlgeboren... Wenn Sie es nicht vergessen...«

»Ich werde alles bestens erledigen, seien Sie ganz ruhig! Übrigens war ich lange in Deutschland, bei der Botschaft. Ich schätze dieses Volk...«

Er grüßt und geht. Wie gut ist sein Gesicht nach all dem Pack, wie menschlich seine Sprache! Ich laufe hastig in mein Loch zurück, will mich niederwerfen, irgendwie allein sein...

Aber in meinem Gesicht muß etwas Neues stehen, muß etwas leuchten. Die kleine Schwarze wirft sich auf mich, schlägt ihre Arme würgend um meinen Hals. »Du weißt einen Weg!« schreit sie auf. »Sag ihn, sag ihn auch mir! Du kannst mich retten... oh...« Ich machte mich mühsam los. »Für dich weiß ich keinen...«

»Doch . . . doch! Ach komm, ich geb dir alles . . . Du darfst mit mir tun, was du nur . . .«

»Gib ihr doch eins in ihre hübsche Fresse!« schreit die Messernase. Sie kocht vor Neid, gebärdet sich unsinnig. »Seht dieses Hurenweibchen, dieses Männerbett . . .«

Ich lebe seit gestern in einer unerträglichen Spannung. Ich möchte ruhelos auf und abgehen, aber es gibt keinen Platz dazu. Auf jedem Schuhbreit des nassen, besudelten Bodens liegen Menschen herum. Und wer vorm Tode steht, verliert die Hemmungen der Zivilisation unglaublich rasch.

Heute war der Morgen, an dem man mich hinausgebracht hätte. Aber es muß eine Verzögerung eingetreten sein, denn die Messernase und der Kulak sind auch noch hier. Im ganzen liegen jetzt in diesem Raum von sechs mal sieben Metern achtundzwanzig Menschen. Wir bekommen fast nichts zu essen, aber das ist vielleicht gut. Man würde alles wieder erbrechen, denn wir haben die Luft einer Pestgrube. Niemand darf dies Loch zu seiner Notdurft verlassen. Und der Kübel ist übervoll.

Heute mittag hat man zwei Kriegsgefangene gebracht, einen Deutschen und einen Österreicher. Sie waren an ihren Uniformresten noch zu erkennen und warfen sich sofort auf die Erde. Ich sah, daß man sie furchtbar geschlagen hatte, und hörte, daß der Kleinere, der Österreicher, heftig weinte.

»Warum hat man euch gebracht?« frage ich leise, setze mich dazu. Der Deutsche sieht auf. »Bist du auch . . .?«

»Ja«, sage ich. »Preußischer Dragoner. Aus Schleswig-Holstein.«

»Ich bin aus Bremen«, sagte er. »Hafenarbeiter. Verheiratet. Zwei Kinder. Mein Kamerad ist Wiener. Zimmermaler von Beruf.«

»Und?« frage ich weiter.

»Wir kommen aus einem Lager. Wir hatten einen Hund von einem Lagerkommandanten. Im Schnee, bei vierzig Grad, ließ er uns stundenlang auf einer Stelle stehen. Vielen erfroren beide Füße bis zu den Knöcheln. Spießrutenlaufen ließ er uns . . .«

»Ein kleiner Kerl mit einem wilden Schnauzbart, nach unten hängend?« frage ich rasch.

»Ja«, sagt er erstaunt.

»Oh, den kenne ich . . .«

»Du warst auch dort?«



»Ja, 1916. Nun aber weiter?«

»Als die Roten kamen, zeigten die russischen Soldaten ihn selber an, weil er auch sie wie Tiere behandelt hatte. Es kam ein rotes Kriegsgericht, und als man uns befragte, ob wir auch zu klagen gehabt hätten, sagten wir ehrlich aus, weil wir gewählte Vertrauensleute der Baracken waren. Sie haben ihn erschossen, ja, das haben sie . . . Als sie aber flüchten mußten und die Weißen wiederkamen und den Fall untersuchten, gaben die Soldaten, um sich selbst zu retten, uns beide als die alleinigen Ankläger und Urheber seiner Erschießung an . . .«

Ich schwieg und schloß die Augen. In meinem Kopf hämmerte es wie in einem Schlagwerk. »Gibt es denn keinen Weg, um euch zu retten?«

»Nein, keinen«, sagt er heiser. Der kleine Österreicher weint stärker. Seinen ausgemergelten Körper schüttelt es.

So mordet sie selbst nach ihrem Tode noch, die alte Spitzmaus, denke ich.

»Und das hier . . .?« fragt der Deutsche. »Das sind alles . . .?«  
Ich nickte nur.

Er richtet sich halb auf und blickt sich um. Der Kulak kniet in einer Pfütze und betet lallend. Die Messernase flucht unflätig vor sich hin. Die kleine Hure hängt an einem Deserteur, fleht ihn um Rettung an. Der Wechselfälscher wimmert wie ein Kind. Der Agitator steht in einer Ecke und sagt mit klarer Stimme: »Wir müssen die Beschränktheit von Raum und Zeit durch Organisierung überwinden, denn die Zeit berechnen, heißt länger leben. Habt ihr den Schlüssel zur Zeit, seid ihr bewaffnet und die Ingenieure eures Lebens . . .«

Der Infanterist erbleicht. »Mein Gott . . . und hier . . . hier soll ich meine letzten . . . meine allerletzten Stunden . . .?«

Ich frage jeden Tag den Gendarmerieoffizier. »Nein, nichts!« sagt er höhnisch. »Wird dir nichts helfen, Säugling! Wirst doch ins Grab müssen . . .«

Ist das Rußland? Einer, der hilfsbereit zur Seite steht, alles für mich tut, was in seinen Kräften ist, ein anderer, der nur kurz und trocken auflacht, wenn ich ihn frage? Und dabei aussieht, als freue er sich schon auf den Augenblick, an dem er mich hinausführen kann . . .

Ja, so ist dies Land!

Heute Morgen hat man die beiden Kriegsgefangenen abgeholt.

»Ohne Gepäck.« Bevor sie mich verließen, gaben sie mir ihre Erkennungsmarken und Notizbücher. Heinrich Harders heißt der eine, Hafenarbeiter aus Bremen. Balthasar Immenkofler der andere, Zimmermaler aus Wien.

Ihr Abschied ergriff mich würgend. Ich mußte an mich halten, um sie nicht zu umschlingen. Das deutsche Blut, weltfern der schützenden Heimat, umgeben von tödlicher Feindlichkeit, verlangte inbrünstig danach, noch einmal Herz an Herz zu schlagen, noch einmal Brüderschaft zu fühlen.

Der Österreicher sah mich mit Augen an, daß ich zitterte. »Ich habe eine Frau zu Hause, die schon seit vierdreiviertel Jahren auf mich wartet«, sagte er schluchzend. »Drei kleine Kinder, die mich niemals wiedersehen . . . Und habe alles durchgehalten . . . bis jetzt . . . bis jetzt . . .« Er schlug die Hände vor die Augen, als ob er's immer noch nicht fassen könne.

Der Deutsche hielt sich steiler. »Ich werde daran denken, daß wir wenigstens dem Kommandanten das gleiche Schicksal bereiten!« sagt er heiser. »Das gibt Kraft . . .«

Ich frage mich: Was muß ein Mensch durchgemacht haben, bis er keine andere Tröstung mehr weiß, um würdig und mit dem Gefühl einer Befriedigung in den Tod zu gehen?

Alle Hoffnungen sind zerstört. Ich bin wie von Sinnen. Wenn man trotz allem voller Glauben war, keine vernunftgemäße Überlegung ihn zerstören konnte — und plötzlich . . .

Eben war der Gardeoffizier bei mir, der mich vernahm und sich für mich einsetzte. »Es tut mir leid«, sagte er gedämpft und sah an mir vorbei, »für morgen ist Ihre Erschießung angesetzt. Ich habe alles versucht, jetzt bin ich am Ende. Von Ataman Semjonoff ist nichts gekommen.«

Mein Gott im Himmel . . . Ich muß mir immer wieder sagen, daß er wirklich hier war, daß er dies sprach, mit eigenem Mund, klar, überklar . . . Ich will es leugnen, will sinnlos schreien: Nein! Nein! Nein! Du träumtest nur . . .

Die Messernase schleicht hyänenhaft um mich herum. Sie muß etwas verstanden haben oder aus meinen Zügen lesen können. Sie triumphiert — siehst du es nicht? »Nein, keine Extrasachen, Popensohn! Geh nur mit uns . . .« Ja, es ist wahr! Und wenn ich's noch nicht glaubte, sähe ich's an ihrem Wesen . . .

Oh, wäre ich doch in meinem Lager geblieben! Ich denke mit Inbrunst an unser Zimmer, die beiden Kosakenhafersäcke, meine Liegestatt... War jenes Leben nicht schön, nicht wunderschön? Von morgens bis abends auf dem Bett zu liegen? Rauchen und trinken? Es gab nicht viel zu essen, nein, das gab es nicht... Und dies und jenes war nicht gut... Aber immerhin — mußte mich der Teufel reiten, daß ich das alles hinwarf?

»Nein«, sage ich, für einen Atemzug den Halt zurückgewinnend, »belüge dich nicht! Denn wenn du diese Flucht nicht gewagt hättest, durch sie nicht mit einem Sprunge aus dem schleimigen Brei des langsamen Erstickens herausgekommen wärst — würdest du doch zugrunde gegangen oder zum mindestens nie mehr zu etwas nutz geworden sein!«

»Aber ich hätte gelebt!« schreie ich plötzlich. Ja, ich bin feige, bin einen Augenblick lang wirklich gewillt, mit dem elendsten Hundeleben zufrieden zu sein, wenn ich nur...

Ja, ja, nur lebenbleiben! Ich bin ja noch so jung! Ein Knabe, sagen alle Menschen...

Ich denke an Totzkoje. Auch dort stand ich vorm Tode, monatelang, jede Minute. Aber er war nicht vorher festgesetzt, seine Stunde war nicht angegeben, das war es... Man konnte hoffen, hei, lachend hoffen, wenn es auch noch so sinnlos schien! Tausend von zehntausend mußten immerhin übrigbleiben... Ja, tausend mindestens... Und aus Menschen mußte sich dies Tausend doch zusammensetzen... Und hoffen, daß man selber unter ihnen, einer von diesen tausend sei, das konnte einem niemand verbieten...

Hier aber...

Und noch eins: Dort waren Kameraden um mich, gute und treue Feldsoldaten, Pod, Seydlitz, Schnarrenberg. Man war trotz aller Roheit, allem männlichen Gehaben oft von solch warmer Liebe umhüllt! Hier liege ich zwischen Verbrechern: Mördern, Plünderern, Wechselfälschern, die jeden hassen, den ein gütiges Schicksal vom gemeinsamen Weg befreit! Hier spricht man nicht die Sprache meines Vaterlandes, meines alten Pod...

Ich habe in Tschita eine Uhr gekauft. Eine billige Uhr aus Nickel. Seit einer Stunde liegt sie vor mir auf der Pritsche. Und ich verfolge ihren Zeiger... Wie rasch er läuft, der kleine schwarze Stab! Ich hätte nie geglaubt, daß er mit einer solchen Windeseile rennt, wie ich ihn jetzt seit ein paar Stunden laufen sehe...

Nur eine kleine Zahl liegt noch vor mir!

Die Messernase spricht plötzlich von Kolttschak. »Oh, dieser Zarengebärer«, ruft sie fluchend, »was will er denn? Die alten Zeiten wieder einführen, nichts anderes! Und seine Offiziere, diese weißen Hengste? Was wollen sie, diese Hurenböcke? Uns wieder schlagen und mißhandeln wie vor Zeiten! Und unsere Töchter schwängern und verderben! Hole die Pest euch alle, ihr Jungfernschänder . . .«

Der Bolschewik geht unablässig auf und ab. »Genossen«, sagt er mit klarer Stimme vor sich hin, »setzt an die Stelle der Ikone Bilder eurer Führer! Religion ist Opium! Saugt aus den Augen eurer Führer jene Kraft, die allein fähig ist, die Erde zum Gebären einer neuen Zeit zu bringen . . .«

Der Kulak wimmert wie ein Hund. »Gottväterchen«, dringt es durch seine Hände, die seine fetten Polsterbacken kneten, »sieh es mir nach, sieh es mir nur noch einmal nach . . .«

Mutter, mit diesen soll ich sterben? Ein Fluch soll das letzte sein, was ich auf dieser Erde höre? Oder der Ruf: Es lebe der Bolschewismus? Oder ein jämmerliches Gebetsgeplärre, das mich ekelt in seiner Kleinheit?

Der Zeiger eilt. Ich denke immer hypnotisierter an meine letzte Stunde. Sie zieht mich an sich wie ein jäher Abgrund, in dem es schwarz und unaussprechlich ruhig ist. Ich werde wohl knien müssen . . . Und eine mittlere Abteilung . . . Ob sie mir die Augen verbinden? Unsinn, das wäre viel zu militärisch und viel zu menschlich und viel zu unrussisch für diese Zeit! Irgend jemand wird fluchend auf mich zutreten, mir einen Revolver in das Genick drücken . . .

Nein! Nein! Nein! Habe ich alles überlebt, was es an Grauenhaftigkeiten auf dieser mitleidslosen Erde gibt, um so zu enden? Heißt man das Gerechtigkeit, Schicksal, Fügung, Gott? Dann gibt es keine, nein, dann gibt es keinen! Oder bin ich nur geschaffen, um an mir zu zeigen, wieviel ein Mensch ertragen kann, bevor er . . . Dann ist es voll, mein Maß, bald, bald . . . Denn was, das sagt mir, hat man mir erspart? Ich hatte Wunden, Typhus, Ruhr. Ich lebte zeitweise eher unter Toten als Lebendigen. Ich kenne Durst und Hunger und Pervertierung . . .

Mit dem Gedanken rolle ich zurück – bis Moskau, wo es begann. Und liege noch einmal im Lazarett, in Blut und Eiter. Und weiß mit einemmal, daß ich dasselbe denke, was ich schon einmal dachte . . . Vielleicht denken alle Menschen das gleiche, wenn sie vorm Tode stehen?

Ich habe noch nicht gelebt! Das helle, rote Stückchen Leben, von dem in Büchern und Gedichten steht, habe ich noch nicht kennengelernt. Ich mußte in einer Epoche leben, in der es nichts als Blut und Leichen und Opfer gab.

Aber dann durchfährt es mich wärmend, diesen inneren Eisblock schmelzend: Es ist nicht mehr das gleiche — eines ist neu seit Moskau! Ich habe seine süßeste Gabe empfunden. Ich habe das Geheimnis begriffen. Ich habe den Sinn erfaßt.

Trotzdem, trotzdem! Vater und Mutter, Deutschland und Heimat! Wie alt bin ich? Zwanzig Jahre...? Ein kleiner Dragoner von zwanzig Jahren? Und wie alt werde ich in meiner letzten Stunde sein? Genau, genau? Zwanzig Jahre und dreihundertzwanzig Tage und fünf Stunden und zwölf Minuten oder vierzehn oder zwanzig...

Nein, zwanzig nicht — das ist... wohl schon... zu viel...

Vor der Tür poltern Schritte. Scharf klirren Bajonette aneinander. Jemand schreit: Achtung! Die Tür öffnet sich — in ihr steht Seydlitz.

Ich stehe auf, ganz langsam, wie ein Träumender. Und gehe wie im Schlaf auf ihn zu, strecke ihm die Hand entgegen. Er nimmt sie, drückt sie fest. Und sagt mit seiner klaren, lange nicht gehörten Stimme: »Na, Sie machen schöne Geschichten...«

Dies Wort macht mich augenblicklich frisch. »Darf ich hinaus?« frage ich.

»Ja, auf den Gang einstweilen«, sagt er lächelnd.

Wir gehen auf den Gang, ich lehne mich an die Wand, sauge mich gleichsam mit meinen Augen an ihm fest. Er sieht in der russischen Offiziersuniform bestechend aus — als ich ihn das letzte Mal sah, trug er noch den deutschen Dragonerwaffenrock.

»Nun, berichte, wie kamst du hierher«, fragt er ruhig. Er sagt zum erstenmal »du« zu mir! denke ich glücklich. Mir ist, als ob ich ein Geschenk empfangen hätte.

Ich erzähle. Vom Ausbruch, von den Förstern, von meiner Verhaftung. Er hört ohne Einwurf zu. Nur hin und wieder sehe ich an seinem dünnen Mund, der mir noch strenger scheint als früher, die Falten eines halben Lächelns.

»So...?« sagt er endlich. »So war es also... Nun, und bei uns: Vor vier Tagen ließ mich Vereniki plötzlich rufen. Denken Sie sich, sagte er polternd, unser Fähnrich ist ausgerissen, der Benjamin unseres alten Lagers! In Irkutsk haben sie ihn eingefangen, wol-

len ihn jetzt als Spion erschießen. Fahren Sie sofort los, ich habe zwar schon telegraphiert, aber wer weiß, welcher hungrige Schuft das wieder unterschlägt . . .«

»Dann . . . dann habe ich mich also nicht in ihm getäuscht!« sage ich, lächle schwach. »Aber wie willst du mich hier freibekommen?«

»Du fällst unter die Gerichtsbarkeit Semjonoffs. Er fordert dich einfach an, als seiner Kontra-Raswjedka unterstehend —«

»Und dann?«

»Darüber später«, sagt Seydlitz kurz.

Eine Stunde später kommen acht Posten, nehmen rechts und links der Tür Aufstellung. Aus dem Wachtzimmer klirrt ein Offizier heran, lacht mich wissend und kameradschaftlich an. Er tritt an mir vorbei in den Kerker, verliest mit lauter Stimme zwölf Namen. Meiner ist nicht darunter.

Wir drücken uns an die Wand, um die Verurteilten vorbeizulassen. Das schwarze Mädchen aus dem Vorstadtvarieté klammert sich mit würgenden Armen an die Knie des Offiziers. »Herr Offizier . . . Herr Offizier . . . Er zieht das rechte Bein kurz an, stößt sie mit dem Knie vor die volle Brust. »Hinaus mit ihr!« brüllt er nur. Den fetten Kulak müssen sie wie ein gefallenes Pferd an den Füßen aus dem Kerker ziehen. Seine Beine sind vor Angst so schwach, daß sie den schweren Körper nicht mehr tragen, seine weißen Lippen bewegen sich unaufhörlich. Er betet, aber er hat nicht mehr die Kraft, irgendeinen Klang zu erzeugen. Die Messernase flucht wie eine Irrsinnige. »Gut, ja, ich habe ihn vergiftet, diesen Hurenbock!« schreit sie dem Offizier ins Gesicht. »Daß ihr's nur wißt, wenn ich doch sterben muß! Ja, ich hab' es ihm gemacht, wie man es euch allen machen sollte, ihr weißen Hengste . . .«

Der hagere Agitator geht steil hinaus. »Es lebe die Weltrevolution!« sagt er klar, und seine Stimme schneidet, obwohl man sie leise nennen könnte, scharf wie ein Messer durch das Schreien.

Meine Knie sinken ein, ein gummiartiges Gefühl nimmt ihnen alle Kraft. »Mit diesen wäre auch ich . . .« hämmert es in meinen Schläfen. Meine Hände krallen sich in die Wand, mein Körper sinkt gegen Seydlitz. Ich würde fallen, wenn er nicht neben mir stände. Um die Kehle schnürt sich ein Strick, meine Augen gleiten an seiner gertigen Gestalt hinauf, bis sie an seinem unbeweglichen Gesicht Halt finden.

»Seydlitz . . . Du . . .« stoße ich aus.

»Nicht ich!« sagt er abweisend. »Vereniki war es . . .«

Wir fahren ostwärts. Allein in einem Abteil zweiter Klasse. An den Fenstern zieht der Baikalsee vorüber. Sein Spiegel ist gewellt und blau und flimmernd bis zum Horizont. Es wird stärker Frühling, einzelne Weiden am Uferrand tragen schon Kätzchen, grau und seidig wie Samtpompons.

»Du hast mir noch nicht gesagt, was mit mir in Tschita —« beginne ich.

»Errätst du es nicht?«

»Nein . . .« sage ich wider besseres Wissen.

»Vereniki erwartet, daß du jetzt übertrittst.«

Ich zucke auf. »Das habe ich mir gedacht!« gestehe ich endlich.

»Fällt dir das schwer?« fragt er verwundert.

»Ja«, sage ich leise.

»Das verstehe ich nicht. Gewiß, ich bin Offizier von Natur aus, es ist mein Beruf. Aber auch du solltest . . . Mich treibt der Offizier in mir zu ihnen, dich sollte dein Blut, deine Abstammung —«

»Ja«, sage ich rasch, »das schon, aber . . . Aber vielleicht ist das alles nur ein Übergang? Vielleicht —«

»Aber du bist doch Individualist, willst doch den Sieg, die Führung, die Vorherrschaft des Geistigen? Deine Weltanschauung ist doch nicht atheistisch?«

»Nein«, sage ich fest, »das sicher nicht! Aber vielleicht müssen sie das proklamieren, um die jahrhundertealte Fessel überhaupt abwerfen zu können? Und vielleicht werden sie einst selbst . . . zurückkehren . . . auf einer höheren Stufe, meine ich . . .«

»Aber was ist denn mit dir?« fragt Seydlitz erstaunt.

»Nichts, wirklich . . . Nur — ich weiß nicht, ob wir etwas gänzlich verurteilen dürfen, ohne daß wir es eigentlich kennen?«

Seydlitz sieht hinaus. »Nein«, sagt er endlich, »das dürfen wir wohl nicht. Aber es gibt noch andere Gründe: Ein guter Konservativer ist so notwendig wie ein guter Revolutionär. Man soll es den Menschen nicht zu leicht machen, denn nur aus Kampf wird Starkes und Beständiges. Es muß eine Gegenkraft vorhanden sein, sie fördert manchmal mehr als Unterstützung. Ist das Neue gut — ich glaube es nicht, aber nehmen wir es ruhig an — wird es durch unsere Hemmungen nur noch besser, stärker, reiner. Und wenn du es aus andern Gründen nicht vor dir verantworten zu können glaubst — dann tritt aus diesem ein . . .«

Ich schwieg und sah auf meine Hände. Wie kam es, daß ich plötzlich den Agitator vor mir sah? Den kleinen, ranken Mann,

besessen von seiner Idee? Ich hörte wieder seine leise Stimme, die wie ein Messer allen Lärm durchschneidet: Erneuerung des Lebens . . . Menschheitssonnenaufgang . . .

»Du bist ein sonderbarer Mensch!« sagt Seydlitz endlich. »Aber was reden wir eigentlich?« Seine Augen werden scharf, seine Vorderzähne schieben sich vor. »Vereniki hat dich sicherlich nicht gerettet, damit du mit den Roten sympathisieren kannst. Und Vereniki ist wie ich kein Mensch, der etwas um ein paar schöner Augen willen tut. Trittst du nicht ein, wird er dich in ein Lager schicken, vielleicht sogar in eine Katorga stecken. Wenn du das vorziehst —«

»Sei nicht herb, Seydlitz! Ich sympathisiere ja gar nicht mit den Roten. Ich hasse den Kollektivismus, werde immer Individualist bleiben, das trennt mich von ihnen für alle Zeiten! Aber verstehe, daß ein Mensch wie ich immer auf der Seite der Unterdrückten stehen muß. Und was ich in den letzten Wochen sah —«

»Das verstehe ich völlig!« sagt er betont. »Und dir fehlt nichts, um ganz und gern mit uns zu gehen, als daß du nicht drei Wochen in weißen, sondern in roten Kerkern gesessen wärest . . .« Und es entschlüpft ihm: »Oh, Vereniki kennt dich gut! Er trug mir nicht umsonst auf, dich erst in der letzten Minute zu retten, dich vorher noch zwei Tage schmoren zu lassen! Um dich mürbe zu machen . . .«

Nun liegt auch Beresowka hinter uns. Ich denke an die Zeitung, die ich hier las, erzählte Seydlitz, was in ihr stand.

»Das ist alt«, sagt er. »Das stammt noch aus der Zeit, als das Direktorium regierte, die Sozialrevolutionäre und Grünen, mit einem Wort: die Menschewisten. Als Koltschak dies Gebilde von dannen jagte, konnte man General Janin nur mit Mühe bestimmen, uns auch weiterhin zu unterstützen.«

»Aber wieso das?« fragte ich erstaunt.

»Wieso? Nun, weil sie glaubten, daß Koltschak mit seiner Diktatur den ersten Schritt zu einer auf sich selbst gestellten, von der Entente unabhängigen Regierung getan habe. Das aber konnten sie wegen ihrer Freundschaft zu den Linksparteien — Kerenski, Miljukow, Awskentjew — nicht gutwillig zulassen. Sie hätten uns auch alle Hilfe entzogen, wenn Koltschak es nicht dadurch pariert, daß er als ersten Punkt die Konstitution erklärte —«

»Und warum das?«

»Weil sie in Rußland nur eine Regierung wünschen, die ihnen ge-



füßig ist, die auch weiterhin, wie einst Kerenski, das tut, was sie wollen, die vor allem nicht mit den Japanern sympathisiert. Kurz: weil sie eine Duma brauchen, die sie mit Pfunden kaufen können — ein Zar aber nicht käuflich ist!«

»Das verstehe ich nicht . . .«

»Das wirst du bald verstehen«, schnitt er ab. »Mach' nur die Augen auf . . .«

Ich schwieg etwas. »Und wie steht es mit den tschechischen Legionen?« fragte ich dann. »Hat Stefanek erreicht, daß sie weiterkämpfen?«

»Nein. Auch das änderte sich. Es gelang ihm nicht. Sie wollen nicht mehr. Sie sind müde. Mit diesem Mißerfolg hat das Tschechenkorps den letzten Wert als Kampfkraft verloren. Seitdem beginnt es zu einer Last zu werden, die uns wie ein Stein an den Beinen hängt. Man verwendet sie zur Entlastung der Frontarmeen als Schutz der Bahnhöfe und Bahnlinien, vor allem aber als Bewachung der Gefangenenlager. Und das ist schlimm . . .«

»Ja«, sage ich. »Das ist das Schlimmste. Ich hörte davon . . .«

Der Zug rollt. Ostwärts, ostwärts! rattern seine Räder. In mir ist Bitterkeit. Warum gelang es nicht? denke ich oft. Westwärts wollte ich, nicht ostwärts . . . Sind vier Jahre nicht genug für mich, für mein Alter, für meine Konstitution? Warum muß es jetzt noch einmal beginnen, all das Häßliche, kaum Erträgliches? Was habe ich getan, daß gerade mich . . . Ich bäume mich auf, zweifle an allem. Ich sehe Gott nicht mehr! sage ich böse. Still, still! falle ich ein. Warum willst du etwas Besonderes? Müssen nicht Hunderttausende das gleiche Schicksal tragen? Nein, nicht einmal das gleiche, seit drei Tagen sogar ein schwereres?

Der Zug hält, ich trete ans Fenster. Seydlitz rührt sich nicht, schläft ruhig weiter. Sein schönes, rassiges Gesicht hat den herben Ausdruck, der ihm in wacher Helle eigen ist. Geht seine Willenskraft so weit, daß sie ihm nicht einmal den milden, gelösten Ausdruck eines Schläfers erlaubt? Er atmet ruhig. Nein, wir sind scheinbar nicht in Sibirien, dazu in einer Zeit, in der die Säulen unserer Erde wanken. Er würde im Hause seiner Mutter nicht anders atmen . . .

Unser Wagen hält neben einem aufgerissenen Geleise, an dem ein Haufen Kriegsgefangener arbeitet. Ich lasse ein Fenster herab, beuge mich hinaus. »Wollt ihr Zigaretten?« rufe ich hinüber. Ein langer

deutscher Infanterist zeigt auf die Wache. Zehn tschechische Legionäre bilden einen Ring um sie, den niemand durschreiten darf. »Kommen Sie her!« rufe ich lauter. »Man schlägt uns, wenn wir's tun!« ruft der Deutsche zurück. Ich nehme eine volle Schachtel und werfe sie ihm zu. Sie fällt zu kurz, ein Tscheche bückt sich, steckt sie grinsend ein. »Hergeben!« schrei ich auf. »Tschort...« ruft er träge.

Ich krampfe die Hände um den Türgriff. Weiß dieser Mensch, was eine Zigarette für einen Kriegsgefangenen bedeutet? Er weiß es sicher, war er nicht selber Plenny? Und tut es doch?

Die Deutschen sehen verwundert her, alle Hände ruhen einen Augenblick. »Schlagt sie, die deutschen Hunde!« brüllt der Unteroffizier, der Aufsichtführende. Der Ring verengt sich augenblicklich, zehn Kolben treffen deutsche Waffenröcke. Ein kleiner Artillerist fällt vornüber, Fußstritte scheuchen ihn wieder auf. Dreißig Hände schaffen fieberhaft weiter — vor Schwäche taumelnd. Dreißig Gesichter verziehen sich in Ohnmacht — schwindsüchtig, vor Schmerzen grau.

»Laß uns in Ruhe, wenn du uns nichts verschaffen kannst als Prügel!« ruft mir der lange Deutsche zu.

Und spuckt nach mir.

In Werchne-Udinsk gab es Extrablätter: »Sterlitamak ist eingenommen.« Ich frage Seydlitz nach der Lage. Er zog eine Karte heraus, breitete sie auf das Polster. »Hier ist Sterlitamak«, sagte er ruhig. »Ein guter, neuer Schritt...«

»Und die allgemeine Frontlage?« fragte ich. »In welcher Richtung ist die Offensive angesetzt?«

»Die neue Front ist drei Armeen übergeben worden«, beginnt er sachlich. »Die erste, noch aus der Zeit des Direktoriums der Es-Er, der Sozial-Revolutionäre, die ›Sibirische‹ genannt, steht mit dem Stab in Jekaterinburg und soll Perm zurückgewinnen. Die zweite, ›Westarmee‹ genannt, hat ihre Basis in Tscheliabinsk, sollte Ufa erobern, was inzwischen geschah. Die dritte ›Orenburgische‹ genannt, verriegelt den Süden. Die Sibirische führt General Gayda —«

»Der tschechische Legionär?« falle ich ein.

»Ja, dazu eine mysteriöse Gestalt, ehemals Drogistenkommiss. Nachdem er sich in den Legionen zum Obersten aufgeschwungen, wurde er von Koltshak aus Dankbarkeit für seinen Anstoß beim Aufstand der Tschechen zum Kommandierenden erhoben — ich

traue ihm nicht recht . . . Nun weiter: Die Westliche führt General Chansin, ein alter Zarengeneral, die Südliche der Kosaken-Ataman Dutow, ein kühner Reiterführer. Außer diesen drei Armeen operiert noch ein selbständiges Korps unter dem Befehl des Generals Kappell am Flusse Tobol. Das ist ein jüngerer Mann, dem alles zueilt, was wirklich kämpfen will. Er hat ganze Regimenter aus Offizieren, auch seine Batterien bedienen Offiziere.«

»Danke«, sage ich. »Jetzt sehe ich klar. Aber das Ziel?«

»Nachdem man Ufa und Perm überrannte, will man Simbirsk und Kasan nehmen. Nun — und am Schluß: Nishni und Moskau.«

»Wird es gelingen, Seydlitz?« frage ich erregt. »Wird es gelingen?«

»In diesem Lande ist nichts zu berechnen«, sagt er langsam.

»Und etwas zu prophezeien, ist, wie du weißt, nicht meine Art.«

Als wir in Tschita eingelaufen waren, nahm Seydlitz einen jener kleinen Wagen, die in Rußland wie Mücken durch die Straßen schwirren. Im Stabsgebäude des Atamans saßen wir im leeren Schreibzimmer, verfolgten schwarze Schaben, sprachen kaum. Endlich ertönte ein alter, sehr bekannter, federnder Schritt im Gang. Im nächsten Augenblick fuhr die Türklinke mit einem Schlag herab.

Auf der Schwelle: Vereniki — breit, massig, ungeschlacht.

»Nun?« ruft er lachend. »Hochverräter? Flüchtling? Spion? Diesmal wäre es fast schief gegangen, was?«

Ich nehme seine Hände, die er mir stoßhaft entgegenwirft, lasse sie nicht mehr los. »Herr Kapitän . . .«

»Kawardasch — keine Sperenzchen, Benjamin!« Er poltert dröhnend. »Sagen Sie lieber, was ich mit Ihnen tun soll! Drei Monate Katorga? Oder soll ich milde sein und Sie ohne besondere Strafe wieder in Ihr altes Lager stecken, zu Hunger und Ruhr, Typhus und Läusen? Oder . . . oder?« Er blinzelt fragend.

»Oder in Ihr Regiment, Herr Kapitän?« frage ich mit Anlauf.

»Malodjetz!« Er lacht polternd, sein grollender Baß ähnelt einer Kirchenorgel. »Jetzt geht es plötzlich, was? Aber vorher — nein, nein . . . Um keinen Preis! Wie einem kranken Roß habe ich ihm zugeredet, Seydlitz, nein, ausgeschlossen . . . Nun gut, das soll vergessen sein! Ich habe Sie, das ist die Hauptsache — wenn auch nach langem Weg und manchen Hindernissen und millimeterbreit am Hals vorbei! Mit einem aber muß ich Sie bestrafen, damit Sie

immer daran denken und in Zukunft besser auf Ihren Vereniki hören: Seydlitz ist Leutnant — Sie bleiben Fähnrich!«

Ich wohne mit Seydlitz in der Innenstadt bei der Familie eines Postbeamten. Sie gaben uns den besten Wohnraum mit sonntäglichen Polstermöbeln und einem Doppelbett. In der Ecke hängt in einem Rahmen aus dünnem Goldblech ein altes Heiligenbild. Der Postbeamte tritt nie herein, ohne dies milde Bild demütig zu begrüßen.

Ihm gegenüber hängt ein Spiegel, halb blind und angelaufen. Vor dem stand ich heute, als ob ich mit mir selbst Bekanntschaft schließen müsse. War ich dieser Mensch in grüner Feldrubaschka, in überlangen, handschuhweichen Juchtenstiefeln? Mit breiten, goldenen Praportschik-Achselstücken, mit einem Lederwehrgelenk über der Brust? Und einem Degen an der Seite, einem jener breiten, krummen Kosakensäbel, die ich vier Jahre lang mit furchtsamer Bewunderung betrachtet?

Mir war im Leben nie so seltsam — wie an diesem Tag . . .

Seydlitz ist einer neu ausgehobenen Abteilung überstellt, die er kavalleristisch auszubilden hat. Ich bin ihm beigeordnet, sein Lehrling gleichsam. Unsere Rekruten sind zu sieben Zehnteln brave Bauern und guten Willens, zu zwei Zehnteln gleichgültig und passiv, zu einem Zehntel unwillig und haßerfüllt — «rötlichverseucht» nennt es Vereniki. Bei niemandem bewährt sich Seydlitz' Art vorzüglicher als bei diesem Zehntel. Er ist kühl, sachlich, gerecht und kommt damit erstaunlich vorwärts. Hört er es nicht, daß hin und wieder ein solcher »Roter« gehässig »Deutscher« murmelt, oder will er es nicht hören? Ich kann nicht sein wie er, werde darum auch niemals seine Erfolge haben.

Die zweite Abteilung dieser Sotjna, deren Kommandant Vereniki ist, führt ein junger Leutnant namens Kongrin. Konstantin von Kongrin ist jung, sprudelnd, elastisch. Wenn er einen Soldaten, der ein junges Pferd nicht zum Gehorsam bringt, mit einem Ruck von seinem Rücken reißt, sich selbst daraufschwingt, es im Augenblick zu völligem Gehorsam zwingt, rufen ihm seine Leute lärmend gute Wünsche hinauf. Und diese Art, ein Pferd zu zähmen, die eben russisch ist, in ihrer Gewalttätigkeit, im Gebrauch von Sporn und Peitsche fast mexikanisch wirkt, mit der deutschen jedenfalls

nichts gemein hat, ist in gewissem Maße die gleiche, mit der er, wenn auch ohne Schläge, seine Soldaten zähmt. Im Anfang erwartete ich täglich eine Meuterei in seinem »rötlichen« Zug. Jetzt merke ich, daß ihn die Leute lieben, während sie Seydlitz nur fürchten. Und denke oft: Vielleicht muß man mit russischen Pferden und Menschen so umgehen, um sie zu zähmen? Vielleicht gelänge beides nicht — auf deutsche Art?

Heute abend war ich im Försterhaus. Mein Herz schlug mir im Hals, als ich öffnete. »Wer dort?« fragte die helle, bekannte Stimme. Nein, diesmal brauchte ich kein »Sesam, öffne dich.«

»Bitte, mich einzulassen!« sagte ich erregt.

Hildegard stieß einen kleinen Schrei aus, als sie mich erblickte.

»Nicht erschrecken!« sagte ich rasch. »Es ist alles gut und ich bin wohl und —«

»Was ist los?« fragte ein Baß aus dem Zimmer.

»Nichts, Vater Lückner!« rief ich laut. »Ich bin's nur!«

Im Zimmer saßen alle beim Abendessen. Frau Thomas lief fliegend auf mich zu. Mein Kopf glitt zwischen ihre alten Hände. »Um Gottes willen, Junge — Sie?«

Perner saß mit offenem Mund vor seinem Teller. »Nun bratet mir 'nen Storch . . .« murmelte er verwirrt.

»Herrgott — wie kommen Sie zu dieser Uniform?« rief Gennat dröhnend.

Der alte Lückner wiegte nur den Kopf.

Ich setzte mich. »Wenn ich erzählen darf?« fragte ich ihn. Und ich erzählte. Zum zweitenmal hörten mir diese Menschen zu, die alle etwas von der Heimat an sich hatten. Als ich an die Katorga kam, die sieben Nächte, ging Hildegard hinaus.

»Seydlitz?« fragte Lückner endlich. »Wenn ich mich erinnere, sprachen Sie damals von ihm?«

»Ja, auch von Vereniki, meinem Lagerkommandanten.«

»Es gibt doch anständige Kerle unter ihnen!« murmelte Perner, beinahe erstaunt.

»Na, was das heißt — in diesem Fall . . .« sagt Lückner protestierend. »Jetzt sind Sie also regelrechter weißer Offizier?« setzt er hinzu.

»Ja, Lückner. Mir blieb nichts übrig. Ich hätte nach dieser Zeit der Freiheit das alte Lager nicht mehr ertragen. Und es wäre auch undankbar gewesen . . .«

»Aber sich für diese weißen Schinder massakrieren zu lassen, wäre auch nicht meine Sache!« murrte Perner bissig.

Gennat trumpft auf. »Wer spricht gleich davon? Wenn ich Offizier wäre, machte ich es nach. Diese roten Banditen müssen mit allen Mitteln ausgerottet werden . . .«

»Langsam, langsam, Gennat!« fällt Lückner ein. »Ich drehe meine Hand nicht um, verstehen Sie? Was wissen wir? Wir hören nur die eine Seite! Und mit dem Zarentum zu gehen, hätten wir — gerade wir Gefangenen — ver-teufelt wenig Anlaß, meine ich . . .«

Gennat schwieg kleinlaut.

»Das ist es eben!« sagte ich gequält. »Man weiß nichts und erfährt nichts. Die Zeitungen lügen, jede für ihre Seite. Man tappt im Dunkeln, wo man auch hinhorcht. Gebe ich den Roten recht, fördere ich vielleicht die schlimmsten Utopisten und Nihilisten. Unterstütze ich die Weißen, verteidige ich vielleicht die schwärzeste Inquisition und Rückschrittlichkeit. Was soll man tun? Was soll man denken?«

»Daß es in diesem Lande nur Extreme, nie eine Mitte gibt — das ist es!« schloß unser Alter.

Seydlitz sitzt oft stundenlang am Fenster, mit aufgestütztem Kopf. Ich grübelte lange vergeblich nach dem Grund. Endlich konnte ich nicht mehr schweigen.

»Denkst du an Deutschland, Seydlitz?« frage ich leise.

Es ist, als ob sich sein gertiger Körper zusammenziehe, als ob sich eine harte Schale um seine Seele schließe. »Frage das nicht!« sagt er hart.

»Doch! Sind wir nicht Kameraden seit Totzkoje? Und hast du mir nicht einst den stärksten Halt gegeben, als du mit mir von Deutschland sprachst?«

Er steht auf. »Damals . . .« sagt er höhnisch. »Damals wußten wir noch, wofür wir litten. Oder glaubten es wenigstens zu wissen. Heute? In den Zeitungen steht, daß in München die Kommunisten herrschen. Wie hier. Und man kann nicht heim, nicht hin! Man muß hier . . . vielleicht sein Blut . . .«

Er stöhnt versteckt, seine großen grauen Augen, in denen sich selten Gefühle spiegeln, sehen zerquält aus. »Und dort . . . und dort . . . wo jeder nötig wäre, der Ordnung will und Sauberkeit und Frieden! Nein, nichts als das — nur das . . .«

Er tritt vor mich hin, seine Kaumuskeln mahlen. »Seien wir uns

darüber klar: Unsere Besten sind gefallen, hat der Krieg verschluckt — wie hier. Alles Gesindel drängt nach oben, hält seine große Stunde für gekommen — wie hier. Und wir, wir müssen hier, in einem Land, das uns nichts angeht, um Sold, wie Landsknechte . . .«

Er atmet erregt. Ich trete auf ihn zu, fahre ihm übers Haar. »Seydlitz!« sage ich bittend.

Er stößt meine Hand zurück, als ob sie ihn brennte. »Laß das!« sagt er rauh. »Ich bin kein Kind mehr. Und in Zukunft: Frag mich nie mehr — danach! Ich kann nicht darüber sprechen. Herrgott im Himmel, versteh das doch . . . Es ist genug, daß ich hier jeden Tag für etwas diene, was mir im Grund das Fremdeste der Erde ist! Korruption sehen muß, Grausamkeit, Sklaventum, Geschäftemacherei . . . Ich habe geglaubt, es ginge leicht. Du kannst Offizier sein, sagte ich mir, das ist dein Kern, mehr brauchst du nicht . . . Aber ich bin Deutscher, ich bin Preuße — ich kann nur für eine Idee kämpfen, nicht für Geld! Ich bin kein Söldner . . .«

»Aber sagtest du nicht selbst, daß wir hier für den Individualismus, für das Vorrecht der Persönlichkeit, gegen den Kollektivismus, gegen den Aufstand der Masse —«

»Gewiß«, sagt er bitter, »aber das glauben ja nur wir — zwei von tausend! Nein, Vereniki gehört zu uns«, unterbricht er sich, »vielleicht auch Kongrin noch, aber die andern . . . Keiner nimmt seinen Dienst ernst, keiner denkt an die große Aufgabe, daran, daß wir hier stehen, um das zu stützen, was unsere Welt erhält — alle stecken nur die Gelder ein, verhuren sie und hoffen auf den lieben Gott . . .«

Er nahm die Mütze, öffnete die Tür. »Verzeihung, wenn ich hart war«, sagt er kurz. »Aber es steht mir bis zum Hals, dies Leben der Semjonoffschen. Und dann — dann läuft es manchmal über . . .«

Gestern kamen Vereniki und Kongrin zu uns. Wir liehen uns den Samowar vom Postbeamten, rauchten unzählige Zigaretten dazu. Kongrin brachte eine Flasche Schnaps, sprach ihr tüchtig zu. »Wir Russen müssen trinken, weil wir nicht wach sein können!« sagte er entschuldigend. Er hat ein prächtiges Soldatengesicht, das gleichsam immer blüht, dazu jungenshafte Bewegungen, die an Fohlen erinnern.

Das Gespräch kam bald auf Semjonoff und die Japaner. Vereniki schlug mehrfach erbittert auf den Tisch. »Nein, es wird immer kla-

rer, daß unser Ataman ein Werkzeug Japans ist«, sagte er bissig. »Ihre Unterstützung bezweckt nichts anderes, als das Gebiet bis zum Baikal in ihre Hand zu bringen. Nachdem es aber um so wertvoller für sie, je dünner es bevölkert ist, stützen sie in gemeinsamer Weise Semjonoffs Weiße Tscheka. Und wenn Sibirien einmal erkennt, daß Japan unsern Ataman nur hält, um das ganze Land für eine Invasion vorbereiten zu können . . . Eins ist schon heute nicht zu leugnen: sie selber sind es, die am meisten hetzen und denunzieren und unsere Spitzen dadurch derart kopfscheu machen, daß sie vor Angst noch die gesamte Einwohnerschaft dezimieren!«

»Haben Sie dafür Beweise?« fragt Seydlitz knapp.

»Nein, Sperlingsshirn, noch nicht! Aber ich bin auf dem Wege . . .«

»Übrigens hat man gestern wieder vierzig Bürger zum Ungern-Sternberg nach Daurija gebracht«, wirft Kongrin ein, kurz Kostja genannt.

»Mein Gott, ich habe diesen Interventionisten von Anfang an mißtraut — jetzt tagt es langsam auch den andern!« Vereniki wird leise, seine kurzen, tatzigen Hände trommeln ein Signal. »Wißt ihr, was ich meine? Ich meine, daß auch die übrigen, ob sie nun England, Frankreich oder Amerika heißen, nicht unsere Rettung im Sinn haben, sondern — nun, etwas gänzlich anderes!«

»So? Sagte ich es nicht immer?« ruft Kostja wild. »Schwarzseher hieß man mich!«

»Nun«, murmelt Vereniki, »wenn man an nichts mehr glauben soll . . . Nur Geld, nur Nutzen — ich konnte das nicht gleich, am ersten Tag. Jetzt aber lerne ich's langsam, das könnt ihr glauben!« »Und darum ist der einzige, der Rußland retten kann — Kolttschak!« fährt Kostja auf. »Ihr mögt mir sagen, was ihr wollt: Zarenvertreter, Rückschritt, Leibeigenschaft . . . Er ist der einzige, der Rußland nie, um keinen Preis der Welt, verkauft! Auch mir ist die Mitte lieber, glaubt das doch . . . Mitte aber heißt bei uns: Duma, Volksvertretung und damit — Käuflichkeit! Kennen Sie Kolttschak?« wendet er sich an Seydlitz. »Haben Sie schon von ihm gehört?«

»Ja«, sagt Seydlitz, »aber wohl nichts, was wahr ist.«

»Er hat das Gesicht Napoleons!« hebt Kostja an, fast träumend, seltsam verwandelt. »Nicht in den Zügen, meine ich, im Ausdruck nur . . . Es geht ein Strahlen von ihm aus, das alle Nacken beugt . . . Ich sprach einmal mit ihm in der Zeit des autonomistischen Direktoriums. Als er mich ruhig sprechen ließ, mich nur sehr starr in



seinen schwarzen Augen hielt, wurde ich gleichsam betrunken, brach es über meine Lippen wie ein Strom . . .«

Kostja springt auf, wirft seine Arme. »Ach, Brüder«, ruft er ekstatisch, »er ist ein Mensch, wie ich noch keinen sah! Ich liebe ihn, ich liebe ihn . . .« Und setzt hinzu, fast ungehört: »Er ist mein Zar . . .« Und läuft ans Fenster und drückt die Stirne an die Scheiben und spricht nichts mehr.

Dies ging mir heute durch den Kopf: Rußlands Unglück war, daß die Ausführung des Versuches einer kommunistischen Staatsordnung aus den Händen von Experimentierenden in die Hände von Gläubigen geriet. Wenn der Versuch in der Hand lediglich herzkalt Rechnender geblieben wäre, hätte man ihn nach einem halben Jahr, nach dem Gewinn der Erkenntnis, daß er keinerlei Lebensmöglichkeit besitzt, sicher wieder abgebrochen. Dadurch jedoch, daß er den Zügeln dieser Rechnenden entglitt und in die starke Hand Lenins und seiner Gläubigen geriet, wurde aus einem wissenschaftlichen Experiment eine Glaubenslehre, ein Dogma, das im Sinn religiöser Fanatiker nur mit dem Tode fallen gelassen wird.

Nur, daß der Bolschewismus diesen Weg nahm, ist das Unglück. Es wäre gut gewesen, ihn zur Befriedigung all jener einmal zu erproben, in deren Köpfen er als Möglichkeit spukte — immer und solange spuken wird, bis sich seine Unmöglichkeit erwies. Ist er nicht so alt wie die Menschheit selbst, zum wenigsten so alt wie Christus und seine Lehre? Er hätte, einmal ad absurdum geführt, für immer dieses unruheschaffende Spielen mit ihm aus den Gehirnen gerissen und wäre damit gut und nützlich gewesen. Nun aber ist er über diese Aufgabe hinausgelangt — hierin liegt die Gefahr! Denn sicherlich erkennt niemand, daß er seinen toten Punkt überwand, sicherlich glaubt alles, daß er von selbst wieder zusammenbrechen, sich zu vernünftigen Formen mäßigen oder gar freiwillig aufgeben wird. Keinen andern Grund gibt es dafür, daß England, Frankreich, Amerika, Japan nicht besser helfen, fast nichts Ernsthaftes tun, um ihn zu vernichten. Alles glaubt an sein baldiges Ende, sein Ende aus sich selbst.

Ich glaubte es auch, vor einem halben Jahr.

Jetzt zweifle ich.

Heute morgen wurden an unserm Reitplatz wieder Kriegsgefangene vorbeigetrieben. Sie sahen aus, als ob sie einer grauen Unterwelt entstiegen wären. Der größte Teil war barfuß, jeder trug ein Bündel auf dem Rücken. An der Spitze liefen hundert Offiziere in deutschen, österreichischen und türkischen Uniformen. Am Ende rollten ein paar Wagen mit selbstgezimmernten Tischen, kärglichen Hockern, verrußten Töpfen.

Seydlitz' Kommandos fielen plötzlich aus. Ich gewahrte, daß er wie versteinert hinübersah. Nur seine langen, mageren Hände lebten noch, umspielten krampfzig seinen dünnen Reitstock.

Kostja ließ seine Abteilung absitzen, kam pfeifend zu uns herüber — frisch und elastisch, wie er immer ist. »Ein neues Lager«, sagte er und wies hinaus. »Man räumt in Transbaikalien eins nach dem andern, hörte ich, um sie dem Zugriff der Japaner und Amerikaner zu entziehen. Man braucht sie an der Front zum Unterständigegraben, in der Etappe zum Reparieren von Heeresgut. Es sind jetzt unsere einzigen Arbeiter — außer ihnen tut ja niemand mehr etwas im heiligen Rußland! Jawohl . . .«

Seydlitz sah aus, als hörte er ihn nicht. Seine Augen brannten fast in ihren Höhlen, saugten sich an die zerlumpten Offiziere. »Ich sah schon einmal einen solchen Trupp«, sagte ich ablenkend, »vor vier Wochen. Auch die schlepten alle möglichen Werkzeuge mit sich.«

Kostja schiebt zwischen seine Sätze gern leere Worte ein, kann ohne »jawohl« oder »nun was« kaum reden. »Man gibt ihnen alles, was man in den Geschäften der Handwerker an Werkzeug aufreiben kann«, erklärt er uns. »Nun was, sie haben es damit doch eigentlich besser als vorher, nicht wahr? Können arbeiten, sich zerstreuen, verdienen Geld —«

»Wenn sie es bekommen!« sagt Seydlitz kurz.

Kostja wird rot. »Nun ja . . .« sagt er kleinlaut.

»Aber was sind denn das für Begleitsoldaten?« lenke ich ein. »Sind das nicht — ja, bei Gott, sind das nicht unsere grünbeblusten Deportiertentransporteure?«

»Ja«, sagt Seydlitz, »es sind dieselben« — er unterdrückt einen scharfen Ausdruck — »die uns beide nach Sibirien brachten.«

»Ich dachte, man hätte beim Ausbruch der Revolution alle totgeschlagen, Kongrin?« frage ich verwundert.

Kostja scharrt verlegen. »Jawohl«, sagt er im Gehen, »das hat man auch. Sie waren zu verhaßt im Volk. Jetzt hat man sie wieder

aufgestellt. Man braucht sie eben nötig. — Nein, boschemoi, ich bin nicht schuld daran, seht mich nicht so verteufelt an . . .«

Verenikis Erhebungen in Charbin und Wladiwostok haben tatsächlich ergeben, daß die japanische Intervention nicht zur Unterstützung der Koltschakregierung und damit zum Kampf gegen den Bolschewismus kam, sondern lediglich, um das gesamte Ostsibirien bis zum Baikalsee wirtschaftlich und militärisch zu erforschen. Er führt als Beweis an, daß alle geheimen Generalstabskarten vom japanischen Kommando beschlagnahmt seien und an allen wichtigen strategischen Orten topographische Abteilungen des japanischen Kommandos angetroffen würden.

Die Stimmung der Bevölkerung, die zu Beginn der Konterrevolution Koltschaks Diktatur begeistert begrüßte, muß sich bei dieser Sachlage zuungunsten der Weißen verschlechtern. Wenn aber erst die allgemeine Erkenntnis erwacht, daß alle »hilfreichen« Nationen nichts wissen wollen, als beim Kampf gegen den Bolschewismus eigene Vorteile zu erringen, werden in Rußland auch alle Sympathien für die weiße Regierung schwinden. Schon bringen ein paar Zeitungen scharfe Artikel, erinnern an die im Augenblick ihrer Landung mit großen Worten über alle Welt geschickten Proklamationen von Hilfe, Rettung, Bruderhänden . . . Ich zweifle nicht mehr, daß Vereniki recht hat. Alles hofft jetzt auf England und Frankreich. Aber wenn nun auch diese . . .

Das ist nicht auszudenken!

Gestern, nach dem Dienst, rief der Kommandant uns drei zu sich. Sein derbes, fleischiges Gesicht arbeitete sichtbar. Seine oft erschreckenden, ruckhaften Bewegungen schienen noch verstärkt. »Hört mich an, Kinder«, sagte er grollend, »ich habe einen Plan. Auch euch wird diese semjonoffsche Blutherrschaft zum Hals heraushängen wie ein Gedärm. Ich melde mich zu Koltschak — wer geht mit?«

»Slawa!« rief Kostja hemmungslos, riß sich die Mütze vom Kopf, schlug sie knallend auf die Erde.

»Ich gehe gleichfalls!« sagte Seydlitz knapp.

»Und ich, Herr Kapitän!«

»Gut, Kinder«, sagte Vereniki dröhnend. »Dann werde ich beim nächsten Anlaß den Ataman persönlich darum bitten. Ob er uns gehen läßt — das allerdings . . .«

Kostja zeigt seine kleinen, scharfen Zähne, die von fast mädchenhafter Schönheit sind. »Dann desertieren wir, verfluchtnocheins!« ruft er wild.

Vereniki lacht polternd. »Nur ruhig, Küchlein, aufgeblasenes — er wird's schon tun, hab ja seit der Eroberung eures Lagers einen Stein bei ihm . . . Jedenfalls: Macht euch bereit!«

Am Abend nahm ich Seydlitz mit ins Försterhaus. Im Anfang sträubte er sich heftig. »Nein, Seydlitz, komm, es wird dir gut tun! Glaube mir, daß ich dein Zögern recht verstehe! Trotz allem — geh mit . . .«

Die Förster hatten selbst Besuch. Bei Perner saß ein Landwirtschaftler, ein großer, starker Mann mit einem wie aus Wurzelholz geschnitzten Bauernkopf, ihm gegenüber eine Lehrerin, lang, hager, mit dem grauen, verstaubten Aussehen einer Schwindsüchtigen. Beide waren schon vor dem Krieg in Rußland tätig, wurden bei Kriegsausbruch ohne weiteres interniert.

Seydlitz saß mit vorgeschobenen Zähnen neben dem alten Lückner mit dem Kokosbart, sah wie unter herabgelassenen Visieren auf die blasse Lehrerin. Alles vermied, von Semjonoff und seiner Offiziersherrschaft zu sprechen. Es war, als sähe niemand, daß wir seine Uniform trugen. Hildegard lächelte mich an.

Als Frau Thomas meine Katorgazeit erwähnt, beginnt der Landwirtschaftler aus seinem Leben zu erzählen. »Dann wissen Sie ohne Worte, wie es uns ging«, sagt er bitter. »Denn wir Zivilgefangenen, das heißt all jene, die schon zu Friedenszeit in Rußland lebten —«

»Verzeihung«, fragt Seydlitz, der ewig Sachliche, »wieviel gab es im ganzen Reich?«

»Zweihundertfünfzigtausend Deutsche und achtzigtausend Österreicher«, sagt die Lehrerin.

»Dann leben also mit uns fast drei Millionen Gefangene in diesem Land?« fragte ich verwundert.

»Ja«, sagt der Landwirtschaftler, »drei Millionen! Und in gewissem Maß hatten es die Zivilgefangenen schlimmer als die Kriegsgefangenen, wenigstens im Anfang. Kaum der dritte Teil hatte bei der Verhaftung etwas Geld bei sich, die andern aber . . . Sie konnten sich ihr Los in manchen Dingen erleichtern, die übrigen wurden einfach in Viehwaggons gepfercht, wochenlang ohne Verpflegung zu irgendeinem Verbannungsort gerollt. Wenn sie endlich in einer Stadt auswaggoniert wurden, kam es noch vor, daß diese Stadt sich wei-

gerte, sie aufzunehmen. Aus Mangel an Unterkünften, aus Furcht vor den ansteckenden Krankheiten, die sie meist mitbrachten. Dann jagte man sie weiter in die Dörfer, von einem zum andern, bis endlich eines kam, das sie nicht auch mit Knutenschlägen weitertrieb . . . Zehntausende mußten in den sibirischen Wintermonaten Hunderte von Kilometern zu Fuß marschieren, und viele Bauern sprechen heute noch von den Wegzeichen dieser Züge, den verkrümmten Leichen, die im Frühjahr als lange Schnur unter dem Schnee hervorkamen . . .«

»Eine Kontoristin aus meiner Stadt«, erzählte die Lehrerin, »ein Mädchen von zwanzig Jahren, mußte sechzehn Gefängnisse kennenlernen, immer unter Verbrechern, bis es ihr glückte, dorthin zu kommen, wohin sie gehörte: zu uns Zivilgefangenen . . .«

Wir schwiegen lange. Seydlitz' Falte zwischen den Augenbrauen sah wie ein Schnitt aus. Das hartgekerbte Gesicht des Landwirtschaftlers war ohne Licht. »Mich führte man durch sieben Städte in Sträflingsketten«, sagte er langsam. »Und ich hatte nichts verbrochen, als daß ich Deutscher war. Und lebte schon seit einem Dutzend Jahren in diesem Land. Und hatte hundert gute Freunde unter meinen Schindern . . .«

Wir kommen vom Schießplatz. Unsere Soldaten marschieren potschetiri. Ich, Seydlitz, Kongrin reiten hinterdrein. Vorn fängt ein bärtiger Kosak zu singen an. »Unsere Offiziere«, singt er mit tremolierendem Tenor. Dröhnend nimmt die Abteilung das Liedchen auf:

»Unsere Offiziere  
kriegen einen Haufen Geld!  
Unsere Gemeinen  
kriegen einen Dreck!  
Job twoi matj . . .«

Seydlitz schüttelt sich. »Ich glaube, ich werde euch nie begreifen!« sagt er.

Kostja lacht nur. »Nun was?« fragt er harmlos. »Warum nicht? Wegen des Liedes? Das ist ein berühmtes Soldatenlied!«

»Und dieser Fluch?«

Seine schlanke Gestalt, die so biegsam ist, als ob sie keine Knochen hätte, wirft sich zurück. »Ach, ihr Mimosen . . .«

Den russischen Offizieren fehlt manchmal das Abc ihres Berufes. Gewiß muß der russische Soldat anders behandelt werden als ein Deutscher oder Engländer, trotzdem ist es einem allmählich, als ob die Roheiten überhand nähmen. Wenn sie siegen, mag es noch gehen, wenn sie aber verlieren, werden sich die seelischen und körperlichen Mißhandlungen eines Tages furchtbar rächen.

Das Scheußlichste sind die Bestrafungen der Bolschewismus-Verdächtigen. Man könnte sie auch Folterungen nennen. Gestern mußte ich einer Exekution beiwohnen. Ein Lastwagen kam, sechs, acht Gefangene, die durch Drähte immer paarweise Rücken an Rücken umwickelt waren, wurden wie Ballen herabgeworfen. Einer schrie laut: »Was machen sie mit mir... oh... oh...« Ein anderer spuckte unaufhörlich Blut. »Was habe ich denn getan?« bat er gurgelnd. »Was habe ich... denn... was denn...?«

Alle wurden irrsinnig geschlagen, bald waren ihre Bäuche völlig hautlos, rieben sich ihre Gesichter in Blutlachen. Trotzdem schwangen die bärenhaften Kosaken die Nagaiken weiter. »Eins, zwei — eins, zwei — so, das schmeckt, was? Weiße Hiebe, rote Farbe... Nun — seid ihr bald kaputt? Nein, noch nicht? Also: Weiße Hiebe, rote Farbe — weiße Hiebe...«

Die Klinke knallt herunter — Vereniki steht im Zimmer. »Kinder«, sagt er orgelnd, »ich komme vom Ataman!«

Kostja springt auf. »Und?« ruft er. »Und?« Seine reiterliche Gestalt ist vor Spannung gekrümmt, auf seinem säbelnarbigen Gesicht brennen alle Schnitte.

Vereniki wirft sich polternd auf unser Sofa. »Gebt einen Schnaps! So... charascho! Ich war bei ihm, in seiner Höhle... Drei Ottomanen, eine Unzahl niedriger Sessel, ein dicker Perserteppich, mit einem Wort: ein prunkvolles Burjätenzelt! An allen Wänden Waffen, Opiumgeräte, Wasserpfeifen, auf allen Sitzen Seidenkissen, Felle von weißen Bären, gelben Wölfen, blauen Füchsen... Ataman, hob ich an, ich möchte fort. — Wieso? — Ich möchte an die Front. Die Müßigkeit hängt mir zum Hals heraus, daß ich schon mit den Füßen drüberstolpere. Ich bin leicht zu ersetzen. Tausend Drückberger lungern hier herum, die meinen Platz mit Kußhand übernahmen. Ich bin kein Staatshämorrhoidarier, ich bin Kämpfer...«

Er fuhr auf. Ihr kennt wohl sein Auge, wie? Und seine Stirn? Zwei Teufelshörner über jeder Braue, die nicht fertig wurden, im Anfang steckengeblieben. — Wo lungert jemand? fragte er. — Nun,

sagte ich, in den Bordellen und Teeschenken, wie Schaben hinterm Ofen. — Ich brauche Sie, nicht diesen Schleim. — Ich möchte kämpfen, Ataman, nicht als Etappenwanze faulen. — Dann übernehmen Sie einen Panzerzug, der ›Istrebitel‹ ist gerade frei. — Verflucht! dachte ich. Jetzt hat er dich! — Nein, das ist nichts für mich, ich bin . . . kein Schlächter, wollte ich sagen . . . Kavallerist! sagte ich. — Lügenpelz! brummt er. — Lassen Sie mich an die Front! — Nein, Sie nicht! — Ich begann zu bitten, wurde zärtlich wie ein Weibsbild. — Für meinen Posten gibt es zehn, dort fehlen hundert! fuhr ich fort. — Hol dich der Teufel, Stierkopf! — Ich grüßte stramm.

Und noch eins, Generalleutnant! sagte ich dann. In meiner Sotnja sind drei, die mit mir möchten. — Bist du verrückt? — Es sind drei Offiziere, die ich beschaffte, drei Milchbärte und Hosenschneider, leicht zu ersetzen! — So leicht wie du, nicht wahr? — Zu Befehl, Generalleutnant! — Nein, geh zum Teufel! — Sie sagten mir einst, Ataman, als ich im Januar das erste Lager für Sie stürmte . . . — Brauchst mich nicht dran erinnern, Ruhmsüchtiger! unterbricht er mich. — Wir dürfen also? — Geht zum Teufel, sagte ich schon einmal!

Ich schnaufte auf. Jetzt kommt das letzte! dachte ich erleichtert. — Nur eine Frage noch, Generalleutnant: Was ist mit dem Befehl Numero 61? — Er flammte auf. Was soll das? Ich habe Ihnen kürzlich gesagt: Ich gebe niemals nach! Wenn man ihn nicht zurückzieht . . . — Denken Sie an unser heiliges Rußland, Ataman! bat ich beschwörend. Welch schlechtes Beispiel . . . Alles ist einig, wenn nur das . . . — Hinaus! brüllte er plötzlich. Sofort hinaus . . .«

Vereniki wiegt den Kopf. »Nun, wir werden sehen«, sagt er langsam. »Ich reiche jetzt schriftlich ein. In drei Tagen werden wir es wissen . . .«

Abends fragte ich Kostja nach dem mysteriösen Befehl Numero 61. »Ach«, sagt er, »das ist der Befehl, den Koltschak ausgab, als Semjonoff ihn trotz mehrfacher Aufforderung nicht als Obersten Regenten anerkannte. ›Der Ataman der transbaikalischen Kosaken Grigori Michailowitsch Semjonoff wird zum Verräter des Vaterlandes erklärt, weil er sich als einziger geweigert hat, den obersten Regenten als höchsten Machthaber Allrußlands anzuerkennen‹ heißt es wörtlich.«

»Ja, aber . . .?« fragte ich. »Wie ist das zu erklären?«

»Nun was, das weiß kein Mensch. Vielleicht erstrebt er selbst, was Kolttschak wurde? Er nennt sich gern den transbaikalischen Napoleon . . . Und er ist tapfer, ein wilder Raufbold, ohne Zweifel, jawohl . . . Was Sie hier in Tschita sehen, ist auch nicht seine Schuld allein, ich glaube, daß die Japaner auch in dieser Sache —«

»Erklären Sie!«

»Sagt seine Weigerung nicht alles? Er lebt von den Japanern, die aber wollen seine Unterordnung nicht, weil Kolttschak niemals dulden würde, was sie hier tun . . . Semjonoff weiß vielleicht nicht, daß er von ihnen nur gehalten wird, um Transbaikalien für sie auszurotten. Ich hoffe, daß er's nicht weiß, denn sonst . . . Übrigens ist er's nicht allein, es gibt noch andere und Schlimmere, wie Ataman Kalmykoff im Ussuri. In Ostsibirien hat Japan eben alles an Sporn und Zügel, ob Wirtschaft oder Politik. Jawohl . . . Japan besteht auf schärfster Unterdrückung jedes Aufruhrs, aber Japan ist es auch wieder, das ihn schürt — verstehen Sie? Japan verleitet durch seine Geldspenden das Offizierskorps Transbaikaliens zur Ausschweifung und Schwelgerei angesichts des ausgesogenen Volkes, Japan ist es wieder, das dieses gleiche Volk zur Bekämpfung der Ausschweifung und Gewaltherrschaft der ›Semjonofftschina‹ anstachelt, Japan ist es zum drittenmal, das von weißen Kommandos die Todesstrafe für alle Verhöhnungen und Auflehnungen gegen dies Regime fordert! Ist es jetzt klar?«

»Aber das ist entsetzlich . . .«

»Gewiß, jawohl . . . Wenn er sich Kolttschak unterstellte, hätte das ein Ende — also? Aber Semjonoff ist blind — oder ein Schuft. Aber wie gesagt, er steht nicht allein. Wie oft höre ich Offiziere: Hütet euch vor den Engländern, wer weiß, was sie im Schilde führen — die einzig Verlässlichen sind die Japaner! Wie liebenswürdig sie doch sind, nie hört man schroffe Worte, stets sind sie mitfühlend und dienstbereit, immer lächeln sie! Ja, solche Blindheit gibt es . . . In Wirklichkeit hat noch niemals eine fremde Regierung an einem Volk, dem es mit großen Phrasen Beistand versprach, schmutziger gehandelt . . . In Wirklichkeit hat man noch niemals Hunderttausende mit liebenswürdigerem Lächeln in den Tod geschickt . . .«

Die Entscheidung ist gefallen: Wir dürfen fort! Kostja tanzte eine Lesginka, als die Nachricht herüberkam. »Verfluchtes Transbaikalien!« war sein Refrain.



»Wollen wir zu den Förstern gehen, ihnen Lebewohl sagen, Seydlitz?« frage ich abends. »Gut«, sagte er aufgeräumt. Ich war überrascht, verbarg es aber. Kommt diese Wandlung von der Nacht?

Wir saßen lange beieinander. Frau Thomas schüttelte den weißen Kopf. »Nein, daß ihr fortgeht, das verstehe ich nicht — ihr verzeiht mir schon...« sagte sie sorgenvoll. Hildegard sah mich mit Augen an, daß es mich schmerzte. »Und wenn du fällst?« hieß dieser Blick.

Sie brachten uns bis auf die Straße. Frau Thomas weinte leise vor sich hin. Der junge Gennat lächelte. »Ich beneide euch!« rief er vollmundig. Lückner und Perner brachten kein Wort heraus. »Ich komme noch einmal zu dir!« flüsterte Hildegard im letzten Augenblick.

Auf dem Heimweg begann Seydlitz zu sprechen, wie ich ihn lange nicht gehört habe. »Sie verstehen uns nicht«, sagte er, und ich hörte am Klang seiner Stimme, daß er lächelte. »Warum? fragen alle Augen. Ja, warum? Ich konnte es nicht sagen. Wozu... Ich will es nicht besser haben als unsere Kameraden, das ist mein Grund!« fuhr er fort. »Ich will mich nicht drücken von ihren Leiden, nein, deswegen habe ich sie nicht verlassen. Und wenn ich sehe, was ich kürzlich sah, fast täglich sehen muß: Sie haben kein Bett, kein Essen, keine Kleidung — wir schlafen weich, essen uns satt, gehen sauber gekleidet! Dank, Dank, daß es vorbei ist... Nein, ich will nichts haben, was meine Kameraden nicht auch haben. Ich könnte ihnen nie mehr in die Augen sehen, wenn ich nicht auch dafür bezahlte, was ich besser habe!« Seine Stimme klirrt, er bleibt ruckhaft stehen, schlägt auf einen unsichtbaren Tisch. »Ja, jetzt wollen wir dafür bezahlen, daß wir bevorzugt sind, daß wir nicht mehr in Dreck und Läusen hausen müssen! Glaubt dies Volk vielleicht, daß ich mir etwas von ihm schenken ließe...?«

Wir gehen weiter. Unsere Sporen singen durch die Nacht. Auch mir ist plötzlich leicht. Ich weiß mit einemmal, daß er das aussprach, was mir selbst auf dem Herzen lag. Seit Wochen schon, seitdem ich satt und sauber, während sie, die alten Kameraden... Ja, auch ich will nichts geschenkt! Auch ich will zahlen...

»Seydlitz, du bist wie ein Kristall!« breche ich aus.

Er ist schon wieder umgewandelt. Als ob er seine Offenheit be-reue, sieht er aus. »Trankst du zuviel heut?« fragt er spöttisch.

Vereniki, Seydlitz und Kongrin haben ihre Pferde mit Verenikis Burschen nach Omsk vorausgeschickt. Pjotr, Verenikis Faktotum, ist ein Malodjetz, ein prächtiger Kerl, voll kosakischen Humors, dabei verlässlich wie ein Felsblock. »Dir werden wir in Omsk ein Pferdchen kaufen, Benjamin!« tröstete mich Vereniki. »Hier gibt es nur mongolische Sandflöhe — das ist nichts für solch ein feines Muttersöhnchen, wie du eins bist . . .«

Frühmorgens nahm ich Abschied von Hildegard. Sie war stark und still — wie ich erwartet hatte. Am Ende gab sie mir ein kleines Medaillon, es ist eine Locke und ein Kinderbild von ihr darin. Als ich zum erstenmal ins Feld zog, hatte ich nichts von einem Mädchen mit, verstand ich die andern nicht, die alle etwas Blondes oder Braunes bei sich trugen. Jetzt, wo ich zum zweitenmal hinaus gehe . . .

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Die rückwärtigen Brücken sind abgebrochen. Ich stehe feldmarschmäßig in meinem Zimmer. Gleich muß Seydlitz kommen, um mich zum Bahnhof abzuholen. In der Kosakenkaserne bläst ein Trompeter das Signal: In den Sattel . . .

Er bläst falsch.

Als wir ins Abteil steigen, will ein Einjähriger hinaus. Vereniki sieht ihn an, als ob er mit einem Blick seine Qualitäten feststellen wolle. Endlich gibt er ihm, was wir selten an ihm gewahren, in seiner forschen Art die Hand. »Bitte, sich nicht stören zu lassen — Vereniki, Kapitän!« sagt er orgelnd.

»Danke gehorsamst!« sagt der Einjährige, setzt mit einer Stimme, die irgendwie nicht zu ihm paßt, hinzu: »Rußki, Ilja Wassiljewitsch . . .«

Wir begrüßen ihn der Reihe nach — wir können es ruhig tun, nachdem unser Lehrer es tat. Als er mir die Hand gibt, fühle ich seine Finger sich gleichsam vorsichtig an meine legen. In ihrem Druck ist knabenhafte Weichheit, nein, er hat keineswegs Soldatenhände.

Wir stauen unsere Sachen fort, ziehen Zigaretten heraus. »Sie rauchen, bitte?« fragt Kostja höflich. »Nein, danke nicht . . .« Der Zug ruckt an. »Leb wohl, Tschita-Sodom!« ruft Kostja aufatmend. »Ja, man geht gern, man weint ihm keine Träne nach!« sagt Seydlitz kurz.

»Auch nach Omsk?« fragt Vereniki den Fremden.

»Ja, Herr Kapitän!« sagt der Einjährige.

»Dann haben wir das gleiche Ziel. Woher?«

»Von Chabarowsk.«

»Ah, von Kalmykoff, was?«

»Ja«, sagt der Einjährige, sieht an uns vorbei, als ob er sich schäme.

»Nicht gefallen dort, was?«

»Nein, nicht, Herr Kapitän.«

»Erzählen Sie, habe schon von ihm gehört, möchte aber wissen . . . Sie brauchen nichts zu fürchten, wir kommen von Semjonoff – verließen ihn aus dem gleichen Grund, wenn ich mich nicht in Ihren Augen irre!«

»Wollen Sie vielleicht – auch zu Koltschak?« fragt er bedrängt.

Vereniki lacht auf. »Gewiß, Junge! Sie können ruhig auspacken!«

Der junge Mensch, dessen roter Mund viel eher zu einem Mädchenkleid als zu einer Uniform passen würde, windet sich sichtlich. »Es ist nicht leicht zu sagen«, meint er endlich. »Kolmy war einer der ersten, der sich erhob, darum fuhr ich zu ihm. Aber er ist kein Offizier, ein Bandenführer, weiter nichts . . . Jetzt hat er's schon so weit gebracht, daß alle sagen: Der rote Terror war nicht leicht, der weiße aber . . .«

Verenikis klobige Gestalt mit den kurzen Armen und Beinen durchläuft ein Schütteln. »Oh, diese Schweine!« bricht er los. »Sollte man sie nicht vierteilen, ihnen nicht die Gedärme herausreißen? Da kämpft man, strebt man . . . Und diese Hunde, diese gottverfluchten . . .«

»Als wir Chabarowsk einnahmen, ließ er Hunderte zu Tode peitschen«, fährt der Einjährige mit seiner weichen Stimme fort. »Und als ihm jemand meldete, daß auf dem Bahnhof ein paar Waggons mit Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken vom Roten Kreuz ständen, stellte er den Delegierten und seinen norwegischen Sekretär wegen Spionage vor ein Kriegsgericht. Sie hatten eine Million sechshunderttausend Rubel für Kriegsgefangene bei sich . . .«

»Aha!« stößt Vereniki aus. »Ich verstehe . . . Die Kleider wollte er, die Nahrungsmittel, das viele Geld . . .« Sein Atem geht schnaufend, seine Eberzähne entblößen sich.

»Ja«, sagt der Einjährige schamhaft, »er ließ sie beide in ihrem eigenen Waggon erhängen, mit Stricken erwürgen wie junge Hunde . . .«

»Ihre Namen?« fragt Seydlitz kalt.

Ich ziehe mein Tagebuch heraus.

»Der schwedische Delegierte hieß Doktor Hedblom«, sagt der Einjährige. »Den Namen seines Sekretärs, eines Norwegers, habe ich vergessen . . .«

»Wissen Sie vielleicht, ob Elsa Brändström in seiner Nähe ist?« fragt Seydlitz weiter.

»Nein. Ich glaube nicht . . .«

»Mein Gott«, murmelt Seydlitz und sieht mich an, »wenn dieser Hund auch sie . . .«

Ich kann seinen Blick nicht aushalten, sehe gequält zum Fenster hinaus. Bis zum Horizont fließt graue Hügelsteppe am Schienenstrang entlang. Welle auf Welle kommt heran, soweit das Auge reicht. Kein Baum, kein Strauch, nur gelbes, mageres, ausgebleichenes Wintergras. Und eine schwere, trauervolle Schweigsamkeit.

In Irkutsk machen wir zwei Tage Rast. Verenikis Mutter wohnt in der Gouvernementsstadt. »Ich muß ihr noch einmal meinen Zottelkopf in den Schoß legen, bevor mich die Roten massakrieren!« sagte er barsch. Wir andern suchten uns ein billiges Hotel. Der junge Einjährige, in Zivil Student, schloß sich uns an. »Ich möchte, wenn ich darf, wenigstens bis Omsk bei euch bleiben!« bat er uns.

Wir kamen an dem Muttergottesbild vorüber, unter dem ich einmal schlief. Und an der Wachtstube, in der ich mit der Messernase gehaust, die schon längst unter der Erde fault. Mein Gott, das sind Erinnerungen . . . Wie weit zurück das alles liegt! Und ist noch keinen Monat her . . . An der Brücke arbeiteten keine Kriegsgefangenen mehr. Sie war fertig.

Am nächsten Morgen gehen Seydlitz und ich in unser altes Lager. »Ich möchte es doch einmal wiedersehen!« stimmt Seydlitz zu. Nach einigen Schwierigkeiten mit dem tschechischen Kommando, das uns nicht einmal als russischen Offizieren den Eintritt gestatten will – »sic!« sagte Seydlitz nur – läßt man uns auf die Begründung, daß wir dort einmal »tätig« waren, hinein.

Wir suchen unsere ehemalige Baracke, gehen langsam hindurch. Sie ist mit Menschen vollgestopft wie zu unserer Zeit. Auf allen Pritschen hocken ausgemergelte Gestalten, deren Waffenröcke man nur noch am Schnitt, nicht mehr an der Farbe erkennt. Die Gesichter sehen angeschimmelt aus, die Luft ist sauer und reizend, die Wände triefen von Feuchtigkeit, der Boden ist voller Rattenlöcher. »Sie haben keinen Schnarrenberg mehr, scheint es . . .« sagt

Seydlitz leise. Ich antworte nichts. Mir ist schwer zumut. Meinen Augen sind Tränen nahe.

Am Ausgang links bleiben wir stehen. Dort hausten wir vor zwei Jahren. Hier, dieses große Astloch, wie vertraut das ist! Auf Pods Platz liegt ein bärtiger Infanterist. »Nun«, frage ich auf deutsch, ich kann mich hier, an dieser Stelle, dessen nicht enthalten, »wie geht es jetzt?«

Der Infanterist sieht überrascht auf. »Schlecht«, sagt er nur.

Ich zeige auf die Nähmaschinen, die Hobelbänke, die Schusterböcke. »Aber Sie haben doch Arbeit jetzt, verdienen viel Geld?«

Er lacht heiser. »Ja — aber wir sehen es nie!«

Seydlitz schiebt die Zähne vor. »Wie, sehen es nie?« wirft er ein. »Warum nicht?«

»Weil man alles unterschlägt . . .«

Seydlitz wird blaß. Kommt es von der Antwort oder der dicken Luft, die jeden zum Brechen reizt, der sie nicht gewohnt ist? »Komm«, sagt er auf russisch. »Ich kann mich sonst — nicht länger verstellen . . .«

Wir gehen über den Lagerhof, unsere Schritte haben das gleiche Ziel. »Weißt du noch, als Elsa Brändström kam, der blonde Engel?« frage ich leise. Er nickt nur. »Und weißt du noch«, fahre ich fort, »als wir an dieser Stelle —, ja, hier war es . . .«

Wir bleiben stehen. Die Sonne scheint wie damals, als wir, zweihundert kranke Männer, mit entblößtem Rücken . . . Dort standen die Kosaken mit aufgefplanten Bajonetten, Patronentaschen umgeschallt«, sage ich halblaut. »Hier der Kommandant, sein roter Schnauzbart hing herab . . . Zu jenem Hügel führte die Schindergasse . . . Mein Gott, ich rannte wie verrückt . . . Vor mir lief Pod, das hielt mich aufrecht, aber als sein Rücken, sein guter, breiter Rücken platzte, das Blut von seinen Schlägen in mein Gesicht sprang . . . Nein, wenn ich euch nicht gesehen hätte, dich und Schnarrenberg — steil, eisern, unbesieglich . . .«

»Der Kommandant wurde erschossen, sagtest du einmal?« fiel er ein.

»Ja, als die Revolution ausbrach.«

Er schließt die Augen. »Gut«, stößt er durch die Zähne, »gut, gut . . .«

Irkutsk liegt hinter uns. Jetzt geht es ohne Wagenwechsel nach Omsk. In einer kleinen Wassernehmestation vor Nishni-Udinsk gab es einen Zwischenfall. Wir waren gerade ausgestiegen, um ein

paar Einkäufe zu machen, als Vereniki einen Offizier erblickte, der vor einem Verkaufsstand auf jemanden einschlug.

Wir zwängten uns durch den kleinen Auflauf, sehen in seiner Mitte zwei Transbaikalsoldaten, die einen bis auf die Hüften entblößten Bauern auf die Erde drücken, während ein Offizier mit einer silbernen Nagaika auf ihn losschlägt.

Vereniki tritt so überraschend hinter ihn, daß weder er noch die Kosaken ihn bemerken. Er reißt die Peitsche mit scharfem Ruck aus seiner Hand und brüllt: »Mit welchem Recht verüben Sie auf offener Straße solche Exekutionen?«

Der Offizier, klein, drahtig, spitzmäusig, fährt nach der Nagapistole — gewahrt uns drei, wird seltsam schlaff, läßt seine Hand herunter. »Loslassen!« ruft Vereniki weiter. Die Kosaken drücken sich, der Bauer greift nach seiner Rubaschka, versucht vergeblich wiederum hineinzuschlüpfen. Wir sehen deutlich, daß sein Rücken wie von Schnitten überkreuzt ist.

»Antworten Sie endlich!« fährt Vereniki fort. »Oder, bei Gott, ich prügle Sie selbst!«

Der Offizier erblaßt. »Wir haben Höchstpreise...« stottert er kläglich. »Er hat auf seinem Stand das Brot zu teuer...«

Verenikis Augen werden unnatürlich weit. »Sind Sie verrückt?« brüllt er los. »Oder glauben Sie, daß man die Sympathie unseres Volkes mit solchen Mitteln zurückerringt? Das ist nicht nötig, wie? Ihr habt sie ja, haha! Ach, ihr... Ihr habt es nötig, jemand zu peitschen — statt froh zu sein, daß man euch nicht peitscht, mit roten Peitschen! Ihr Name?« schließt er atemholend.

Der Offizier nennt Rang und Namen und Regiment — schlaff, weinerlich, widerstandslos.

»Schreib's auf, Kostja!« sagt Vereniki kalt. »Und jetzt«, brüllt er von neuem, »marschmarsch — hinweg mit dir!« Und setzt hinzu: »Hier ist dein Zepter...« Und wirft ihm die Nagaika, von seiner Bärenhand zerknickt, hart auf die Füße.

»Niederschlagen hätte man ihn sollen!« murmelt Kostja verbissen. »Jawohl...«

Vereniki ging straff und federnd wie alle Zeit in den Waggon zurück. Ich hatte aber die Empfindung, daß er dazu seiner ganzen Willenskraft bedurfte.

Auf dem Kanser Bahnhof lungern wieder tschechische Legionäre herum — satt, fettbäckig, gut uniformiert. »Hier ist im Juli eine

scheußliche Sache passiert«, sagt der Einjährige, den wir seit kurzem »Ilja« nennen. »Mit deutschen Kriegsgefangenen . . .«

Ich zeige rasch auf Vereniki, der schnarchend schläft. »Erzählen Sie«, sage ich hastig, »aber leise! Er braucht's nicht zu hören, es bedrückt ihn nur, macht ihn unsicher uns gegenüber, verstehen Sie?«

Ilja sieht mich überrascht an. »Ich danke Ihnen!« sagt er dann, streckt die Hand herüber. »Ja, Sie haben recht, aber . . . Nun hören Sie: Ich fuhr damals nach Osten, zu Kalmykoff. Wir hatten länger Station, die Maschine war zerbrochen. Ich sah vorm Bahnhof einen Zug mit Viehwaggons, von tschechischen Truppen umstellt, ging aus Langeweile hinüber. Es waren kriegsgefangene Deutsche, größtenteils Offiziere. Vor ihnen stand ein tschechischer Hauptmann. Ich hörte ihn die Abgabe aller Waffen, der Lebensmittel und des Geldes verlangen. Nun, Waffen, das war verständlich, doch woher sollten sie welche haben? Aber Geld und Lebensmittel, das war offenes Unrecht, mit einem Wort: Räuberei. Man trieb sie also aus dem Waggons, hieß sie in zwei Gliedern antreten. »Wer irgend etwas zu sich steckt, wird erschossen. Wenn wir jedoch in einem Wagen etwas finden und der Besitzer sich nicht meldet, wird jeder fünfte Mann erschossen!« Nun, eine Drohung, dachte ich, gemein, aber nur Drohung . . . Kurzum, man untersuchte sie ohne jedes Recht, nahm den Wehrlosen alles, was sie nicht auf dem Leibe trugen — Geld, Tabak, Decken, Unterzeug. Ich war empört, aber völlig machtlos. Man hätte mich, einen russischen Offizier, im eigenen Lande mit Kolben niedergeschlagen, wenn ich mich eingemischt. Zudem bin ich nicht stark, nein, etwas weichlich, leider . . .«

Er brach ab, legte die Stirn in seine mädchenhaften Hände. »Nun, es ist wahr, ich spreche wie vor Gott«, sagte er dann. »Ein Offizier, mit Recht darüber aufgebracht, zerschnitt eine ihm gehörige Hose, ein anderer ein Päckchen Rauchtabak. »Wenn ich Verhungertes es nicht haben darf, sollen sie es auch nicht haben . . .« Ein dritter versteckte zweihundertfünfzig schwerverdiente Rubel in seinen Schuhen. Der Kommandant fand alles, ließ sie herausführen, befahl mit Hohn: »Lauft, Brüder, lauft! Ihr seid frei — wegen eurer Tapferkeit!« Man trieb sie mit Kolbenstößen aus dem Haufen fort . . . schoß sie dann vor allen Kameraden . . . in den Rücken . . . alle drei . . .«

»In den Rücken?«

»Das ist tschechische Eigenart, tschechische Hinrichtung . . .«

Bei diesem Wort schlägt Vereniki die Augen auf. Ich erkenne

sofort, daß er nicht geschlafen hat. »Wie hieß der Kommandant?« fragt er halblaut.

»Es war ein Leutnant vom siebenten tschechischen Schützenregiment«, sagt Ilja langsam. »Sein Name war Smeg.«

Seydlitz atmet tief. »Nicht davon reden, aber immer daran denken!« sagt er rauh.

Wir sind am Ziel. Omsk, Residenz des Obersten Regenten. Nach langem Irren finden wir ein schlechtes Zimmer. Vereniki bekommt das Bett, wir drei werden auf Decken am Boden liegen. Ilja verabschiedet sich. »Ich kann bei meinen Freunden schlafen«, sagt er. »Zwei jungen Grafen und einem früheren Mönch — darf ich sie einmal bringen?«

»Gewiß«, sagt Vereniki. »Wenn sie wie Sie sind — charascho!«

Der gute Ilja geht. Wir breiten unsere Decken auf den Boden, Vereniki zieht sich schnaufend aus, sein muskulöser Körper knackt dabei. »Ein prächtiges Kerlchen, dieser Ilja«, sagt er gönnerhaft. »Kein Soldat, nein, bei Gott — aber ein Seelchen, scheint mir. — Eure Meinung?«

»Die gleiche, Kapitän«, sagt Seydlitz.

»'n bißchen schlapp!« knurrt Kostja. »'n bißchen Fliegenwedel.«

»Ein feiner Junge!« sage ich.

»Nun, schläft gut, Kinder«, orgelt Vereniki. »Übrigens, was meint ihr, wenn wir ihn mit uns nähmen? Den kleinen Rußki? Er ist stellungslos . . .«

»Oh, Kapitän!« rufe ich rasch. »Das wäre schön . . .«

Er lacht nur. »Nun, wir wollen sehen, was er für Freunde hat. Mit wem du umgehst . . . Nun, schläft erst mal — wenn möglich, melden wir uns morgen gleich beim Obersten Regenten! Verflucht, dies Omsk sieht auch nicht besser aus als unser Tschita . . .« murmelt er entschlafend.

»Zum Sodom das Gomorra . . .« gähnt Kostja müde. »Jawohl . . .«

Admiral Kolttschak wohnt in einer kleinen Villa am Irtisch. Im Empfangsraum ist eine blaue Etagenpyramide aufgebaut. Auf ihren Fächern liegen in vielen Stufen schlichte und reiche Dankesgaben der Bevölkerung. Ich sah einen Ehrensäbel aus den berühmten Hüttenwerken Slatousts, prächtig geschnitzte Holzschüsseln mit Salz und Brot, rührende Versicherungen opferfreudiger Bereit-



schaft, von Bauernältesten beim Einzug in ein Dorf nach altem Brauch in feierlichem Aufzug übergeben. Täglich sollen solche Gaben einlaufen, die Etagen mit jeder Stunde höher werden. Obenan lag ein Schreiben, dessen ungelenke Zeichen die rauhen Hände eines Bauern sichtbar machten. »Gruß Alexander Wassiljewitsch Koltshak, dem uns in höchster Not von Gott Gesandten!« stand auf ihm.

Wir warten lange in diesem Zimmer. Bei uns steht eine Reihe von Offizieren und Beamten. Alte Generale, die nach Mottenpulver riechen, vertrocknete Beamte, die ausgegrabenen Mumien gleichen. »Nein«, murmelt Vereniki, »brauchbar sind sie nicht — in diesen Zeiten! Der gute Wille, der sie noch einmal aus ihren Hamsterlöchern trieb, ist wohl ihr größter Wert!« »Man muß auch das anerkennen«, sagt Seydlitz ruhig. »Mich rührt es fast . . .«, setzt Kostja hinzu.

Endlich erscheint ein Adjutant. Als er Vereniki erblickt, begrüßt er ihn herzlich. Er kennt ihn von früher, das hat uns manchen Wartetag erspart. »Bitte einzutreten!« sagt er dann. »Nun, vorwärts, Kinder!« sagt Vereniki, vor Erregung schnaufend.

Wir treten in das nächste Zimmer, stellen uns in einer Reihe auf: Vereniki, breit, massig, schlecht equipiert, Kostja, steif, angespannt, fast elegant, Seydlitz, hoch, gertig, in einfacher knapper Uniform, ich in meiner kaum getragenen Rubaschka wie aus einer Schachtel kommend. Ein dunkel livrierter Diener öffnet die schwere Tür zu Koltshaks Arbeitszimmer. Man sieht einen großen, mit himbeerfarbenem Tuch überzogenen Tisch, hört einen Stuhl rücken, einen straffen, kraftvollen Schritt.

Der Reichsverweser tritt ein, bleibt vor uns stehen, sieht uns der Reihe nach an. Sein Gesicht ist scharf, fast unbeweglich, napoleonhaft die Nase und Stirn, im Umriss lang und schmal. Über der kühnen Nase mit scharfem Rücken hebt sich eine breite, eckige Stirn, knochig, stark modelliert. Das Kinn zeigt an der Unterlippe eine kerbende Vertiefung, die sich weit und kraftvoll vorwölbt, unverhofft in einer scharfen Ecke endet. Sein Mund sieht fast zart aus, seine Lippen sind fein und dünn, zwei schmale, waagerechte Striche. Er ist von mittlerem Wuchs, jedoch auffällig hager. Seine Bewegungen sind biegsam, aber äußerst knapp.

Ein Führer! denke ich im ersten Blick, hänge wie festgesaugt an seinen Augen. Er hat Augen, die wie mit einem Kohlenstift umrissen scheinen, unter wuchtig vorgebauten Stirnbeinknochen wie

versunken sind. »Vor diesen Augen zu erzittern, ist keine Feigheit!« denke ich weiter, sehe sie unablässig im Ausdruck wechseln, jetzt feurig brennen, gleich darauf verfinstert verlöschen.

Vereniki orgelt seine Meldung herunter, wir andern schnarren pünktlich hinterdrein.

»So . . . Von Semjonoff kommen Sie?« fragt Koltschak finster. »Und nun möchten Sie . . .?«

»An die Front, Exzellenz!« sagt Vereniki hämmernd.

Koltschaks Stimme schwingt. »Ich danke Ihnen, meine Herren! — Haben Sie einen Wunsch?« setzt er hinzu.

»Wenn möglich, Exzellenz«, faucht Vereniki erregt, »möchten wir . . . irgendwohin . . . auf besondere Verwendung . . . nicht irgendwas . . . auf einen heißen Platz . . . wenn möglich . . .«

»Es wären Offiziere für General Kappell, Exzellenz!« fällt der Adjutant ein, lächelt dabei ein wenig »Ich kenne sie . . .«

»Gut«, sagt Koltschak. »Wenn ein Detachement Kappells Bedarf hat . . .« Er gibt jedem von uns die Hand — eine harte, nervige, fleischlose Hand. »Georgskreuz?« fragt er Vereniki. »Wo bekommen?« »Vor Przemysl!« orgelt Vereniki. »Mehrfach verwundet?« fragt er Kostja, zeigt auf sein narbiges Gesicht. »Befehl, Exzellenz!« antwortet Kostja frisch. »An der deutschen Front bei Praßnitsch.« »Vater Offizier?« fragt er Seydlitz. »Befehl!« antwortet Seydlitz knapp. »Und Sie, Knabe?« fragt er mich. »Wie alt?« »Zwanzig, Exzellenz!« antworte ich vor Erregung heiser.

Seine Pechaugen saugen sich nochmals in unsere Gesichter, dann tritt er einen Schritt zurück. »Sie werden Nachricht erhalten!« sagt er verabschiedend.

Wir grüßen straff und machen militärisch kehrt. Vier alte Generale nehmen trappend unsere Plätze ein. Draußen empfängt uns helle Frühlingssonne. »Kinder«, sagt Vereniki, »wenn dieser Mensch Rußland nicht rettet, kann es niemand mehr retten!«

Seydlitz ist frisch und straff, seine Dusterkeit ist fortgewischt. »Ich freue mich«, sagt er nur. »Und ich bereue es nicht mehr . . .«

Kostjas Narben brennen. »Sagte ich es nicht?« ruft er wild. »Oh, boschemoi — ich wußte warum!«

Ich schwieg. »Ein herrlicher Mensch!« dachte ich fiebrig. Aber ich konnte es vor Aufregung nicht aussprechen.

Schon lange wartete ich auf einen günstigen Augenblick, um mit

dem jungen Ilja einmal in ein Gespräch zu kommen, das abseits unserer allgemeinen Bahnen läge. Er ist derart zurückhaltend, daß ich bis jetzt nicht weiß, wes Art und Richtung er ist. An den oberflächlichen Unterhaltungen der andern Offiziere beteiligt er sich nie.

Als er mich gestern besuchte, war ich zufällig allein. Ich benutzte sofort die Gelegenheit, ihn über den auszufragen, der mich vor allem lockt: den vielumstrittenen Reichsverweser Alexander Wassiljewitsch Kolttschak. Sein Schluß war: »Kolttschak ist im engsten Kreis von ehemaligen Zarenoffizieren eingeschlossen, die von ganzer Seele unduldsam, dazu ohne jeden Weitblick sind. Aber auch wenn er sich zur Erkundung der wahren Lage an die konträre Seite wendete, wäre ihm nicht geholfen. Denn die Interventionisten, die Generale Knox und Janin, werden als politisch unseren Es-Er nahestehend, ihm wiederum ein falsches, übertriebenes Bild der Lage geben, den verhaßten Zustand maßlos unterstreichen, den genehmen farbenvoll verschönen.«

Kann man unter diesen Umständen überhaupt noch das Rechte finden?

Anderntags besuchten wir die Krepost, die berühmte Verbannungsstätte Dostojewskis. Es ist ein alter Wunsch von mir; als ich Seydlitz um Begleitung bat, willigte er ein. »War unser guter Saltin nicht lange in der Krepost?« fragte er. »Er sprach einmal davon, wenn ich nicht irre.«

Wir nehmen einen Wagen, einen hochgegürteten Iswotschik, fahren knatternd hinaus. Ein sechs bis sieben Meter hoher Rundstammपालिसाडेनज़ाун schließt sich um eine Reihe hölzerner Baracken. Vor dem Tor steht ein tschechischer Posten, sieht aufmerksam unsere Papiere durch, die Vereniki durch einen bekannten General besorgt hat. Als uns der Posten das kleine Tor öffnet, erblicken wir einen großen Hof, in dem mehrere Gebäude stehen. Hunderte von Kriegsgefangenen sitzen vor den Türen auf der Erde, lassen sich die erste Frühlingssonne auf die Glieder scheinen. »Hier saß also auch unser guter Saltin, der prachtvolle Österreicher!« dachte ich. »Mein Gott, wie lange werden diese noch . . .?«

Wir treten in die erste Baracke: Kahle Wände, beizende Luft, zwei Pritschenreihen übereinander. Die Plennys stehen träge auf, Seydlitz winkt heftig ab. Alle folgen uns mit großen Augen — wissen wir nicht selbst, welch ein Ereignis der Eintritt eines Fremden ist?

Auch hier sehen wir alles arbeiten: nähen, tischlern, schustern, klempnern, zeichnen – überall stehen Maschinen, oft von komischer Art, zum Teil im Lager selber hergestellt. Zum erstenmal sehe ich bestätigt, was man mir in letzter Zeit mehrfach von unseren Kriegsgefangenen erzählte: daß sich in den Lagern eine förmliche Industrie entwickelt habe, die allen Brot und Essen gäbe, darüber hinaus ein paar Kopeken für Tabak und Kleidung. Daß die Gefangenen, nachdem aus dem Markt sogar die einfachsten Gebrauchsgegenstände verschwunden seien, sofort mit den primitivsten Mitteln begonnen hätten, alle erforderlichen Gegenstände des täglichen Bedarfs herzustellen. Mit deutscher Gründlichkeit hätten sie das in einem Ausmaß erreicht, daß ihre Lagerproduktion bereits den ganzen Markt Sibiriens beherrsche.

Ja, diese Lager haben sich, der Not gehorchend und dem Arbeitstrieb, unglaublich verwandelt: Man stellt Garne, Stoffe, Halstücher her, Spitzen und Knöpfe, Schnallen und Schuhe, Spielsachen, Bürsten, Körbe, Töpfe, Stärke, Kleister, Druckerschwärze, Farben, Kerzen, Schuhfette, Zigaretten, Streichhölzer, Stempel, Sättel, Zaumzeuge, Seife, Makkaroni, Marmelade. Aus elenden Bandeisen entstehen Messer, Gabeln, Zangen, aus Eisenbahngleisen Äxte, Bügeleisen, Hobel, aus eisernen Bettgestellen Wagen, Schlitten, Schubkarren.

»Hätten sie uns dies Arbeiten nicht vom ersten Tag an erlauben können?« dachte ich bitter. »Dann wäre der Gefangenschaft der qualvollste Stachel, die ewige Untätigkeit, genommen worden! Nein, das ging nicht an – jetzt aber, wo sie diese Dinge brauchen, kein Mensch im ganzen Reich mehr etwas tut – jetzt sind wir gut dafür . . .«

»Ich möchte einen Offizier sprechen!« sagt Seydlitz in deutscher Sprache. Ein Wachtmeister, der neben uns aus weißem, rauhem Leder Zaumzeuge schneidet, springt überrascht auf. »Ich rufe ihn, nur einen Augenblick . . .«

Wir gehen hinaus, um ihn draußen zu erwarten. Nach einer Weile kommt ein deutscher Hauptmann, steif und dünn, ohne ein Lot Fleisch, lang wie eine Lanze. Er trägt eine mit Lappen geflickte Uniform, seine Achselstücke sind geschwärzt und ausgefranst. »Sprechen Sie offen«, sagt Seydlitz ohne Einleitung. »Ich möchte Ihnen helfen. Brauchen Sie nichts?«

Der Hauptmann sieht ihn aus schmalen, entzündeten Lider an – spürt er etwas? »Wir brauchen nichts als Ruhe und Arbeitsfrieden«, sagt er dann. »Das Volk hat uns ins Herz geschlossen. Es

bringt uns alles und bezahlt es auch. Nur das Militär, die Offiziere und Kommandanten . . .« Er bricht ab.

»Ich bitte, ganz offen, wie zu einem Kameraden . . .« hilft Seydlitz weiter.

»Was uns verbittert, ist vor allem die Korruption!« sagt er scharf. »Die meisten werden auf Staatslisten geführt, müssen für die Offiziere arbeiten, bekommen aber nicht einen Pfennig Lohn. Wir liefern manchmal ganze Züge mit Waren ab, aber alle für unsere Lieferungen angewiesenen Gelder müssen auf ausdrücklichen Befehl durch ihre Hände gehen. Nein, nicht der Sicherheit halber . . . Sie werden vor der Auszahlung aus den bedungenen Krenskirubeln, mit denen wir auch unser Rohmaterial bezahlen müssen, in Koltshakrubel halben Wertes umgewechselt . . . Auf diese Art ist es natürlich bald unmöglich, neue Materialien einzukaufen — in kurzer Zeit wird daher alles wieder zu Ende sein . . . Übrigens«, setzt er hinzu, »ist das nicht nur bei uns in der Krepost so — ich weiß von Kameraden, daß man's in allen Lagern ähnlich macht.«

Seydlitz' Kiefer mahlen. »Ich danke Ihnen!« sagt er heiser.

Auf der Heimfahrt spricht er kein Wort. Braucht man noch zu sprechen? Er denkt nichts anderes als ich: Heute Hoffnung, morgen schwerste Depression — das ist Rußland. Man könnte allen Glauben verlieren — trotz Alexander Wassiljewitsch Koltshak.

Als wir heimkamen, fragte Vereniki gespannt: »Nun, wie war's im Ostrog unseres alten Dostojewski?«

»Ja«, sagt Seydlitz einsilbig, »er steht noch.«

»Nun, erzählt, — oder hat man euch dort die Lippen zugeklebt?«

»Es wird besser sein, wenn wir schweigen, Kapitän«, sage ich. »Sie können es nicht ändern, und wozu sollen Sie —«

»Ich will es aber wissen!« unterbricht er mich. »Und wenn ihr Mißstände saht . . . Ihr wißt, ich kenne viele hier . . . Vielleicht kann ich durch Koltshaks Adjutanten . . .«

»Gut, wenn Sie es wünschen! Die Unterbringung ist wie früher — gemein, für Hunde passend, nicht für Menschen. Nur eins ist besser geworden: sie dürfen jetzt arbeiten. Und seitdem hat sich eine förmliche Heimindustrie entwickelt. Ich übertreibe nicht: Sie könnte mit eurer Unterstützung den ganzen Markt Sibiriens versorgen. Und vor allem: eure Armee! Wir brauchen Stiefel, Sättel, Zaum-

zeuge, Patronentaschen, Krankenhausbedarfsartikel, sie können alles liefern, wenn . . .«

»Nun, wenn?« fragt er heftig.

»Wenn nicht immer noch die alte Korruption herrschte!« sage ich mit Anlauf.

»So . . .?« sagt er heiser. »Immer noch . . . Bei Gott?«

»Sie ist allgemein in diesen Lagern, Kapitän! Jeder stiehlt, was er erreichen kann, was nur durch seine Hände geht. Hunderte von Offizieren, vom Leutnant bis zum Oberst, scheuen sich nicht, mit den Hungerlöhnen der Gefangenen ihre Bäuche zu mästen!«

»Was . . .?« fragt Vereniki rauh. »Was sagen Sie? Russische Offiziere bereichern sich . . . an den Verdiensten ihrer Kriegsgefangenen . . .?«

»Ich traf in keinem Lager etwas anderes! Und nicht nur dort, nein, überall, in jeder Behörde, auf den Fourageämtern, den Bekleidungsstellen, den Eisenbahnwerkstätten, überall, wo nur Kriegsgefangene —«

Vereniki springt auf. Mein Gott, das hätte ich nicht sagen sollen! denke ich erschrocken. Aber er sieht mich nicht einmal. Sein Gesicht ist verkrampft, zerknittert, runzlig, seine Adern sind geschwollen, dicksträngig, zackig.

»Noch immer . . .?« keucht er. »Noch immer, sagst du, Junge . . .? Oh, und ich glaubte, dieser Kampf um alles hätte sie gereinigt? Und ich glaubte, dieses Messer an ihrer Kehle, dieses von Gott geschickte rote Messer hätte sie zur Besinnung gebracht? Hätte sie gesäubert, hätte sie wie ein Hammerschlag zu einem Stück aus Stahl geschweißt — blank, rein? Es hat sie nicht gereinigt, sagst du . . . Es hat sie nicht zusammengeschweißt, sagst du . . .«

Er schlürft eingeknickt zu einem Stuhl, wirft sich ächzend auf den Sitz. Wir sehen seinen harten Mund zittern, Tränen in seine wilden Augen steigen. »Ach . . . ich verzweifle!« brüllt er plötzlich, schlägt die Arme über den Tisch, drückt den struppigen Kopf darauf. »Damit sollen wir siegen? Und gegen Leute siegen, die Ideale proklamieren?« Er bittet und flüstert, seine Stimme streichelt. »Willst du denn niemals reinlich werden, Rußland? Willst du denn niemals . . . Mütterchen . . . auch jetzt nicht . . . jetzt, wo es ums Leben geht . . .?«

Er brüllt von neuem, daß die Scheiben zittern. »Ihr Gottesleugner, ihr Christusmörder! Nein, wenn diese Zeiten euch nicht einmal reinigen . . . dann ist alles Kämpfen ohne Sinn und Nutzen . . .

dann steht unser Untergang . . . steht unser Ende schon heute . . . unabwendlich . . . in den Sternen . . .«

Wir stehen alle überwältigt von diesem Ausbruch. Der kalte Seydlitz sieht ihn mit einem Blick an, der voller Liebe ist. Kostja bewegt die Lippen, fassungslos, ohne Ton. Ich trete ans Fenster, sehe starr hinaus, beiße auf die Zähne, bis ich Schmerz verspüre.

»Kapitän . . .« sage ich endlich in die Stille. »Lieber . . .«

»Väterchen . . .« flüstert Kostja, »hör doch auf . . .«

Er hört nicht auf. Er weint wie ein Verzweifelter. »Ach, furchtbar ist das, furchtbar . . .« murmelt Kostja hilflos.

Gestern führte mich Ilja Rußki in die Wohnung seiner Freunde. Sie hausen im Gastzimmer eines alten Generals, das wie ein soldatisches Feldlager aussieht. Degen und Karabiner hängen an den Wänden, Sättel und Zaumzeuge liegen auf dem Boden. In der Luft steht ein Geruch von Pferden und einem feinen französischen Parfüm.

Die beiden Grafen sind junge, hübsche Menschen mit Gesichtern, die an überzüchtete Pferde erinnern, bei ihren Händen wundert man sich, daß sie einen Degen packen können. Ihre rassigen Köpfe verraten gutes, altes Blut, ihre knappen, sicheren Bewegungen die Kinderstube jenes Rußlands, das seit dem Kriege nicht mehr existiert. Auf ihren Ärmeln tragen sie noch aus vergangener Zeit die blauen Schilde des unglücklichen Generals Kornilow.

Obwohl sie nicht verwandt sind, nennt man sie im ganzen Heer die »Brüder«. Vielleicht, weil sie schon den ersten Feldzug nebeneinander mitmachten, die Kerenskirevolution, den Kornilowaufstand, vielleicht aber auch, weil sie sich nicht nur in ihrem Wesen, sondern auch in ihrem Aussehen auffällig ähneln. Zudem sind beide in Paris aufgewachsen, mischen daher französische Ausdrücke in ihre Sprache. Man unterscheidet sie am besten an ihren Augen: Die Urussoffs sind blau und treuherzig, die Saburoffs braun und taubenhaft, beide aber sehen meist melancholisch aus. Urussoff ist mit meiner Moskauer Krankenschwester gleichen Namens verwandt.

Ich hätte Lust, Vereniki zu fragen, ob er sie sich nicht einmal ansehen wolle. Vielleicht würden sie sich auch anschließen — »stielungslos« wie sie sind? Mich scheinen sie zu mögen, obwohl sie etwas frankophil sind — mir fiel gleich auf, daß Saburoff sich nach meinem Lagerleben erkundigte. »Wir haben ja auch manches hinter

uns«, sagte er, »aber was Sie erleben mußten . . .« Urussoff stimmte eifrig zu, stopfte meine Taschen voll Zigaretten. »Oui, oui — certainement . . .«

Bei meinem nächsten Besuch war auch der dritte zu Hause. Mein Gott, das ist ein seltsames Geschöpf! Er soll in einem Kloster aufgewachsen, aber später ausgetreten sein. Jetzt trägt er statt des Weiberrocks der Popen einen einfachen Bauernkittel.

Luka ist schwach und hager und schwindsüchtig. Sein Kopf ist viel zu groß und schwer für seinen zarten Körper. Er drückt ihn gleichsam zu einer hohlen Mulde zusammen. Aus seinen Augen, die übergroß erscheinen und krankhaft glänzen, leuchtet eine schwärmerische Güte. Jede seiner schüchternen Bewegungen ist von einer Sanftheit, die frauenhaft und rührend wirkt. Die beiden Brüder und Ilja Rußki hängen wie Kinder an ihm, nennen ihn auch Väterchen, obwohl sie ihm an Jahren gleich sind.

Mir geht es noch schwer über die Lippen, dieses »Väterchen«. Ich mühe mich vergeblich, mir klarzumachen, daß dieser Ausdruck nichts mit Sentimentalität zu tun hat. Einmal ist es in diesem Lande die übliche Anrede für einen Popen, zum andern hat Vater Luka wirklich etwas Väterliches, etwas, bei dem man sich irgendwie geborgen fühlt, bei dem man selber still und sanft und gütig wird.

Schade, daß Vereniki allen aus dem Wege geht, die etwas mit Popen zu schaffen haben. Aber ich will trotzdem versuchen, ob ich ihn nicht bekehren kann — in diesem Fall wenigstens. Väterchen Luka scheint es wert und Iljas »Brüder« nicht weniger.

»Oui, oui — sans doute!« pflegt Urussoff zu sagen.

Mir geht Kolttschak im Kopf herum. Man sagt, daß ihm die Art und Weise der Übernahme der Regierung nach der Verjagung des Autonomiedirektoriums durch die Generale Wolkoff und Katana-jeff immer als Dorn im Herzen bleiben werde. Er soll es sich anders gewünscht, bis zum letzten Augenblick geglaubt haben, daß alle ihn erwählen würden, aus freiem Willen, mit einem Ruf. Er soll oft sagen: Im roten Reich ist alles einig, gibt es nur einen Führer, nur ein Ideal — im weißen aber . . .

Oh, ich verstehe ihn! Hier stehen die Liberalen, hier der Hochadel, hier die Volkssozialisten, hier die Kadetten, hier die Sozialrevolutionäre, hier die Menschewisten, hier die Sibirienautonomen. Weiß Kolttschak das? Ich fürchte, er denkt zu groß vom Men-



schen! Als Gegenpol Lenins mit allen Stimmen aufgestellt, würde er sicherlich den Sieg bedeuten... Aber dazu müßte das Volk erst erkannt haben, worum es geht! Ich werde das Gefühl nicht los, als ob es noch immer glaube, es handele sich lediglich um einen Aufruhr größeren Stiles als gewöhnlich...

Was wollen diese Menschen eigentlich? Hat er nicht mehrfach gelobt, die diktatorische Regierung nur so lange zu führen, bis das Ziel: Recht, Ruhe, Ordnung, zurückerrungen ist? Hat er nicht mehrfach erklärt, daß er seine Macht am Tage der Erfüllung dieses allgemeinen Wunsches einer in Moskau vom gesamten Volk zu erwählenden, konstituierenden Nationalversammlung übergeben werde? Aber sie trauen ihm nicht — und hätten nicht das geringste Recht, ihm zu mißtrauen! Hat er sich jemals wortbrüchig, unehrenhaft gezeigt? Dies ist seine Tragödie, fürchte ich: denn gibt es etwas Mordenderes, als immer wieder zu empfinden, daß einem nicht geglaubt wird? Daß einem trotz aller Schwüre, trotz aller Ehrenhaftigkeit niemals vertraut wird? Was soll ein solcher Mensch beginnen? Alles, was er tut, wird falsch ausgelegt, mißgedeutet. Er kann anfangen, was er will... Er baut auf Sand, wo er auch baut.

Abends kam Ilja, ziemlich aufgeregt. »Väterchen Luka spricht heute abend«, sagte er mit seiner zarten Stimme, die viel zu weich für einen Soldaten ist. »In der Reitbahn, vor vielen Menschen — wollen Sie nicht mitkommen?«

Kostja zögerte etwas, ich war sofort bereit, Seydlitz sah fragend auf Vereniki. »Nein, geht nur, wenn ihr mögt!« sagte unser Bär. »Aber mich — nein, mich laßt hier! Ich halte es nicht mit den Weiberröcken an Männergliedern. Bin lieber dort, wo Reitstiefel und Reithosen getragen werden!

»Er trägt übrigens keine Popenröcke, Kapitän!« warf ich ein.

Vereniki lachte nur. »Ach, Benjamin, du Kind... Nein, geht nur, Brüder, Gottsucher, Kirchenheilige...«

Wir gehen in die nahe Kosakenreitbahn. Ich gewahre zu meiner Überraschung, daß die Halle fast gefüllt ist. Man sieht zumeist Soldaten, dazwischen ein Häuflein Offiziere, ein paar Bürger aus der Mittelklasse, sogar ein paar Bauern in kurzen Pelzen. Aus den Mündern loht der Atem als weißer Rauchsweif.

Das Väterchen tritt auf ein kleines Podium. Wir sitzen neben einer jungen, blonden Schwester, einer Freundin Iljas, deren schöne Augen aufblühen, sobald sie einen Menschen anblickt. Luka sieht

bleich und kränklich aus, spricht seine Eingangsworte von Husten unterbrochen. Ich wundere mich über diesen kranken Menschen, der trotz aller Schwäche eine wunderhafte Energie besitzt.

»Brüder«, sagt er dann, »wir dürfen uns nicht mehr belügen! Wir können erst dann siegen, wenn wir ›Bolschewismus‹ nicht mehr als Mäntelchen einer Räuberbande auffassen. Aber der Bolschewismus ist auch kein politisches Programm, hat auch mit dem Begriff Politik nichts gemein. Gehört die Fraglichkeit einer Weltanschauung zur Politik? Er ist das gewaltigste Problem, vor das man die Menschheit seit neunzehnhundert Jahren stellte. Ringt er uns nieder, schlägt unser Leben in einem Maße neue Wege ein, als ob die Erde selber neue Bahnen gehe. Siegt er, bricht unsere ganze Kultur zusammen, stürzt alles, was wir als groß ansehen . . .«

»Hier liegt es, Brüder«, fährt er fort. »Denn wir stehen uns nicht im Kampf um den Besitz der Erde gegenüber — solange wir das glauben, können wir nicht siegen — sondern im Kampf um das, was über dieser Erde schwebt! Hier stehen wir Individualisten, mit unserem Glauben, unserer Seele, unserer Liebe, mit unserem Streben nach Eigenem und Besonderem, mit unserem Satz, daß nur Persönlichkeiten Schöpferisches schaffen können — dort stehen die Kollektivisten, der Mechanismus, Konstruktivismus, kurz: der Massenmensch! Das müssen wir begreifen, dann fällt uns alles andere zu . . . Und darum müssen wir vor allem einig sein, einen Menschen finden, der das ermessen kann und schauernd fühlt, daß er vielleicht — in diesem Sinne größer als Napoleon, gewaltiger als Alexander — zum Retter einer tausendjährigen Kultur berufen ist! Wir müssen alle wieder Kreuzritter werden, meine Brüder, Kreuzritter . . .«

Er sprach noch lange, aber ich behielt nicht mehr. Als wir heimgingen, fragte ich Seydlitz. »Ein Schwärmer«, sagte er abweisend. »Und für die Leute, die ihm lauschten, völlig ungeeignet, weil zu abstrakt. — Aber Sie natürlich, Benjamin . . .«

»Ja«, sage ich offen, »daß es in dieser Zeit noch solche Menschen gibt, ist das nicht schön? Er schwimmt jedenfalls nicht auf der Oberfläche, sondern blickt hindurch . . .«

»Mir mißfällt vor allem seine Sprache«, wirft er ein. »Er hat was von einem Pfarrer, alles, was er sagt, hat irgendeine Metrik. Das stört mich.«

»Gewiß, aber . . . Er war ja auch Mönch . . . Und das ist vielleicht bei allen so . . .« Ich hätte Väterchen Luka gern noch mehr in

Schutz genommen. Aber wenn Seydlitz einmal etwas nicht mag, ist er nicht mehr davon abzubringen.

Ich habe trotzdem durchgesetzt, daß wir alle zusammen an die Front fahren, möglichst auch dort zusammenbleiben. Kostja und Seydlitz fühlen sich mit den Grafen verwandt. Der junge Ilja läßt nicht von den Brüdern. Ich klopfe deswegen sacht bei Vereniki an.

»Nun gut, ihr Quälgeister!« gab er nach. »Aber was soll ich mit all dem jungen Gemüse? Als ob du Wickelkind nicht schon genügend Lasten für mich brächtest! Bin ich ein Großvater, daß ich mit einem Dutzend Benjamins ins Feld ziehen muß?«

»Ach Kapitän . . .« Ich drückte seine Hand. Laß ihn nur knurren! dachte ich erleichtert. Übrigens knurrt er in dieser Art nur, wenn es ihm im Grunde recht ist. Zudem hat er bei dieser Sache wieder »du« zu mir gesagt. Und das ist immer ein gutes Zeichen.

Gestern haben wir ein Pferd für mich gekauft. Meine Augen hingen sehnsüchtig an einer edlen Stute aus dem Krongestüt. Pjotr, der Malodjetz, den unser Kapitän migenommen hatte, schüttelte mißmutig den Kartoffelkopf. »Nichts, Pjotr?« fragte Vereniki lachend.

Pjotr machte ein Gesicht, als ob das fehlerlose Tier dreitausend Mängel hätte. »Nichts, Euer Gnaden!« sagte er dann. »Ein Pferdchen für Friedenszeiten, für Petrograd, für den Korso — nicht für den Krieg!«

Das Wort entschied. »Was Pferde betrifft, hat Pjotr immer recht — merk dir das, Benjamin, es kann dir nützen!« sagte Vereniki. »Dies Tier ist wirklich viel zu fein und schön — wir haben aber ja nichts Schönes vor uns, meine ich, nicht wahr?«

Was wollte ich sagen? Wir kauften also den Hengst, den Pjotr schon im ersten Augenblick mit einem Kosakenschrei begrüßt hatte. Es ist ein kleiner, starkknochiger Grauschimmel, kurzbeinig, auffällig behost, mit guter Sattellage, überstarkem Rücken, Hufen, die wie Glocken aussehen. Leider sind seine Fesseln etwas bärentatzig, was mir scheußlich scheint. »Das ist gut, Euer Wohlgeboren, für unsere Zwecke!« ruft Pjotr eifrig. »Sie werden sehen . . .« Nun, wenigstens hat mein Schimmel einen edlen Kopf, außerdem gute Augen ohne jedes Weiß. »Ja, das ist gut bei einem Hengst«, bestätigt Kostja kennerisch. Pjotr hat ihn sofort getauft. »Man muß ihn ›Bärentatzer‹ nennen! sagte er entschieden. »Nichts anderes gibt es . . .«

Vereniki lachte. »Man muß dem Pjotr folgen, wenn es sich um Pferde handelt!« sagte er zum zweitenmal. »Gut, Pjotr — Bären-tatzer also! Dabei bleibt es . . .«

Wer weiß wie lange? dachte ich dabei. Vielleicht gelingt es mir bald, die unterbrochene Flucht fortzusetzen?

»Was ist mit den Alliierten?« fragte ich Vereniki. »Ist die Anerkennung der Obersten Regentschaft Kolttschaks immer noch nicht eingetroffen?«

Er fluchte nur.

»Aber warum denn nicht?« fragte ich weiter. »Sie haben es doch längst versprochen, stellen es täglich aufs neue in Aussicht?«

»Wir werden sie nicht eher bekommen, bis Kolttschak ihnen alle Wünsche erfüllt! Und wenn er das nicht tut, werden wir sie nie bekommen — so wahr ich Vereniki heiße!«

»Aber warum tut er es nicht?«

»Weil er Rußland nicht verkaufen will, Dummkopf!«

»Aber er hat ihnen doch schon manches —«

»Natürlich, denn wir brauchen Waffen, Geschosse, Schuhwerk, Uniformen, sanitäre Mittel, technische Maschinen — sollen wir unsere Wunden mit alten Säcken verbinden? Aber das bezahlt er schließlich, deswegen braucht er nicht gefügig zu sein, bleibt er der eigene Herr . . .«

»Wieso gefügig, Kapitän?«

»Nun, indem er ihnen überall Konzessionen gibt, das ganze Rußland an sie ausverkauft!«

»Aber warum geben sie ihm denn überhaupt etwas? Warum versuchen sie nicht, mit allem etwas zu erpressen?«

»Weil sie Geld damit verdienen, schweres Geld! Und vielleicht auch, falls die Sache doch glücken sollte, um später sagen zu können: Wir haben euch geholfen, nur durch uns gelang es — jetzt gebt uns dafür die Konzessionen! Übrigens ist es trotzdem, wie Sie meinen . . . Wenn ich an Denikin denke . . . Dort heißt es schon lange: Gewiß, wir haben alles, Waffen, Patronen, Medizinen — aber wir geben es euch nur, wenn ihr tut, was wir verlangen! Pro Patrone eine Konzession — haha!«

Er schnauft grollend, sein starklippiger Mund mit den starken Hauern, die an Eberzähne erinnern, stülpt sich auf. »Was geht denn diese Hakenzähne überhaupt unsere innere Gestaltung an? möchte ich fragen. Und unsere Staatsform? Warum würden sie

einem Kerenski alles geben, warum geben sie einem Koltshak nichts? Das ist doch klar, wie? Oh, diese ganze Intervention — ich werde singen, wenn ich sie nicht mehr zu sehen brauche! Die Japaner gehen herum wie nach 1905, als ob sie eine Pfauenfeder am Käppi trügen, die Amerikaner betrachten sich als Forscher auf einer Expedition zu vorzeitlichen Menschenstämmen, die Franzosen schenken uns lachend ein Stück Pariser Seife, die Engländer klopfen uns herablassend auf die Schulter . . .«

»Und die Truppen?« unterbreche ich. »Helfen die wenigstens tüchtig?«

Er sieht mich an, als ob er meine, ich verhöhne ihn. »Bis jetzt«, sagt er dann, »hat noch kein Alliiertes einen Schuß abgefeuert . . .«

Drei Tage später ging ich mit Luka spazieren. Wir machten weite Augen über die plötzliche Veränderung. Von allen Seiten flossen kleine Bäche in das Irtischbett. Die Luft war laut von ihrem hellen Gurgeln. Der karge Steppenboden schlürfte durstig ein. Die Bäume tropften vom ersten Regen.

Luka, dessen Sätze oft mit zärtlichen Ausdrücken geschmückt sind, der alle Augenblicke »Herzensmenschen, Gotteskinder, Seelenkammern« sagen muß, und ohne diese, so echt russischen Worte, kaum sprechen kann, erzählte von seinen Plänen. »Ich werde mit euch gehen«, sagte er schließlich. »Was soll ich hier noch? Ich kann ja nichts mehr tun . . . Das Bürgertum kommt zu meinen Abenden nicht — und die andern verstehen mich nicht. Ach, das ist bitter, Bruder . . . Sehen Sie, ich wollte ihnen sagen, daß die Verwirklichung des Bolschewismus aus tausend Gründen unmöglich ist, daß ihre Führer es sogar schon eingesehen haben, den falschen Weg nur aus Eigennutz nicht mehr verlassen. Ich wollte allen sagen, die damit sympathisieren, daß ihnen unter einer roten Volksregierung am Ende auch nichts als Arbeit bleibt, daß es auch dort nur einigen wenigen gut gehen wird. Sehen Sie, Bruder, ich wollte das Bürgertum aufwecken, jene müßig in den Städten Sitzenden, die hinterm Ofen seufzen und politisieren, dabei den andern den Aufbau überlassen! Sie wollte ich peitschen, ihre versteinten Herzen wollte ich öffnen, ihre Kräfte unserm Werk dienstbar machen . . .«

Er schweigt und hustet. Sein hagerer Körper schüttelt sich, wird wie von einer Faust umhergestoßen. »Aber niemand hört«, sagt er dann. »Und darum gehe ich mit euch, vielleicht, daß die Solda-

ten und Offiziere ... Ich war lange in Moskau, dort war es besser ... Ich habe dort im geheimen eine Zelle geschaffen, aus der viel Gutes und Neues kommen kann. Und wenn ich nicht erfahren hätte, daß mir die Tscheka trotz täglicher Verkleidungen auf den Fersen war ... Dort war Gefahr, das war es wohl, Härte und Druck, dort brauchten sie mich und durch mich – Gott! Hier braucht niemand etwas, außer Schnaps und Musik und Dirnen! Und darum gehe ich mit euch ... Vielleicht, daß dort mein Boden ist ... In der Gefahr, vorm steten Tode ... Wie in Moskau ...«

Die Kommandierung ist heraus. Wir kommen alle miteinander zum General Kappell. Vereniki, der gute Bär, hat sich, ohne was zu sagen, auch um die Brüder bemüht. Erfüllt er uns nicht jeden Wunsch? Am liebsten ist es ihm aber, wenn er es im geheimen tun kann.

Wir jubeln alle. Mein Gott, das ist verständlich! Und wenn ich auch diese Uniform nur gezwungen trage, bin doch auch ich froh, wieder aus diesem Sodom herauszukommen. Ich bin nach den Gefangenschaftsjahren ja so unsäglich hungrig nach freiem Felde ... Es soll ja das Bad sein, das alle Schorfe der Seele und des Körpers löst!

Seydlitz geht es nicht anders. Und Kostja sagte erst gestern wieder in seiner jungen, übersprudelnden Art: »Sie machen sich keine Vorstellung, wie es in Omsk aussieht, Benjamin! – Es ist zum Speien, wahrhaftig, jawohl ... Wozu sind sämtliche Etappen bis obenhin mit Offizieren angefüllt? Man brauchte nicht den vierten Teil, zum Teufel! Und wenn man sich beschwert, rennt man gegen eine unsichtbare Mauer ... Man hat mir Dinge erzählt ... Wie zur Zarenzeit, bei Gott ... Es hat sich ja auch nichts geändert, nein ... wie sollte es ...? Herrgottnochmal, das ganze Rußland ist ein Trümmerhaufen, und diese alten Trottel arbeiten nach Rezepten, die man in Friedenszeiten ausgeklügelt hat! Und ihre Ministerien vermehren sich wie Bazillen, gebären jeden Tag neue Abteilungen, Sektionen, Kanzleien ... Kommt irgend etwas, was sofort erledigt werden soll – nein, nitschewo, nur auf dem Dienstweg, bitte! Oh, ich glaube, wenn jemand einen Plan einbrächte, nach dem Rußland mit Sicherheit gerettet werden könnte, er müßte nur sofort und nicht auf dem Instanzenweg erledigt werden – ich bin sicher, das Ministerium würde bestimmen: ›Es tut uns leid ... Ihr Vorschlag ... im Dienstweg, bitte ...‹« Er schäumt beinahe, der gute Kostja,

spuckt verächtlich aus. »Und auf dem Dienstweg werden wir ja auch wohl verrecken!« sagt er grob.

»Nun, morgen fahren wir ja, Kostja!« tröste ich ihn. »Dann sehen wir diese Hämorrhoidarier nicht mehr!«

»Ja, Gott sei Dank!« ruft er erleichtert. »Lieber in Dreck und Feuer verbluten, als in diesen Kanzleien auf dem ›Dienstweg‹ vertrocknen!«

Pjotr ist mit den Pferden vorausgefahren. Zu seiner Unterstützung hat Vereniki einen Mann seines früheren Regiments mitgeschickt, den er in einem hiesigen Lazarett aufspürte. Tschunow ist ein gerissener Kleinbürger mit einem Dorschkopf. Obwohl sein Fischgesicht keinerlei Stirn besitzt, steckt er voll trockenen Witzes.

Wir selber fahren in einem Waggon Dritter, haben uns häuslich darin eingerichtet. An allen Haken hängen Degen und Karabiner, Packtaschen und Kochgeschirre. Wenn wir die Liegebretter zur Nacht aufschlagen, gibt es ein Durcheinander wie auf einem Jahrmarkt. Der Raum reicht gerade aus und hat in seiner Enge einen Vorteil: Wir brauchen keinen Fremden aufzunehmen! »Grâce a dieu!« sagt Urusoff mit jenem Tonfall, den man nur auf dem Montmartre lernt.

Vereniki kauft fast an jeder Station die neuesten Zeitungen, um sich über die Frontlage zu orientieren, ist dann für eine Stunde nicht zu sprechen. Der blasse Luka schreibt an einer großen Rede, die er demnächst an der Front halten will, Kostja an einem schwärmerischen Brief an seine letzte Geliebte, eine üppige Blondine, von der er uns oft jugenhaft und ohne allzu große Diskretion erzählt. Ilja liest mit halbgeschlossenen Augen und eigentümlich gesammelten Gesicht in einem Gedichtband seines vergötterten Puschkin, Seydlitz sieht stumm, aber mit dem Ausdruck wachsender Entlastung zum Fenster hinaus, die beiden Brüder lesen zusammen in einem französischen Werk über Cézanne, den sie sehr lieben. Außer diesem Kreis fährt noch ein neuntes mit, ein stiller, feingliedriger, greisenhafter Mann, der wie ein Kastellan aussieht. Er schwebt zu allen Mahlzeiten mit unhörbaren Schritten von einem zum andern, schenkt Tee aus und reicht Zucker zu. Es ist der alte Diener der beiden Grafen, die er schon in ihrer Pariser Kindheit mit väterlicher Zärtlichkeit umsorgte. Sie nennen ihn »Onkelchen«.

Omsk liegt längst hinter uns. Ich sehe Seydlitz' verbissenen Mund

mit jeder Stunde freier werden, die er sich weiter von dieser Stadt entfernt. Oh, ich verstehe ihn . . . War es nicht hundertprozentige Etappe? Mit allem, was diesem Wort für immer seinen Beigeschmack gegeben hat? Huren und Betrunknen, überheblichen Hinter-der-Front-Offizieren, bürokratischen Schreibmaschinengeneralen? Überschätzung und Einbildung, Kartenspiel und Korruption? Und: einem versteckten Lächeln über jene Dummen, die . . .

Ob man mit solcher Etappe siegen kann, muß erst bewiesen werden! denke ich zweifelnd. Und fühle unbestimmt, daß Seydlitz das gleiche denkt.

Die Züge brauchen dreimal so lange als in Friedenszeiten. Von Osten rollt unaufhörlich Kriegsgerät heran, überholt uns fast auf jeder Station. Auf vielen Geleisen stehen immer noch die endlosen Beutezüge der tschechischen Legionen mit gestohlenen Betten und Möbeln aus Schlössern, wie prunkvolle Häuser eingerichtet. »Hol sie der Teufel, diese Räuber!« murmelt Kostja.

Zuweilen gleiten wir an Ausweichen vorüber, auf denen ein Dutzend unbrauchbare Lokomotiven stehen, deren zerschlagene Fenster schwarz und verschmutzt, deren blanke Teile mit Rost bestrichen sind. Hier und dort kommen auch Stellen, an denen neben den Geleisen ganze Züge liegen, verstürzt und ineinandergeschoben. Man sieht mit einem Blick, daß man nach Zusammenstoßen einfach die Trümmer mit Hebebäumen von den Dämmen herabgerollt hat, um die Strecke wieder frei zu machen. Zwischen den verbogenen Achsen schimmern bunte Tuchfetzen von Uniformen. An einem zerquetschten Puffer sah ich deutlich ein ausgebliebenes Gerippe hängen.

Urussoff und Saburoff waren einige Zeit in Moskau, haben den Bolschewismus aus Anschauung kennengelernt. »Sie haben nicht ein Gebiet unseres Lebens unberührt gelassen«, erzählte Urussoff gestern. Nicht nur die staatlichen Formen wurden umgewandelt, nicht nur neue Gebräuche für Geburtsfeste und Eheschließungen und Sterbefeiern aufgestellt . . . Eh bougre, mes amis, ich wußte bald: Sie wollen nicht nur einen neuen Staat, sondern auch einen neuen Menschen erschaffen! Täglich erschienen neue Erlässe, dein Leben einzuordnen . . . Aber diese Überspannung ist gerade meine Hoffnung! Wenn ihnen bisher auch alles gelang — an der Revolutionierung des Alltags werden sie scheitern, der Bürokratismus wird



sie auffressen! Certainement, heute ist ihre Sache neu, reizvoll, wundersam . . . Ein jeder denkt: Vielleicht gelingt es, wartet mit Fieber auf das Paradies . . . Aber wenn sie nach fünf, zehn, fünfzehn Jahren immer noch opfern müssen, das versprochene Erdenparadies immer noch nicht greifbar wurde — wird mit einemmal der Umschlag kommen!«

Saburoff, auf dessen Gesicht immer ein Hauch französischen Puders liegt, hörte lange zu. »C'est ça, mon cher!« sagte er dann mit seiner schönen Stimme, die niemals laut wird, bei den heftigsten Erregungen ihre warme Klangfarbe behält. »Man kann jahrtausendalte Grundgesetze nicht mit Phrasen von der Tafel löschen! Es geht nicht, wird eines Tages einer sagen, es geht wirklich nicht, werden ihm tausend nachsprechen . . . Kehrt um, es ist genug geopfert! wird es endlich heißen. Und dann wird sich mit einem Male zeigen, daß unter der erzwungenen neuen Decke fast unberührt das Alte schlummerte, daß unsere Menschen dem innerlich unlösbar verbunden blieben! Unsere Beharrlichkeit, oft unser Unglück, wird uns dann zum Segen werden . . . Ich bin kein Prophet, dies aber wage ich zu prophezeien: Lenin ist groß — Rußlands Beharrlichkeit ist größer!«

Wir sind auf dem Marsch zu unserm Abschnitt. Hier ist alles anders, als in den Zeitungen steht. »Opfermut . . . höchste Anspannung . . . Ketten von Heldentaten . . .« Das mag von Omsk, von weichen Betten, von den Armen einer Hure aus stimmen — von hier sieht es erheblich anders aus. Nein, solche Worte haben keinen Platz in unseren Reihen. Und das ist gut! Denn wenn man diesen jämmerlichen Dienst auch vor uns selber noch Heldentum nennen würde . . . Gewiß, es gibt Ausnahmen, Männer, die für Tausende schaffen, sich dabei zerreiben wie Schmirgelmasse . . . Die meisten aber sitzen wie Rost auf den Gelenken, und unsere einzige Hoffnung ist, daß es um die rote Armee noch schlechter bestellt ist.

Seydlitz' Gesicht hat mit dem Tag der Ankunft alle Entspannung wieder eingebüßt, seinen alten, verbissenen Zug zurückbekommen. Ich verstehe ihn auch hierin . . . Wenn wir an unsere deutsche Front zurückdenken, die Regelmäßigkeit in jedem dienstlichen Geschehen, jene fast friedensmäßige Exaktheit in den kleinsten Dingen, die einen manchmal vergessen ließ, daß überhaupt Krieg herrschte . . .

Hier vergißt man keinen Augenblick, daß Krieg ist. Hier ist

gleichsam alles behelfsmäßig. Ein richtiger Saustall! würde Holcking sagen. Wir reiten noch weit hinter der Front, trotzdem gibt es schon keine Quartiere mehr, zudem wenig Verpflegung und kaum Pferdefutter. Überall sieht man Offiziere und Soldaten, die ebensogut Drückeberger wie Abkommandierte sein können. Erschreckend wirken die zahlreichen Begegnungen mit Generalen, die friedensmäßig gekleidet umherstolzieren. »C'est incroyable!« ruft Saburoff konsterniert.

Als ich Kostja darauf aufmerksam machte, lachte er nur. »Nun, was ist zu sagen? Das ist bekannt! Und macht nichts, nitschewo . . . Wir Jungen werden es trotzdem schaffen! Und wenn wir erst bei Kappell sind . . . Oh, boschemoi, das ist ein Kerl! Hören Sie einmal, Benjamin, wie's bei ihm zugeht: Was, Oberst, sagen meine Offiziere? Wir haben nicht genug Pferde für die Geschütze? Und keine Patronen mehr für die Gewehre? Und keine Grütze für die Mägen? So nehmt die Lanzen und stellt mir eine Eskadron bereit . . . Die Roten haben mehr davon, als ihnen gut tut — sie können besser laufen, wenn sie leere Mägen haben! Heut abend holen wir uns, was wir brauchen . . .«

Ich dachte lange über seine Worte nach. Und diese Frage tut sich auf: Wo liegt das größere Heldentum — mit einer Armee wie der alten deutschen, in der das kleinste Schräubchen Öl und Wartung hatte, exakt und reibungslos funktionierte, von Sieg zu Sieg zu ziehen — oder mit diesen armen Horden, die kaum zu schießen und zu beißen hatten, von hunderttausend Faulenzern und Drückebergern gefesselt und gehindert werden?

Und deren ganze Schlagkraft auf den Schultern weniger Idealisten ruht?

Man hat mit uns eine berittene Abteilung für »besondere Verwendung« aufgefüllt, die kürzlich bis auf drei Köpfe aufgerieben wurde. Sie ist dem Stab des Generals Kappell unterstellt und Kapitän Vereniki wurde als Rangältester unser Kommandant. Unsere Aufgaben sind mannigfaltig, dabei kaum umgrenzt. Man will uns als Verbindungs- und Ordonnanzoffiziere verwenden, andererseits auch als Führer schwieriger Patrouillen. Außerdem haben wir die ersten Verhöre mit den Gefangenen anzustellen, sie auf ihre Tauglichkeit zur Wiedereinstellung zu untersuchen. Das sind lauter selbständige Posten, die für deutsche Begriffe unvereinbar miteinander

wären. Ist dieser Dienstwirrwarr vielleicht ein äußeres Zeichen des inneren Zustandes der ganzen Armee?

Als Rest und Grundstock fanden wir noch drei Offiziere vor, alle andern wurden bei einem Überfall umgebracht. Der älteste heißt Petroff, ein alter Kosakenrittmeister, Essaul genannt. Ein wüster Wildlingskopf mit einem roten Fuchsschwanz als Schnauzbart, vertikal durchschnittenen, nach innen eingebeulten Backen, einer aufgestülpten Nase, die ganze Büschel gleichfalls roter Haare zeigt — wenn er einen anblickt, sieht es aus, als ob er einem an die Kehle wollte. Der zweite ist Markoff, ein jüngerer Leutnant, Sohn eines Kappellewschen Generals. Dieser zeigt ein schönes, männliches, etwas trauriges Gesicht, das in seiner Regelmäßigkeit an eine griechische Plastik erinnert. Der jüngste, Dodanoff, Praportschik, Unterleutnant, hat eine grünlichbleiche Hautfarbe, einen öligen, gefleckten Scheitel, ein paar Augen, die selten offen blicken, in die man auch nicht gern und niemals lange sieht. Er pflegt unablässig auf seinen schwarzen Fingerkuppen zu kauen und die abgebissenen Nägel geräuschvoll um sich zu spucken.

Als die beiden letzten sich gemeldet hatten, fragte Vereniki den Rittmeister sofort nach ihren Qualitäten. »Oh«, sagte Petroff polternd, »es ist nicht mehr viel los mit uns, die besten hat man schon gemetzgert! Markoff ist noch der einzige, ein Prachtkerl, nur zu schwermütig . . . Ich kann ihn nie zum Trinken kriegen, das ist ein Fehler in dieser Zeit! Als zweiter komme ich, ein wilder Hund, wie Sie vielleicht bemerken wollen, in aller Güte . . .? Leider auch nur noch brauchbar, wenn er Schnaps im Leibe hat . . . Nun, der dritte zählt eigentlich nicht, ihn empfehle ich Ihrer Obhut! Er braucht es wie keiner von uns allen — ein Hosenmacher bis zum Gürtel! sage ich euch . . .«

Wir hausen im Quartier jener Abteilung, die wir auffüllten. Es ist ein halberfallenes Bauernhaus, in das es wie aus Leitungshähnen rieselt, wenn es regnet. Die Bewohner haben sich in den Stall zurückgezogen und uns den Wohnraum abgetreten. Der Besitzer, im Krieg gefallen, hatte zahlreiche Familie: einen Urgroßvater, der nur mehr lallen kann, einen Großvater, der wie ein Kirchenheiliger aussieht, eine Tochter, eine abgearbeitete Bäuerin, deren Schwester, ein starkes Mädchen mit schlanken Gliedern und ein paar Brüsten, die bei jeder Arbeit wippen — wo ihr gestreifter Rock auftaucht, ist auch Dodanoff nie allzuweit. Außerdem ein halbes Dutzend tropf-

nasiger Kinder und ein Baby, ein lieber, flachhaariger Posaunenengel, dessen Augen allen Krieg vergessen machen können.

Vereniki schläft auf dem großen Ofen. Um diesen Vorzugsplatz beneiden wir ihn nicht, weil aus seinen Ritzen jeden Abend Bataillone langfüßiger Schaben kriechen. Wir andern liegen auf dem Boden im Stroh, decken uns mit den Woilachs unserer Pferde zu. Ich stecke zwischen Ilja und Seydlitz, beides sind stille Schläfer, bei denen man es gut hat. Die beiden Brüder liegen an der Rückwand, ihr Bett ist immer aufgeschüttelt, an jedem Kopfplatz liegt ein pralles Gummikissen, vom Kastellan jeden Abend sorglich aufgeblasen. Kostja hat sich den Tisch als Nachtquartier erkoren. Er hat an beiden Seiten ein paar Leisten angenagelt, die er tagsüber nach unten dreht, nachtsüber aber aufrecht stellt, so daß er zwischen ihnen wie in einem Gitter schläft. Markoff und Petroff schlafen an der Tür, ganz vorne Dodanoff. Die beiden letzten wissen gut, warum sie diesen Platz erwählten. Petroff kommt oft betrunken heim, stößt dann mit einer Stärke auf, daß alles erwacht, Dodanoff verbringt die Nächte meist außerhalb.

Wir scheinen zu einem Zeitpunkt eingetroffen, an dem es an allen Frontabschnitten vorwärtsgesht. Nachmittags fiel Belbey, das vor uns liegt. Sofort kam Vereniki mit dem Befehl, durch alle Straßen zu reiten, um die Propagandaplakate der Roten zu zerstören. »Sie scheinen verflucht Angst davor zu haben, daß unsere Soldaten sie erblicken könnten!« sagte er nur. Markoff, Seydlitz, ich und die Brüder ritten mit ihm vor.

Die Stadt Belbey wurde geschickt umzingelt, fiel mit der ganzen Besatzung in unsere Hand. Obwohl das Gefecht lange zu Ende ist, hört man immer noch Salven fallen. »Man schickt die Rothäute in die Hölle!« sagt Petroff, der kosakische Essaul, richtet sich in den Bügeln auf, als lausche er erhebender Musik — sein Gesicht sieht dabei förmlich gierig aus. »Diesmal werden ein paar tausend dran glauben müssen! Da, hört ihr's? Ramm ... ramm ... Nur immer lustig, fort mit Schaden ...« Mein Bärenatzer zittert plötzlich. Kommt es von den Schüssen oder den verzweifelten Schreien oder von mir?

Bis zum Abend haben wir an dreißig Plakate unschädlich gemacht, teilweise zerstört, manchmal im ganzen abgelöst. Ich bringe Vereniki eins, auf dem ein reicher, dicker Bürger abgebildet ist, der wilden Laufs aus Rußland flüchtet, in seinen Armen aber einen

großen Geldschrank mit sich schleppt. Unter ihm steht: Rettet, Bürger Rußlands! Rettet das Heiligste!

Vereniki sieht es lange an. Sein buschiger Schnurrbart zuckt. Petroff schielt ihm über die Schulter. »Oh, diese Lügner!« knurrt er.

»Finden Sie?« fragt Vereniki plötzlich.

»Wie . . . was . . .?« stottert Petroff verwundert.

»Nun, ich finde, daß dies Plakat im Grunde recht hat!«

Die Brüder treten hinzu, sehen es mit schmalen Augen an, beißen sich auf die Lippen. »Leider«, sagt Urussoff. »Oui«, sagt Saburoff. Seydlitz klopft seinem Pferd den Hals, als schere ihn das nicht. »Man sollte es dem Stab einreichen, dem General Kappell«, sagt er unvermittelt.

Vereniki steigt ab. »Ja, Seydlitz«, sagt er dann, »Sie haben recht! Von jetzt ab also: Sämtliche Propagandaplakate möglichst unbeschädigt ablösen. Ich werde alle dem Stab einreichen. Vielleicht, daß dann . . .«

Petroff spuckt aus. »Ach«, sagt er bissig, »die sind viel zu dumm, die lachen nur darüber . . .«

In Belbey hält Luka seinen ersten Frontabend. Er hat einen kleinen Saal in einem Gasthaus gewählt, aber er ist noch zu groß. Es kommen nur ein paar Dutzend Offiziere, meist jüngere, ein paar Einjährige, fast keine Mannschaft, fast kein Bürger. Unsere Abteilung ist ihm zur Freude vollzählig erschienen — Petroffs und Dodanoffs Fehlen ist selbstverständlich. Vereniki denkt anders, seitdem er Luka um sich hat. Wenn er auch noch nichts darüber sprach — sein Gang zu diesem Abend sagt uns genug.

Das Väterchen zitierte einige Grundsätze des Bolschewismus, stellte mit kurzen Worten den Kernpunkt seiner Lehre hin, daß auch der Geist nichts als ein Endprodukt der leblosen Materie sei. »Wenn es sich darum handelte«, sagte er dann, »die Unwahrheit dieses Satzes wissenschaftlich zu beweisen, hätten wir es leicht. Wir aber müssen mit Degen und Gewehren, mit Mord und Brand für eine Wahrheit kämpfen, die von jeher als unbekämpfbar angesehen wurde. Und wenn nun unsere Gewehre nicht ausreichen, um ihr den Sieg zu bringen? In jenem Reich gibt es nichts Wunderbares mehr . . . Was unsere Hände tasten, was unsere Augen sehen, was unsere Zungen schmecken, sind die Grenzen! Hier steht der Stoff — kein Gedanke darf seine Mauern überspringen. Ist nicht heute noch die Zeit der Inquisition jene Epoche, die jeden wahren Prie-

ster schamrot macht? Nun, dieser Bolschewismus ist reaktionär wie keine Institution vor ihm! Weil ich die Materie mit den Händen greifen kann, ist sie das Letzte menschlicher Erkenntnis? So ist aufs neue zurückgekommen, was wir für immer überwunden glaubten: das Mittelalter — die Zeit der Scheiterhaufen — des Galilei! Ich aber werde, wenn ich sterben sollte, mit ihm rufen: Und sie bewegt sich doch . . .«

Als wir heimkamen, lag Petroff in sinnloser Betrunktheit vor der Tür. »Nun, was hat sie denn wieder geleierte, eure heilige Drehorgel?« brüllte er stierisch. Kostja und Ilja schleppten ihn hinein, ohne ihm etwas zu antworten. Luka aber saß die ganze Nacht an seinem Bett, um ihm den wunden Kopf zu kühlen, den er sich bei seinem Sturz aufgeschlagen.

In unserer Nähe liegen die Verwundeten. Soeben trug man einen vorüber, aus dessen Augen schon Starre blickte. Sein Gesicht war unnatürlich gelbweiß, seine Lippen klafften auseinander. »Hab's ihnen gegeben, Euer Hochwohlgeboren!« schrie er röchelnd, als er uns gewährte.

Ich wundere mich immer wieder über die russischen Soldaten. Während die Offiziere den Schmerz meist verbeißen, jammern sie oft stundenlang darüber. Aber das ist keineswegs Schläflichkeit oder Widerstandslosigkeit, denn ihre andern Leiden vermöchte sicher kein deutscher Soldat in gleicher Weise zu ertragen. Es ist nur eine gewisse Kindlichkeit und Naivität, die sofort in heldische Stärke umschlägt, wenn sie ein Offizier tröstet — wie eine Mutter ein Kind tröstet, das auf die Nase fiel.

Rittmeister Petroff hat uns allen Kosenamen gegeben. Als er gestern früher als üblich heimkam und uns noch alle beieinander fand — nur Luka saß bei den Verwundeten, wie jeden Tag oft bis zum Morgen — rückte er damit heraus.

»Die Brüder«, begann er lallend, »werden wir die beiden Tschainiks nennen, weil sie von morgens bis zur Nacht Teewasser saufen statt eines guten Schnapses . . . Der Junge hat schon einen Namen — Benjamin, man kann ihm keinen besseren geben! Ilja, der Dichter, soll die ›Ode‹ heißen — sieht man ihn anders als mit Gedichten vor der Nase? Für Kostja, dieses wilde Windkind, habe ich noch nichts, das gibt sich mit der Zeit . . . Mich selber aber könnt

ihr nennen wie ihr wollt: Saufbold, Hurenbock — ganz nach Belieben . . . Ich bin beides wert, ja, leider . . .«

Er schwatzte eine halbe Stunde darüber. Am Ende begann er über sich zu weinen, laut und jämmerlich. Als Ilja, um das zu beenden, sagte er, er habe das Väterchen vergessen, wie er denn das benennen wolle, sah er unter Tränen auf. »Nein«, sagte er beschämt, wie plötzlich nüchtern, »den nicht — das ist ein Heiliger . . .«

In der Nacht fiel mir erst auf, daß Seydlitz und Vereniki bei der Namensverteilung leer ausgegangen sind.

Heute ist ein Transport deutscher Kriegsgefangener eingetroffen. Man hat sie sofort in die Stadt gebracht, um die erschossenen Bolschewiken zu verscharren und die Aufräumarbeiten auszuführen. Alle sehen entsetzlich zerlumpt aus, viele machen den Eindruck, als ob sie sich kaum mehr auf den Füßen halten könnten. Zwei sprach ich an, einen alten Infanteristen, einen jungen Pionier. Ihre Antworten lähmten mich fast . . . Sie werden schon seit Wochen an der Front herumgehetzt, meist zu Fuß. Stellenweise verwendet man sie in der ersten Linie, viele wurden schon dabei erschossen. Von Deutschland wissen sie fast nichts.

Ich fragte Vereniki, ob man nicht besser für sie sorgen könne.

»Kaum«, sagte er verbissen. »Man hat ja für unsere Truppen nichts mehr . . .« Er hat nicht unrecht. Wenn man sieht, daß die eigenen Soldaten schon in Lumpen herumlaufen, mit Wangen, in die der Hunger tiefe Gruben beulte, mit Bastschuhen, aus denen alle Zehen ragen?

Wenn das noch lange dauert — Gott im Himmel! Und Flecktyphus ausbricht, die ganze Front erfaßt . . . Die Kriegsgefangenen wären die ersten, die es hinweggraffte.

Abends erzählte ich Seydlitz davon. Er hörte mit unbeweglichem Gesicht zu. »Hast du Bekannte unter ihnen getroffen?« fragte er endlich.

»Nein. Es sind keine Transbaikalier darunter. Wenigstens unter diesen nicht. Aber es ist gut möglich, daß wir eines Tages auf unsere Kameraden stoßen.«

»Was wissen Sie von Deutschland?«

»Nichts. So gut wie nichts. Wenigstens nicht mehr als wir. Keiner bekommt mehr Post. Die letzten Nachrichten sind fast ein Jahr alt.«

»Und sie lauten?«

Ich kniff die Lippen. »Vom baldigen siegreichen Ende«, sagte ich leise. »Vom Sieg auf allen Fronten . . .«

»Laß!« sagte er müde. »Laß doch!« schrie er auf.

»Du wolltest es wissen!« sagte ich entschuldigend.

»Ja, verzeih . . . Und sonst?«

»Einer erzählte mir, er habe gehört, daß in der Heimat immer noch Revolution sei. Daß in einzelnen Landesteilen die Kommunisten herrschten. Spartakusbund nannten sie sich . . .«

»Höre, Benjamin!« unterbrach er mich. »Wenn ich nicht heimkommen sollte . . . Wir stehen vor Gefechten, es kann jeden Tag geschehen, ich wollte es schon immer sagen . . .« Sein Gesicht versteinert plötzlich, seine Augen scheinen fast feindlich, seine ganze Gestalt spannt sich wie ein Bogen. »Berichte alles, wenn du heimkehrst — versprich es mir! Es sind Hunderttausende umgekommen in den Lagern, es werden noch Hunderttausende umkommen in diesem Kriege — beide sollen nicht vergessen werden . . .« Er bricht ab. »Versprich es mir!« stößt er aus. »So wahr — du heimkehren möchtest!«

»Ich verspreche es!« sage ich gequält.

»So wahr ich . . .?« fährt er fort — hart, fordernd, unnachgiebig.

»So wahr ich heimkehren möchte!«

Wir ritten zum Stab, die Brüder und ich. Mein Bärenatzer ging zwischen ihren Braunen. Ich sah mit Freude, daß er mit den edlen Tieren mühelos Schritt hielt.

»Hören Sie, Benjamin«, sagt Saburoff plötzlich, »wir waren bei Denikin, in Odessa, verstehen Sie? Und was wir dort sahen . . . Gewiß, man soll den Menschen nie mit dem Politiker verwechseln . . . Nein, das tun wir nicht, trotz allem nicht . . . Aber . . . Nun, sehen Sie, vorher waren wir am Don, am stillen Don, bei den Deutschen, unter dem Ataman Krasnow . . . Welche Hilfe! Alle Erfolge Denikins in diesem Jahre sind noch darauf zurückzuführen — nur durch ihre Beschützung des Dongebietes hatten unsere Truppen Zeit, sich in aller Ruhe zu formieren! Und wie korrekt sie waren, Ihre Kameraden . . . Ihr Organisationstalent, ihr Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit . . . Zehntausende von bürgerlichen Russen, die vor dem Terror dorthin flohen, retteten sie vorm Tode . . .«

Urussoff nickte, wandte sich herum. »Et puis alors — als nach Ataman Krasnow Denikin kam, die Deutschen weichen mußten . . .«



Er verhält den Braunen, streckt seine lange Hand. »Wohlverstanden«, sagt er rasch, fast verlegen, wir sprechen hier von den Politikern, nicht von den Menschen! Das Volk? Sicherlich würde es sich dagegen empören, aber es erfährt ja nichts davon, ihm wird ja alles ganz anders vorgelogen . . . Nein, der einzelne ist dort nicht schlechter als der einzelne bei uns, das haben wir genug erfahren! Und wenn ich an Kapitän Lefèvre denke . . .« Er beißt die Lippen, treibt das Pferd weiter.

»Was war mit dem?«

»Ach«, sagt Saburoff leise, »er hat sich umgebracht. Weil er es nicht mehr ansehen konnte, wie man mit uns umging . . . Ihr wollt Patronen, gewiß, nur dies Konzessionchen, bitte . . . Ihr braucht Geschütze, gewiß, nur dies Papierchen, bitte . . .«

»Und Oberst Rolland?« fällt Urussoff ein. »Erinnerst du dich? Der schöne, schlanke Reiter?« Er wendet sich zu mir. »Er meldete sich krank, wissen Sie. Ich gehe, sagte er. Nein, man kann nicht von mir verlangen, daß ich diese Gemeinheiten noch weiterhin mit meinem Namen decke! Ach, viele gingen«, setzt er hinzu. »In den Kommandos der Interventionsdetachements wechselte es schließlich wie in einem Taubenschlag! Und darum sagte ich, bevor ich mit dem ganzen anfang: Wir sind dem einzelnen, dem Menschen, Freund wie einst, als wir noch unter ihnen lebten, im göttlichen Paris, im schönen London! Was können sie dafür . . . Alle würden es verurteilen, wenn sie es erführen . . . Die es schon wissen, verdammen es mit uns . . . Es ist nur das: Wir haben gelernt, zu trennen, zu unterscheiden!«

»Oui«, sagte Saburoff, »das ist es! Und trotzdem: Verstehen? Ich meine verstehen, daß man trennen muß? Daß der einzelne gut, die Gesamtheit aber . . . Und der Mensch und der Politiker . . . Nein, ich kann es nicht. Kein Mensch kann's, fürchte ich . . .«

Von den alten Offizieren unserer Abteilung ist nur Leutnant Markoff ein Mann, von dem man etwas hat. Er ähnelt in manchem dem jungen Kostja. Auch er ist immer vorn, nur ohne alles Jungenhafte, Unüberlegte, gleichsam mit einem dunklen, gefrorenen Ernst. Im Umgang ist er höflich und gefällig, im Dienst mit Seydlitz Verenikis Stütze. Er bringt zuweilen aus andern Abteilungen Offiziere mit, immer sehen wir dann das Wort bestätigt: Sage mir, mit wem du umgehst . . .

»Sehen Sie, Benjamin«, sagte Vereniki kürzlich, »es gibt noch eine

Menge herrlicher Leute unter uns, nicht wahr? Und solange es die gibt, solange ist Rußland auch noch nicht verloren!«

Petroff ist ein versoffener Schlund, der mich durch sein unflätiges Fluchen täglich an die Messernase erinnert. Dabei ein echter Russe insofern, als er sicher einen prächtigen Kern hat, nur leider längst vom Schnaps ertränkt. Im übrigen kennt sich niemand bei ihm aus, gibt er einem fortwährend Rätsel auf.

Klar sehen alle ohne weiteres bei Dodanoff, dem Drückeberger mit dem rauhen, scheppernden Gelächter, der immer ein paar Weiber im Gefolge hat. Sein grünlichbleiches, pickelbesätes Gesicht ist nicht nur mir widerlich, sondern fast allen. Vereniki selbst behandelt ihn en canaille, kommandiert ihn alle Augenblicke ab. Aber er gehört zu jenen Typen, die kein Vorgesetzter haben will, kehrt nach kurzem mit tödlicher Gewißheit an die alte Krippe zurück.

Kostja, der frische Junge, haßt ihn förmlich. Muß er ihn nicht hassen, aus seinem offenen, draufgängerischen Wesen heraus? So nimmt er, von Verenikis Beispiel angefeuert, kein Blatt vor seinen kecken Mund. Bei jeder Patrouille, zu der er sich meist freiwillig meldet, fordert er ihn mit einem Tonfall zur Begleitung auf, der uns das Blut ins Gesicht treibt. »Nun, Doanöffchen, wollen Sie nicht mit? Es täte Ihnen gut, mal wieder ein Pferd zu reiten, statt . . . Haha, Sie wissen schon, nicht wahr?«

Doanoff lächelt höflich. »Danke, danke, sehr liebenswürdig . . .« sagt er schnarrend.

Und legt sich schlafen.

Manchmal sehen wir einen Trupp Offiziere Karten spielen, als ob die tiefsten Friedenszeiten herrschten. Es gibt viele solcher Landsknechte, denen wohl ist in dieser Zeit und die sie gar nicht anders wollen. Außer ihnen aber gibt es noch eine Klasse, die sich fürchterlich aufregt, wenn ihr einmal frisches Brot fehlt. Das sind die gleichen, die von morgens bis abends mäkeln und raunzen, dabei aber niemals zu sehen sind, wenn ein Angriff erwartet wird. Beide Sorten sind nicht leicht zu ertragen, aber die erste ist trotz allem die bessere — für diese Zeit!

Mit der Ordensverteilung ist es hier dasselbe, wie es in den letzten Jahren an der heimatlichen Front gewesen sein soll. Sie werden von oben verteilt und gehen durch so viel offene Hände, daß für die letzten, tatsächlich im Feuer Stehenden nichts mehr abfällt. Je weiter man zurückkommt, um so ordensbesäter sind die Brüste der

Offiziere, aber von den wirklichen Helden sieht man selten jemand geschmückt. Von diesen erfährt man auch nur durch Zufall etwas, denn wirkliches Erleben macht eher schweigsam statt prahlerisch.

Ich glaube, letzten Endes kämpfen diese Offiziere doch alle dafür, daß es wieder so werden möge, wie es früher war — außer Vereniki, Markoff, Ilja. Und sie verstehen nicht, daß es niemals wieder so werden kann, daß solche Erschütterungen nie spurlos durch die Welt gehen. Aber sie kennen eben nichts anderes als den alten Glanz — soll man ihnen diesen Kraftspender nehmen? Von hier aus zu flüchten, gebe ich allmählich auf. Es wäre aussichtslos.

Wir sprachen über die Stimmung des Hinterlandes. Ich war zum erstenmal mit Markoff allein, fragte ihn ausführlich nach seiner Meinung. »Nun«, sagte er, »die Bevölkerung liebäugelt trotz seines äußeren Gebarens im stillen mit dem Bolschewismus, sympathisiert mit ihm darum, weil sie bis jetzt nur seine guten Seiten sah. Die große Masse möchte Frieden, die arme Klasse noch etwas mehr: Alle jene pathetischen Versprechungen, deren Verwirklichung sie noch nicht erfuhr — und vor allem Land! Darin liegt die Gefahr . . .«

»Und wie stellt sie sich zur Armee?« fragte ich.

»Ach«, sagte er, »das ist ein bitteres Kapitel! Wo die roten Propagandisten noch nicht waren, bäckt man uns beim Einrücken das schönste Brot, bringt man uns in langen Fuhren alles Notwendige: Nehmt's Brüder, nehmt's um Gottes Lohn! Wo aber die Roten vorgespochen haben, Sie können sich denken, auf welche Weise — mit tausend Versprechungen — vergiftet man die Brunnen, flüchtet man in undurchdringliche Wälder, läßt man uns nicht einmal die Hütten stehen. Verreckt, ihr weißen Hunde . . .«

»Und haben sie ganz unrecht, die Roten?« fragte ich.

Er sah kurz auf. »Nein, natürlich nicht«, sagt er dann. »Unsere Minister sind bestechlich, unsere Generale verschwenderisch, unsere Bürger gleichgültig! Tausenden unserer Offiziere ist Koltschak noch nicht einmal reaktionär genug — von Denikin gar nicht zu reden . . . Sie können täglich ein paar hören, die als erstes die Wiederaufstellung der Gardeprivilegien verlangen! Und unsere Kosaken? Die Atamane sind um so beliebter, je weniger sie ihre Horden zügeln. Andererseits — was sollen sie tun? Verboten sie es ihnen, laufen ihnen alle davon, gehen sie eben zu dem, der es erlaubt . . . Und einer ist immer da, in dem der Ehrgeiz, ein großer Heerfüh-

rer zu werden, größer ist als der Ehrgeiz, ein anständiger Mensch zu bleiben . . .«

Wie froh kann ich sein, dachte ich, daß ich gerade zu dieser Ab-  
teilung gekommen bin. Ist nicht einer ein prächtigerer Kerl als der  
andere? Vereniki hat mich zum Bagageführer bestimmt. Ich brauche  
kein Gefecht mitzumachen. Will er mich schonen?

Heute fanden wir einen auf dem Weg, dem eine Granate den  
ganzen Brustkorb bloßgelegt hatte. Ich sah zum erstenmal das Ske-  
lett an einem lebenden Leibe und mußte unwillkürlich an jenes Ge-  
rippe denken, das wir in der Schule gehabt und wohl spöttisch,  
aber dennoch in leiser Furcht »Hansl« genannt hatten. Als Väter-  
chen den Sterbenden gewahrte, sprang er sofort vom Wagen, um  
mit ihm die letzten Gebete zu sprechen.

Abends, im Quartier, standen wir lange um eine riesenhafte  
Lilienstaude herum, die ihre ungezählten schneeweißen Blüten wie  
jene Kelche in die Dämmerung hielt, aus denen in den Kirchen  
Christi Blut getrunken wird. Dazu strömten sie einen fast betäu-  
benden Duft aus, der mich irgendwie an Weihrauch erinnerte.

Ach, er weckte wohl nicht nur in mir eine dumpfe Sehnsucht nach  
jenen Domen, denen diese Farben und Düfte eigen sind, bei denen  
all dies Grauen von Krieg und Bürgerkrieg vor den Toren  
bleibt . . .

Es geht in breiter Front voran. Und was wir nie erwartet: ein  
Bacchanal des Angriffs erfaßt die Weißen Heere, treibt sie in wil-  
dem Ansturm über alle vorbestimmten Ziele. Am Achten warf  
man die Roten aus den Wotkinskiwerken, am Elften umging man  
Bugulma, am gleichen Tag eroberte man im Norden Sarapul, im  
Süden Orsk, am Dreizehnten wurde das historische Ishewsk ge-  
stürmt, am Fünfzehnten setzte auch das Kosakenheer des Atamans  
Dutow von Orenburg zum Vormarsch an.

Die roten Truppen überfällt Panik. An manchen Tagen laufen  
sie bis siebzig Werst, dazu in einer Eile, daß wir sie nur selten  
einkreisen können. Trotzdem fällt eine Menge Kriegsgerät in un-  
sere Hände: mehrere Batterien, hundert Maschinengewehre, Grana-  
ten und Patronen. Und gerade jetzt ist das von unschätzbarem  
Wert. Sieht man nicht nach Gefechten selbst Offiziere den zerstampf-  
ten Boden nach Patronen absuchen? Man kann zur Not ein paar

Tage hungern, ein paar Stunden dursten. Aber man kann keinen Augenblick ohne Patrone sein . . .

Ursprünglich sollten wir nur bis zum Flusse Ik gehen, von dort nach kurzer Sammlung und Umgruppierung weiter vorrücken. Jetzt ist der Schwung so stark, daß man die Truppen kaum zum Stehen bringen, die Atempause wohl erst an den Wolga-Ufern kommen wird.

»Wolga, Wolga, Mütterchen . . .« singt Kostja seit ein paar Tagen vor sich hin.

Wir sitzen im neuen Quartier, dem großen Zimmer einer Tschajnaja. Vereniki rechnet sein Fouragekonto nach, ich selber zähle einen Stapel Kolttschaknoten, mein neues »Haushaltsgeld«. Man braucht mit jeder Woche mehr, die Kolttschakrubel sinken mit einer Schnelligkeit, die unbegreiflich ist. »Wodurch kommt das, Kapitän?«

Vereniki schreckt auf. »Was, Benjamin?«

»Daß unser Geld mit jedem Tag weniger wert ist?«

»Weiß der Teufel! Kein Vertrauen zu uns . . . Irgendwelche Manöver . . . Dunkle Machenschaften . . . Verstehe es selbst nicht . . .«

Väterchen Luka kommt herein, geht auf leisen Sohlen an sein Lager, streckt sich ächzend aus, hustet unterdrückt. Er hat gewiß wieder die ganze Nacht im Lazarett zugebracht, Verwundeten geholfen, Sterbende getröstet.

Vor der Tür ertönt ein Lachen. »Nur hineinspaziert!« sagt eine schnarrende Stimme. Über die Schwelle tritt ein Mädchen, geschminkt, aufgedonnert — man weiß im ersten Blick, wo sie herkommt. Hinter ihr tritt Dodanoff herein, zeigt auf seine Lagerstatt, setzt sich trällernd neben sie. Den Gruß vergißt er.

Verenikis Adern schwellen. »Nun, also weiter . . .« sagt er heiser. Ich rechne weiter, schiele seitlich hinüber. Dodanoff hat seine Hand unter die Röcke des Mädchens geschoben — sie wehrt sich geziert, kreischt plötzlich auf.

»Dodanoff!« sagt Vereniki — halblaut, gebändigt.

Er hört nicht, wirft das Mädchen in ganzer Länge auf sein Bett.

»Zier' dich nicht, dumme Puppe!« lacht er gereizt.

»Dodanoff!« wiederholt Vereniki — grollend, mit letzter Beherrschung.

Dodanoff sieht her. »Sie wünschen?« fragt er spöttisch.

»Hierher!« sagt Vereniki. Es klingt, als ob er einen Hund rief.

»Ich muß bitten!« stottert Dodanoff empört.

In diesem Augenblick springt Vereniki auf. »Was?« brüllt er los. »Du willst mucken? Du Hund, du Dreck, du Schleim . . .«

Dodanoff hätte nie gewagt, etwas zu entgegnen. Das Frauenzimmer macht ihm Mut, stärkt ihm die Hosenbeine. »Ich verbitte mir . . .«

Ich höre nur ein Klatschen, einen schweren Fall. Und sehe plötzlich, daß Vereniki auf ihm liegt, ihn an der Kehle drosselt. »Ich erwürge dich, du Tier . . .« keucht er — irr, dunkelrot, apoplektisch.

»Väterchen — er bringt ihn um!« schreie ich auf.

Luka eilt herbei, wir werfen uns auf die Knie. Ich fasse Verenikis tatzige Hände, sehe Dodanoffs Gesicht schon blau werden, beiße mit aller Kraft in jene eisenharten Griffe, die seinen Hals zerquetschen wollen.

Vereniki flucht auf, gibt Dodanoff frei, erhebt sich schwankend.

»Danke, Benjamin . . .« stößt er aus, ringt nach Atem. »Danke, Junge . . . hätte ihn . . . bald umgebracht . . .« Sein Gesicht ist verfallen, seine mächtige Brust geht wie ein Stampfwerk.

Das Frauenzimmer erwacht aus seiner Erstarrung, flüchtet schreiend hinaus. Luka geht langsam, schlürfend auf seinen Platz zurück — über seine eingefallenen Wangen laufen große Tränen. Dodanoff steht auf, klopft sich den Staub von den Knien — kalkweiß, angstzitternd.

»Dodanoff!«

»'Befehl, Herr Kapitän!«

»Du weißt, wofür?«

»'Befehl, Herr Kapitän!«

»In Zukunft wirst du nicht vergessen: erstens, zu grüßen, wenn du ins Zimmer trittst, zweitens: keine Huren mehr in unsere Räume zu bringen!«

»'Befehl, Herr Kapitän!« Er salutiert, macht militärisch kehrt, geht straff hinaus.

Vereniki fällt in einen Stuhl, legt den Kopf in die Hände. Aus seiner Brust, wie aus einem mächtigen Schacht, kommt ein Rasseln. »Siehst du, Benjamin . . .« sagt er schamvoll, »das mußte einmal sein . . . Das saß schon lange in mir und ihm! So sind wir eben . . . hündisch und verflucht . . . seit tausend Jahren . . .«

Heute hat Seydlitz das Georgskreuz bekommen. Er hat kürzlich eine Erkundung gemacht, die einer Kampfdivision ohne nennenswerte Verluste die Einnahme eines starkbesetzten Dorfes ermög-

lichte. Man fing zweihundert Rote und einen Regimentskommissar. Ein Oberst vom Stabe, ein spritziges Herrchen in seidener Rubaschka und storchedünnen Lackreitstiefeln, heftete es ihm vor der versammelten Abteilung an. Seydlitz blieb unbewegt — als ob er sich nicht freue, sah er aus.

»Mensch«, rief Kostja verwundert, »wenn ich das kriegte, ginge ich einen Tag lang auf dem Kopf! Freust du dich denn gar nicht?«

»Doch«, sagte Seydlitz müde, »doch...« Nein, manchmal verstehe selbst ich den alten Kameraden nicht mehr. Und es ist nicht heranzukommen an ihn, das ist das Schlimmste.

Kostja konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Wir wissen alle, daß eine Auszeichnung sein höchster Wunsch ist. »Ach, Brüder«, rief er alle Augenblicke, »wenn ich einmal...«

Man murmelt und flüstert: Alle gehen vor, nur Gayda nicht? Niemand weiß Gründe. Ich frage den und jenen, alles zuckt die Achseln. Endlich bitte ich unsern Kapitän. »Alle Armeen sind zum Vormarsch übergegangen, nur Gayda steht noch mit seiner Sibirischen Armee, obwohl sie doch die stärkste ist, als ob er angenagelt wäre! Verstehen Sie das?«

Vereniki verfinstert sich. »Nein«, sagt er dann. »Verstehe nichts — ahne nur etwas! Ich halte Gayda für einen Mann, der alles aus Selbstsucht tut... Ein Abenteurer... Schade, daß Kolttschak soviel auf ihn hält, vor kurzem wurde er erst Generalleutnant. Wer seine Augen einmal sah, sein langes, blasses, zerknittertes Gesicht... Er sucht sich zwar mit allen Mitteln beliebt zu machen, befördert manchen Leutnant ohne Stufung zum Major — aber nur solche, die ihm runde Nasenlöcher machen!«

Er schwieg etwas. »Schon daß er die Richtung Kotlas erwählte, ist verdächtig!« fährt er fort, beginnt mit seinem stampfenden Gang umherzugehen, daß die Fenster zittern. »Warum geht er nicht mit uns zusammen? Eine Vereinigung mit Denikin, mit den reichsten Strichen Rußlands als Basis, wäre hundertmal besser! Aber es ist nichts zu machen... Wie viele sind schon deswegen beim Obersten Regenten gewesen, kürzlich erst wieder Sakharow, einer unserer Besten, zweifellos... Aber nein! Ich fürchte, daß die Menschewisten dahinterstecken, daß Gayda auf beiden Schultern Wasser trägt...«

»Die Menschewisten?« frage ich überrascht. »Die sind doch Kolttschaks Todfeinde? Und alle im Ausland, soviel ich hörte...«

»Oh, boschemoi — nur ein paar Führer! Die andern haben sich in den Konsumvereinen versteckt, sitzen in ›Sinkredit, Zentralunion, Kaufverkauf‹... Dort wird mit allen Kräften agitiert, ein Aufruf nach dem andern verteilt, mit einem Wort: gehetzt...«

»Aber das kann doch unseren Sieg sabotieren?«

»Natürlich... Nein, niemand versteht das, niemand begreift mehr, warum man die Parteigedanken nicht einmal ruhen lassen kann — so lange meinetwegen nur, bis wieder Ordnung ist! Es ist unfasslich, man möchte manchmal meinen, in einem Kinderstaat zu sein: Kann ich nicht siegen, sollst du's auch nicht... Daß sie die weiße Regierung nicht lieben, ist zu begreifen — darum zürne ich ihnen nicht... Aber daß sie das Land, das heilige Rußland, unsere teure Heimat, u n t e r ihr Parteidogma stellen, das, Benjamin, das quält mich manchmal, daß ich weinen könnte...«

»Und General Gayda«, schließt er verbissen, »gehört zu ihnen — in jedem Sinn!«

Im letzten Städtchen sah ich auf offenem Platz einen getürmten Kettenhaufen. Es waren die Fuß- und Halsketten zaristischer Sträflinge, die man hier zur Schau gestellt hatte. Vor ihnen stand ein Schild mit den Worten: »Zittert vor der kommunistischen Revolution, ihr weißen Garden! Wir Proletarier können nur unsere Ketten verlieren, aber eine Welt gewinnen!« Wir hatten den Befehl, den Aufbau eiligst fortzuschaffen. Immer wieder stoßen wir auf solche Aufrufe, die zweifellos ein hervorragendes Propagandamittel sind. Man erzählte mir, daß jede rote Armee einen solchen Kettenhaufen mit sich führe, in jeder eroberten Stadt als erstes diese Pyramide damit aufbaue. Man habe sie mit diesem Schild zur roten Zeit in allen Städten sehen können. Es seien uralte Ketten, aus dem vorigen Jahrhundert, aus allen Museen zusammengesucht.

Sei es wahr oder unwahr, wir haben kein ähnlich wirkendes Gegenmittel. Wir haben überhaupt keine Propaganda oder doch soviel wie keine. Was nützen Plakate, auf denen Bolschewik Metzger abgebildet sind, von Blut triefend, mit aufgekrempten Ärmeln, ein Beil in der Hand — wenn das Volk längst weiß, daß die Bolschewiken zur Masse bescheiden, freundlich, gütig sind? Und was nützen Plakate, auf denen prunkvolle Generale auf weißen Pferden nach Moskau reiten — »um die Verbrecher zu bestrafen?«

Nichts, fürchte ich. Denn das hat schon der jahrelange Krieg



bewirkt, daß man mit Generalen und Schlachtenbildern keine Stimmung mehr machen kann . . .

Im Gegenteil! In diesem Sinn sind ihnen Hammer und Sichel weit-  
aus über.

Die ganze Nacht wurde der Fall von Bugulma gefeiert. Petroff, der wilde Essaul, hatte Berge von Schnapsflaschen beschafft, Kostja hatte für alle möglichen Leckereien gesorgt. Es wurde ein Mahl homerischen Ausmaßes — alles sang und grölte durcheinander. »Ich werde Fürst von Bugulma!« schrie ein alter General, der einen guten Sturm geleitet hatte.

Seydlitz, Markoff, Ilja und ich saßen um Vereniki herum. Mit-  
ten im tollsten Lärmen beugte er sich über den Tisch, sah uns mit  
gläubigen Augen an und sagte hämmernd: »Wir wollen anständig  
werden, ein ehrliches, sauberes Vaterland begründen! Es war vieles  
nicht gut im alten Reich, das soll nicht wiederkommen! Und hier  
und heute, an diesem Tage, wollen wir uns versprechen, ein Boll-  
werk zu sein gegen all jene Strömungen, die das Alte unreformiert  
wieder auf den Thron setzen wollen! Rußland soll nicht umsonst  
gelitten haben — wollen wir, Brüder?«

Er streckte uns beide Hände entgegen, wir bildeten einen ge-  
schlossenen Ring. »Ja, das wollen wir!« riefen wir begeistert.

Heute mittag kamen Kostja und Markoff mit einem Trupp Ge-  
fangener ins Quartier geritten. Wir hörten sie schon von weitem:  
Kostjas heller Tenor sang mit überschlagender Stimme den »Platoff«,  
seine Kosaken brummten mit ihren schwarzen Bässen den Unter-  
grund dazu, fielen zum Schlusse einer Strophe jedesmal mit Bellen  
und Pfeifen ein. »Heil unserm Held Platoff! Den Feind hat er  
besiegt . . .«

Wir eilen hinaus. Kostja sitzt noch auf seinem hochbeinigen Fuchs.  
Die Pelzmütze hängt in seinem Nacken, das jugenhafte Gesicht  
brennt in allen Narben. Quer überm Schenkel hält er eine erbeutete  
Lanze, an deren Spitze eine Rotgardistenpapacha baumelt, eine  
jener Kommandantenmützen, in deren Mitte ein roter, fünfzackiger  
Stern leuchtet. Markoff ist abgestiegen, steht mit schwermütigem  
Gesicht neben seinem nassen Pferde, in der Faust noch den breiten  
Säbel, der in der Rinne ein wenig blutig ist. Hinter ihnen wogt  
die Kulisse der Kosaken, erregt schwatzend, Beutestücke schwingend,  
mit erhitzten Gesichtern. Vor ihnen ballen sich die Gefangenen, an

zwanzig Mann, ohne jede Haltung, atemlos keuchend, einzelne mit den Händen ihre Herzen haltend.

»Schaut diesen Lanzer an!« ruft Petroff. »Lanzer« soll er heißen — von heute ab!«

Kostja springt ab, bis an den Hals voller Erzählungen. »Brüder, das war schön! Und so einfach... Was ist zu sagen: Reiten, immer vorwärts... diese Kerle sehen... Vorgeprescht — fertig! Ja wohl...«

»Zu einem antreten!« ruft Seydlitz.

Die Gefangenen stellen sich in eine Reihe, sich gegenseitig stoßend, ohne Wort — eine Schafherde, die Nähe des Wolfes spürend. Einzelne Augen werden weit, bleiben unnatürlich aufgerissen, laufen von einem zum andern, erkennen Vereniki als den Kommandanten, bleiben saugend an seinen schwarzen Feuern hängen.

Vereniki tritt vor die Reihe, Seydlitz, als Adjutant, einen Schritt neben ihn. Was kommt nun? denke ich. Oh, fast nichts. Er sieht sich jeden an — kurz, bohrend. »Gepreßt?« »Ja, Euer Hochwohlgeboren, ich...« »Schon gut, ja — rechts!« Der Gefangene, ein junger blonder Bauernbursch, harmlos und offen, mit guten Menschenaugen, weiß vor Aufregung nicht, was man befiehlt.

»Rechts treten!« wiederholt Seydlitz ruhig.

Vereniki geht weiter, immer die gleiche Frage, immer die gleiche Antwort. Nur ihr Ton ist verschieden, in ihm liegt alles, er ist das Buch, in dem er liest. »Gepreßt?« »Ja, Euer Gnaden, man —« »Schon gut, ich weiß — rechts!« Aber es heißt nicht immer »rechts«. Bei sieben Leuten, sichtlich fanatisierten Fabrikarbeitern, hinter deren Stirnen Finsternis wohnt, heißt es: »Links...«

Die Reihe ist zu Ende, Vereniki dreht sich um. »Leutnant Saburoff, führen Sie die sechzehn ins Rekrutendepot, zur Wiedereinstellungsabteilung!« Er schweigt einen Augenblick, setzt, ohne seine Stimme zu verändern, hinzu: »Praportschik Dodanoff — Sie nehmen vierzehn Kosaken und führen die übrigen vors Dorf!«

Dodanoff versteht nicht, Dodanoff hat wieder geschlafen. »Und was... was soll ich... mit ihnen...?«

Vereniki geht fort. »Dummkopf!« murmelt er nur. »Erschießen natürlich... Was denn sonst...?«

Geschrei steigt auf. Vereniki geht immer rascher, sieht sich nicht danach um, verschwindet im Quartier.

In Bugulma rief das Väterchen nach längerer Pause wieder zu einem seiner Abende. Es kamen mehr als letztes Mal — der kleine, blasse Mönch, der Tag und Nacht in den Frontlazaretten zu sehen ist, wird allmählich bekannt, scheint es. An diesem Abend in Bugulma bestand der größte Teil seiner Hörer aus Verwundeten, aus Lazarettinsassen. Wir sahen mehrere, die sich auf Krücken in den Saal schleppten.

»Wohl ziehen unsere Heere sieggekrönt durchs rote Land«, sagte er etwa, »aber sie können nur den äußerlichen Sieg erringen! Erst wenn wir alle, jeder für sich selbst, die alten Zeiten in uns überwandern, werden wir bestehen. Seht, Gottesbrüder, unser Rußland war in Wohlstandsanbetung versunken, nur Geld und Güter standen noch im Wert, unsere Seelen hatten keine Preise mehr! Die Reichen schwelgten, das Volk darbte, unsere Kirche war dem Staat versklavt, der Gottesdienst sah keine Bürger mehr. Ihr habt das Jenseits, sagten die Reichen zu den Armen, laßt uns das Diesseits haben! Doch Gottes Mühle kam, faßte ihr Diesseits zwischen ihre Steine, zermahlte es zu Staub und Asche. Klagt ihm nicht nach, es räumte nur den Schutt vom wahren Wege, gab euch die Möglichkeit zu neuem Reichtum: zum Reichtum Gottes! Die Welt versinkt ins Anbetung des Wirklichen, der Erdendinge — wir hier im Osten aber sind durch unsern Weg des Leidens aufgerufen, den Gottgedanken in uns zu erneuern, um ihn einst denen zu schenken, die ihn verloren . . .«

Als Luka wieder zu uns trat, zog Kostja eine versteckte Grimasse. »Ich möchte in eine Banja«, sagte er leise. »Komme mir scheußlich dreckig vor — bis in die Seele!«

Petroffs roter Schnauzbart zuckte wie der Schweif eines kupierten Pferdes. »Nimm einen Schnaps, du Säugling . . .« knurrte er hilflos, wie halb erschlagen. »Auch ich brauche eine Stärkung — nach dieser Lehre! Komm, geh schon mit . . .«

Gestern hat Dodanoff sich krank gemeldet. Er wittert die nahe Stadt, das ist seine Krankheit. Die Soldaten murrten, als er abzog. Wieder sah ich, daß eine Armee nur siegen kann, wenn ihre Offiziere sich als erste opfern . . .

»Laß ihn nur gehen!« lachte Kostja. »Der Kapitän hat Seydlitz vorausgeschickt — man wird ihn schon gebührend empfangen! Er bekommt vier Tage Bettruhe im Feldlazarett, kann sich derweil die Stadt durchs Fensterglas betrachten!«

Und heute ist Ostern! Und zudem: Auf allen Fronten Siegestimmung! Vor kurzem wurde Buguruslan eingenommen, am 29. April errang das Ufimsche Korps die Sergeijewschens Werke siebzig Werst vor der Wolga, dem ersehnten Ziel. In ein paar Tagen dürfte auch die rote Turkestanarmee in Orenburg umzingelt sein. Mit einemmal glaubt alles, daß die große Stunde geschlagen habe, daß wir den endgültigen Sieg schon mit den Fingerspitzen fassen! Nur einen Griff noch... Ein Osterwunder... War es nicht bis heute schon ein kleines Wunder? Wenn man die Truppen ansieht — Wunder oder Leistung, eins gilt nur. Ihre Waffen, ihre Kleidung, ihr Proviant...

Wer es nicht sah, kann es nicht glauben: Der größte Teil der Mannschaften hat nichts als geflickte Schafspelze auf dem nackten Leibe. An den Füßen tragen viele noch vom Winter her zerrissene Katinkis, unförmige Filzstiefel, die ein Marschieren fast unmöglich machen, auf den grundlosen Straßen derart behindern, daß die Mehrzahl sie lieber an Schnüren über die Schultern hängt. Niemand hat mehr Wäsche, noch Waschmaterial. Wochenlang nächtigen sie schon auf den Steppen, einmal in sieben Tagen mit warmem Essen abgefüttert. Brot, nasses, schlechtes Schwarzbrot, kalte Konserven und wieder Brot ist ihre Nahrung schon seit einem Vierteljahr.

Kostja hat zu diesem Tag das Georgskreuz bekommen. »Gab es im Leben je ein schöneres Osterfest als dieses?« ruft er jedem mit seinem hübschen Munde zu, der immer ein wenig offensteht. »In Freiheitsahnung, Siegeshoffnung? Und Sonne, Sonne überall — am ganzen Himmel keine Wetterwolke? Und so nah der Wolga, unserem Mütterchen, daß man sie beinahe rauschen hört?«

Petroff ist schon seit der Frühe betrunken. »Hol der Teufel alle Alliierten!« grölt er stierköpfig. »Wir schaffen es allein — brauchen sie nicht mehr!« Ilja hat sich auf irgendeine Art eine russische Ausgabe des ›Faust‹ beschafft. Ich ertappte ihn, daß er darin den Ostermorgen liest, bitte ihn für eine halbe Stunde darum.

Im Quartier steht ein reichgedeckter Ostertisch. Pjotr und Tschunow, die beiden Malodjetze, ruhten nicht eher, bis sie alles Dazugehörige zusammengehamstert hatten. »Ostern ist Ostern!« sagte Pjotr aufbegehrend. »Und damit fertig — Punkt!« Auf jedem Platz liegt eine Anzahl bunter Eier und in der Mitte thront als mächtiges Gebäude ein herrlicher Pass'cha, ein echter Osterkuchen.

Vereniki hat jedem seiner Abteilung eine kleine Ostergabe besorgt. Ich erhielt ein Porzellanei, weiß, grün und golden, handbemalt,

eine alte, prächtige Arbeit. Als die Glocken klangen, mächtig und schwingend, ohne Ende, die jungen Birken bunte Bänder trugen, gaben sich alle den Osterkuß. Iljas Lippen waren wie die eines Mädchens, Verenikis Schnurrbart kratzte heftig, Petroffs Mund roch betäubend nach Osterschnaps. Und dennoch: alles rührte mich und manche hatten wie ich selber Tränen in den Augen . . . Nach dem Kuß sprach jeder: Chrestos woskress — Christus ist auferstanden! Und ihm antwortete jeder nach altem Brauch: Ja, er ist wahrhaft auferstanden!

Nichts zeigt das Gute, Reiche dieses Volkes mehr als ihr Osterfest. Ich liebe es! Trotz allem . . .

Es muß etwas Furchtbares geschehen sein, ein Blitz aus heiterstem Himmel! Man weiß noch nichts Genaues, erzählt nur flüsternd, daß eine ukrainische Abteilung mit einem Schlage alle Offiziere ermordet und in der gleichen Nacht mit Hilfe der Verwirrung das Nachbarschützenregiment überrannt habe. Dieser vermeintliche Angriff der Roten von der Flanke hätte die Schützen so entmutigt, daß sie in panischer Verwirrung zurückgegangen seien. Jetzt wären die Roten im Besitz aller den erschossenen Offizieren vorm Überlaufen sorglich abgenommenen Offensivpläne, wüßten sie auch, daß an der Front eine Lücke klafft, die man im Dunkeln nicht stopfen kann.

Dies erfuhr ich heute nacht. Ich sah Seydlitz erstmals aufgeregt. »Mein Gott«, murmelte er mehrfach, »wenn das wahr ist . . .«

Das unheimliche Raunen bestätigt sich. Wir sind Hals über Kopf zur Flügelsicherung ausgerückt. Die Grafen und ich kampieren mit den Pferden an der Hauptstraße, haben dort auf neue Nachrichten zu warten, um sie pleine chasse dem Stab zu übermitteln.

Mein Bärenatzer rupft sich das erste Gras. Der Himmel ist fleckenlos, die Sonne brennt schon. Zuweilen ziehen Flüchtlinge an uns vorüber, mit Kaleschen und Teljägen, Troiken und Einspännern. Auf einer Troika sitzt ein schwarzes Mädchen in engem Reitkleid, aus irgendeinem Schloß wahrscheinlich. Bauern und Bäuerinnen sieht man selten, man erblickt meist Bürger, Beamte, Frauen, Kinder. Ein kleiner Junge läuft mit heiterem Gesicht, als wäre er mit seinen Eltern auf einem Schulausflug — wenn ein Schmetterling vorüberschwankt, jauchzt er auf. Zwischen zwei Wagen, mit unnützem Möbelwerk, zimmerhohen Spiegeln, geschweiften Rokoko-

kommoden bepackt, reitet ein älterer Herr auf einer wundervollen englischen Stute. Als er uns gewahrt, verzieht sich sein Gesicht verächtlich. Saburoff errötet, als er es bemerkt.

Wir erfahren jetzt, daß die Roten sich sofort mit einem Keil ausgesuchter Truppen in die Bresche geworfen und die Front nach beiden Seiten hin aufgerollt haben. Vereniki tobt, rast von Stab zu Stab. »Verstopft das Loch, zum Teufel — es geht um alles!« Aber nirgends sind Truppen zur Hand. »Warum nehmt ihr das Kappelwewsche Korps nicht, unsern besten Kern?« Endlich nimmt man es. Aber die Korpsspitze wird umgangen, ehe sie sich entwickeln kann. Wenn uns ein anderer General als unser heldischer Kappell geführt hätte, wäre das ganze Korps vernichtet worden. Es wird jetzt schwere Tage geben. Der rote Oberführer, der berühmte Trotzki, hat richtig erkannt, daß sein großer Augenblick gekommen ist. Er wirft den letzten Mann in unser Loch, beginnt zu gleicher Zeit auch auf der rechten Flanke der Orenburgischen Kosaken zu drängen. Und man kann nichts abziehen, nirgends ist eine Handvoll frei . . .

Wer von uns fällt, fällt unter Bajonetten, die noch vor Tagen weiß waren. Das ist das Bitterste.

»Wir hätten nur Freiwilligenarmeen haben dürfen!« sagte Vereniki kürzlich. »Was haben wir von der allgemeinen Mobilisierung? Von der halben Million, die Koltshaks Befehl auf die Beine gebracht hat? Mit dem zehnten Teil Freiwilliger hätten wir mehr erreicht! Die Roten haben nur Freiwillige — darum siegen sie . . .«

Ilja machte eine schüchterne Einwendung, aber Vereniki schnitt sie kurz ab. »Was wollen Sie, Ode?« fuhr er fort. »Unsere Leute sind kriegsmüde, wollen nach Hause, weiter nichts! Und durch die Zwangsmobilisierung werden nur solche in unsere Reihen gebracht, die bei der ersten Gelegenheit überlaufen. Die wenigen Guten gehen in dieser Masse unter, die Offiziere werden beim ersten Anlaß totgeschlagen . . . Ein großes, schlechtes, undiszipliniertes Heer ist immer schwächer gewesen als die kleinste Elite! Allein, ganz unter uns, wären wir unbesieglich gewesen . . . Seht doch Kappell! Wo er angreift, siegt er auch . . . Weil er nur Freiwillige hat, keine gepreßten Söldner . . .«

Nach schwerem Rückzug in voller Auflösung sind wir abgestellt, um uns hinter der Front neu zu formieren. Abends kam General

Markoff, des jungen Markoffs Vater, in unser Quartier. Er trank ein paar Gläser schlechten Tee mit uns, und alle wurden von seinem ehrlichen Wesen wieder aufgefrischt. Bis auf Ilja, der Menschewikdemokrat ist, sich selber einen Grünen nennt. Wir kamen auf die vielen politischen Umtriebe zu sprechen. General Markoff hörte schweigend zu. »Sehen Sie, ich verstehe das alles nicht«, sagte er endlich. »Stehen wir nicht im letzten, schwersten Kampf? Ich bin erst vor kurzem hergekommen, dazu aus dem roten Sumpf, aber gerade er hat mir gezeigt, was Einigkeit heißt... Ich bin kein Demokrat, gewiß nicht, aber ich bin ebensowenig Monarchist aus Egoismus... Ich bin es darum, weil ich unser Volk in einem langen Leben gründlich kennenlernte! All unsere Westler und Sapadniks kennen Europa bis zum Tipfelchen — ihr eigenes Land aber wurde ihnen über dem Studium westlicher Verhältnisse fremd wie dem Atheisten der liebe Gott! Was wollen sie? Dem Volk etwas bringen, was es gar nicht braucht, gar nicht vermißt! Was für den Westen gut ist, ist es noch lange nicht für uns! Allrußlands Werte und Möglichkeiten stehen auf einem andern Blatt... Nein, wenn euch jemand die alte Zeit mit ihren Schäden, die ich nicht leugne, schmählt und vorhält, antwortet ihm mit jener Wahrheit, mit der ich stets antworte: Der Despotismus eines einzelnen ist immer noch leichter zu ertragen als der einer Masse!«

Heute hatten wir endlich wieder einen Erfolg. Vor uns zog eine rote Streiftruppe, links bewegten sich lose Ketten unserer Kosaken, kleine Spielfiguren mit weißgeränderten Mützen. Rechts tauchten ebensolche Ketten auf, schlossen sich an den Flügeln mit den entgegenkommenden zusammen. »Gefangen!« schrie Kostja. Ich sah durchs Glas, daß einige Umzingelte sich die roten Binden von den Armen rissen, obwohl andere noch feuerten. »Komm, Benjamin«, hörte ich plötzlich Ilja, »schau nicht mehr hin! Jetzt beginnt es wieder... das Fürchterliche... weißt du? Komm mit mir...«

Uns hat sich ein Stabskapitän angeschlossen, der mitleiderregend an Rheumatismus leidet. Er ist unglaublich dienstlich und unbequem, aber er gehört zu denen, die lieber auf dem Pferde schreien, als daß sie in ein Lazarett gingen. Kostja liebt ihn darum sehr, pflegt ihn mit allen Kräften.

Im übrigen ist der rasche Wechsel der Offiziere in den Nachbarformationen erschreckend. Solange es vorwärts ging, blieb alles gesund — jetzt stellt sich ein altes Leiden nach dem anderen heraus.

Wenn wir noch weiter zurückgehen, werden fünfzig Prozent der Offiziere »erkranken« . . .

Man hat uns zwanzig Kriegsgefangene für den Troß gegeben. Anscheinend wird jetzt alles, was irgend Waffen tragen kann, neu-aufgestellten Formationen zugeführt. Bei den Bagagen aller Abteilungen lungern derart viel Soldaten als Fuhrleute und Pferdebur-schen herum, daß man ganze Regimenter daraus aufstellen könnte. Endlich scheint jemand der »Oberen« begriffen zu haben, daß wir uns das nicht mehr leisten können.

Als der Zug eintraf, ließ Vereniki mich herausschreien. »Sie sind Bagageführer, werden diese Leute übernehmen!« sagte er mit ver-stellter Rauheit. »Sorgen Sie, daß sie ihre Arbeit tun, sorgen Sie, daß sie Essen haben!« »Befehl!« sagte ich, dienstlich wie er. Ist er nicht ein Prachtmensch? dachte ich dabei. Daß er gerade mich . . .? Hätte er sie nicht auch Dodanoff übergeben können, der ohnedies herumlungert, zu nichts zu brauchen ist? Aber nein, mir, ihrem ehemaligen Kameraden, übergibt er sie . . .

Als abends niemand unserer Offiziere in der Nähe war, rief ich sie zusammen. »Leute«, sagte ich deutsch, »ihr seid mir zugewiesen. Habt unsere Pferde zu versorgen, unsere Bagage zu bewachen. Daß man unrecht tut, euch zu Kriegsdiensten zu zwingen, weiß ich gut, kann es jedoch nicht ändern. Macht eure Arbeit nach bestem Können, ich werde für euch tun, was ich vermag. Viel ist es nicht, das muß ich euch gleich verraten. Wir haben selber kaum genug.«

Sie hören mir gespannt, ohne einen Laut, zu. Ihre Gesichter zeigten trotz der starren Schmutzschicht, die ihren Zügen gleichsam einen maskenhaften Ausdruck gab, Überraschung. »War der Herr Offizier lange in Deutschland?« fragte ihr Wortführer, ein kleiner Kerl mit einem Kürbiskopf, den man an seiner Sprache als Berliner erkannte.

Noch kann ich es nicht sagen! dachte ich. Muß vorerst sehen, was es für Leute sind. »Ja, lange . . .« antwortete ich, begann, jede wei-tere Frage abschneidend, sie auf die Wagen zu verteilen, ihnen die Pferde zuzuweisen. Einen kleinen, schwächlichen, aber intelligent aussehenden Husaren namens Fleetmann, an dessen »Mensch, mook doch to«, und »kumm, loop en beeten« ich den Schleswig-Holstei-ner erkannte, wählte ich ohne Zögern für Seydlitz' Stute und mei-nen Bärenatzer.



Abends fragte mich Markoff nach den Plennys. »Sie sehen sämtlich verhungert aus«, meinte er. »Trotzdem werden sie sich freuen, aus den Lagern heraus zu sein, denn die Tschechen —«

»Wissen Sie auch davon?« fragte ich überrascht.

»Oh . . .« sagte er nur. Sein ernstes Gesicht wurde noch schwerer.

»Erzählen Sie bitte! Ich sammle das, verstehen Sie!« setzte ich hinzu.

»Ich war im vorigen Jahr in einer Kommission«, begann er. »Einer Kommission zur Untersuchung der Gefangenenlager. Wir fuhren von einem zum andern, ein General, ein paar Leute vom Roten Kreuz. Aber wir fanden es nirgends zufriedenstellend — dabei waren unsere Ansprüche bei Gott bescheiden. Zudem waren wir völlig machtlos, das war das schlimmste. Im Juli wurden in Krasnojarsk zwölf ungarische Offiziere und sechs Soldaten hingerichtet, obwohl die schwedische Delegierte Elsa Brändström, der berühmte Engel von Sibirien, die Unwahrheit der konstruierten Anschuldigungen erwies. Im August erschossen die Legionäre in Troizk einen österreichischen Obersten und einen Arzt — als Spion der Bolschewisten, obwohl beide erwiesenermaßen alles getan hatten, um die Kriegsgefangenen vom Eintritt in die Rote Armee abzuhalten. Im Mittelgebiet trieben zur Zeit des Tschechenaufstandes ganze Reihen von Kriegsgefangenen die Wolga hinab. Sie waren durchwegs grauenhaft verstümmelt, hatten die Hände an den zerpfeitschten Rücken festgeschnürt . . .«

Ich biß auf die Lippen. Wird das nie enden? dachte ich.

»Aber das Scheußlichste erlebte ich auf einer Schlittenfahrt zu einem kleinen Steppenlager«, fuhr Markoff fort. »Auf dieser Reise stießen wir auf einen Zug von reichlich sechzig Kriegsgefangenen, die sich, von einem tschechischen Kordon getrieben, nur noch mühsam durch die Steppe schleppten. Es waren auffällig kraftlose, ausgemergelte Gestalten — österreichische Offiziere, an ihren zerfetzten Uniformen gerade noch zu erkennen. Ich rief den Tschechenoffizier an, der in schwerem Pelz auf seinem Pferde hockte, die dickumwickelten Beine seitwärts spreizte. ›Was ist mit diesen Leuten?‹ fragte ich. ›Was schert das Sie?‹ antwortete er, ein junger Bursche. ›Ich habe keinerlei Veranlassung, darüber Aufklärung zu geben.‹ ›Vielleicht doch, wenn Sie unser Schreiben gelesen haben!‹ entgegnete ich, reichte ihm den Akt des Allgemeinen Roten Kreuzes. Er nahm ihn nicht einmal, winkte mit spöttischer Bewegung ab.

›Das schert mich nicht!‹ sagte er lachend. ›Spuck drauf! Diese Gefangenen stehen außerhalb aller Gesetze!‹ Und wandte sich den Leuten zu und rief befehlend: ›Vorwärts, weiter . . .‹

Herrgott! dachte ich. In unserm Lande . . . Sind wir so weit? Aber was half das? Und vor allem: Was half es diesen? ›Herr‹ sagte ich rasch zu einem Delegierten, ›Sie können Deutsch, fragen Sie die Gefangenen mit lauter Stimme, warum man sie hier durch die Wüste schleift. Wir müssen das erfahren!‹ Er verstand mich sofort, richtete sich im Schlitten auf, rief mit aller Kraft. ›Was ist mit euch, Kameraden?‹

Ich sage Ihnen, Fähnrich — wie ein Schlag durchlief diese Frage die langen Reihen. Zehn, zwanzig grüßten, drängten auf uns ein . . . Einer, ein junger Oberst mit einem gelben Totenschädel, aber schrie überstürzt: ›Wir sind alles Offiziere der österreichischen Armee, die in der jetzigen Tschechoslowakei geboren sind. Weil wir uns aber weigerten, in ihre Legion zu treten, um gegen unser altes Vaterland zu kämpfen, schleppt man uns schon seit einem Jahr im Lande herum, läßt man uns hungern, im Freien übernachten, schlägt man uns täglich, gibt man uns Arbeiten, die grausam, tierisch, unmenschlich sind! Aber wenn man uns auch zu Tode quält, fuhr er fort, ›sie brechen unseren Willen nicht! Nicht Folter, Hunger, Pferdarbeit läßt uns den Eid vergessen — wir bleiben österreichische Offiziere, werden niemals Tschechen!‹ Mein Gott, ich verstand ihn ja nicht, ich fühlte nur . . . Der Delegierte übersetzte es mir später, mit Tränen in den Augen, muß ich sagen. Nun gut, er hatte es kaum gesagt, als der Tscheche den Schutzwall seiner Kameraden durchbrach, ihn mit gesporntem Pferd von unserem Schlitten weg zu Boden ritt. ›Ich werde euch!‹ schrie ergeifernd. ›Schlagt sie — vorwärts!‹ Sechs, sieben Kameraden hoben den jungen Oberst auf, von allen Seiten stieß der Konvoi mit Kolben auf sie ein, hieben die Legionäre ihnen die Peitschen über die Köpfe.

Wir hielten an. Niemand sprach mehr. Ein Delegierter weinte. Der Zug dieser Lebendigtoten schwankte weiter — wir blickten ihnen nach, bis sie am Steppenhorizont verschwanden. Was hätten wir tun sollen? Wenn wir sie noch weiter verfolgt hätten, wäre es ihnen nicht darauf angekommen, uns alle über den Haufen zu schießen. Und was ich damals fühlte, an Machtlosigkeit fühlte, im eigenen Lande . . . Sie fragten mich einmal, wenn ich mich recht erinnere, warum ich selten lache? Jetzt wissen Sie's . . .«

Warum, zum Teufel, greift Gayda nicht an? Das Westheer flutet

überall zurück, und die Sibirische Armee, doppelt so stark, am besten ernährt, rührt keinen Fuß? Ich bin kein Stratege, zum Verständnis dieser Sache aber braucht man nur ein Kinderhirn! Wenn er seine Stoßrichtung mit einem schwachen Truppenschleier abdecken, dafür die andern Kräfte zu unserer Unterstützung schicken würde . . .

Als ich Vereniki frage, lacht er höhnisch. »Du kennst seine Pläne nicht, Benjamin! Er will im Juni in Moskau sein, als erster, weißt du — wie übrigens alle . . . Dazu hat er von seinem Standpunkt aus die kürzeste Linie!«

Kostja, der es hörte, spuckte aus. »Nein, wir kennen seine Pläne nicht«, sagte er hämisch, »wir kennen nur seine Worte — und seine Worte sind nichts als schöne, blendende Narreteien! Hat er schon einmal eine Tat —«

»Wissen wir das?« fiel Ilja ein.

»Nein!« schrie Kostja zornrot. »Aber wenn wir es nicht wissen, weiß es auch unsere Armee nicht — das ist in diesem Fall entscheidend! Wir sind in erster Linie Freiheitskämpfer, müssen dem vor allem Rechnung tragen! Nun, unser Heer wünscht bis zum letzten Mann, daß die Sibirische Armee Gaydas unserer Armee zur Hilfe komme! Und wenn wir nicht durch neue Meutereien auch noch den letzten Mann —«

Petroff stieß auf. »Sehr richtig, Hähnchen!« brummte er schwankend. »Blas dich nur auf, üb' aber Vorsicht, daß du nicht zerplatzt! Fahr lieber hin und sag's ihm selber . . . Und wenn er dich dafür dann nicht umarmt, dann knall ihn nieder — mitten in seine glatte, mißratene, verlogene Fresse!«

Die Tage werden immer schwerer. Alle Augenblicke werden wir unverhofft alarmiert, in irgendeine Lücke hineingeworfen, aus der zerschlagene Regimenter zurückfluten. Es ist schön, zu den besten Truppen einer Armee zu gehören, man muß diesen Ruhm nur meist zu teuer bezahlen. Aber unsere Führung hat recht: Die Kappellewschen Offiziersregimenter sind die einzigen, die nach deutschen Begriffen zuverlässig sind, denen man Befehle geben kann, wie sie im deutschen Heer üblich waren: »Das Regiment Soundso hat die Stellung des Feindes bis neun Uhr morgens genommen.« Oder: »Die Nachhutstellung wird bis zum Eintreffen von Ersatz gehalten.« Wie leicht ein Kriegführen ist, wenn man solche Befehle geben kann, erfahre ich erst jetzt. Hier kennt man sie kaum.

Zuweilen kommen wir durch Dörfer, die wir auf dem Vormarsch eroberten. Überall liegen Räder und Lafetten herum, dazwischen unbrauchbare Geschützrohre, oft verbogen wie Bleiröhren, oft mit ausgefranzten Mündern. Dicke Schwärme von Krähen erheben sich von den Leichen, die teilweise schon weiße Knochen zeigen, teilweise noch in vollen Uniformen stecken.

Im letzten Dorf sah es aus, als habe man Häuser und Straßen in einen Topf geschüttet und heftig umgerührt. Dazwischen faulte erschlagenes Vieh, zuweilen auch zerfetzte Menschen. In einer Teigschüssel lag ein Kinderkopf, der überaus erstaunt zum Himmel sah.

Kostja ging erregt auf und ab, knallte die Mütze in eine Ecke. »Vorhin bin ich wieder mit einem Menschewiken zusammengerannt«, sagte er wütend. »Ihr kennt ihn vielleicht, Garaibetoff, er kommt hier und da zur Ode . . . Eine Stunde habe ich mich bemüht — umsonst! Sie glauben Kolttschak nicht. ›Er ist kein Demokrat!‹ heißt es einfach. Wartet doch erst mal ab! schrie ich. Er wird sein Wort schon halten. ›Dann ist es zu spät!‹ antwortete er. Jawohl . . .!«

»Es ist von ihrem Standpunkt aus nicht unrecht, so zu denken!« wirft Urussoff ein. »C'est ça . . .« setzt Saburoff hinzu.

»Aber undankbar und egoistisch!« ruft Kostja wild. »Wenn unsere Partei nicht siegen kann, soll wenigstens die andere auch verderben! ist ihr Leitsatz. Rußland — was schert sie Rußland? Das ist traurig . . . Was soll denn Kolttschak tun, nach eurer Meinung! fragte ich ihn. Sich ganz auf eure Parteigesetze ein schwören, nicht wahr? Euch jedoch im gleichen Augenblick eine schlagfertige Armee schaffen? Eins schließt das andere aber aus, begreift ihr nicht? Unsere Offiziere sind nun einmal zum größten Teil Zaristen, und ohne Offiziere gibt es auch kein Heer! Jawohl . . . Daß es nicht ohne sie geht, sagt ihr selbst, dennoch wollt ihr ihnen nicht die kleinste Gegengabe überlassen! Kann ein Offizier nicht mit dem gleichen Recht sagen: Wir sind keine Söldner und geben unser Leben nicht darum hin, damit man uns nach unserem Sieg zum Teufel jagt? Wie man es schon einmal bei Kerenski tat! Wer unsere Dienste braucht — der soll uns auch bezahlen! Aber nicht mit Geld . . . Jawohl!«

»Hört einmal, Kameraden«, fällt Vereniki ein. Sein grollender Baß, der an eine Kirchenorgel erinnert, klingt noch tiefer als gewöhnlich. »Ich war noch nie Politiker und hasse sie! Dies aber muß ich als Ältester erklären: Was sollen demokratische Ideen in solcher

Zeit? Sie mögen für Zeiten des Reichtums, des allgemeinen Friedens, brauchbar sein – in diesen Tagen aber . . . Nein, was heißt heute konservativ oder republikanisch? Zum Teufel mit diesen Ausdrücken, die zu nichts anderem auf der Erde sind, als den echten Suchern den Zielblick zu verwehren! In solchen Zeiten sollte man nur Menschen an der Spitze haben, die sich persönlich haftbar fühlen, und nur das Urteil der Geschichte fürchten – keinen Wirbelwechsel von Parteiverführern und Eintagsfliegen, die niemand haftbar machen kann . . .«

Kostjas junges Gesicht, das immer rosig blüht, wird vor Begeisterung dunkelrot. »Jawohl . . .« ruft er heftig, »das sagte ich ihm auch, genau dasselbe! Wir Russen sind von Natur anarchisch, ein Parlament würde uns wie Säure zerfressen, uns bald unter das politische Niveau Europas drücken . . . Nur eine gute Diktatur kann unser Volk zu neuer Größe führen! Jawohl . . .«

Petroff lachte meckernd. »Das haben die Roten anscheinend schon erfaßt, wie, Lanzer?« fragt er undurchsichtig.

Kostja rennt wütend hinaus.

»Ja, von denen können wir lernen – mehr als wir glauben!« sagt Vereniki finster.

Ich sitze am Rand eines Wäldchens, als Meldeposten auf Befehle wartend. Sie sollen von vorn kommen, sind von hier zum Stab zu bringen. Im Gras liegen zwei Kosaken, sie schlafen und wälzen sich. Einer schnarcht laut. Ich habe Zeit zum Träumen. Und – zum Schreiben.

Um mich sieht alles aus, als ob es keinen Krieg gäbe. Das Land liegt reich und sprossend da, mit einer traurig machenden Ahnungslosigkeit. Die Saaten sind kniehoch, die Bäume voll blanken Laubes, die Wiesen wie mit Blumen bestickt. Irgendwo blüht ein Faulbaum, sein Duft schlägt wie mit Wellen süß und betäubend über mir zusammen. Und diese Vögel . . . Jeden Abend höre ich Nachtigallen.

Im Saatfeld schlägt eine Granate ein, platzt schmetternd auseinander, wirft tausend Pflänzchen in die Luft. Vielleicht trifft die nächste den Faulbaum, der irgendwo so toll und voll erblüht ist? Wenn unsere Truppen über dies Saatfeld zurückfluten, ist alles zuschanden. Wie weh muß es meinem Pod immer getan haben, wenn er durch solche Felder reiten mußte? Und wie hart muß es diese Soldaten ankommen, die alle Bauern sind . . .

Eine zweite Granate kommt, heult wunderbarlich auf, platzt krachend. Die Kosaken öffnen halb die Augen, sehen sich vorsichtig um. Sagen ihre verschmitzten Augen nicht: Boschemoi, wenn dieser Kerl nicht dort säße...? Ja, ich fühle es — sie würden stiften! Fast alle würden stiften, wenn die Offiziere nicht wären... Seit fünf Jahren liegen sie im Felde. Und noch ist kein Ende abzu- sehen... Muß man sie nicht bewundern, wie dieses ganze Land? Es ist noch jung, Volk und Land, darum vermag es das. Immer noch...

Von links kommt ein einzelner Reiter. Sein Gaul ist am Ende, stolpert mehrfach vornüber. Ich springe auf, winke ihm heftig. Er sieht uns, pariert erschrocken durch, erkennt meine Achselstücke, hält auf mich zu. »Meldung für General Markoff!« ruft er von weitem. Ich sehe meine Leute an, erspähe gerade noch, daß sie sich zublinzeln. Was soll das? denke ich. Wollen sie türmen?

Ich soll eigentlich einen von ihnen damit weiterschicken, selbst liegenbleiben, um die Meldungen nach allen Seiten zu dirigieren. Aber kann ich das? Sind nicht alle unzuverlässig? Seit kurzem sogar die Kosaken, bisher die Treuesten der Treuen!

Der Reiter, ein junger Kappellewscher Kornett, knickt in die Knie, als er absteigt. »Geben Sie her!« sage ich rasch. »Und bleiben Sie so lange hier und erholen Sie sich. Ich reite selbst...«

Heute unterhielt ich mich längere Zeit mit Fleetmann, meinem neuen Burschen. Ich fragte ihn nach seiner Heimat, seiner Frau, seinem Beruf. »Ich bin Friseur«, sagte er höflich. »Übrigens habe ich ein Messer bei mir — wenn ich Ihnen meine Dienste...? Es ist ein prima Messer, Henckels-Solingen, Zwillingss Klinge... Habe es im letzten Lager gekauft, hungerte vierzehn Tage dafür...« Er wurde förmlich aufgeregt, zog es heraus, klappte es auf. »Ja, ich habe ein prima Geschäft zu Hause, in der Steinstraße, wenn Sie die vielleicht kennen? Hamburg, nicht weit vom Hauptbahnhof... Meine Kundschaft ist erstklassig, lauter bessere Herren — Amtsrichter, Großkaufleute, Senatoren...«

Sein blondes Bärtchen, das er sich jeden Morgen putzt, lud förmlich ein. Er klappte das Messer wieder zu, schob es in eine Hülse aus einem Stiefelschaft, senkte es mit zärtlicher Achtsamkeit in die Tasche zurück. »Ja... wenn ich Sie hier und da einmal rasieren dürfte?« fragte er schüchtern. »Auch das Haarschneiden wäre not, soviel ich sehe... Ich habe auch eine Schere, eine richtiggehende Friseurschere...«

Ich wurde eigentümlich weich, irgend etwas an ihm rührte mich.  
»Gewiß, Fleetmann«, sagte ich. »Wir wollen diese Sache morgen gleich erledigen . . .«

Er bedankte sich tausendmal, zog tänzelnd davon.

Ich schrieb gerade, als Hufschlag nahte, jenes rasche Trommeln eines bis zum letzten gepeitschten Pferdes. Seydlitz sprang auf, lief ans Fenster.

Auf der Straße hält Kostja. Sein Fuchs zittert, sein Gesicht ist naß von Schweiß. »Kommt alle, augenblicklich!« schreit er, tanzt herum. »Markoff ist in ihren Händen!«

Wir rennen sofort hinaus, alle ohne Ausnahme. Nur Dodanoff ist nirgends zu gewahren, obwohl er eben noch bei uns war. Kostja springt ab, zieht die Sattelgurte nach, holt seinen Karabiner, sitzt wieder auf. Vereniki hat seinen schweren Sibirier als erster fertig. Fast zugleich mit ihm springt Seydlitz in den Sattel. Ilja gelingt es nicht, er stampft vor Ohnmacht. Die beiden Grafen helfen ihm, verspäten sich dadurch. Aus dem Nachbarhaus kommen Pjotr und Tschunow gelaufen. Beide ziehen ihre Pferde nach sich, ihre derben, knolligen Gesichter glänzen vor Kampflust. »Los, los jetzt endlich!« schreit Vereniki. Wir preschen knatternd zum Dorf hinaus. Dies hemmungslose Vorwärtstürmen sagt, daß Markoff von allen geschätzt wurde.

Kostja führt uns hinter einer Geländewelle vor. Niemand spricht, die Pferde schnauben, ihr Hufschlag ist im weichen Grund nicht hörbar. Vereniki braucht die Knute, es klatscht fortwährend. »Vorwärts! Vorwärts!« Sein wildes Gesicht arbeitet in allen Muskeln, sein Haar drängt sich wirr unter seiner Papacha hervor. Er liebt ihn! denke ich. Er sagte nie ein Wort darüber — jetzt seht ihr es . . .

Petroff liegt auf dem Hals seines Tieres, seine Augen haben den Ausdruck eines Mörders. Seydlitz sitzt leicht vorgebeugt, sein Pferd, ein großer, edler Limarewsker, rast mit Verenikis Sibirier Gurt an Gurt. Die beiden Brüder und Ilja bilden unsere Queue. Die Grafen sind bleich vor Ungeduld, Ilja folgt als letzter. Er hat vor Wut darüber Tränen in den Augen, peitscht seine Stute aber nicht.

Mein Bärenatzer hält sich tapfer hinter Seydlitz, ohne Schläge, ohne Sporn. Er ist sehr ehrgeizig, zwischen seinen unschönen Ohren fliegt die Landschaft fast auf mich zu. Plötzlich schwenkt Kostja ab, rast aus dem Einschnitt in rechtem Winkel die Höhe hinaus.

Er zeigt winkend nach vorn, schlägt sich auf den Mund. Wir verstehen: Keinen Laut! Auf der Anhöhe werden wir die Stelle erblicken . . .

Sechs, sieben so steile Sprünge, daß wir uns beinahe rückwärts überschlagen. Es gelingt, alles gelingt: Vor uns, kaum dreihundert Meter, stehen Pferde herum, laufen ein paar Rote hin und her. Zwischen ihnen liegt jemand auf der Erde. »Vorwärts!« brüllt Vereniki.

Trotzdem kommen wir zu spät. Ein Pistolenschuß fällt, alles wirft sich auf die Pferde, prescht blitzhaft davon. Sie einzuholen ist unmöglich, unsere Pferde sind am Fallen. Kostja gleitet nach Kosakenart im vollen Lauf zur Erde, kniet sich hin, reißt den Karabiner vom Rücken, schießt, schießt noch einmal . . . Ein Pferd stürzt, sein Reiter bleibt liegen, strampelt . . . Alles andere entkommt.

Wir treten zu unserem Kameraden. Markoff liegt auf dem Rücken, die Beine seltsam gespreizt. Ein Roter muß ihn noch vor der Flucht in die Stirn geschossen haben — war es jener Schuß? »Das ist eben erst . . .« murmelt Kostja erbleichend. »Er hatte nur einen Beinschuß . . .«

Ich halte die Pferde, mag nicht herantreten. Hat er mir nicht kürzlich erst erzählt . . .? Mit einemmal höre ich einen Schrei, sehe ich Kostja sich auf die Knie werfen, alle erschrocken um ihn heruntreten. Was ist? denke ich, gebe die Pferde Pjotr, trete heran.

In diesem Augenblick brüllt Vereniki wie ein Stier, wirft Kostja sich mit dem Gesicht in den Händen auf die Erde. »Sie haben ihn . . .« höre ich Kostja wimmern, »sie haben ihn . . .« höre ich Kostja schreien, »zwischen ein paar Ziegelsteinen . . . die Hoden zerquetscht . . .«

Wir stehen lange auf dem Felde. Endlich nehmen wir Markoff auf, legen ihn über Seydlitz' Pferd. Die Grafen helfen, nur Petroff kümmert sich um nichts. Kramt an seinem Sattel herum, holt das lange Seil heraus, das er immer am Pferde hat. Kein Mensch weiß warum — wenn man ihn danach fragt, flucht er nur.

Nach einer Weile finsternen Grübelns geht er mit seinen breiten, schwankenden Schritten zu dem Roten, der seine Hände hebt und kehlig winselt. Und bindet ihm mit dem Seil die Füße zusammen und geht zu seinem Pferd zurück und schlingt das Seil um den Sattel.

»Was willst du, Petroff?« fragt Urussoff heiser.



»Nichts, Hühnchen, nichts . . . Reite nur zu . . . Ich komme gleich nach . . .«

»Nein, Petroff, höre . . .«

Petroff fährt herum. Seine trüben Augen sind blutunterlaufen, sein Gesicht sieht aus, als ob er jeden erdrosseln würde, der sein Tun verhindern will. »Kauf dir ein Tuch zum Nasenputzen, Säugling . . .« knurrt er verächtlich, steigt in den Sattel.

Wir setzen uns langsam in Bewegung. Markoffs Körper ist noch warm und weich, seine Beine und Arme, deren Hände furchtbar verkrampft sind, schlagen bei jedem Schritt mit klatschendem Geräusch an die nasse Pferdehaut. Seydlitz sitzt unbeweglich, in der Rechten die Zügel, die Linke dort auf Markoffs Brust, wo sein Georgskreuz hängt. Seine Zähne sind weiß und böse vorgeschoben, seine Augen sehen über die Ohren seines Pferdes hinweg, als ob im Fernen irgendwo ein Ziel sei – ein hohes Ziel.

Abends schickte Vereniki zum General Markoff. Wir haben unseren Kameraden im Stall aufgebahrt, der Kastellan hat ihm Saburoffs Gummikissen unter den Kopf gelegt. Vorher hat Kostja ihm sorgfältig das Gesicht gewaschen, alles Blut von seiner Stirn entfernt, einen Bausch Watte in die Schußwunde gesteckt, mit einem Kamm sein blondes, nasses Haar gekämmt. Vielleicht hätte er es nicht tun sollen? Das verkrustete Blut verdeckte vieles . . . Man sah den Schmerz nicht, der sich jetzt mit beklemmender Klarheit in seinen Zügen malt.

»Deckt ihm eine Decke über die Beine, bis zur Brust!« sagt Vereniki. Er bricht ab.

Als wir General Markoff kommen hören, treten wir im Kreis um den Liegenden herum. »Wir dürfen ihn nicht mit ihm allein lassen!« hat Vereniki angeordnet. »Keinen Augenblick . . .« Als General Markoff eintritt, heben alle die Hände an die Mützen.

Er tritt mit raschen Schritten durch die Öffnung unseres Kreises. Alle sehen, daß seine hohe Gestalt wie von einem Schlag zusammengedrückt wurde – für alle Zeit. Er läßt sich auf ein Knie nieder, blickt unbeweglich in das weiße Gesicht – jenes Gesicht, das nichts von seiner strengen, griechischen Schönheit mehr an sich hat. Jetzt wird er fragen! denke ich. Jetzt muß er fragen! hämmerte es in meinen Schläfen.

»Kapitän«, fragt er tonlos, »Kapitän . . . warum ist sein Gesicht . . . ist sein Gesicht . . . so fürchterlich . . . verzerrt . . .?«

Vereniki atmet rasselnd. Und sieht gleich uns mit starren Augen in das Gesicht, auf das die Qualen einen Stempel drückten, den niemand jemals wieder vergessen kann. Das durch ihn gar kein Gesicht mehr ist, nichts Edles, Menschliches mehr an sich hat, nur noch ein wie mit Hämmern, Stacheln oder Fäusten zerwürgtes Etwas scheint. Er murmelt schnaufend: »Weiß nicht . . . Euer Höchstwohlgeboren . . . weiß wirklich nicht . . .«

General Markoff steht auf, beugt sich vornüber, greift nach der Decke, will . . .

»Nicht, Euer Gnaden . . . nicht . . .« stöhnt Vereniki.

Markoff wird steif. »Warum nicht? Hat man ihn —?«

»Nein, Exzellenz!« sagt Seydlitz fest. Und hebt die Hand und salutiert von neuem und fährt fort: »Ein unglücklicher Schuß nur. Es sieht nicht gut aus. Aber er war sofort tot. Der Stirnschuß, sehen Sie . . . Derartige Schüsse töten augenblicklich — und fast schmerzlos.«

Markoff läßt die Decke wieder fallen, tritt schlüpfend aus dem Kreis zurück, geht rasch hinaus.

Ich habe einst die Geschichte der Französischen Revolution gelesen. Ich las, daß man Tausende guillotinierte, ich las auch von Greueln. Davon aber, daß man im Kampf, unter Soldaten, im freien Felde . . .

Jetzt weiß ich, daß alles wahr ist, was man sich hier erzählt, was ich bis jetzt nicht glauben wollte! Nein, dieser Krieg ist kein Krieg mehr, er ist eine Mörderlei in Massen, ist eine sadistische Orgie, ein Rückfall in Urzeiten. Ich habe die Weißen verachtet, als ich ihre Taten sah — ich kann es nicht mehr, ich verstehe sie jetzt. Wer aber hat begonnen? Wen trifft die Schuld mit ihrer ganzen Wucht? Keinen oder beide? Wer will hier richten? Ich stehe mitten drin und kann es nicht . . .

Und dasselbe geschieht jetzt in Deutschland? denke ich immer wieder. In meiner Heimat, vielleicht in meiner Stadt? Ein Krieg ist fürchterlich, gewiß. Ein Bürgerkrieg aber, ein Bruderkrieg . . . Denkt euch das Grauenhafteste, was ihr nur denken könnt — ihr werdet das Schauern nicht erfühlen, das er umfaßt! Wie soll ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts auch verstehen, daß ein Krieg zwischen fremden, seit Generationen todfeindlichen Völkern ein edler, ritterlicher Waffengang ist — verglichen mit dem Kampf zwischen den Brüdern eines Volkes? Und daß er nicht ein Tausendstel

dessen mit sich bringt, was ein Bruderkrieg an Scheußlichkeiten gebiert? Und alles unter dem Banner des Wohles und des Fortschritts der Menschheit . . . Das ist das Bitterste.

Seydlitz saugt gleichsam jede Nachricht von Grausamkeiten gierig in sich auf. Man kann ihm nie genug davon berichten, er fragt überall nach Ähnlichem, bringt täglich neue Greuelthaten mit. Zuerst verstand ich ihn nicht, wurde er mir fast unheimlich. Was hat ihn so verwandelt? dachte ich. Jetzt weiß ich es . . .

Er glaubt nicht mehr an unseren Sieg. Und glaubt wohl auch nicht mehr an die idealen Ziele des weißen Russentums. Ist das verwunderlich, wenn man täglich Leute wie Dodanoff vor Augen hat? Und Hurerei und Faulheit und Korruption? Aber er muß irgendwas haben, für das er kämpfen, für das er töten kann. An der deutschen Front kämpfte er für die Heimat, gut . . . Hier kämpft er gegen diese Greuelthaten, diese asiatische Bestialität — sucht sie, straft sie.

Auf beiden Seiten.

General Chansin, Führer der Westarmee, ist »broken down«. Sein Generalstabschef, Generalleutnant Sakharow, hat die Armee übernommen. Er ist sicher einer der fähigsten Führer Koltshaks, ehrlich, entschieden, fortschrittlich. Ich fürchte, daß selbst ein Genie den Rückzug unserer Heere nicht mehr zum Stillstand bringen könnte.

Vor kurzem wurden Buguruslan, Bugulma und Belbey von den Roten besetzt. Das I. Wolgakorps sucht zwar noch mit dem II. Korps von Ufa den Ansturm der Roten von Samara her zu halten, aber . . . Die Orenburgische Armee ist nach dem kurzen, siegreichen Vormarsch gleichfalls wieder zurückgegangen, hinter Sterlitamak. Nun hängt der linke Flügel der Westarmee durch dieses unverhoffte Weichen in der Luft, klafft zwischen ihm und dem der Orenburgischen ein neues Loch, gefährlicher noch als das erste beim unglückseligen Umschwung. An sechzig Werst beträgt an diesem Fleck die Truppenleere, auf der die Roten jederzeit nach Ufa ziehen können.

Und wieder hat man nichts, um diesen Bruch zu sperren. Alle Truppen stehen bis zum letzten Mann im Feuer. Wahrscheinlich wird man die Kappellewschen erst im letzten Augenblick hineinwerfen. Wir warten stündlich auf Abmarschbefehl.

Vereniki hängt oft stundenlang am Telefon, um irgendwelche notwendigen Dinge heranzubekommen. Aber es hat nie den geringsten Erfolg, im Hinterland muß eine maßlose Schlamperei herrschen. Die Führer werden dadurch gezwungen, sich alles auf eigene Faust zu beschaffen. Das führt zu den raffiniertesten Diebstählen zwischen den Formationen, außerdem zu derart ausgiebigen Requirierungen bei der Bevölkerung, daß sie schon allein dadurch aufgehetzt wird.

Kürzlich kam Vereniki gerade drüberzu, als Dodanoff einem Bauern mit vorgehaltenem Revolver das letzte Heu herauszog. »Bist du verrückt?« brüllte er los. »Willst du, daß sie sich am Ende die Roten ins Land wünschen — statt uns Weiße? Glaubst du, wir könnten noch siegen, wenn das Volk nicht mehr mittut? Ihm gegenüber so milde als möglich zu sein, nützt uns mehr als hundert Siege!«

»Ja, aber . . . tshort . . . mein Pferd . . .« knurrte Dodanoff, kaute auf seinen Nägeln.

»Überfall eine rote Kolonne, nimm ihr die Bagage ab, dann hast du Futter genug!« lachte Kostja hämisch.

Wir liegen in einer Feldscheune, im toten Niemandsland. Petroff, Ilja und ich. Der Essaul liegt auf der Erde, die Pelzmütze unterm Kopf. Sein grober Mund ist ein schwarzes Loch, alle Augenblicke stößt er gurgelnd auf. Neben uns stehen die Pferde, zum Weitermarsch gesattelt. Iljuschas Stute fiept zuweilen, der Bärenatzer reibt sich heftig. Draußen fällt warmer Sommerregen. Alles Laub ist blank und sauber und gewaschen.

»Benjamin«, sagt Ilja plötzlich, »ich muß Ihnen etwas sagen — Sie denken vielleicht falsch von mir, wenn ich es nicht tue. Sie wissen, daß ich Menschewik bin, ich verhehle es nicht. Aber Sie wissen vielleicht nicht, was das heißt, im guten Sinne heißt, hören immer nur verächtlich: Es-Er, Grüner, Menschewist . . .«

»Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie mich aufklären, Ilja« sage ich und setze mich aufrecht. »Nur eins voraus: In einem Sinn bin ich Verenikis Ansicht. Auch ich verstehe nicht, daß man die politischen Dinge nicht bis zur Niederringung der Bolschewisten ruhen läßt, bis zu dieser Zeit keinen Burgfrieden abschließen kann!«

Ilja lächelt nur. »Ja, das klingt gut, ohne Zweifel . . . Und warum können, warum wollen wir's trotzdem nicht? Weil wir dann nie mehr zu unserm Recht kommen würden! Weil man uns im Augenblick des Sieges unterdrücken, alle heiligen Versprechungen ver-

gessen würde! Sie kennen unser System nicht, Benjamin, unser tyrannisches, jahrhundertealtes System . . .«

»Aber Koltschak? Ist Koltschak nicht Gewähr?«

»Ich sage nichts über Koltschak. Er ist einer der ehrenhaftesten Menschen Rußlands —«

»Das sagen nicht alle Ihre Leute! Und schon darum —«

»Benjamin, seien Sie friedlich!! Sagte ich nicht schon, daß es auch bei uns Narren und Stierköpfe hat — wie überall? Schätzen Sie unser, schätzen Sie vor allem mein Wollen nicht nach den Extremisten ein, ich bitte Sie . . . Aber in einem haben auch sie recht: Koltschak wird machtlos sein. Die Großfürsten, die Generale, der Hofklüngel . . . Es würde alles wiederkehren, was einstmals war . . . Schon jetzt können Sie täglich hören: Konstitution? Haha — ein Märchen für unsere Menschewiki, unsere Alliierten! Laßt uns nur erst gesiegt haben, ihr werdet schon sehen, wo sie dann bleibt! Nein, wir sind in schwerer Lage, Benjamin! Daß Sie das verstehen, möchte ich nur . . . Halten wir jetzt keinen Burgfrieden, heißt es: Nicht einmal für eine kurze Zeit können sie ihre Parteidogmen dem Wohl des Ganzen unterordnen! Lassen wir aber die Generale gewähren, werden wir nie wieder zu Wort kommen, sind alle Errungenschaften der ersten Revolution dahin . . .«

»Warum haben Sie nicht schon längst mit mir darüber gesprochen, Ilja?«

»Konnte ich das? Unsere ganze Abteilung ist weiß, ich bin der einzige Grüne! Mußte ich nicht annehmen, daß auch Sie —«

»Nein, das hätten Sie wissen müssen, fühlen müssen, meinetwegen . . . Ich bin hier nur Chronist, der alle Seiten anhört und aufnimmt, das Urteil aber jenen überläßt, die nach uns kommen . . .«

»Ich habe Sie oft schreiben sehen — das aber wußte ich nicht, konnte ich nicht wissen«, sagte Ilja leise.

Petroff wirft sich herum, flucht im Schlaf. Mein Bärenatzer beißt die Stute zärtlich. Sie fiept von neuem, er wiehert hengstisch.  
»Ruhig, du Toller . . .«

»Benjamin«, fährt Ilja fort, »glauben Sie mir, wenn Rußland keine Menschen hat, die das Zurückkehren der alten Zeiten verhindern — dann kehren sie zurück! Und diese Menschen sind wir Menschewisten! Gewiß, wir stehen nicht allein, Tausende von Koltschakoffizieren sind meiner Meinung, Koltschak selbst will es wohl auch nicht — nur: Die dunklen Kräfte sind zu stark . . .

Sollen unsere Politischen nach dem Siege wieder in unzählbaren Scharen nach Sibirien wandern? Sollen wieder in den Wachtlokalen der Polizei jene ungesehen verschwinden, die Freiheit wollen, eine kleine, ärmliche Freiheit? Sollen Korruption und Käuflichkeit von neuem aufblühen? Und soll mit dem auch wiederkehren, was gerade ihr in den Gefangenenlagern erleben mußtet? Rußland hat ein Beharrungsvermögen wie kein Land . . . Wenn wir seinen Zeiger nicht etwas nach links hinübrücken, wird er niemals nach der Mitte zeigen . . . Das wollen wir, nur das . . . Nur die Besserungen unserer Revolution, die Revolutionierung unserer Herzen wollen wir nicht wieder unterdrücken lassen! Nur, daß nach dem Sieg nicht wiederum ein kleiner Kreis mit tausend Privilegien das Volk wie Vieh behandelt, von seinen Hungerlöhnen schlemmt, von seiner Arbeitskraft das Faulbett drückt — das wollen wir! Nicht wieder in die alte Knechtschaft fallen, mit einem Wort, ein wenig Menschlichkeit . . .«

»Ilja, hören Sie«, falle ich ein, »das wollen alle, die ich kenne! Will Vereniki es etwa nicht? Und Kostja und die Grafen? Und General Markoff? Und Kappell selbst? Nur Leute wie Dodanoff, vielleicht noch Petroff —«

»Ja«, sagt er müde, »gewiß. Aber das System! Es bleiben Wünsche, gute, edle Wünsche. Solange das System nicht anders wird . . .«

Hier fuhr Petroff auf. »Was gackert ihr Hühner?« rief er polternd. »Daß euch die Plautze platze! Hört ihr nicht, daß Pferde kommen? Schöne Wachen das, tshort wosmy . . .«

Wir sprangen auf. Bei Gott, in unserem Rücken nahten Kosakenzüge. »Anschließen!« schrie ein Offizier uns zu. Wir führten unsere Pferde in den Regen. Und trabten hinter Petroff eilig fort.

Heute abend fand ich die erste Stunde, um mich zu den Kriegsgefangenen zu setzen. Alle unsere Offiziere sind fort, auf einer schweren Nachterkundung. Ich bin allein als Wache bei der Bagage zurückgelassen.

Die Plennys liegen vor den Wagen, ein großer Kreis im nassen Gras. Ich nehme eine Decke, setze mich in ihre Mitte. Mir gegenüber hockt der junge Fleetmann, ein großes Kind mit semmelblondem Schopf und Wasseraugen. Links sitzt ein Kürassier, der wie Rübezahl aussieht, keine Gelegenheit vorübergehen lassen kann, ohne ein würziges Bauernsprichwort von sich zu geben. Rechts liegt der Berliner, ein keckes Maul, das immer irgendwo zu hören

ist und dessen Schärfe jeder unterliegt. »Sitzenbleiben, Kinder! Um Gottes willen . . .«

Sie rücken etwas auf die Seite, sehen mich verwundert an. »Hört, Kameraden«, sage ich nach einer Weile, doch meine Zunge gehorcht nicht recht, »ich wollte euch schon lange beichten: Ich war Kriegsgefangener — wie ihr!«

»Verflucht und zugenäht!« ruft der Berliner.

»Seht ihr woll?« sagt Fleetmann triumphierend. Und wendet sich zu mir: »Ich habe es den Kameraden nämlich schon gesagt . . .«

»Und der Leutnant, Seydlitz heißt er, glaub' ich«, meint der Kürassier, »ist der nicht auch . . .?«

Ich denke an Seydlitz, seinen strikten Wunsch. »Nein«, sage ich fest, »der nicht — ein Deutschrusse . . .«

»So . . .?« fragt Fleetmann mißtrauisch. »Wir dachten nämlich . . .«

»Nein, diesmal täuschtet ihr euch!« unterbreche ich ihn.

»Und wie kam das alles?« fragt der Berliner. »Ich meine, auf welche Weise —«

»Oh«, sage ich befreit, »ganz einfach! Ich riß aus, versteht ihr? Aus Transbaikalien, am Rand der Gobi . . . Bin Neunzehnhundertfünfzehner, aus Kurland, Fähnrich, preußischer Dragoner übrigens . . . Unterwegs schnappte man mich —«

»Das kommt vor!« meint der Berliner.

»Wie Pfingsten nach Ostern!« sagt der Kürassier in seiner langsamen Art.

»Jetzt hieß es: Eintreten oder Katorga! Sie sind nämlich scharf auf deutsche Offiziere, müßt ihr wissen . . . Was blieb mir also übrig?«

»Klar«, sagt der Berliner.

»Ja, wer nicht fortgeht, kommt nicht heim!« sagt der Kürassier.

»Hätte ich auch gemacht, verflucht nochmal . . .« sagt der Friseur.

Wir schweigen etwas, das Feuer lodert, ich ziehe Zigaretten heraus.

»Teilt sie euch, Kameraden!« sage ich leise, fast schamhaft. Der Berliner teilt sie aus, der lange Kürassier, der Rübezahl gleicht, holt mit bloßen Fingern ein Stück Glut aus der Asche. Alles qualmt hingegeben. Einer seufzt vergessen. »Seit vier Monaten die erste!« sagt er leise.

»Wissen Sie nichts von Deutschland, Herr Fähnrich?« fragt ein kleiner Glatzkopf endlich, der oftmals hustet. Er muß aus dem Rheinland sein, der Sprache nach.

»Nicht mehr als ihr . . .«

»Mein Gott«, bricht Fleetmann aus, »bis wir heimkommen, haben sie den Krieg vergessen!«

»Ja«, sagt der Kürassier, »das ist das Gemeinste: alles ist längst vergessen, längst daheim — nur wir, nur wir . . .«

»Ist es nicht bald zu Ende, Herr Fähnrich?« fragt der Kleine weiter.

»Ich weiß nicht, Kinder. Niemand weiß es. Ich hoffe aber —«

»Ich glaube, wir erleben's nicht mehr!« meint der Berliner. Es klingt leichthin, aber man fühlt graue Schwere dahinter.

»Und wenn wir es trotzdem erleben sollten, sieht es vielleicht daheim nicht anders aus als hier!« flüstert der Kleine.

»Ausgeschlossen!« ruft der Berliner.

»Niemand weiß das . . .« sagt der Kürassier. »Ich aber meine auch, daß wir es nicht mehr wiederkennen. Nach dem Vertrag, nach dem Versailler Frieden . . .«

»Ja, Elsaß-Lothringen . . .«, knurrt der Berliner.

»Ach, Elsaß-Lothringen . . . Sollen sie nehmen, was französisch ist!« ruft Fleetmann heftig. »Aber Oberschlesien . . .«

»Ich bin aus Oberschlesien«, sagt der Kürassier, der lange Rübzahl. Seine Stimme heisert.

»Ja, das ist auch futsch . . .« meint der Berliner.

»Und Schleswig-Holstein wollen sie auch rauben, den Dänen geben«, sagt Fleetmann leise. »Ich bin von dort zu Haus, von Flensburg her . . . Und soll nun dänisch sein, wenn ich nach Hause komme? Nein, das verstehe ich nicht . . .«

»Und Westpreußen . . .« sagt einer dunkel.

»Mein Gott . . .«

»Leicht war das alles hier, bis zum Jahre achtzehn . . . Seitdem aber, seitdem wir wissen, daß alles . . . alles umsonst war . . .« sagt ein zweiter — dumpf, zerquält, hoffnungslos.

Alles schweigt jetzt. Das Feuer knistert, die Pferde stampfen. Im nahen Faulbaumbusch schluchzt eine Nachtigall.

Heute lockte General Kappell eine bolschewistische Brigade über die Bjelaja, brach mit der ganzen Reiterei aus einem Hinterhalt hervor, faßte ihre Mitte mit seinen Flügeln wie mit Scherenschenkeln. Die Roten liefen sinnlos in die Fluten, zwei Drittel ihrer Boote sanken durch Überlastung.

Kostja sitzt neben mir, streift mit der Rechten einen Blutfleck von der Feldrubaschka, schüttelt sich schauernd. »Oh, es ging höl-



lich her, Benjamin! Sie haben eine schwere Lektion bekommen, jawohl... Und dennoch, Lieber — man möchte verzweifeln! Wenn wir nicht bei den Kappellewschen ständen... Das II. Ufimsche Korps hat schon versagt, das III. ebenfalls... Das III. sollte von Süden kommen, das Uralsche war von Norden angesetzt — ein guter Plan des neuen Kommandierenden! Man hätte alle Roten aufgerieben... aber wieder warf sich ein Regiment der VI. Uralischen Division mitten im Kampf auf seine Offiziere, ging nach dem Morden mit revolutionären Liedern zu den Roten über! Es ist wie eine Krankheit, wie eine Seuche... Niemand im ganzen Heer ist mehr des Lebens sicher — außer wir Kappellewschen! Benjamin — ich sehe schwarz...«

»Und Ufa?« fragte ich.

»Du fragst noch? Ufa ist verloren...«

In unserer Nähe hat man ein provisorisches Flüchtlingslager aufgeschlagen. Der übereilte Rückzug hat eine Panik ausgelöst, die alles mit sich reißt. Tausende kleiner, elender Pferde stehen an den Rändern des Tales, Zehntausend Menschen liegen unter den Fuhrwerken. Auf dem Marsch überholen wir immer neue Kolonnen, die sich mit hochbepackten Wagen über die Steppe wälzen. Kälber springen mit aufgesteilten Schwänzen nebenher, blöken mit quäkendem Geschrei nach schlaffen Eutern, Fohlen traben mit steifen, hölzernen Füßen an den Seiten, wiehern zuweilen schmetternd nach ihren Müttern. Die kleinen Kinder laufen fast nackt umher, viele hocken auch auf den Wagen, die von Männern und Frauen geschoben werden, wenn sie im Morast der Straßen zu versinken drohen. Was wird dieses Heer tun, wenn der Winter kommt? Wenn der sibirische Winter sich vor sie stellt wie das Rote Meer einst vor die Juden? Wird es einen Gott geben, der sie trockenen Fußes hindurchführt...?

Bei der Umfassung an der Bjelaja fingen wir zwanzig Internationalisten. Vereniki kam zu mir und sagte, daß ein paar Deutsche unter ihnen seien. »Wenn du mit ihnen sprechen willst? Sie werden heute noch abgetan...«

Sie sind unserm Quartier gegenüber in einen kleinen Schuppen gepfercht. Vor der Tür stehen zwei Kosaken, mit offenen Waffenröcken, verschwitzt und müde. »Nun, laßt mich hinein, Brüder!« Sie treten unwirsch zur Seite, keiner grüßt mehr.

Im Halbdunkel, auf schmutzigem Boden, hocken zwanzig Menschen, sichtlich abgerissen, zum Teil verwundet. »Sind Deutsche unter euch?« frage ich deutsch. Ihr murmelndes Sprechen verstummt, ein kleiner, stämmiger Mensch steht auf, macht eine Handbewegung. »Ja, ich – und diese hier.«

Ich blicke von einem zum andern. Alle sehen aus, als ob sie plötzlich nüchtern geworden, aus einem Rausch erwacht wären.

»Wo sind Sie her?« frage ich den Kleinen, um über die peinige Stille hinwegzukommen.

»Aus Hamburg«, sagt er. »Schauermann . . .«

»Und warum tratet ihr in die Rote Armee ein? Es ist keine Vernehmung«, setzte ich hinzu. »Ich frage als Kamerad, als Deutscher . . .«

»Mein Gott . . .« Er schweigt etwas. »Nun«, sagt er dann, »Sie wissen vielleicht nicht, was wir erlebten. In den Gefangenenlagern . . . Was man erdulden mußte vom zaristischen Regime, von den weißen Offizieren, von den tschechischen Legionären . . . Und als die Bolschewiken kamen – Brot, Frieden, Freiheit – auch für uns, für uns vergessene Gefangene . . .«

»Wir wollten die Weltrevolution unterstützen!« fährt ein anderer fort, ein finsterer Mensch mit fanatischen Augen. »Wir wollten helfen, die Unterdrückung enden: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Wir wollten nicht zurückkehren in die alte Knechtschaft . . . Rußland wird das Proletariat aller Länder befreien – ihm muß man helfen!«

»Und was sollten wir auch zu Hause?« fragt ein dritter, mutiger geworden, dennoch leise. »Hier wird es bald keine Aussauger mehr geben. Alles wird gleich sein . . . In Deutschland aber . . . Es wird im alten Geleise weiterlaufen, wenn es den Spartakisten nicht gelingt, was den Bolschewisten hier gelang! Nein, schlimmer noch wird es werden als je zuvor . . . Denn wir werden zahlen müssen, Kriegsschulden zahlen, auf Generationen hinaus . . . Und wer zahlt – wer zahlt immer, wenn es irgend etwas zu zahlen gibt? Die arbeitende Klasse . . . Nein, was sollen wir zu Hause? Hier brauchten wir nicht zu zahlen . . .«

»Und warum mißhandeltet ihr eure Kameraden? Und eure Offiziere? In den Lagern?« frage ich hart. »Was haben sie euch getan? Was hat das mit dem Freiheitskampf zu tun?«

Der Kleine schweigt.

»Die Bolschewiken hetzten . . .« sagt der Lange.

»Und viele haben uns gepeinigt, durch ihre Strenge, durch das ewige Grüßen, vier Jahre lang . . .« murmelt der dritte.

Ich sehe hinaus. Verstehe ich sie? Es ist nicht schwer, wenn man selbst . . . »Und nun?« frage ich leise.

»Wissen Sie nicht, was mit uns geschieht?« fragt der Kleine. Er drängt sich an mich, seine Stimme zittert.

»Nein«, sage ich. »Aber ihr müßt euch auf das Schlimmste gefaßt machen! Denn ihr habt als Kriegsgefangene die Waffen erhoben . . .«

»Wenn wir nur nicht gemartert werden!« murmelt ein Verwundeter. Er hat einen schmutzigen Fußlappen um seine zerschossene Achsel gewickelt. »In Pensa hat man fünfzig Internationalisten zu Tode gepeitscht . . .«

»Nein«, sage ich rasch, »das braucht ihr nicht zu fürchten! Im übrigen aber . . .« Ich kann plötzlich ihre Augen nicht mehr sehen, ihre großen, fragenden, angstgeweiteten Augen. Sind es nicht Kameraden? Standen sie nicht einst an unserer Front mit mir in einer Linie? Ich breche ab, laufe jählings hinaus . . . Nein, ich bin kein Pfarrer, der sie vorm letzten Gange trösten könnte . . .

Im Quartier werfe ich mich auf den Ofen. Mein Gott, ist ihre Handlungsweise nicht verständlich? Man stellt mit großen Worten das Paradies vor sie hin, lockt sie in ihrem Hundeelend mit dem höchsten Himmel! »Kämpft mit uns und ihr werdet seiner teilhaftig! Was wollt ihr zu Haus? Zahlen? Bis an euer Lebensende Fronsklaven für den englischen oder französischen Kapitalismus sein? Ein besiegt, versklavtes Volk . . .? Ihr redet von der Heimat. Was Heimat — das ist was für Reiche, die Häuser, Erde, Felder haben . . . Wir Proletarier sind bei jedem Volk zu Haus — gleich arm, gleich unterdrückt, ob hier, ob dort . . .«

Aber warum taten es trotzdem so wenige? Warum reizte dieses Paradies nur solch kleine Zahl? Warum vermochten diese Bolschewisten nicht mehr zu sich hinüberziehen? Und warum verfallen ihnen zumeist nur Städter, Erdentwurzelte?

Ist uns am Ende ›Vaterland‹ mehr als alles andere? Und deutsche Knechtschaft mehr als russische Freiheit? Und deutsche Enge mehr als russische Weite? Und deutsche Heimat mehr als russisches Paradies? Trotz aller Lasten, aller schwarzen Zukunft . . .?

Plötzlich höre ich Getrappel, dann Petroffs Stimme: »Nur ruhig, Freundchen!« lacht er spöttisch. »Es ist gleich vorbei . . .«

»Nicht in den Kopf!« schreit einer auf. Es sind deutsche Worte,

es ist die Stimme des Kleinen aus Hamburg. »Nicht in den Kopf — bitte . . . bitte . . .«

Es knallt — dumpf, hölzern, berstend.

Ilja, der neben mir am Tisch Gedichte liest, hat sich bei Petroffs erstem Wort die Finger in die Ohren gebohrt. Oh, er weiß Bescheid . . . Seine Kinderlippen zucken, er sieht mich an wie ein gepeinigtes Tier. »Schon wieder, Fähnrich?« flüstert er zitternd.

Es knallt weiter — zweiundzwanzigmal.

Iljuschas Körper schüttelt sich, als ob er weine.

Das Endlose dieser Revolution führt zu seltsamen Gedanken. Es ist einem, als ob dies Wort allmählich alle Ekstase, alles Aufpeitschende verlöre. Wer sich das Empfinden, in einer wirklichen Revolution zu stehen, am längsten bewahrt, wird diesmal siegen. Hier haben die Roten einen großen Vorsprung: Sie revolutionieren ekstatisch, während die Weißen nur lymphatisch unterdrücken . . .

Wie aber soll ich diese Zeit ansehen? Diese gewaltigste Revolution unserer Weltgeschichte? Was aus ihr nehmen? Womit überwinden? Soll ich sie als Soldat, als Politiker oder als Intellektueller erleben? Ich glaube, ich habe nur eine Möglichkeit: Jeder soll das entwickeln, was in ihm am stärksten ist! Was ist in mir am stärksten, bei meiner Jugend? Das Menschliche . . .

Ja, ich will sie als Mensch ansehen, erleben, aufnehmen.

Das ist vielleicht in dieser Zeit, die von Soldaten, Politikern und Intellektuellen strotzt, auch am nötigsten.

Ufa, die alte Tatarenstadt, ist aufgegeben. Wenn man sie noch geräumt, ihr wertvolles Material gerettet hätte! Aber auf diese Art, obwohl man schon seit Tagen wußte . . .? Man erzählt sich wieder von einer Panik. Alles habe auf den Schultern Sakhawows gelegen. Wie aber kann ein einzelner Mann, und sei er genial, den Übergang der Nachhut über die Bjelaja veranlassen, eine neue Front hinter dem Fluß festsetzen, die gesamte Räumung Ufas organisieren — alles gleichzeitig?

Drei Tage vor dem Abzug stellte sich heraus, daß noch ein Dutzend Millionen Pud Getreide in der Stadt lagerte — während die Armee hungert! Man hätte die ganze Eisenbahn dafür gebraucht, auf dem Fluß war es so spät nicht mehr hinabzuschaffen, eine Woche früher wäre es noch gegangen . . . Muß man bei solchen Dingen nicht beim besten Willen an Sabotage, an unterirdische

Gegenwähler denken? Nein, bei voller Einigkeit sind solche Dinge unmöglich . . . Und mir wird immer klarer, daß irgendwo, vielleicht im Ministerium, vielleicht bei den Intendanten, geheime Zellen sitzen, mit Leuten angefüllt, die nicht am gleichen Strange ziehen, die nicht wollen, daß Kolttschak siegt. Und Tausende verbluten nutzlos . . .

Wir haben für Markoff einen jungen Balten bekommen, Achaz von der Recke, hager, baumlang, mit überfeinerten Gelenken, unbeweglichem Gesichtsausdruck, auffällig rollendem Zungen-R. Recke steht schon seit vierzehn an der Front. Er hat seit zwei Jahren nichts mehr von seinen Angehörigen gehört. Sind sie erschlagen oder leben sie noch auf dem Gut im Baltikum, in dessen Park Thorwaldsens Marmorwerke stehen, in dessen Schloß van de Velde's Wasserstücke hängen?

Es gibt keine Post. Es gibt wohl etwas aus dem nahen Hinterland, aber dort lebt niemand, den man liebt. Die meisten Offiziere wissen nicht einmal, wo ihre Angehörigen stecken — Vater und Mutter, Bruder und Schwester. Wenn ich an unsere Front denke, damals in Kurland . . . Mit welcher Pünktlichkeit funktionierte unsere Feldpost! Hier kämpft man monatelang ohne Nachricht, ohne Ansporn, ohne Trost. Sind das nicht alles Dinge, die das Heldentum der weißen Kämpfer ver Hundertfachen?

Ob mein Vater noch lebt? Oder ob die Revolution auch ihn hinwegnahm? Auf den Kriegsschiffen sei sie zuerst ausgebrochen. In Kiel, in meinem Kinderland . . .

Wir haben Vereniki vier Tage nicht gesehen. Petroff führte statt seiner die Abteilung. Alles ging grob und un gelenk, alles rieb sich plötzlich, was vorher lautlos glitt. Heute kam der Kapitän zurück — erregt, zerwühlt. »Wißt ihr das Neueste?« fragte er statt jeder Begrüßung, warf seine Papacha in eine Ecke, schritt klirrend auf und ab.

»Kein Bedürfnis!« knurrt Petroff. »Haben am Alten noch genug!« Vereniki sieht ihm kurz ins Gesicht. »Ich gehe also in den Stab«, sagt er dann. »Will doch einmal sehen, ob dieser Schweinerei in Ufa mit keinem Mittel abzu helfen ist. Nun, drücke mich hinein, kenne einen Adjutanten dort, setze mich irgendwo, als ob ich dort zu schreiben hätte, mit allem Recht . . . Plötzlich kommt Sakharow herein, mit ihm zwei Kapitäne der französischen Intervention. Blit-

zende Uniformen, schneeweiße Kragen, lohgelbes Riemenzeug — wie aus dem Schächtelchen!

›Man hat mir heute morgen mitgeteilt, daß auf dem Bahnhof eine Ihrer Batterien steht,‹ sagt General Sakharow. ›Uns fehlt es überall an Artillerie... Sie können Ufa damit retten, meine Herren!‹ Ich spitze meine Ohren wie ein Hase. Einer macht eine klirrende Verbeugung. ›O, mon général, certainement! Es wird uns eine Freude sein — unsere Leute wünschen schon lange...‹ ›Dann bitte diese Batterie augenblicklich für meine XI. Division einspannen zu lassen!‹ ruft Sakharow erregt. Jetzt hebt der andere mit einer Kopfbewegung seine Hand — nun, wie ein Kaufmann, wißt ihr, der im Preis herunter soll und sich mit Schleim im Maul dagegen wehrt! ›Gewiß, gewiß — nur müssen wir noch rasch beim General Janin anfragen...‹ ›Schön, der Draht steht zur Verfügung,‹ sagt Sakharow ahnungslos, ›ich bitte aber zu bedenken, daß ich die Batterie noch heute haben muß! Sie kann uns Ufa retten, Tausende von Verwundeten, zwölf Millionen Pud Getreide!‹ ›Sie können sicher damit rechnen — es ist nur Formsache!‹ lächelt der erste.«

Vereniki hält inne, schnauft laut auf. Sein derbes Gesicht mit den fleischigen Wangen ist übernächtig. »Nun gut, ich gehe, schaue sie mir an, die Batterie. Neben ihr steht eine Kolonne von Lastautomobilen, unsere beste und wichtigste, die man zurückließ, um die Geschütze der Division möglichst rasch nachbringen zu können. Ein alter Hauptmann steht bei den Chauffeuren, tritt vor Erregung von einem Bein aufs andere. ›Ihr müßt wie die Teufel fahren!‹ sagt er ein dutzendmal, fährt mit den Händen streichelnd über die blauen Rohre — auch so ein Narr, der alles glaubte! Abends also gehe ich wieder hinein, frage den Adjutanten nach dem Stand der Sache. ›Eben waren sie da,‹ sagt er grimmig. ›Denken Sie sich, mon général, wir haben noch keine Antwort! Wir verstehen nicht...‹ ›Und das sollen wir glauben?‹ fuhr ich auf. ›Still, still!‹ sagte er, ›um Gottes willen...‹ Abends ließ Sakharow sie zum drittenmal rufen. Sie brachen sich vor Mitleid fast das Rückgrat, die beiden Kapitäne. ›Wir sind untröstlich, mon général, verstehen es beide nicht... General Janin ist nicht auffindbar, sein Stabschef wagt die Verantwortung nicht zu übernehmen... Wir hoffen aber, daß bis morgen...‹ «

Vereniki spuckt aus. »Nun, es wurde Morgen«, sagte er dann. »Es wurde sogar Mittag und wieder Abend...«

»Und Janins Antwort kam nicht, wie?« fragt Saburoff betont.

»Nein, kam bis heute nicht!«

»Und Ufa ging verloren . . .« murmelt Kostja.

»Und unsere Lastautomobile?« bricht Petroff aus. »Die fehlten auch! Oh, diese Schweine, hätten sie nicht gleich sagen können —«  
»Aber erlauben Sie Essaul«, fällt Ilja ein. »Es ist gut möglich, daß sie guten Glaubens und besten Willens waren, daß man nur in Omsk —«

»Oui«, sagt Urussoff. »Wenn ich an unsere Zeit bei Denikin denke . . . Dort war es auch so . . . Alle schämten sich zuletzt . . . Ob sie nun Engländer oder Franzosen hießen . . .«

Seit ein paar Tagen liegt unser Quartier in einem Schloß. Es ist das erste russische Schloß, das ich betrete. Der Besitzer, irgendein Fürst, ist bei der Kerenski-Revolution ins Ausland gegangen. »Was schert ihn Rußland?« sagte Kostja bissig, trat mit dem Sporn in einen Spiegel, daß er zerklirrte. »Sein Geld wird auf der englischen Bank liegen . . .«

Wenn man aus den Dörfern und Katen, in denen wir die letzten Wochen zubrachten, plötzlich in ein solches Schloß kommt, wird einem die russische Revolution klarer als aus hundert Büchern und Gesprächen. Diese fast orientalische Anhäufung maßloser Pracht gegenüber der elendsten Armut der Volksmasse konnte nicht für immer bestehenbleiben. Einmal mußte die Stunde kommen . . .

Als ich mit Ilja durch das dazugehörige Dorf ging, sein unglaubliches Elend, seinen knietiefen Schmutz sah, seufzte ich unwillkürlich. »Du seufzt . . .« sagte Ilja. »Das ist gut, andere rümpfen nur die Nase . . . Aber sag' selbst: Können bei uns denn andere Menschen wachsen? In unserer Kälte, in unserem Schmutz? Unter einer Kirche, die versklavtes Staatsmittel ist, um die Verdummung aufrechtzuerhalten? Auf kargem Boden wachsen Disteln! Aber wenn man daran denkt, was daraus zu machen wäre . . . Und sieht, daß es bisher niemand reizte! Niemand reizte, in dieses ungeheure Land hineinzugreifen, wie in klares Gold . . . Sieh, dort ist jungfräuliche Steppe, dort ist gewaltiger Urwald . . . Dort sind Erzberge, deren Reichtum blitzend an der Oberfläche liegt, dort wieder geht ein Bauer mit seinem Wagen, um ihn sich voll Kohlen zu laden . . . Er braucht sie nur vom Boden aufzusammeln, denn sie liegen zutage, in ungeheurem Überfluß, wie alles hier . . . Dazu die Flüsse, grenzenlosen Fischreichtum, Milliarden Pferdekräfte enthaltend — so viel, glaube ich, daß man die ganze Erde damit elektrifizieren

könnte! Dazu die Menschen selber, gut, willig, stark, bescheiden . . . Und dennoch verhungern jährlich ein paar hunderttausend . . . Ist das nicht zum Verzweifeln? Und mit diesem Lande ist man so umgegangen unter dem letzten Zaren? Und dieses Land, das so groß ist wie ganz Europa und Amerika zusammen, das sollen wir den Bolschewisten überlassen? Dies schönste Land der Erde, dies größte Land der Erde, dies reichste Land der Erde . . .«

»Ruhig, Iljuscha! Ruhig, Lieber!« sagte ich bedrängt.

Er riß sich los, ging schluchzend fort.

Als wir heute vom Erkundungsritt kamen, hörten wir im Hause jemand toben. »Tschort Germanski!« schrie eine Stimme. »Wurstfresser, Satansbraten, Faulbär!« Seydlitz schob die Zähne vor, ging rasch hinein. Ich warf die Zügel Pjotr zu, eilte ihm nach.

»Das ist Petroff!« hörte ich Kostja murmeln.

Als wir ins Zimmer treten, steht Petroff schwankend am Tisch. Mit offenem Waffenrock, unterlaufenen Augen, in der Faust die Nagaika. In einer Ecke, die Hände vorm Gesicht, lehnt Fleetmann. Durch seine Finger sickert Blut. Er wimmert unterdrückt.

»Was haben Sie getan, Essaul?« fragt Seydlitz hämmernd.

»Leck dein eigenes Maul!« murmelt Petroff störrisch.

»Sie sind geschlagen worden, Fleetmann?« fragt Seydlitz weiter, tritt mit zwei Schritten auf ihn zu, zieht ihm die dünnen Hände vom Gesicht.

»Herrgott!« entfährt es mir. Es ist zerschnitten, mit Blut besudelt.

»Rittmeister Petroff, sagt Seydlitz stählern, »wenn Sie noch einmal einen Kriegsgefangenen schlagen, werfe ich Ihnen meinen Degen vor die Füße – haben Sie verstanden?«

Petroff stößt auf. »Geht doch . . . Ihr Schweine alle miteinander . . . Popensöhne, Gelbschnäbel, Rotznasen . . . Daß euch der Bauch zerplatze . . .«

Inzwischen sind die anderen gekommen – Kostja, die Brüder, Ilja, Recke. Als letzter tritt Vereniki ein, bleibt auf der Schwelle stehen. »Was geht hier vor, Seydlitz?«

Seydlitz meldet – knapp, sachlich, militärisch. »Ich bitte, uns in das nächste Kriegsgefangenenlager zu entlassen!« setzt er hinzu.

Verenikis Augen flackern. »Petroff – hierher!« sagt er nur.

»Geh zum Teufel!« murmelt Petroff vor sich hin.

Vereniki flammt auf. »Was? Du willst dich stemmen? Du be-



trunkenes Tier? Willst mir die besten Offiziere verjagen? Eher gehst du . . .«

Petroff wird nüchtern. »Nun, was ist das . . .?« brummt er erwachend. »Nicht so heftig, Kapitän! Daß ihr einen Igel gebärtet! Nicht zu begreifen . . .«

Vereniki räuspert sich. »Geht hinaus — nur ihr vier bleibt!« Er wartet eine Weile, bis wir allein sind. »So, nun entschuldige dich bei den Deutschen — vorwärts! Sag, daß du zu elend bist, um ihnen die Füße zu küssen, daß du ein Schlauch bist, ein betrunkenener . . .«

Petroff stößt sich vom Tisch ab, kommt schwankend näher. »Nun ja . . . nur langsam . . .« stottert er. »Was soll ich? Wie? Entschuldigen . . . Werde alles tun . . .« Er wirft die Peitsche fort, schiebt sich auf Fleetmann zu »Nun, Bruder«, murmelt er, »sieh her . . . komm, sei nicht böse — war nur ein Scherz, verstehst du . . . Gottesmensch . . .«

Ehe wir begreifen, was jetzt kommen wird, hat er sein Fläschchen aus dem Waffenrock gezogen, hält es Fleetmann bittend vor den Mund. »Komm, Brüderchen . . . Nimm ein Versöhnungsschlückchen . . .« sagt er befreit.

Seydlitz macht kurz kehrt, blickt angestrengt fort. Ich sehe von der Seite her, daß seine Lippen sich zu einem Lächeln biegen.

In Verenikis Gesicht schießt dunkle Röte. Er schüttelt den Kopf, seufzt hörbar auf, geht eilig hinaus.

Väterchen Luka wird immer kränker. Ist es ein Wunder, wenn er alles Essen zu den Verwundeten trägt? Von seiner kargen Nahrung, die ohnedies kaum zur Erhaltung reicht, fast nichts für sich behält? Als er gestern in der Nachbardivision eine Ansprache hielt, faßte ihn mitten im Sprechen ein derartiger Hustenanfall, daß er eine Weile ohne Besinnung liegenblieb.

»Brüder«, sagte er etwa, »wir stehen jetzt zum großen Abwehrkampf vereint, vom Fürsten bis zum Bauern! Warum ist diese Einigung so spät gekommen? Hätte sie schon der erste bolschewistische Umsturz gebracht, stände es heute anders um unser Rußland! Aber unsere Bürgerrevolution im März war ohnmächtig — weil unser größter Teil kernfaul war, wehte es uns hinweg. Daß dieses kommen mußte, sagten euch die Besten unseres Volkes oft, doch alles praßte ungebärdig weiter — praßt heute noch, wo Gottes Finger schon an unsere Fenster pocht! — Aber sagte Trotzki

nicht selbst: Wir sind für dieses Volk zu nüchtern . . . Aus diesem Wort blüht meine Hoffnung: er geht am eignen Gift zugrunde! Der Mann des Volkes, unseres Volkes spricht: Wer nicht liebt, was wir verehren, wer verspottet, was wir anbeten — der ist uns fremd! So ist der Bolschewismus trotz aller Deutungen ein fremdes Reis, das niemals Saft aus unserm Mark empfangen wird. Er ist nur aus dem kranken Blut von hundert irrenden Fanatikern erblüht und wird durch sich selbst verdorren. Drum kämpft und wachet und bereitet euch, in einem neuen, reinen, ehrlichen Reich . . .«

Hier brach er ab, fiel er zusammen. Auf seinen Lippen zeigte sich helles Blut, seine Stirn tropfte von eisigem Schweiß. Der Divisionsadjutant ließ auf Verenikis Bitte einen Wagen anspannen. Er wird nicht oft mehr sprechen, fürchte ich . . .

Heute wurde wieder erbittert gekämpft. Während der ganzen Zeit lag in unserer Nähe, halb auf einen Toten gestützt, ein alter Hauptmann, der mit febrigen Augen die Schwarmlinie seiner Infanteristen verfolgte. Er hatte zwei schwere Brustschüsse und wird bald sterben — es könnte ihm wirklich gleichgültig sein, ob seine Leute flüchten oder siegen. Aber er ist einer jener Offiziere, die es mit ihrem Blut, mit ihrem ganzen Wesen sind, denen der eigene Tod tatsächlich gleichgültiger ist als Sieg oder Niederlage ihrer Kompanie.

Abends ritten wir durch ein Kornfeld. Unsere ausgehungerten Pferde wollten sich niederwerfen, rissen derart an den Zügeln, daß uns die Arme erlahmten. Wenn wir sie doch fressen lassen dürften! Aber sie würden alle an Kolik verenden . . . Ach, daß sie nicht verstehen, warum sie es nicht dürfen! Muß diesen hinfalligen Tieren unsere Weigerung nicht als bestialische Quälerei erscheinen . . .?

Von der Recke, der Ersatzmann Markoffs, mit dem rollenden Errr, hat mir heute von der Heimat erzählt. »Wir hätten wirklich keinerlei Ursache, für eine Wiederkehr des Zaren zu kämpfen«, sagte er bitter. »Denn was man uns während des Krieges antat . . . Während wir an der Front standen, ehrlich und aufrichtig der Regierung dienten, obwohl wir zehnmal eher zu den Deutschen gehörten, schickte man unsere Väter und Mütter nach Sibirien — aus Furcht, daß sie auf die Seite der Deutschen treten könnten! Was man auf seinen Gütern ließ, schikanierte man bis zur Verzweiflung . . . Quartierten sich russische Truppen in ein baltisches

Gut, gingen sie damit um, als ob sie in Feindesland wären... Dabei hat sich niemals einer von uns etwas zuschulden kommen lassen, siegte unser germanisches Pflichtgefühl gegen alle Stürme unserer Herzen...«

»Nun«, schloß er rollend, »ich wäre auch sicher nicht in dieser Armee, die uns das vierjährige Opfern mit Undank lohnte, wenn es nicht gegen den Bolschewismus ginge. Mit diesem aber, wissen Sie, habe ich eine besondere Rechnung...«

»Ich hörte es«, sagte ich.

»So... ja... Zwei Brüder und eine Schwester waren bei diesem Zuge! Das ist gut für Sie zu wissen, dachte ich mir. — Falls Sie einmal sehen sollten, daß ich kein Mitleid mit den Roten kenne...«

Endlich ist Gayda vormarschiert. Glasow wurde im ersten Sturm genommen. Wenn es ihm gelingt, auf Moskau zu rücken, bekommen wir Luft. Admiral Koltschak hat ihn zur Belohnung für diesen Sieg zum Oberstkommandierenden aller weißen Ostarmeen gemacht. Es geschah wohl auf Betreiben der Alliierten und Es-Er, die Gayda nahestehen und ihn protegieren. Aber dieser Nutzen wird durch die Verbitterung aller russischen Offiziere reichlich aufgewogen. Seine neue Beförderung wirkte wie ein Stich in ein Wespennest — alles ist empört. Haben wir nicht russische Generale genug? heißt es überall. Muß dieser hergelaufene Drogistenlehrling uns kommandieren?

Zum Unglück hat Gayda am Tage seiner Thronbesteigung einen Aufruf erlassen, der zwischen den Zeilen alle Schuld an der mißglückten Offensive den russischen Offizieren zuschiebt. Er mag nicht gänzlich unrecht damit haben. Vor allem damit nicht, daß die Höheren zu weit hinter den ersten Linien lägen... Es ist der größte Fehler, daß die Weißen dem Feinde immer wieder einen regelrechten Frontkrieg aufzwingen wollen, mit Riesenstäben, weitschweifigen Etappen, kurz allem, was für den modernen Krieg typisch ist. Wenn sie den Roten mit gleicher Waffe begegnen, ihre tausend Partisanenabteilungen, ihren echten Kleinkrieg auf gleiche Art parieren würden, stände es sicher besser um ihre Sache.

Der Schluß seines Aufrufs lautet, daß er alle Führer fliehender Abteilungen erschießen lassen werde. Mein Gott, das ist sinnlos — hat er nie von der Abteilung Schewtschenko gehört? Und daß ihr Tun seitdem alltäglich wurde? Wohl gibt es viele Drückeberger —

wer leugnet das? Wenn es keine gäbe, hätten wir längst gesiegt! Aber unsere Verenikis, Kostjas, Urusoffs, Saburoffs, Markoffs, Reckes, Iljas — all diese echten Helden, die gegen Schwierigkeiten kämpfen müssen, wie sie noch niemals Offiziere hatten? Und dennoch vorne sind? Unablässig, ohne jede Atempause?

Mir scheint, er liegt selbst zu weit hinter der ersten Linie, der General Gayda . .

Vereniki hat vor vierzehn Tagen einen Mann gefangen, hinter dem wir einen berüchtigten Spion vermuten. Nachdem er alles leugnete, beschloß man, ihn so lange mitzuführen, bis sich seine Schuld oder Unschuld auf irgendeine Weise herausstellen würde. Gestern kamen wir nun auf dem weiteren Rückzug in die Nähe seines durch Steckbriefe bekannten Heimatortes.

»Kommen Sie, Dodanoff«, sagte Petroff gegen Mittag, »wollen mit dem Mann hinüberreiten, mal etwas schnüffeln, ob wir's nicht feststellen können . . .« Ich lief zu Vereniki, sagte es ihm. »Dürfen wir beide mit, Kapitän? Seydlitz und ich?« Vereniki sah mich forschend an — er braucht nur meine Augen anzusehen, um alles von mir zu wissen. »Ich verstehe«, sagte er kurz. »Ja, reitet mit.« Dodanoff band den Mann an seinen Bügel, zog ihm zuweilen eins mit der Peitsche über. »Lassen Sie das bitte — in meinem Beisein!« sagte Seydlitz endlich mit offener Schärfe. Petroff mischte sich nicht ein, hing faul in seinem Sattel, grübelte anscheinend angestrengt.

Im Dorf stellte sich heraus, daß alle Einwohner zu Felde waren. »Sie haben Angst, daß wir das ganze Dorf für diesen Lumpen leiden lassen könnten!« lachte Petroff. »Es wäre nicht das erste mal!« murmelte Seydlitz. »Nun, geht hinein und wartet dort!« fuhr Petroff fort. »Ich komme bald zurück, will einmal schnupfern . . .«

Seydlitz führte den Mann, einen jungen, flachschöpfigen, intelligent aussehenden Bauern namens Bjerodoff, in das Zimmer. Dodanoff kaute eine Weile auf seinen Fingerkuppen, folgte ihm dann mißtrauisch. Ich blieb draußen, band die Pferde an, setzte mich auf eine Bank. Das Land lag voller Sonne, in der Ferne wogte reifes Korn. Ich öffnete die Rubaschka, ließ mir die Sonne auf die Brust scheinen, lockerte den Tieren die Sattelgurte, gab meinem Bärenatzer zwei Hände Gras. Um mich herum war alles bescheiden und beglückt. Als ob seit hundert Jahren kein Krieg gewesen wäre.

Nach einer Weile sehe ich den Essaul die Dorfstraße heraufkommen. An seiner Hand läuft plappernd ein kleines Mädchen, fünfjährig, flachschöpfig. Ich stehe auf, gehe ihm entgegen. »Nun, Rittmeister?«

Petroff lacht spöttisch. »Ich suchte vergeblich, alles ist auf dem Felde. Endlich fand ich ein paar Kinder vom Dorf, beim Sandspielen... Hörst, fragte ich, ist vielleicht ein Kind vom Bauern Bjerodoff unter euch? Ja, riefen sie, jaja — das Mädchen dort, die kleine Blonde...«

Ich bekam Herzklopfen. »Und...?«

»Und?« lacht er brutal. Nun werde ich die beiden konfrontieren! Und wenn es seine Tochter ist, wenn es nur einmal »Vater« sagt...«

»Petroff...« sage ich bittend.

»Dodanoff!« ruft er laut.

»Petroff...« wiederhole ich, »nicht auf diese Art...«

»Bist du verrückt? Hast du vergessen, daß dieser Hund durch seine Agitation mindestens dreißig Offiziere ums Leben brachte? Weg da — hier, Dodanoff, halte dies Mädchen, bis ich rufe...« Dodanoff spuckt einen abgekauten Nagel aus, läßt sein scheppendes Gelächter hören. »Aha... verstehe...« sagt er nur.

Ich folge Petroff auf dem Fuß ins Zimmer. Der Gefangene lehnt nichtsahnend, unbegreiflich stoisch an der Wand. Sein kluges Gesicht scheint völlig ruhig. »Macht, was ihr wollt!« steht in seinen Augen. Sie sind hellblau, wie die des Kindes.

»Du bist Bjerodoff« fragt Petroff heiser.

»Ich bin es nicht.«

»Du heißt nicht Iwan Bjerodoff und wohnst auch nicht in diesem Dorf?«

»Nein.«

»Höre, ich habe ein Mittel in der Hand, das dich in drei Sekunden überführt! Erspare uns das...«

»Wollt ihr mich foltern?«

»Nein«, sagt Petroff, wartet etwas, setzt verschmitzt hinzu: »Doch foltern — du hast ganz recht!« Er wendet sich zur Tür: »Dodanoff — komm!«

Der schlanke Mann sieht ruhig auf die Tür. Ach, meine Frau ist klug! denkt er vielleicht. Und wenn sie meinen, daß sie mich damit... Petroff tritt neben ihn, sein Blick wird nadelspitz. Seydlitz sieht mich verwundert an. Ich mache eine hilfeschekende Bewegung.

Die Tür geht auf, Dodanoff kommt herein. Er schiebt das scheue Mädchen mit ungelinken Händen vor sich her, stellt es am Ende dicht vor den blonden Menschen, zeigt vor Erregung alle seine schlechten Zähne.

Welch eine Stille! Vorm Hause schnaubt der Bärenatzer, am Fenster schilpt ein kleiner Vogel . . . Unsere Augen saugen sich in das Gesicht des Mannes, umfassen jeden seiner Züge wie mit Klammern . . . Er regt sich nicht. Die Lippen schmal, die Augen halbgeöffnet, sieht er mit Gleichmut auf das Kind, auf seinen blonden Schopf. »Er ist es nicht, kann es nicht sein!« denke ich erleichtert.

Im gleichen Augenblick sehe ich das Kind aus seiner ersten Ängstlichkeit erwachen, die runden Ärmchen breiten, mit raschen Beinen vorwärtslaufen.

»Vater!« jauchzt es.

Der blonde Mensch knickt in die Knie, als habe er einen Axthieb in den Nacken bekommen. Im ersten Ansturm krampfen sich seine Hände, als ob er diesen kleinen Hals erwürgen wolle — dann löst sich seine Starrheit, greifen seine Arme zärtlich nach dem kleinen Leib, heben sie ihn mit kosender Bewegung an die Brust.

»Seelchen . . .« höre ich ihn.

Das kleine Mädchen plappert wie entsiegelt. »Ach, warum weinst du, Vater? Freust du dich nicht . . .? Du warst so lange fort . . . Ach, Mutter wird sich freuen . . .«

»Schieß, Dodanoff, schieß doch!« brüllt Petroff auf.

Seydlitz erwacht, tritt vor. »Petroff!« sagt er fest. »Nein, Petroff, höre . . . das darfst du nicht!« Er greift nach seinen Händen, die nach dem Revolver suchen. »Es schieße niemand!« ruft er drohend.

Das kleine Mädchen hört uns nicht. Es plappert weiter, immer fröhlicher, immer befreiter. »Willst du jetzt mit zur Mutter gehen? Sie wartet schon und wird voll Freude sein, wenn sie erfährt, daß ich dich fand, ich ganz allein . . .«

Was ist mit Petroff, unserm wilden Hunnen, unserm vertierten Trunkenbold? Sieht er nicht aus, als ob er Hilfe suche, als ob . . . »Petroff«, sagt Seydlitz, »hast du nicht auch eine Tochter . . .?«

Petroff windet sich. »Nein!« brüllt er. »Nein! Nicht . . .«

»Und wenn auch nicht — wir wollen Menschen bleiben! Sieh, Petroff, dieser Mann ist niemals schlecht — würde er sonst sein Kind . . .«

Petroff stampft auf. »Dreißig Offiziere«, schreit er hilflos. »Dreißig Offiziere . . .«

Mein Gott, wie soll man ihm . . . ? Da fällt mir ein, was Rettung wäre: Ich trete auf ihn zu, lege ihm den Arm um den Nacken. »Was glaubst du, Petroff«, sage ich hämmernd, »würde in diesem Augenblick – wohl Kolttschak tun?«

Petroffs stierischer Körper knickt ein.

»Sag ihm, sag ihm, Benjamin«, schreit er entlastet, »daß er sich meiner wegen . . . zum Teufel scheren soll . . .«

Und läuft hinaus. Und wirft sich in den Sattel. Und jagt davon, als ob er seine Güte fürchte.

Heute äußerte sich ein Offizier über die Hilfe der Alliierten in dieser Art: »Der Weltkrieg ist überraschend zu Ende gegangen – wohin sollte man plötzlich mit dem riesigen Material? Man mußte es loswerden, im übrigen vermeiden, daß die Munitionsfabrikanten ihre schönen Geschäfte Hals über Kopf stilllegen brauchten! Aber was taten Zahnbürsten, Schleifriemen, Fußbälle bei diesen Lieferungen, die Rußland mit teurem Geld bezahlen mußte? Sind das Angriffswaffen? War das nötig? Denn auch diese Dinge befanden sich in großen Mengen unter den Kriegshilfslieferungen . . . Nun, das ist vielleicht noch zu verstehen, es war einfach altes Heeresgut – also fort damit! Wie aber kommt es, daß viele von den Engländern an die Westarmee gelieferte Geschütze schlechte Verschlüsse haben? Sollte es doch wahr sein, daß ihnen auch Judenitsch zu reaktionär ist, sich auch hier wieder Politiker und Heereslieferanten gegenseitig bekämpfen? Die Industriellen Geschütze schicken, damit ihr in Rußland liegendes Geld gerettet werde, die Politiker sie aber auf dem Weg zur Front unbrauchbar machen lassen, damit der große Rivale in Asien nicht zu Siege komme?

Von Kolttschak erzählt man sich wieder, daß kürzlich ein hochgestellter Zivillist bei ihm gewesen sei, um ihn zur uneingeschränkten Annahme der alliierten Hilfsbedingungen zu bewegen. »Admiral«, habe er besagt, »warum kommt die Anerkennung der Alliierten nicht? Warum vertrösten sie uns Tag für Tag damit? Warum halfen sie uns bis heute nicht wirksam? Weil wir ihre Wünsche nicht erfüllt haben! Willigen Sie ein, Exzellenz! Geben Sie ihnen die gewünschten Konzessionen! Gestehen Sie ihnen die Selbständigkeit der Randstaaten zu! Ohne die Zusicherung eines freien Litauen, Estland, Livland, Finnland helfen sie uns niemals!«

»Ich will Rußland nicht um diesen Preis verkaufen!« sei Kolttschak ausgebrochen. »Ist es nicht genug, daß ich ihnen seine kon-

stituierende Versammlung zusicherte? Freie Bestimmung des Volkes über seine zukünftige Staatsform? Jetzt dies noch . . . ? Soll ich als Rußlands Ausverkäufer in die Geschichte kommen?«

»Retten Sie das übrige!«

»Ich kann nicht . . .«

Wir ziehen unaufhaltsam rückwärts. Dem letzten Wall, dem Ural entgegen. Wenn ich unsere Heerschlange sehe, denke ich oft an einen Strom, der lange mit aller Kraft behütet und gedämmt, in einer Sturmnacht über seine Ufer brach, seitdem mit ungehemmten Wirbeln alles überschwemmt.

Unsere Kolonne zieht in der Nachhut, eine kleine, unmerkliche Abteilung im endlosen Heerzug. Jede Formation ist mit Flüchtlingen durchsetzt: kampfunfähigen Männern, verhärmten Frauen, wimmernden Kindern. Die mit allem möglichen Gerümpel vollgestopften Wagen mehren sich in einer Weise, die Ängste schafft. Einzelne Truppenteile zählen schon mehr Wagen als Soldaten. Viele bestehen nur noch aus den Offizieren.

An unserer Spitze, gleich hinter dem Troß eines unfürsigen Regiments, kleinen Panjewagen, auf denen Kinder schreien, neben denen Kälber blöken, reitet Vereniki, eine kurze, breite Masse auf schwerem Pferd. An seiner Seite Seydlitz, korrekt aufgerichtet, aber mit verbissenem Gesicht. Seit einiger Zeit ist es mir, als ob sein strenges, einst immer gleiches Offiziersgesicht, täglich verbissener werde.

Hinter ihnen kommt Recke, der in vielem Seydlitz gleicht: In seiner Bestimmtheit, seiner Zurückhaltung, seiner Willensstärke. Ihm folgen die Grafen, deren edle Krongestütler schon derart überanstrengt sind, daß sie sich gegen Abend meist nicht mehr auf den Füßen halten können. An ihren Schwänzen, einen halben Schritt zurück, immer einen halben Schritt zurück, stets eines Wunsches gewärtig, stets seine Augen auf ihrem Rücken, geht ihr alter Diener, der Kastellan. Kostja und Petroff reiten an den Seiten, Wachhunde, deren Polizistenblicken nichts entgeht. Wenn wir sie nicht hätten, würde man uns längst die Hälfte unserer Bagage gestohlen haben. Dodanoffs schlenkriige Gestalt mit den schlaffen, energie-losen Bewegungen sieht man selten. Er treibt sich meist mit einem kleinen Stab von Huren beim Troß von anderen Abteilungen herum.



Hinter den Wagen, einer langen, durch Stricke miteinander verbundenen Schlange, reiten unsere Meldereiter, ein paar schmutzige Kosaken mit kecken Haartollen, an ihrer Spitze Pjotr und Tschu-now, die beiden Malodjetze. Nach ihnen endlich kommen die Gefangenen, ein kleiner Zug zu vieren, zerlumpt, vom Durst gequält. Als erster der lange Kürassier aus Schlesien, der Sprichwortsman, als letzter der kleine Fleetmann, der Friseur aus Hamburg. Den Beschluß bilden Ilja und ich mit einer kleinen Kosakenwache. Wir reiten neben dem Bagagewagen, auf dem das Väterchen sitzt, das immer gern in unserer Nähe weilt. Seine Gestalt sinkt immer mehr zusammen, als ob sie täglich kleiner würde, sieht es aus.

Unsere Gefangenen sind zum größten Teil barfußig. Viele haben ihre zerfetzten Waffenröcke auf die Wagen gelegt, um leichter marschieren zu können. Man sieht durch ihre löcherigen Hemden die hageren Körper fleckenweise bronzen schimmern, vom wochenlangen Marsch in greller Sonne rötlich verbrannt. Ich höre sie selten miteinander sprechen, alle trotten stumpf dahin — immer weiter von der Heimat fort, immer weiter.

Heute morgen, als Ilja und Recke auf Requirierung ritten, drängte sich der kleine Fleetmann an mein Pferd. »Herr Fähnrich«, flüsterte er, »kann ich mich nicht etwas auf den letzten Wagen setzen? Nur eine halbe Stunde? Ich habe wunde Füße . . .«

In mir zog sich etwas zusammen. Seine Gestalt war eingeknickt, sein Rücken so gekrümmt, daß man meinte, er müsse jeden Augenblick zusammenfallen. Auf seinen Füßen quollen große Blasen, bei jedem Schritt zuckten seine Lippen. »Ich darf es nicht gestatten, Fleetmann!« sagte ich mühsam. »Gerade das ist streng verboten, zur Schonung der Pferde. Und wenn ein Offizier Sie sieht, schlägt er Sie herunter.«

Er senkt den Kopf, tritt wortlos weiter. Der Staub wölkt, die Sonne brennt. Mein Bärenatzer stampft mit seinen überbogenen Fesseln ohne Zeichen von Ermüdung. Ich sehe immer klarer, wie gut es war, daß ich Pjotrs Rat befolgte. Aber meine Freude ist klein — immer hinter den Kameraden reiten, sie mit jedem Blick sehen zu müssen, täglich müder, täglich ausgedorrter, täglich verhungertes . . .

Gegen Mittag kommt Fleetmann noch einmal. »Herr Fähnrich«, sagt er, »haben Sie nicht wenigstens etwas zu essen für mich? Eine Brotrinde oder so . . .? Etwas, was man ohnedies wegwerfen müßte . . .?«

Ich lege meine Hand auf seine Schulter. »Nein«, sage ich rauh, »nichts, Fleetmann. Haben ja selbst nichts gehabt, seit gestern . . . Aber Sie sollen mich nie wieder danach fragen — verstanden, Junge? Ich kann doch nicht helfen, mein Gott . . . Und bringe euch auch ohne Fragen alles, was ich habe . . .«

Scham ist in mir, fressende Peinigung. Ich strecke plötzlich meine Hand aus, um ihm über den Kopf zu fahren. Er fühlt die Hand, wirft seinen blassen Kopf zurück, sieht mich mit einem Augenausdruck an, der wie ein Stich durch meine Brust geht.

»Halt!« stoße ich aus. »Halt, Fleetmann!« Und springe auf die Erde und halte ihm den Bügel. »Komm, steig hinauf, bist alter Kavallerist, reite ein Stündchen! Ich laufe gern ein bißchen, ganz zum Vergnügen, weißt du . . . Und wozu soll mein Bärenatzer leer herumspazieren?«

»Nein, wir gehen zugrunde, Sie sollen sehen!« sagte Recke gestern. Sein ranker Körper, der immer aussieht, als ob er in einem Korsett stäke, zeigte keinerlei Ermüdung. »Kann es anders sein? Von oben bis unten — alles ist verrottet! Das Ministerium ist nur noch ein verknöchertes Skelett, ohne Leben, ohne Blut . . . Ist es nicht verrückt und lächerlich, in einem Kampf wie dem unseren sämtliche Ernennungen nach dem »Reglement des Dienstalters« vorzunehmen? Daß weder ein Talent, noch eine außerordentliche Arbeitskraft, noch eine Heldentat vorm Feinde eine Beförderung außer dem Eselstrott erreichen kann? Zum Henker, nicht der Durchschnitt wird uns retten, sondern jene, die um drei Nasenlängen größer als dieser Durchschnitt sind! Muß man nicht fast glauben, daß man nicht Rußland retten, eine neue, frische Zeit begründen will — sondern vor allem den alten Bürokratismus?«

Er kam auf Omsk zu sprechen, wo er sich zuletzt aufgehalten. Sein langes Gesicht mit der Hakennase, die wie übertrieben aussieht, verlor den Gleichmut. »Wenn man dort war, kann man noch weniger an einen Sieg glauben als hier an der Front!« sagte er. »Haben Sie dort nicht wahrhaftig die alten Kanzleien Petersburgs rekonstruiert? Samt ihrer Arbeitszeit? Um zehn Uhr fängt man an, um zwölf Uhr macht man Frühstückspause, um fünf Uhr macht man Schluß? Ist das nicht irrsinnig? Mir ist es ein Symptom . . . Dafür, daß unsere Leute noch nichts begriffen haben, immer noch glauben, es sei ein Scherz, ein Kinderspiel . . . Und unsere Herren Oberste und Generale? Wenn man ihnen keine Regimenter

oder Brigaden gibt, tun sie nicht mit . . . Herrgott, wo sind denn unsere Kompagnien und Schwadronen? Tun nicht Tausende von Offizieren Dienst als Gemeine? Wenn die nun auch sagen wollten: wir kämpfen nur unter unseren alten Bedingungen, in schönen Uniformen, auf edlen Pferden? Sie haben nichts als ein Gewehr, dazu den Tod vor Augen und — schweigen . . . Jene aber, die sich die Mäuler auseinanderreißen, sitzen Tag für Tag in warmen Zimmern und weißen Hemden! Ich sage Ihnen, Fähnrich: in unserer Etappe faulen so viel frische, wohlgenährte Leute, daß man ein neues Heer damit aufstellen könnte! Herrgott, mich ekelt's vor diesen Vaterlandsverteidigern, deren Patriotismus nur so lange vorhält, als sie morgens weiße Semmeln und frische Sahne haben . . .«

Wir sind im Ural angelangt. Gestern waren wir Nachhut. Unsere Abteilung lag als Ersatz einer abgekämpften Schwadron auf einer Kuppe im Umkreis Slatousts. Unter uns ging am grünen Hang eine Schützenkette vor. Ihre hageren Gestalten kletterten wie braune Mäuse an den Felsen nieder, lautlos und böse. In der klaren Luft stand hin und wieder eine lichte Schrapnellwolke, wie in das stille Blau hineingehext. Irgendwo auf einer Felsbastei ratterte mit heiserem Klaffen ein Maschinengewehr. Aus allen Bodenlöchern blitzte es, der Widerhall rollte mit vielfachem Echo auf und ab. Es klang, als ob er nirgends Ruhe fände, als ob ihn keine Schlucht behalten wolle und jede Wand ihn zornig weiterwürfe.

Hier muß es ungefähr gewesen sein, wo die ersten aus unserm Viehwaggon flohen. Die beiden Sachsen und der Berliner, auf meiner ersten Fahrt nach Sibirien! In jener Nacht, als Pod mich weckte: »Junker, es wollen ein paar türmen . . .« Jetzt ist der stille, feierliche Ural nicht mehr wiederzuerkennen. Überall kläfft und kracht es, überall laufen Soldaten und Flüchtlinge umher. Zuweilen jagen Wildrudel über Stock und Stein. Vielleicht meinen sie, daß ihnen alle Schüsse gelten? Vielleicht denken sie: Welch eine fürchterliche Treibjagd . . .

In einem schütterten Lärchenwäldchen sieht man die hellen Hauben weißer Schwestern. Sie kriechen mit Verbänden, Wasserflaschen und Patronenkästen von einer Felsbrüstung zur nächsten. Neben mir liegen ein paar Donkosaken, von den scharfen Splittern des stählernen Gesteins bis zur Unkenntlichkeit zerrissen. Unter mir

hockt ein alter Mann auf den Knien. Er wiegt sich wimmernd hin und her, hält sich mit blutbeschmierten Händen den Bauch. »Bauchschüsse sollen nicht gefährlich sein, wenn man einen leeren Magen hat!« geht es durch meinen Kopf. Und sind nicht alle Mägen leer? Seit vielen Tagen . . .?

Unsere Gesichter sind heiß vor Schweiß, unsere Augen in stehender Zähigkeit auf das Rückwärtsfluten der roten Sturmkolonnen gerichtet. »Nicht fortbringen, Schwesterchen! Nur irgendeinen Lappen um den Ellenbogen – dann geht es wieder!« ruft ein Kornett, ein blasses Milchgesicht, legt sein Gewehr auf einen Stein aus Silberquarz, läßt und feuert mit verbissenen Lippen weiter. Die Schwester, irgendeine kleine Gräfin mit einem hohen Titel, aus einem geräumten Schloß, läuft wieselflink dem nächsten zu, der nach ihr schreit. »Haltet euch nur, ihr Lieben!« höre ich sie sagen. »Bis heute abend nur . . .«

Nachmittags waren alle Leute des Maschinengewehrs unter uns gefallen. Kaum schwieg es, setzten die Roten zum Sturm an. Petroff schrie auf, sprang ohne jede Deckung hinab. Kostja folgte sofort, einen neuen Patronenkasten an die Brust gepreßt. Im nächsten Augenblick ratterte es wieder los. Ich beugte mich hinab, sah alle beide. Kostja kniete an den Gurten, Petroff bediente den Abzug. Reihenweise klappten die Stürmenden um, wie Klappscheiben auf dem Schießstand. »Aida . . . aida . . .« schrie Petroff jedesmal, wenn eine Reihe fiel. Es klang wie Jauchzen.

Perm, die Basis der Gaydaarmee, ist gefallen. Seine Fabriken, seine Flußflottillen – alles wurde kampflos übergeben. Dem Sieg von Glasow folgte ein furchtbarer Rückschlag. Man spricht davon, daß der erste Angriff der Roten Gaydas Heer völlig zerschlagen habe. Jetzt flute es mit einer Schnelligkeit zurück, die jene unserer Armeen noch übertrifft.

Kurze Zeit danach seien dem Regenten Briefe übergeben worden, aus denen eindeutig hervorgehe, daß Gayda seine Bajonette auf Omsk richten wolle, falls man ihm nicht das Oberste Kommando geben würde. Außerdem wurde festgestellt, daß er in seinem Ehrgeiz von Anfang an den Plan verfolgt hat, den Obersten Regenten zu stürzen, um den Kampf gegen die Bolschewiken als Beauftragter der Menschewiken allein zu führen. Armer Kolttschak! Er hat diesen Mann aus dem Nichts hervorgezogen, zu den höchsten Ämtern emporgehoben, ihm rückhaltlos vertraut!

Eben kommt die Nachricht, daß General Gayda des Obersten

Kommandos enthoben und zum gemeinen Soldaten degradiert ist. Er kam rasch hinauf — aber er stürzte noch rascher hinab.

Ich schrieb gerade die Ereignisse der letzten Tage nieder, als Vereniki und Seydlitz hinzukamen. »Du schreibst schon wieder, Benjamin?« fragte Vereniki lächelnd. »Ja, boschemoi — was schreibst du denn eigentlich immer?«

Seydlitz legte die Hand auf meine Schulter — er tat es noch niemals, solange wir beisammen sind. »Lassen Sie ihn schreiben, Kapitän!« sagte er ernst. »Er ist unser Chronist, schon seit vier Jahren... Und ist es nicht gut, daß einer diese Zeiten niederschreibt? Die Welt wird's einmal brauchen können, glaube ich...«

»Darf ich mal etwas lesen?« fragte Vereniki, plötzlich verfinstert. Ich wurde rot. »Nein... ich bitte Sie...«

»Lassen Sie ihn, Kapitän!« fiel Seydlitz ein. Seine langen Hände, die viel älter als sein Gesicht sind, klappten mein Buch zu. »Wir werden nicht besser in seinen Tagebüchern wegkommen, als wir sind, aber auch nicht schlechter — und mehr braucht man nicht, wie?« sagte er dann. »Oder wollen Sie mehr? Nun, sehen Sie, ich auch nicht... Vor allem aber: Er ist ehrlich... Und das ist selten in diesen Zeiten — ist wohl alles! Niemand von uns könnte Chronist sein, Sie nicht und ich nicht — niemand... Er aber steht im Grund diesem allen fern. Er ist nicht weiß, er ist nicht rot. Er ist nur Mensch, nichts weiter... Und die in diesem Heer nur Menschen sind, braucht unsere Nachwelt am nötigsten! Denn das Menschliche wird hier am leichtesten vergessen, wird hier am ehesten hinter alles andere gestellt...«

Er schwieg etwas. »Noch nicht zufrieden, Kapitän?« fragte er dann. Seine sichere Stimme, die immer nach etwas Metallischem klingt, steigerte sich unmerklich. »Ach, hören Sie, ich sage Ihnen offen: Ich sterbe ruhiger, wenn ich weiß, daß unser Leben durch ihn auf die Nachwelt kommt! Er wird warnen und Fäulnis zeigen und nichts verhüllen — aber auch unsere Härte und Reinheit und Begeisterung nicht vergessen! Er wird gerecht sein, Kapitän, glauben Sie mir, ich kenne ihn...«

Verenikis Backenknochen mahlten. »Nun, schreibe also, Chronist...« knurrte er endlich. »Und schreibe auch von mir, dem alten, grimmigen Hund, soviel du magst! Nur — nur vom Dodanoff brauchst du nicht alle Augenblicke reden... verstehst du, Junge? Man braucht nicht zu wissen, daß es auch solche Jämmerlinge bei uns gab...«

Seydlitz' Worte gingen mir lange im Kopf herum. Ja, ich kann diese Objektivität wohl nur aufbringen, weil ich vier Jahre lang Gefangener war. Denn durch die Gefangenschaft wurde unsere Haltung für das ganze Leben festgelegt! Und man wird uns für alle Zeiten an etwas Unbestimmbarem erkennen, wie man die Brüder eines Ordens an ihrem Gruß erkennt.

Und wenn ich sagen soll, was es denn ist, was uns Kriegsgefangene aller Welt vereinigt, so ist es dies: Wir haben wie keiner menschliche Größe und Kleinheit gesehen. Wir haben wie keiner gelernt, auf unser Menschentum stolz zu sein und uns dessen zu schämen. Wir haben wie keiner erkannt, zu welchen Bestialitäten Menschen fähig sind — und zu welchen gottnahen Großtaten! Wir haben unser eigenes und fremde Völker kennengelernt, wissen, wie weh sinnloses Leid tut, wie beglückend menschliches Gutsein ist. Unser Blick hat sich über die Geringfügigkeiten des Tages hinaus geweitet, wir haben das Kleine als klein, das Trennende als trennend, das Große aber als groß erkannt.

Und haben das alles gesehen, um vor dem einen zu warnen — das andere jedoch in aller Welt zu stärken!

Unser Kommandierender, Generalleutnant Sakharow, hat einen neuen Aufruf erlassen. Er erklärt darin, daß die weiß-russische Regierung nur die Rettung der Heimat, des Glaubens, des Volkes im Auge habe. Daß sie keiner politischen Partei angehöre, keinerlei persönliche Interessen verfolge, nichts erstrebe als das Wohl der Gesamtheit des Volkes.

Im Herzen Rußlands, im alten Moskau, werde nach dem Siege eine Volksvertretung einberufen, die allein das Recht habe, über die künftigen Geschicke Rußlands zu entscheiden. »Laßt den Mut nicht sinken«, schließt dieser Aufruf, »wir stehen nicht allein! Im Süden zieht General Denikin bereits auf Moskau, im Westen steht General Judenitsch vor Petrograd, im Norden General Miller vor Archangelsk. Haltet nur noch eine kurze Weile aus, denn unser Sieg ist nicht mehr fern . . .«

Ich fürchte nur, auch Sakharow trifft Koltshaks Schicksal: Man glaubt ihm nicht . . .

Die ganze Westarmee hat sich mit ihren letzten Kräften in den grünen Pässen des Urals festgebissen. Sie hockt gleich einem Wolf vor seiner Höhle, stützt ihren schwachen Rücken an die Felsen,

fletscht bei jedem Nahen rasend die Zähne. Die Roten laufen hundertmal vergeblich Sturm, jede Grotte ist eine flammenüberwölkte Felsenburg, jede Schlucht ein dampfender Höllenkessel, jeder Baum ein feuersprühender Verhau.

Wollen diese Uraltage niemals enden? Noch nie ersehnten wir die Abende, wie wir sie während dieser Zeit ersehnen. Und wenn es dämmt, das Geknatter einschlüft, allüberall milde Biwakfeuer aufwachen, fällt jedesmal eine Last von unseren Herzen.

Ja, diese Abende sind schön und gleichen vieles aus. Auf jeder Brüstung flammt ein Feuer, überall, wo hungrige Soldaten zusammenhocken, fliegen rote Funken. Es gleicht beinahe einer Bergillumination, läßt an eine friedensvolle Sonnwendfeier denken. Wenn wir frei sind, liegen auch wir mit aufgeknöpften Waffenröcken um ein Feuer, während Kostja mit einem weißgeputzten Tannenaast in einem großen Kessel steife Kascha rührt. Gestern hatten wir Ruhe, lagen alle beisammen. Zudem hatte Kostja einen fetten Bock geholt — wer weiß wo? Er briet ihn an einer Lanze, teilte ihn dann ehrlich aus. »Ach, Brüder«, rief er, »heute kamen sie wieder um keinen Schritt voran! Nun was . . . Wenn wir uns halten, müssen sie zuletzt verbluten! Es ist unmöglich, uns hier hinauszuerwerfen, wenn wir nicht von selbst gehen . . . Und schließlich werden sie einsehen, daß sie sich nur die Schädelchen einrennen! Jawohl . . .«

Fast alle stimmten zu. »Oui!« sagte Urussoff mit seiner schönen Stimme, die niemals laut wird. »Der Lanzer hat recht! Keine Sorgen mehr — wir halten aus! Das wäre doch des Teufels, wenn wir nicht einmal hier . . .«

»Certainement!« stimmte Saburoff zu.

»Ich fürchte nur Gaydas ehemalige, die Nordarmee!« meint Vereniki unvermittelt. »Wenn sie noch weiter rückwärts flutet, sich nicht gleich uns im Ural festsetzt, müssen auch wir zurück — trotz allem . . .«

»Man würde uns in wenigen Tagen in der Flanke fassen«, sagt Seydlitz sachlich.

Kostja lacht nur. Seine hellen Augen, die keinen Falsch kennen, laufen wieselflink herum. »Boschemoi — seht nicht schwarz! Sie wird sich halten, wie wir uns halten! Es gibt doch nichts Natürlicheres zur Verteidigung als diesen Ural! Nun was . . . Ein Regiment kann hier einem Armeekorps sagen: Halt und nicht weiter! Nein, wenn unsere Nordarmee auch dort nicht steht, hält man sie nirgends mehr — den alten Ural hat uns Gott geschenkt! Ja-

wohl . . .« Er sprach noch lange weiter, fand jedoch keine Unterstützung mehr. Allen war es, als ob sich mit den Worten Verenis ein schwarzer Schatten über uns gebreitet hätte.

Heute noch lagen Seydlitz und ich bei den Plennys. Hinter den Bäumen stand der Mond wie eine gelbe Lampe. Im Mittelpunkt unseres Zirkels brannte ein helles Feuer. Alles starrt mit Augen in seine Glut, die wie mit unsichtbaren Fäden an die Flammen geheftet sind.

»Hört, Kameraden, laßt uns mal eins singen!« ruft plötzlich Fritzke, der kecke Berliner. »Paßt auf, das könnt ihr alle . . .« Und er beginnt:

»In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad,  
die Liebste ist verschwunden, die dort gewohnt hat . . .«

Als zweites singen alle:

»Im schönsten Wiesengrunde  
steht meiner Heimat Haus . . .«

Die russischen Offiziere verstummen. Alle Köpfe drehen sich nach unserm Kreis. Auf den kleinen Fleetmann fällt das Licht des Feuers, flackert auf seinem hübschen Schnurrbärtchen, seinen immer noch gepflegten Koteletten. Er starrt mit überweiten Augen in die Ferne, hält seine dünnen Hände gefaltet auf den Knien. Hin und wieder sieht man über seine eingefallenen Backen mit schwachem Blinken große Tränen rinnen.

Als das Lied zu Ende ist, sagt Fritzke mit einer Stimme, die wie verrostet klingt: »Nun dies noch . . .«

Und er beginnt von neuem:

»Dich, du stilles Tal,  
grüß ich tausendmal . . .«

Ich höre jemand Grasbüschel aus dem Boden reißen. Wie im Krampf bewegen sich seine Hände. Er preßt das Gesicht in die Erde. Sein langer Körper zuckt verborgen. Es ist Seydlitz.

Man spricht davon, daß die Roten mancherlei Neuerungen in ihre Kampfweise aufgenommen hätten. Es gibt zum Beispiel dem gewöhnlichen gefangenen Soldaten gegenüber keinerlei Grausamkeiten mehr. Jeder Gefangene wird sachgemäß entwaffnet, mit gutem Lachen nach Haus geschickt, zu Frau und Hof und Feld. Das ist schlimm . . .



Als sie keinerlei Gefangene machten, jeder unserer Soldaten wußte, daß Gefangenschaft einem grauenvollen Martertod gleich war, kämpften sie löwenhaft. Die Folge dieser Neuerung wird sein, daß jeder ans Überlaufen denkt. Wozu noch kämpfen, wenn wir nach der Gefangennahme gleich in unsere Heimat, zu Frau und Kindern gehen können? werden sie sagen. Und sich der kleinsten Übermacht gefangengeben . . . Ich fürchte sehr, daß diese neue Taktik, sicherlich wieder eine Erfindung des großen Trotzki, unsere Truppen mehr dezimieren wird als die schwersten Stürme. Ja, diese Neuerungen sind es, die uns alle Hoffnung rauben . . .

Bei den Offizieren ist natürlich alles beim alten geblieben. Sie werden erschossen, gemartert, geschlachtet — wo man sie findet.

Fast täglich höre ich andere Ansichten über den Bolschewismus. So muß ich jeden Tag aufs neue mit ihm ringen. Denn ich will nicht zu denen gehören, die diese Umwälzung nicht in ihrer wahren Größe erfaßten. Die sie mit jenen seichten Redensarten abtun, die ich im Kreise unserer nachbarlichen Offiziere unablässig hören muß.

Gewiß, er ist eine Utopie, auf Unnatürlichkeit aufgebaut, dem Tod daher bereits bei der Geburt verfallen. Ändert das etwas daran, daß er das gewaltigste Problem ist, vor das die Welt je gestellt wurde? Wenn es nämlich Rußland gelingt, ganz Asien zu sich hinüberzuziehen, eine ungeheure asiatisch-bolschewistische Festung zu schaffen . . .

Vor zweihundert Jahren wollte Peter das russische Volk mit einem Schlag zu Europäern machen, heute will es Lenin mit der gleichen Schnelligkeit zu einem Termitenvolk machen. Aber die Natur macht solche Sprünge nicht mit, schlägt eines Tages fürchterlich zurück, wenn man sie vergewaltigt . . . Es gibt bessere Wege, um der Menschheit ein anständiges Leben zu bereiten — ohne sie zu versklaven, ohne sie zu Maschinen zu machen.

Und vielleicht liegt darin sein Gutes, daß er dem Abendland zeigt, was uns alsbald erwartet, wenn wir nicht endlich daran gehen, das auf unsere Art zu erfüllen, was der Bolschewismus auf seine Art schaffen will: Die große Gerechtigkeit . . .

Am 16. Juli wurde Jekaterinburg übergeben. Das Unfaßbare ist geschehen: die Nordarmee hat den Ural ohne Aufenthalt durch-

flossen, hat Hunderte von der Natur aus Felsen aufgebaute, un-stürmbare Befestigungen kampflös geräumt.

Die Nachricht dieses unbegreiflichen Geschehens fährt mit einem Schlag durch unser Heer, der unsere Herzen wie unter einem Henkerbeil erzittern läßt. »Nun ist das viele Blut in diesen Bergen umsonst geflossen!« murmelte Vereniki, biß auf die Eberzähne, daß sie knirschten.

Unmerklich lösen sich die müden Truppen, deren Kompanien kaum dreißig Mann mehr zählen, deren Eskadronen nur noch ihre Offiziere haben, von ihren blutgetränkten Felsenburgen. Während eine kleine Nachhut aus Offizierspartisanen die Roten nur langsam folgen läßt, zieht sich das Heer in höchster Eile in die Ebene zurück. Tscheliabinsk, die Grenze zwischen Europa und Asien, ist unser Sammelpunkt.

Heute nacht weckte mich Vereniki. »Steh auf, Benjamin! Reite sofort nach vorn. Es ist eben Meldung gekommen, daß alles noch vor Morgengrauen zurückgeht. Kostja, die Brüder, Petroff, Ilja, Redke, Dodanoff — alles liegt vorn als Horchposten. Wenn du sie nicht erreichst, fängt man sie!«

Ich sprang rasch in die Stiefel. Er sagte mir derweil die Linie, beschrieb mir ihre Postenpunkte. »Es ist zwar Nacht, aber du wirst sie schon finden, reite nur immer am Wäldchen entlang, bis ins Dorf! Als ersten triffst du Dodanoff... Mit Gott, ich kann nicht mit, Seydlitz auch nicht. Der rasche Rückzug braucht uns hier...«

Als ich hinaustrete, hat Fleetmann schon gesattelt. Ich sitze auf, der Bärenatzer wird weich und willig. »Kommen Sie heil wieder, Herr Fähnrich!« sagt Fleetmann halblaut. »Danke!« sage ich warm. Und setzte hinzu: »Danke, Kamerad...«

Es ist still und sternenklar, mein Pferd dazu ein Nachtpferd. Ich reite Schritt, trabe ein wenig, falle wieder in Schritt. Zuweilen stoße ich auf Kettenposten. »Nur geradeaus, Euer Gnaden! Bis durch den Wald, dann links hinauf! Nicht zu verfehlen...«

Ich denke an Kurland, vor vier Jahren. Wie anders hier... Nein, hier herrscht kein Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts, hier ist noch alles wie in alten Zeiten! Jeder auf sich selbst gestellt, eine Truppe von fünfzig Mann eine große Einheit... Bandenkämpfe im Grunde, die man des besseren Klanges halber »Partisanenkämpfe« nennt.

Der Wald lichtet sich, jetzt links hinauf. Halt, Bärenatzer — schnarcht dort jemand? Das Pferd zieht dem Geräusch entgegen, mit erregten Nüsternblasen, fühlbar am ganzen Leibe gestrafft. Kenne ich es nicht? Ja, ich kenne es! Wenn das nicht Petroff ist... Ich springe ab, beuge mich zu dem Schlafenden hinab. »He, Petroff, Essaul...«

Er schlägt die Augen auf, rülpst vor sich hin. »Was ist, zum Henker?«

»Lauf zurück, Petroff! Wir setzen noch vor Morgengrauen den Rückzug fort! — Mein Gott«, setze ich hinzu, »schlafen Sie hier?«

Petroff steht taumelig auf. Sein Schnauzbart sieht aus wie der gesträubte Schwanz eines Fuchses. »Natürlich, Gottesmensch... Und daß du deine Schnauze hältst... verstehst du... Rotznäschen, du...? Der Kapitän braucht's nicht zu wissen, er grämt sich bloß, der Arme...«

»Ja, aber Essaul...«

Er wird weinerlich. »Ja, Benjamin, ich weiß... Ich bin ein Lump — was ist darüber zu sagen? Aber das ist auch gleich, alles ist gleich... Rußland ist doch verloren...«

»Übrigens sollte ich Dodanoff hier treffen«, unterbreche ich ihn. »Warum sind Sie —«

»Haben getauscht«, fällt Petroff ein. »Wollte gern meinen Platz haben, am Dorf oben... Nun, mir war's gleich, warum nicht? dachte ich... Rußland ist doch verloren. Ob ich nun dort, ob er nun hier...«

Ich reite weiter. Er roch nach Schnaps! denke ich gequält. Penetrant roch er... Nach einer halben Werst stoße ich auf Ilja. Er steht hinter einem Baum, gibt aber keinen Stoi-Ruf. »Ich bin's, Ilja!« Er atmet hörbar auf. »Mein Gott — Sie, Benjamin!« Er nimmt meine Hand, drückt sie heftig. »Darf ich zurück?« »Ja, Ilja. — Aber was ist mit Ihnen?« setze ich hinzu.

Er seufzt nur. Seine knabenhafte Gestalt, die sich immer schlecht hält, ist auffällig gekrümmt. »Ach, Benjamin«, sagt er dann, »es ist fürchterlich, immer zu denken: wenn du verwundet, gefangen wirst... Unser guter Markoff — nachts sehe ich ihn häufig... Nein, das ist kein Krieg mehr... Und manchmal habe ich Angst, wissen Sie... besonders wenn ich allein bin... eine gemeine, tierische, jämmerliche Angst! Ich brachte kein Wort heraus, als ich Sie vorhin kommen sah... Es ist jammervoll, Herrgott...«

»Ruhig, Ilja! Geh jetzt heim! Übrigens: Wer kommt links?«

»Kostja«, sagte er schwach. »An der Biegung . . .«

Ich reite weiter. Der Wald ist schwarz, voll heimlichen Lebens. Rechts liegen freie Felder, fern brennen einzelne Feuer, dort biwakieren Rotgardisten. Die Nacht ist voller Däfte, überall schlagen Nachtigallen.

Hier ist die Biegung — Kostja ist nirgends! Er wird wieder vorgegangen sein, hat es natürlich nicht ausgehalten. Was bleibt mir übrig, als auch vorzureiten? Wenn ich ihn nicht finde, ist er verloren . . . Daß er immer auf eigene Faust operieren muß, der kecke Malodjetz!

In einem Graben, weit vor der Linie, finde ich ihn. »Kostja, Sie Teufelsbraten — warum blieben Sie nicht, wo man Sie hinbefohlen?« fahre ich auf.

Er wandert fröhlich mit mir zurück. Seine Augen, in denen immer etwas Übermütiges auf dem Sprunge steht, spotten mich an. »Plustere dich nicht so auf, Hähnchen!« lacht er gutmütig. »Warum ich nicht blieb? Weil es mir zu langweilig war, fertig, Punkt. Wollte mir derweil einen Roten holen, irgendeinen dummen Biwakposten — mir damit die Nacht vertreiben!«

An der Biegung halte ich. »Wer ist linker Nachbar, Kostja?«

»Die Brüder, Euer Höchsthwohlgeboren!« sagt er lachend.

»Beide?«

»Einer brauchte nur, der andere ist zur Gesellschaft mitgegangen . . .«

Ich fand sie von allen am leichtesten, hörte sie schon nach dreihundert Metern debattieren. »Non, mon cher«, sagte Urussoff gerade, »ich schätze van Gogh nicht in dem Maße — seine mosaikhafte Farbführung . . .«

Ich kam in ihre Rücken, ohne daß sie mich in ihrem Eifer hörten.

»Brüder«, sagte ich erregt, »das geht doch nicht! Wenn ich ein Roter wäre, lägt ihr jetzt beide . . .«

Urussoff tänzelt von einem Bein aufs andere. Seine elegante Gestalt umgibt ein leiser Duft französischen Parfüms. »Oui, oui, c'est incroyable . . .« sagt er beschämt, blickt zu Boden. »Oui, oui, ma foi!« setzt Saburoff hinzu, senkt seinen Kopf.

»Wer ist hier Anschlußmann?« frage ich.

»Von der Recke!« sagt Urussoff, beschreibt mir kurz, wo ich ihn finden muß. Ich reite weiter, sie ziehen heim. »Und trotzdem«, höre ich Saburoff fortfahren, »wenn ich an van Goghs »Brücke am Fluß« denke . . .«

Nach kurzem Ritt finde ich Recke am rechten Platz — wach, hellhörig, angespannt. Er ist der einzige, der mir ein scharfes »Stoi« entgegenruft.

»Ich bin's nur, Recke! Ihr sollt zurück, sofort . . .«

»So . . .« Schon wieder mal?« Ich höre seine Zähne knirschen.

»Wo liegt Dodanoff?«

»Am Dorfeingang. Nicht zu verfehlen. Wiedersehen, Benjamin.«

Am Dorfeingang fand ich niemand. Ich suchte lange herum, ritt endlich an das erste Haus. Ein Fenster war erleuchtet, ich spähte aus dem Sattel in den Raum.

Auf dem Boden lag halb ausgezogen Dodanoff. Neben ihm, fast unbekleidet, eine kräftige Bauernfrau. Sein Karabiner lehnte in der Heiligenecke. Er schnarchte laut.

Das Verhältnis zu den Tschechen wird immer gespannter. Man grüßt sie nicht mehr, unterdrückt Schimpfworte, wenn man ihnen begegnet. Alle glauben den Zeitpunkt nicht mehr fern, an dem es zu blutigen Zusammenstößen mit ihnen kommt. Als gestern vorm Schlafengehen das Gespräch auf sie kam, hätte es fast zu einem Streit zwischen uns geführt.

Kostja hatte irgendeine neue Variation ihrer Etappenräubereien mitgebracht. »Jetzt allmählich begreift man es!« poltert er. »Aber ist es nicht schon immer ihre Art gewesen? Wenn man von der Front kam, aus Eis und Schnee und Blut und Hunger, selber halb nackt, stets gewahrte man, daß diese . . . diese . . . Fällt man nicht, seit sie die Front verließen, in allen Städten über sie — faul, schläfrig, zum Platzen fett? In nagelneuen Uniformen aus unseren Tuchen, in handschuhweichen Stiefeln aus unserm Leder, vom Kopf bis zum Gürtel mit Waffen vollgepflastert? Jawohl . . . Schon damals waren die Straßen mit ihnen bespuckt, die meisten Fouragemagazine von ihnen beschlagnahmt . . . Heute stehen auf allen Geleisen Hunderte ihrer Raubwaggons — mit Beute vollgestopft, mit russischem Gut! Und der Dank? Gehst du durch ihre Reihen, lachen sie über deine Schäßigkeit . . . Und während unsere Soldaten vor Hunger verrecken, saufen und fressen sie, bis sie zerplatzen. Nicht einmal den Wachtdienst in den Garnisonen wollen sie mehr besorgen: Nein, das geht uns nichts an — steht selber Posten oder stehe sonstwer! Jawohl . . .«

»Man hätte sie einfach wieder dorthin bringen sollen, wo man sie hergeholt hat: in die Kriegsgefangenenlager — tschort wosmy!«

knurrte Petroff, der keinen Satz ohne Kosakenfluch zu Ende bringt. Da sein Mund unsichtbar ist, kollern seine Worte unterm Schnauzbart hervor. »Aber nicht als Wachtleute wie bisher — sondern als Insassen!«

Iljas helle Augen, die immer von Gefühlen überquellen, ziehen sich zusammen. »Nein«, sagt er fest, »man muß auch ihren Standpunkt zu verstehen trachten! Es ist jetzt Friede, und in der Heimat wartet ihrer ein neues Reich. Was sollen sie noch hier, was schert sie auch im Grunde Rußland? Man trägt nicht gern die Haut für andere zu Markte . . . Bis zum Brest-Litowsker Frieden kämpften sie an unserer Front, zum Vorteil der Entente und damit zu ihrem eigenen . . . Damals hielt sie der Gedanke aufrecht, über Wladiwostok zur Westfront durchzudringen, trotz allem noch das todeghaßte Österreich zu besiegen. Nach dem Zusammenbruch Deutschlands aber und Österreichs . . .« Ihr Ziel ist erreicht, das alte Österreich zerfallen, ihr neues Vaterland erstanden . . . Was sollen sie noch hier? Wenn sie jetzt müde sind, wieder nach Hause wollen, ist das ihr Recht . . .«

Petroff spuckt aus. »Natürlich, die Ode . . .« sagt er verächtlich.

Kostja aber schimpft. »Wollen Sie nicht auch ihre Räubereien noch verteidigen?« schreit er.

Ilja steht auf. »Wie können Sie so sprechen?« sagt er leise, fast traurig. »Ich verteidige sie überhaupt nicht, ich sehe ihre Lage nur von gerechter Mitte an . . .« In seine Augen treten Tränen, er läuft überstürzt hinaus.

»Komischer Kerl, unsere Ode . . .« brummt Petroff.

General Sakharow hat sich entschlossen, die Roten vor Tscheliabinsk anlaufen zu lassen. Wir verstehen ihn: Von Tscheliabinsk läuft die letzte Eisenbahnlinie nach Troizk, der Basis der Orenburgischen Kosaken unter dem Ataman Dutow. Verlieren wir Tscheliabinsk, verlieren wir die Verbindung mit ihm, müssen wir auch sein Heer dem Schicksal überlassen.

Wir haben Tscheliabinsk in der Nacht vom 24. zum 25. Juli geräumt. Ein Teil der Armee unter General Woizechowski marschiert im Norden, der andere unter Kappell im Süden auf. Man will die Roten, sobald sie aus den Uralbergen in die Ebene strömen und sich wie Hunnenhorden auf die wehrlose Stadt werfen, in die Zange nehmen und überraschend vernichten. Für die Sicherheit des rechten Flügels ist durch das III. Uralkorps gesorgt, außerdem wurde Gene-

ral Dieterichs, der Nachfolger Gaydas im Obersten Kommando, mehrfach ersucht, mit den Resten seiner Armee noch zusätzlich zu seinem Schutz aufzumarschieren.

Ich sitze auf einem Hügel bei unserer Bagage. In erster Morgenhelle hat die Schlacht begonnen. Woizechowski schlägt von Norden her drein, Kappell fällt wie ein Windbruch im Süden ein. Er hat kaum zehntausend Mann — wird er es schaffen können?

Der Anfang ist geglückt. Wenn nun die neuen Truppen, achttausend Mann aus Nowonikolajewsk, nicht wieder überlaufen oder gar . . . Man hat sie zwar zwischen die verlässlichsten Truppen gestellt, hinter die Kamzen, aber . . .

In diesem Lande gibt's kein Prophezeien! sagt Seydlitz immer.

Heute ist der 26. Man kämpfte bis gestern abend, die Entscheidung fiel nicht. Heute morgen hat sich alles von neuem ineinander verbissen. Ein Bajonettangriff folgt dem andern, man kämpft auf beiden Seiten mit sadistischer Trunkenheit.

Mittags flog eine Ordonnanz für Sakharow an meinem Posten vorüber. »Meldung von Kappell! Die Roten weichen! Ihr Train geht schon auf Slatoust zurück! Noch ein Ruck, und Tscheliabinsk und mehrere Sowjetdivisionen sind umzingelt!«

Er war kaum vorbei, als ein Offizier vom III. Uralkorps, von seinem Schutzwall, seinem Deckungsdamm, heranhumpelte. Er hatte ein schneeiges Gesicht, blutete aus mehreren Wunden, suchte den Verbandplatz. »Was gibt es?« »Das III. Uralkorps muß weichen . . .« »Warum, warum?« »Die XII. Division hat gegen Mittag mit einem Schlage alle Offiziere . . .« »Und Dieterichs' Armee?« »Ist nicht eingetroffen . . .«

Nicht eingetroffen? Nicht eingetroffen . . .? Obwohl man ihn mit Flehen bat?

Wieder dämmt es, wieder ist Abend. Kappell hat zum viertenmal gestürmt, jetzt geht auch ihm die Kraft aus. Die Offiziersregimenter sind dezimiert, die Linientruppen meutern überall . . . An meinem Wagen ritt soeben die zweite Ordonnanz vorüber, die Sakharow zum Höchstkommmandierenden Dieterichs geschickt. »Kommen Sie vom Stabe?« rufe ich hinüber. Er hält an — schweißbedeckt, halb irr, krank. »Ja . . .« sagt er müde. »Und was brachten

Sie?« »Die Reste der Dieterichsarmee sind überhaupt nicht abmarschiert . . .«

»Nicht abmarschiert?«

»Nicht abmarschiert. Das Uralkorps hat unsern Schutz aus eigener Kraft gehalten und ist — in diesem Augenblick nicht mehr. Wenn wir die Schlacht nicht sofort abbrechen, schneiden uns die Roten die letzte Rückzugslinie ab . . .«

Drei Minuten später jagen von allen Seiten Ordonnanzen heran, die Köpfe auf den Pferdeohren, unablässig das gleiche schreiend.

»Zurück — zurück!«

Zurück nach Kurgan, hinter den Tobol.

Wir marschieren weiter, von morgens bis abends. Die endlose westsibirische Ebene hat uns aufgenommen. Seit Tscheliabinsk ziehen wir durch Asien. Europa liegt hinter uns.

Urussoffs Pferd hat einen Halsschuß bekommen, er selber eine Kugel durch die Hand. »Glauben Sie, daß ich wieder Cello spielen kann?« fragt er mich täglich mit schmalem Mund, schwenkt zweifelnd den weißen Klumpen durch die Luft. »Ich spiele es leidenschaftlich — de tout mon coeur, müssen Sie wissen!« Ich habe ihm den Bärenatzer gegeben, bis seine Stute den Blutverlust eingeholt hat.

Seitdem gehe ich zu Fuß, mit den Gefangenen. Ich fühle, daß es ihnen wohltut, gleichsam das Marschieren erleichtert, wenn sie mich bei sich sehen. Oft steigt auch Seydlitz ab, wenn er uns zusammen gewahrt, geht eine Weile mit uns im Glied. Aber er spricht selten ein Wort, geht schweigend und mit einem Augenausdruck, den man nicht beschreiben kann. Er kommt nur, um deutsche Stimmen, deutsche Worte zu hören, glaube ich . . .

Der kleine Fleetmann wird immer hagerer. Sein geschniegeltes, glatthäutiges Gesicht, das stets lächelte, wenn man mit ihm sprach, wird allmählich grau. »Ist es nicht bald zu Ende, Herr Fähnrich?« fragt er häufig.

Als sechs Marschtage ohne größere Ruhe aufeinandergefolgt waren, wurde er dringlich, hilfeheischend. »Aber«, fragte er erregt, »soll es denn bis ans Ende der Welt gehen? Abends und morgens, immer sieht man die gleiche Ebene am Horizont — als ob man überhaupt nicht vorwärtskomme, sieht es aus . . .«

»Das ist Asien!« sagt der Kürassier. »Jahrelang kann man darin marschieren — wie heute, gestern, vorgestern . . .«



»Ja, aber ...« wirft der Kleine ein, immer erregter.

»Nichts aber, sage ich dir!« brummt der Berliner. »Das geht so fort, bis in die Puppen ...«

»Nein, einmal muß ein Ende kommen!« sagt Fleetmann heftig.

»Sagen Sie uns, Herr Fähnrich — wann ist Rußland aus?«

Ich meide seine Augen. »In China, Fleetmann«, sage ich.

»Glaub's nicht, Mensch!« ruft der Berliner. »Laß dich nicht verkohlen!«

»In allem Ernst!« sage ich betont.

»Die Gänse gehen, die Wiese bleibt«, meint der Kürassier.

Fleetmann bleibt stehen. »Wirklich?« fragt er schwach. »Dann müssen wir vielleicht — bis nach China marschieren? Und alles zu Fuß ... fast ohne Essen ...?«

»Das überleben wir nicht!« sagt der Kürassier.

»Ja — sollen uns lieber gleich erschießen ...« murmelt der Berliner.

Die Sonne glost, wir wandern weiter, niemand spricht mehr. Der Staub frißt, die Füße brennen. Ist Asien endlos?

Ich glaube, wir sind die einzige Formation, die ihre erlaubte Anzahl von Bagagewagen nicht überschritten hat. Vereniki duldet nicht, daß wir auch nur ein Fahrzeug mehr mitführen. Er ist jedesmal ergrimmt, wenn er andere Formationen sieht.

Und er hat recht, der alte Führer. Tausende von Familien ziehen jetzt schon auf kleinen Wagen neben dem Heer dahin, hindern jegliche Bewegung wie eine engende Klammer, ihre Zahl wird mit den nächsten Städten ins Ungeheure wachsen. Man kann sie nicht zurückweisen, wie sollte man ...? So kommen jeden Tag neue Gefährte hinzu, bepackt mit Bettzeug, Pfannen, Töpfen, Möbelstücken. »Vater und Brüder stehen bei den Truppen — was sollen wir allein in den roten Städten? Wir ziehen mit ...«

In kurzem wird sich neben unserm Heer ein zweites aus Frauen und Kindern durch die Steppe wälzen, jede Verschleierung unmöglich machen, jeden Aufmarsch verhindern, den müden Kämpfern wie ein Heuschreckenschwarm den letzten Proviant verzehren. Trotzdem wäre das alles, weil unabänderlich, noch zu ertragen. Nur daß sich auch das Militärgepäck zu einer Lawine vergrößert, den Frontkolonnen ganze Regimenter der ausgeruhtesten Leute, den Schwadronen die besten Kavalleriepferde oder Geschützbespannungen entzieht — das quält alle.

Wie kann ein Regiment noch schlagfähig sein, wenn es zweitausend Wagen mit sich führt?

Gestern stritt ich mit Vereniki. »Unsere Leute wurden zu wenig exerziert, daher kommt das alles!« sagte er. Ich wehrte mich. »Ich glaube, daß ihnen Ruhe besser getan hätte«, entgegnete ich. Er lächelte nur. »Ach, Benjamin, du Küken . . .« sagte er dann, »du bist noch zu jung, um das zu wissen. Warum war euer Heer das beste der Welt? Weil es den minuziösesten Drill hatte! Ein Heer muß eine große Maschine sein, die reibungslos funktioniert, in der die menschlichen Schwächen durch die Gewöhnung des Drills überwunden werden. Denk an euern Fridericus . . . Auch dort vermochte ein Kommando alle Todesfurcht vergessen zu machen! Dies Kommando wird in solchen Augenblicken aber nur befolgt werden, wenn es vorher beim Exerzieren zehntausendmal befolgt wurde. Und die Bewegungen der Formationen werden in schwerem Feuer nur dann pünktlich ausgeführt werden, wenn sie vorher auf dem Exerzierplatz zehntausendmal exakt ausgeführt wurden. Die Gewohnheit ist das stärkste Hilfsmittel, jener Weg, der als einziger über die Todesangst führt . . . Und wenn der Soldat hinter der Front in dreckigem Waffenrock herumlaufen kann, so wird er vor der Front ein verrostetes Gewehrshloß haben. Wenn er auf Märschen seine Achselklappen verlieren darf, wird er in der Gefechtslinie seine Patronen verlieren. Und wenn er in der Ruhe den Offizier nicht straff zu grüßen braucht, wird er im Gefecht entweder seine Befehle nicht straff befolgen — oder gegen den Befehl tausend Dinge mit sich schleppen, wie bei uns! Wer es aber als unnütze Quälerei ansieht, diese Exaktheit, die an der Front natürlicherweise etwas verlorengeht, in der Ruhe wiederherzustellen, beweist damit nur, daß er noch nicht begriff, was Soldat sein heißt und: daß ihm der Sinn des Militärischen niemals aufgehen wird . . .«

Heute fanden wir, von unsichtbaren Händen befestigt, ein Plakat auf der Straße, auf dem John Bull, Uncle Sam und Frankreichs Marianne hinter einer Deckung sitzen und drei bissige Hunde, die sie fürsorglich an Leinen halten, auf die Roten hetzen. Die drei Hunde trugen Achselstücke und Offiziersmützen, über die Leiber aber breite Schärpen, auf denen Koltschak, Denekin, Judenitsch stand.

Am nächsten Tag, als wir während einer Rast vor einem Dorf

bei den Pferden saßen, überholte uns ein französisches Bataillon. Sie waren prachtvoll equipiert, hatten gelbes Lederzeug, blitzende Waffen, runde Gesichter. Welch ein Kontrast zu unsern Bettlerkolonnen . . .

»Das ist das Bataillon, das in der Schlacht bei Tscheliabinsk Gewehr bei Fuß stand!« murmelte Seydlitz. »Dort ruhig zusah, wie wir verbluteten. Nicht einen Schuß abgab . . .«

»Wie die Batterie in Ufa«, sagte jemand rauh.

Fleetmann steht auf, tritt an die Straße, schlägt sein Wasser ab. »Die haben es gut«, sagt er müde. Welch eine Sehnsucht darin lag . . .

Der Berliner schneidet eine Grimasse. »Die haben auch gesiegt!« knurrt er. »Denen liegt das Leben jetzt im Licht! Die können lachen . . .«

»Mein Gott«, murmelt ein dritter, »wenn man denkt, daß wir vier Jahre lang siegten . . . und am Ende doch . . .«

»Ein Irrtum, sagte der Hahn und stieg von der Ente . . .« meint der Kürassier trocken.

»Ja, wenn wir gesiegt hätten, säßen wir nicht mehr hier, soviel weiß ich!« ruft ein Schwarzer, der wie ein Seehund aussieht, glatt und spitz. »Aber so . . .? Was sind wir noch? Ein Krieger taugt nur dann, wenn er siegreich heimkehrt! Die Hände müßte man ihnen lecken, daß sie uns überhaupt am Leben lassen . . .«

»Ja, wenn wir gesiegt hätten . . .« wiederholt Fleetmann, kehrt zu uns zurück und setzt sich wieder.

Ich sehe von der Seite auf Seydlitz. Sein Gesicht ist versteinert, sein Blick in Fernes gebohrt. Als ob dort ein Ziel sei, nur dort im Westen . . .

Ein französischer Clairon schwingt tänzelnd auf. Die letzten Glieder biegen um die Straße, frisch, sauber, ausgeruht. In diesem Augenblick erhebt sich Lärm im nahen Haus, in jenem Zimmer, in dem unsere Offiziere vor der Hitze Schutz suchten.

Gleich darauf erscheint Petroff auf der Schwelle – in offenem Waffenrock, mit wirrem Haar. Er läuft an uns vorbei, stellt sich auf die Straße, blickt den abziehenden Franzosen nach. »Schacherer!« brüllt er los. »Krämerseelen! Menschheitsverräter!« Er speit aus, macht zottige Griffe, gebärdet sich toll.

»Geh' zu ihm!« sagt Seydlitz rasch. »Du wirst am besten mit ihm fertig!«

Ich laufe ihm nach. »Was ist denn, Essaul?« frage ich hastig. »Sie

werden eingesperrt werden! Wenn sich ein Offizier beschwert — « Er sieht mich mit unterlaufenen Augen an. Die rote Bürste seines Schnauzbartes zuckt fieberhaft. »Sollen sie es tun, diese Verbündeten, diese Russenverräter . . . Ist ja doch alles hin! Ist ja doch alles egal . . . Nur einmal sagen möchte ich es ihnen noch . . .« Er fletscht die Zähne, stampft mit den Füßen. »Ja, das werde ich! Mich melden, einfach melden bei einem dieser Interventionsoffiziere, möglichst einem General, möglichst Janin selbst . . . Was wünschen Sie? wird er fragen. Oh, nichts, werde ich antworten, nur dieses Ihnen sagen: Wißt ihr, was ihr seid? Verräter seid ihr . . . Haben wir nicht auch für euch gekämpft an der deutschen Front? Wo wärt ihr geblieben, wenn wir nicht gewesen wären, ein Dutzend deutsche Armeen gebunden hätten? Ins erste Mauselloch hätte man euch allesamt gejagt . . . Und jetzt? Jetzt laßt ihr uns verrecken, seht ihr lächelnd zu, wie unser Bürgertum zugrunde geht! Ihr Sporenhähne, Teufelsbraten, Nasenschleimer . . . Rührt keinen Finger, könntet alles ändern . . .«

Ich nehme seine Hände, die heftig zittern. »Sie meinen die Regierungen, Petroff! Aber die sind weit . . . Hier sind nur Menschen — wie ich und Sie . . . Nein, denken Sie an Kapitän Lefèvre! War er nicht ein Prachtmensch? Schämte er sich nicht selbst darüber, ging er am Ende nicht vor Ekel fort? Ach, was können diese . . . Sie sind klein wie wir . . .«

»Jajaja! Aber deswegen gehen wir doch kaputt, alle miteinander . . .« Er schlägt die Fäuste an die Stirn, daß es dröhnt. »Was soll man tun?« brüllt er auf. »Nirgends ein Weg . . . nirgends eine Möglichkeit . . . ein Verstehen . . .« Er knöpft den Waffenrock zu, dreht sich um. »Ich gehe«, sagt er heiser. »Werde mich betrinken bis zur Bewußtlosigkeit. Vor morgen komme ich nicht wieder. Sag's Vereniki, Benjamin . . .«

Immer häufiger begegnen wir hungernden Kindern. Sie gleichen großen Kröten mit hageren, knochigen Beinchen, um die schlotternde Haut hängt. Ihre Bäuche sind maßlos aufgeschwollen, die Gefäße dabei völlig eingeschrumpft, statt einer Rundung mit Falten bedeckt. Die meisten halten die Hände auf die Mägen gepreßt, ihre Gesichter haben den Ausdruck welker Greise, ihre Augen blicken so erschütternd auf die Vorüberziehenden, daß man sich beherrschen muß, um nicht aufzuschreien. Man sagt, daß seit dem Ausbruch des Bürgerkrieges schon mehrere hunderttausend verhungert seien.

Kürzlich hatte ein Freund Kostjas aus einem Kappellewschen Regiment seinen Namenstag. Er lud uns alle zu einem Schnäpschen ein, beinahe die ganze Abteilung ging mit. Man saß in einem Bauernhaus, fünfzehn bis zwanzig Offiziere, manche mit durchbluteten Verbänden.

Man sprach über die Erfolge der allgemeinen Mobilisierung. »Nein«, sagte ein Oberst, ein kleiner, energischer Mann, der so ausgedörrt war, daß er einer Mumie ähnelte, »sie bringt lange nicht, was man sich von ihr versprach! Die Hälfte befreite sich, kann sich davon befreien — also? Das Schlimmste ist aber, daß viele Offiziere das Beispiel geben! Tausende werden trotz der besten Gesundheit durch schmutzige Geschäfte mit den Aushebungskommissionen nur etappendiensttauglich befunden. Ich bin herzkrank, sagt der eine, ich bin magenkrank, sagt der andere. Nun, Sakharow wird Ordnung schaffen, hoffe ich . . . Bei den Menschewiken hat er schon angefangen, alle höheren Amtsstellen von ihnen gesäubert!«

Ich suche unwillkürlich Ilja. Sein mädchenhaftes Gesicht, in dem immer Ekstasen schlummern, ist auffällig blaß.

Einem milchbärtigen Leutnant, einem weichlichen Kinderkopf, gibt diese Äußerung Mühlenwasser. »Ja, denen wird die Stunde jetzt bald schlagen!« ruft er. »Hoffentlich wird man dann auch endlich das Mäntelchen der berühmten ›Konstitution‹ abwerfen! Man hat es lange genug herumschleppen müssen, es wird allgemach Zeit —«

Hier mischt sich Kostjas Freund ein, jener junge Offizier, der uns einlud. »Boschemoi«, ruft er lachend, »das stört mich nicht, solange es ein Versprechen für dumme Bauern bleibt! Wenn unser Kolttschak erst gesiegt hat, wird er ihnen schon erzählen, was wir mit dieser gottverdammten Konstitution —«

Bei diesen Worten kann Ilja nicht mehr an sich halten. Er springt auf, am ganzen Leibe zitternd, im Gesicht kalkweiß.

Aber bevor er ein Wort herausbringt, legt sich eine tatzige Hand auf seine Schulter, drückt ihn auf seinen Stuhl zurück. »Still, still«, sagte Vereniki orgelnd. »Ich werde reden . . .«

Sein massiger Körper beugt sich in stummer Drohung vor, seine Tieraugen saugen sich in die Gesichter der beiden Offiziere. »So . . .?« sagt er langsam. »So . . .? Sagt einmal, ihr: Seid ihr verrückt? Oder seid ihr noch Wickelkinder? Denkt meiner wegen, wenn eure Kinderhirne nicht anders können, was ihr wollt, aber schweigt wenigstens! Und: Beschmutzt mir Kolttschak nicht!«

Er atmet rasselnd, alle sehen erschrocken, daß er sich nur mühsam beherrscht. »Herrgott, habt ihr noch immer nicht begriffen, daß ihr mit euren Worten das Schädlichste begeht, was man in diesen Tagen nur begehen kann? Koltschak . . . Wie soll das Volk ihm glauben, wenn es euch solche Worte reden hört? Müßt ihr denn alles niederwerfen, was er aufgebaut hat? Ist euer Unverstand so groß, daß ihr nicht weiter denkt, als eure Augen reichen? Oh, fragt doch nicht, warum wir Meuterer an allen Ecken haben: Aufstand an Aufstand, Haß und Gift, Schwanken der Alliierten, nirgends ehrliches Vertrauen!«

Er hebt die Faust, schlägt auf den Tisch, bricht hemmungslos aus: »Ihr seid allein der Grund, ihr und euer kindliches Geschwätz! Ich bin gewiß nicht menschewistisch, bin nur Soldat, nichts anderes, hasse die Politiker und liebe Koltschak und vertraue ihm — dies aber sage ich euch: Wenn wir niederbrechen, niemand uns hilft, alles uns verläßt — dann seid nur ihr . . . nur ihr . . .«

Seine Finger fahren zum Uniformkragen, seine Stimme bricht auseinander. Er tritt vom Tisch zurück, grüßt alle militärisch, winkt uns herrisch. Und geht mit einem Schritt, der nichts von seiner alten, kraftvollen Federung mehr hat, durch eine Gasse erblaßter Schweigender hinaus.

Alle folgten ihm, nur Kostja nicht.

Wir haben den Tobol überschritten, den ersten der drei mächtigen Flüsse Tobol, Ischim, Irtisch, die Sibirien in fast gleichen Abständen durchschneiden. Es sind bis Omsk die einzigen naturerschaffenen Schranken, an denen die umfassende Verfolgung des roten Heeres noch aufgehalten werden kann.

Seit der Übersetzung dieses Wassers, dem Hinterunsbringen dieses natürlichen Hindernisses, geht es ruhiger zu. Ach, es wurde höchste Zeit! Unsere Armee ist kaum eine militärische Truppe mehr, ist bis aufs Blut erschöpft und bis zum letzten Tropfen ausgepreßt. Sie ähnelt eher einem Bettlerheer, das man vor Moskaus Kirchentüren aufflas und mit verrosteten Gewehren ausrüstete. Fast niemand hat mehr heile Stiefel, viele tragen Schäfte ohne Sohlen. Manche haben ihre Füße nach alter Weise mit Lumpen umwickelt und bunte Bänder darübergeschnürt. Andere tragen noch vom Winter her zerrissene Katinkis, die quälerisch hitzen. Fast alle Hosen sind ausgezackt, ihre Löcher verraten deutlich, daß niemand

mehr Unterzeug besitzt. Man sieht kaum noch Soldatenröcke oder Felddrubaschken, das Gros steckt längst in grauen Bauernkitteln.

Die Offiziere sind nur noch an den Gesichtern kenntlich, oft aber auch nicht einmal mehr daran, denn auch sie sind struppig und lange nicht rasiert. Selbst am Gepäck kann man sie von den Soldaten nicht unterscheiden, wie bei ihnen klimpern kleine Tschainiks auf ihren Rücken, hängen Bündel mit altem Brot an ihren Hüften, überkreuzen drei, vier Patronengurte die Brust. Kaum einer hat noch Achselstücke — trägt er welche, sind sie zerknickt und ausgefranst, im Golde wie von Rost zerfressen. Keiner steht mehr aufgerichtet und sei er noch so jung und hünenhaft. Man sieht nur krumme Rücken, schlaffe Schultern, gesenkte Köpfe, eingeknickte Knie. Keine Hand ruht mehr auf einem Säbelkorb — alle tragen längst Gewehre, die letzte Waffe vom ältesten Oberst bis zum jüngsten Fähnrich.

Als kürzlich eine Besichtigung stattfand, um festzustellen, was der Armee am meisten fehle, sagte General Sakharow sarkastisch: »Schreibt nicht auf, was unsern Truppen fehlt — das würde Wochen dauern! Schreibt nur auf, was sie besitzt — das ist im Augenblick geschehen . . .«

Beim letzten Besuch des Obersten Regenten Allrußlands, des weißen Zaren Koltshak, stellte man ihm einen Ehrenposten, der barfuß war.

In Kurgan, der Stadt am Tobol, gab Väterchen nach langer Pause wieder einen seiner Abende. Er lud in einen großen Saal, und es schien fast, als ob die Menschen seit dem Zusammenbruch eher bereit wären, etwas von ihm anzunehmen. Es war sehr still während seiner Rede, man hatte manchmal die Empfindung, als ob das Bürgertum allmählich doch begriffe, daß es ums Letzte gehen könne.

Väterchen sprach mit heiserer Stimme, oftmals von Husten unterbrochen. Sein Märtyrerkopf wird immer asketischer, sein kranker Blick jedoch immer leuchtender. »Standen wir nicht, meine Brüder«, hob er an, »gerade auf der ersten Stufe einer neuen Epoche, einer Epoche der Beglückung unserer Seelen? Schien es uns nicht, als ob sich endlich Wissenschaft und Religion zu einer neuen Kultur vereinen wollten? Nun sollen wir zurück? Sagt, ist das zu ertragen, wenn ein Verdurstender den Becher an die dürren Lippen führt — und man ihm diesen Becher, aus dem schon kühl das neue Leben steigt, im letzten Augenblick vom Munde schlägt? Man will uns

einspannen in dumpfe Hallen, uns zu Maschinen machen, die man kläglich wartet . . . Wir aber können diesen Weg nicht gehen, wir Russen wohl am allerwenigsten! Wenn ein Volk der Erde nicht ohne Träumen, Hoffen, Sehnen leben kann, sind wir dies Volk . . .

Das alles aber, meine Brüder«, sagte er weiter, »ist dort verboten. Man will uns Tieren gleich vor Pflüge spannen, und Schritt für Schritt und stumm und sinnlos sollen wir Furche auf Furche durch die Erde ziehen, bis ihr Gesicht zu einer Fratze wurde, an der wir die Natur nicht einmal mehr erkennen! Endlich, nach vielen hunderttausend Jahren gelangten wir auf unsern Platz, und nun — nun sollen wir von neuem niedersteigen? Nicht die Maschine an sich, sondern die Befreiung von lähmender Arbeit durch die Maschine ist das Ziel der Technik! Zeit soll die Maschine uns gewinnen, und unser Sklave soll sie sein — als Bolschewiken sind wir ihre Knechte! Zeit, Frische und Gesundheit soll sie bringen, Mittel sein zu wahren Leben! Ja, nur die Maschine kann uns retten, jedoch nur dadurch, daß wir ihr Herr und Meister bleiben . . .«

An dieser Stelle wurde ich abgerufen. Ein Kosak von Vereniki meldete mir, ich müsse sofort die Bagage zum Abmarsch bereit machen.

Jetzt liegt auch Kurgan hinter uns. Wir rücken langsam in das Gebiet zwischen Tobol und Ischim, in dessen ungeheurer Ebene viel Korn gebaut wird. Am ersten Marschtag fingen Kostja und Recke einen roten Offizier, der mit unerhörter Kühnheit hinter unsern Linien aufgeklärt hatte. »Er wehrte sich, bis ich ihm eins über das Köpfchen schlug«, berichtete Kostja. »Aber wenn seine Nagan keine Ladehemmung gehabt hätte, wären wir beide ins Jenseits marschiert! Jawohl . . .«

Als Vereniki ihn vernimmt, fällt sein schlechtes Russisch auf. Er hat den verräterischen Tonfall, den beinahe alle Deutschen haben.

»Sind Sie Deutscher?« fragt Seydlitz.

»Ja, ehemaliger Kriegsgefangener.«

»Offizier?«

»Nein . . .«

Als man ihn weiter vernimmt, verweigert er jede Aussage. »Prügel wir ihn, bis er spricht!« rät Petroff sachlich. »Oder graben wir ihn in einen Ameisenhaufen«, setzt Dodanoff hinzu.

Vereniki winkt ab. »Bis heute abend Bedenkzeit . . .« sagt er nur. Etwas später nimmt er mich auf die Seite. »Geh zu ihm, Ben-



jamin! Versuche, aus ihm herauszubringen, was wichtig ist! Aber beeile dich — um sechs wird er gehängt . . .«

Man bringt ihn in einen Stall, ich gehe kurz danach hinein. Er sitzt auf einer Kiste, den Kopf in den Händen. Als ich eintrete, wirft er ihn zurück. Ich sehe überrascht, daß er ein rassiges Gesicht hat, eines jener schmalen Gesichter, die preußischen Offiziere typisch sind. Und ein paar Augen, die wie vereist erscheinen.

Ich reiche ihm Zigaretten, lehne mich an die Wand. »Ich bin selbst Deutscher«, beginne ich. »Ehemaliger Kriegsgefangener. Würden Sie mir wenigstens sagen, was Sie mir, ohne Ihre Ehre zu verletzen, sagen können?«

Er sieht mich verwundert an. »Gewiß«, sagt er dann.

»In welchem Lager waren Sie?«

»In Transbaikalien.«

»Offizier?«

»Nein«, sagt er leise.

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«

Er schüttelt den Kopf. »Ich bitte, mir diese Antwort zu erlassen.«

»Gut«, sage ich rasch, »bitte . . . Ich bin übrigens jetzt nicht russischer Offizier«, setzte ich hinzu. »Möchte als Deutscher mit Ihnen sprechen, verstehen Sie, als Kamerad . . .«

»Sie gestatten mir, das zu bezweifeln«, sagt er ruhig.

Ich zucke die Achseln. »Ich kann Sie nicht zwingen, zu glauben was ich sage. Aber es tut weh . . . Wenn man besten Willens ist . . . Und ich versichere . . .«

»Verstehen Sie bitte, daß ich in meiner Lage nicht anders kann noch darf!« sagt er höflich.

Ich schlucke etwas, mühe mich vergeblich. »Ich bewundere Ihre Haltung!« breche ich aus.

Er macht jene Kopfbewegung, mit der man Komplimente abwehrt. Sein Gesicht zeigt einen Anflug lächelnden Spottes. »Darf ich Sie nochmals bitten . . .?« sagt er bescheiden.

Ich werde rot. Keinerlei Grifffläche! denke ich beschämt. »Würden Sie mir erzählen, was Sie dazu bewog, in die Rote Armee einzutreten?« frage ich umschwenkend. »Es ist mir nur darum unklar, weil ich Sie für einen Offizier halte. Und ich würde gern erfahren, was Ihre traditionelle Weltanschauung derart zerstörte, daß Sie Ihrem notorischsten Feinde —«

Er hebt die Hand, schlägt sie mit dem Ausdruck von Uninteressiertheit durch die Luft. »Verzeihung«, unterbricht er mich, »dar-

über habe ich nie nachgedacht. Das existierte in dieser Sache nicht für mich. Ich blieb in diesen Dingen völlig der Frühere. Gänzlich andere Gründe bewogen mich, in die Rote Armee einzutreten . . .« Er schweigt eine Zeitlang, beißt die Lippen zusammen. »Kennen Sie Kalmyhoff?« fragt er dann.

»Den Ataman der Ussurischen Kosaken? Gewiß.«

»Nun hören Sie . . . Als er damals gegen die Roten aufstand, nahm er auch unser Lager ein. Kurz zuvor hatten wir auf Fragen der Roten, ob einer der Kommandanten etwas unterschlagen, ein paar Zarenoffiziere angegeben. Sie wurden eingesperrt, nur eingesperrt, obwohl sie dreitausend unserer Kameraden auf dem Gewissen hatten. Kaum war Kalmykoff eingezogen, als man die Ältesten aller Abteilungen — Deutsche, Österreicher, Türken, Ungarn — aus dem Lager holte, in ein Gefängnis steckte . . .«

»Noch eine Zigarette, bitte?«

Er nahm sie, sog tief ein. »Und eines Abends«, fährt er fort, »als die Kalmykoff-Offiziere in der Sobranje irgendeinen Sieg feierten, kamen sie auf den Gedanken, uns zu besuchen. Sie ließen uns hinausführen, bei vierzig Grad Kälte, rissen uns die Waffenröcke herunter, ließen uns, Hand an der Mütze — Hand an der Mütze, Mann! — an ihrer Reihe vorbeimarschieren . . . schlugen uns mit den Nagaiken ins Gesicht, über den Körper . . . Eine Stunde lang vertrieben sie sich damit die Zeit . . . immer wieder mußten wir an ihnen vorbei, auf und ab . . . sie lachten und sangen . . . wir mußten laufen, bis wir liegenblieben . . . halbnackt und blutig . . .«

Er preßt die Stirn, die eine Wunde hat, stöhnt wie vor Schmerz. »Nun wissen Sie alles, nicht wahr? Nun brauche ich Ihnen nichts mehr zu sagen? Ja, darum trat ich über . . . Nur deswegen . . . Ich wollte das rächen, diese Nacht, verstehen Sie? Meine Kameraden und mich selbst und unsern Waffenrock! Wollte so viel von diesem weißen Gesindel büßen lassen, wie ich nur konnte . . . Partei, Politik, Weltanschauung — das galt für mich nicht . . . Ich bin in diesem Land zu einem Tier geworden . . . Ein Tier hat keine Weltanschauung — ein Tier schlägt nur zurück, wenn man es peinigt! Damals konnte ich mich nicht wehren, jetzt habe ich es nachgeholt . . . Und bei jedem — verstehen Sie, Mann! — bei jedem habe ich die Hand an die Mütze gelegt . . . wie damals . . .«

Ich lehne nicht mehr an der Wand, schiebe mich ihm willenlos zu. »Und ich kann nichts für Sie tun?« stoße ich aus. »Kann Ihnen nicht im geringsten helfen . . .?«

Er steht auf. »Lassen Sie es gut sein!« sagt er ruhig. »Was soll ich noch? Ich wußte ja, daß es einmal so kommen würde, ich bin darauf vorbereitet! Und es ist gut so, ist fast ersehnt, verstehen Sie? Und damit Ihnen auch das Letzte klar wird: Alles waren Offiziere! Und auch ich bin Offizier. Bin so sehr Offizier, preußischer Offizier, daß ich niemals wieder glücklich werden kann — nach jenen Stunden, nach jenem Grüßen! Dürfen wir leben, wenn man uns schlug? Nein, wir dürfen nicht . . . Ich hatte mir nur Urlaub gegeben — jetzt muß ich einrücken. Was soll ich auch? Unsern Ehrbegriff hat der Krieg fortgenommen, wie vieles andere. Niemand versteht das mehr, niemand würde mich noch verstehen. Und dann: Deutschland besiegt? — Nein, es ist besser . . . Ich gehe gern, glauben Sie mir . . . Wer vier Jahre Gefangener in diesem Lande war, ist ohnedies für dies Leben —«

Ich gehe auf ihn zu, will seine Hände nehmen. In diesem Augenblick wird die Tür aufgestoßen, treten Petroff und Dodanoff mit zwei Kosaken über die Schwelle. Dodanoff hat einen Strick in den Händen, schlägt ihn klatschend gegen die Knie. »Nun suchen Sie sich einen Balken aus, mein Bester!« ruft Petroff lachend. »Uns ist es gleich, wenn er nur hält . . .«

»Nein, wartet noch! Ich muß erst Vereniki . . .« rufe ich heftig, laufe ins Quartier. Mein Herz schlägt schmerzhaft, mein Blut hämmert in den Schläfen. Mir ist elend.

»Kapitän! Nicht hängen lassen, bitte . . . Erschießen, bitte . . . Erschießen!« sage ich fliegend.

»Aber warum denn, Benjamin?« fragt er gütig.

»Er ist Offizier — deutscher Offizier! Ach, später werde ich erzählen . . . später! Jetzt nur ja sagen . . . nur ja . . .«

»Gut, Junge!« sagt er leise, fährt mir durchs Haar, schickt Seydlitz mit den Exekutionskosaken.

Ich will von neuem bitten: Nein, nicht Seydlitz, will ich rufen, nicht gerade ihn . . . Aber ich schweige. Ja, gerade ihn! denke ich plötzlich. Denn niemand würde es so korrekt, so soldatisch erfüllen wie er.

Abends sagte mir Seydlitz, daß der Gefangene mit der Hand an der Mütze gefallen sei. Mit einem seltsam ruhigen, fast befriedigten Gesichtsausdruck.

Wir sind weit hinter den Tobol zurückgenommen worden, um uns dort in Ruhe auffüllen und zu einem Gegenstoß vorbereiten

zu können. Der ganze Heeresrat wurde umformiert, unter den Oberbefehl des Generals Dieterichs gestellt, in drei neue Armeen aufgeteilt. Zum Führer der ersten ist General Pepeljaew, zum Führer der zweiten General Loschwitzki, zum Führer der dritten General Sakharow ernannt. Aus Omsk ist der Kosakenataman Iwanoff-Rinow eingetroffen, um ein neues Kosakenkorps aufzustellen. Man arbeitet mit aller Anstrengung, um die demoralisierten Truppen wieder schlagfähig zu machen. Die Offiziere erwarten Anfang September den Befehl zur Wiederaufnahme der Offensive. Hinter uns liegt die letzte große Stadt vor Omsk: Petropawlowsk.

Vereniki hat Ilja und mir drei Tage Urlaub gegeben. »Fahrt mal in die Stadt und erholt euch ein bißchen!« sagte er. »Ihr habt beide nötig, mal etwas anderes zu sehen...«

Wir machen uns sauber, ziehen unsere leichten Stiefel an, lassen uns einen kräftigen Vorschuß geben. Iljuschas dünner Nacken, der beinahe immer gebeugt ist, als ob er etwas auf dem Boden suche, wird plötzlich gerade. »Herrgott«, sagt er, »wir werden in ein Teehaus gehen, vielleicht sogar in ein Konzert — ist das glaublich?«

Pjotr fährt uns mit zwei Sibiriern zur Bahn. Der Zug ist vollbesetzt, wir stehen lange im Gang. In den Abteilen sitzen geschneigelte Etappenwanzen, die anscheinend noch nicht begriffen haben, worum es geht. Ihre Uniformen zeigen den letzten cri, ihre Lackstiefel glänzten untadelhaft, ihre Backen sind makellos rasiert, mit duftendem Mehl bepudert. Wir Frontschweine kommen uns wie Erdarbeiter vor, erringen auch bei keinem irgendwie Beachtung.

Nach langem Suchen finden wir endlich ein Abteil, in dem es still ist. Durch die Behandlung der Etappenkommis erbittert, reiße ich die Tür zu diesem Abteil ohne Anfrage auf. Das Abteil ist leer, am Fenster sitzt lediglich ein Rittmeister, auf dem Polster gegenüber liegt jemand unter einem Uniformmantel. Wir grüßen straff. Ein scharfer Blick leckt von unten bis oben an uns herauf. »Nein, ihr seid keine Etappisten — kommt, setzt euch, Brüder!« sagt eine dunkle Stimme. »Alle anderen habe ich hinausgeworfen, müßt ihr wissen — mit dieser Peitsche!« Wir setzen uns verlegen, sehen stumm vor uns hin. Der Rittmeister, ein großer, schwarzer Mann mit ein paar Augen, in denen Krankheit oder Fieber brennt, starrt saugend auf die Gestalt unter dem Mantel, deren Linien eigentümlich zart erscheinen.

Als es Nacht wird, der Mond zum Fenster hereinscheint, steht

der Offizier plötzlich auf. »Macht eure Augen auf, Brüder! Ihr sollt etwas sehen — habt es verdient...« Er beugt sich vor, zieht zärtlich den Mantel herab: Auf der Bank liegt in völliger Nacktheit eine junge Frau, eine Gestalt von solcher Schönheit und Ebenmäßigkeit, wie ich sie bisher nur auf Bildern sah.

»Nun seht sie euch an, Brüder!« murmelt der Offizier, »damit ihr neue Kräfte bekommt... Damit ihr wißt, wofür wir kämpfen! Denn dafür kämpfen wir doch auch, nicht wahr? Für die Schönheit, für die Liebe... Davon spricht nur keiner...«

Wir sitzen wie erstarrt. Aber es wacht keine Sinnlichkeit in uns auf. Nicht anders als eine marmorne Gestalt wirkt ihr Körper auf uns. Endlich zieht der Offizier den Mantel wieder vor, wirft sich stumm in die Polster zurück, starrt regungslos in die Nacht hinaus.

Der Zug rattert. Das Mondlicht gleißt auf einem Mantel, unter dem sich ein elfenhaft zarter Körper abhebt. War alles nur ein Spuk unserer erregten Hirne? Vielleicht ist dieses Mädchen tot? Bringt er nur eine Leiche heim?

Ich spähe heimlich zu dem Offizier hinüber. Sein schönes Gesicht ist von einem Leiden zerwühlt. In seinen Augen schwelt eine unheilbare Krankheit.

»Er ist irrsinnig...« sagt Ilja flüsternd.

Ich nicke nur. »Ja«, denke ich. »Irrsinnig oder betrunken — etwas anderes bleibt einem in dieser Zeit nicht übrig...«

An der nächsten Station taten wir, als ob wir eilig aussteigen müßten.

Man spricht in letzter Zeit davon, daß sich im Baltikum eine neue Armee gegen die Bolschewiki gebildet habe. Unter der Führung des deutschen Generals von der Goltz und des russischen Fürsten Awaloff-Bermond. Sie bestehe zu einem Teil aus deutschen Soldaten, von den Letten gegen Siedlungslandverspruch zur Befreiung vom Bolschewismus herbeigerufen. Zum andern aus russischen Offizieren und Freiwilligen, durch Awaloffs Werbung in deutschen Gefangenenlagern zusammengestellt.

Ich fragte Recke, den Balten, danach. »Nein«, sagte er, »ich kenne ihn nicht, man sagt aber, daß er ein entschlossener Charakter sei. Im übrigen ein ausgesprochener Freund der Deutschen und der Meinung, daß nur die aufrichtige Freundschaft Rußlands und Deutschlands beiden eine neue Zukunft bringen könne. Denikin

und Judenitsch wollen natürlich nichts von ihm wissen — nicht verwunderlich — so steht als nächster Awaloff-Bermondts auf der Abschlußliste . . .«

Jeden Tag begegnen uns deutsche Kriegsgefangene als Burschen und Pferdepfleger weißer Offiziere. Die Armee soll alle Gefangenenlager, an denen sie vorbeimarschiert, auf ihrem Rückzug mitschleppen. Aus Furcht, daß sie von den Roten gegen sie bewaffnet würden.

Kürzlich kam der Berliner aufgeregt zu mir. »Wir sollen alle in ein Lager kommen!« sagt er fröhlich. »General Knox, der Englischmann, habe gesagt, es sei unerhört, daß sich jede Kompanie ein Dutzend Burschen, Köche und Pferdewärter aus den Kriegsgefangenenlagern hole! Er habe beim Oberkommando schärfstens gefordert, daß diese Sache sofort abgestellt werde . . .«

Ich schüttelte den Kopf. »Ja«, sagte ich, »das ist verlautbart worden. Nachdem die Beschränkungen für Burschen, Köche und so weiter — um die Kampfkraft der Armee nicht zu schwächen — sehr strenge wurden, half man sich eben auf diese Art. Hoffen wir also, daß diese Herumzieherei für euch bald zu Ende ist . . .«

Ich konnte ihm nicht sagen, was ich wirklich glaube: daß Knox damit niemals durchdringen wird.

Als wir heute nach längerer Rast wieder vormarschierten, um in der ersten Linie verwundet zu werden, stießen wir auf einen Offizier, der uns vergeblich auszuweichen trachtete.

»Kostja, Benjamin!« schrie Vereniki. Wir setzten uns in Galopp, schlossen ihn seitlich ein. Vereniki stieg ab, trat vor ihn. »Ihren Ausweis, bitte!« sagte er kalt.

Der Offizier, ein junger Leutnant, gut gekleidet, mit rundem Gesicht zuckte zusammen. »Ich habe eine Meldung zu überbringen«, sagte er gedrückt.

»Ihren Ausweis, bitte!« wiederholte Vereniki. »Regiment, Stellung, Name?«

Der Offizier erblich. »Mit welchem Recht . . .?« fuhr er auf.

»Was?« brüllt Vereniki los. »Du fragst mich noch, mit welchem Recht ich euch Drückeberger nicht fahnenflüchtig werden lasse? Schuft, Schwein, Feigling . . .« Er krampft die Hände, nimmt sich zusammen. »Übergib ihn der Stabswache, Kostja!« sagt er kurz, steigt auf, winkt mir.

Eine Weile reiten wir schweigend. Ich sehe von der Seite, daß sein schweres, massiges Gesicht mit jedem Tag hagerer wird, in seinem einst rabenschwarzen Nackenhaar schon weiße Fäden schimmern. An einem Bach steigt er wortlos ab, läßt seinen Hengst ausgiebig trinken. Ich springe gleichfalls aus dem Sattel, nehme dem Bärenatzer das Gebiß heraus. Er zieht mit langem Hals, tief und geräuschlos, nur seine Nüstern spannen sich heftig. Er hat seit heute morgen nichts gehabt, der arme Kerl . . .

»Ach, Benjamin, unsere Soldaten«, sagt Vereniki plötzlich, »was soll man tun, was soll man sagen? Man prügelt sie, wenn sie davonlaufen, und stellt sie wieder ein. Sie wissen ja nicht, wofür sie kämpfen, sind arme, unglückliche Kerle, die endlich einmal nach Hause möchten — nach sechs Jahren! Aber diese Schweine!« grollt er auf. »Vierhunderttausend Offiziere hatten wir am Ende des Krieges! Wenn nur die Hälfte damals gekommen wäre, nur die Hälfte ihr Leben mißachtet, unter eine große Idee gestellt hätte . . .«

Er schwingt sich schwer in den Sattel, setzt sich kurz und ruckhaft zurecht. »Wir wären längst in Moskau!« murmelt er weiterreitend. »Und alles wieder zu Hause . . . bei Frau und Kindern und Vieh und Feld . . . Jetzt jammern sie, machen sie andern Leuten Vorwürfe! Sollten sich lieber bei sich selbst beklagen, sich an die eigene Nase fassen . . . Wenn wir verrecken, sind wir aus eigener Schuld verreckt! Aus Feigheit, aus Unvermögen, aus Verfaultheit . . . Und nichts anderem . . .«

Vor vier Tagen hat die neue Offensive eingesetzt. Wir nennen sie alle die Verzweiflungsoffensive. Kann sie Erfolg haben? Kaum. Wir sind jetzt beinahe zweitausend Kilometer zurückmarschiert, haben einen Rückzug hinter uns, wie ihn wohl noch kein Heer der Welt leistete. Das hat uns ausgepumpt, uns alle Kräfte entzogen. Bis wir diese Strecke wieder im Vormarsch zurücklegen, Schlacht um Schlacht bestehend, lebt niemand mehr . . .

Aber das ist auch nicht nötig, sagen die Offiziere. Nur halten müssen wir uns — uns, das Heer; Omsk, die Hauptstadt; Kolttschak, den Obersten Regenten! In spätestens vier Wochen ist Denikin in Moskau, Judenitsch in Petersburg, Awaloff in Pskow, Miller in Wologda . . .

Ja, das hält uns. Das treibt uns sogar wieder vor. Wenn das nicht wäre . . .

In der Luft hängen dichte Netze schimmernder Altweiberfäden.

Die Krüppelbirken sind schon mit gelben Flecken überspritzt. Ist es Herbst?

Was niemand vermutete, trifft wirklich ein: Es geht vorwärts! Sakharow arbeitet Tag und Nacht. Koltshaks Marinebataillone fechten beispiellos. Einzelne Landregimenter suchen sie zu über treffen. Manche Dörfer wechseln die Besitzer im Laufe von Stunden mehrfach. Will man erproben, wieviel Liter Blut die braune Step-penerde trinken kann?

»Nach zweitausend Kilometern ununterbrochenen Rückzugs wie-der in die Offensive zu gehen, dazu derart erfolgreich — das ist russisch!« soll General Knox, der englische Kommandierende, ge-äußert haben. Wenn nur Reserven kämen, alles ist vorn, bis zum letzten Mann! Aber es ist kein Ersatz zu bekommen, weder an Material noch Mannschaft. Die Artillerie schweigt, weil sie sich verschossen hat, die Pferde fallen um, weil sie nichts mehr zu fressen haben. Wir schreiben um Hafer, Hufeisen, Geschirre, Mu-nition, Ferngläser, Zeltbahnen, Mäntel — nichts. Wir telegraphie-ren — nichts.

Die Generale Sakharow, Woizechowski und Kappell haben den Georgsorden dritter Klasse erhalten. Kostja wurde von einem fran-zösischen Offizier ausgezeichnet, mit einer französischen Medaille. Er ließ sie sich mit unbewegtem Gesicht anheften. Als der Offizier sich weiterwandte, steckte er sie in die Hosentasche.

»Scheiß drauf . . .« sagte er deutlich.

Ein General der Nachbardivision hat heute seine beiden Söhne verloren. Sie gerieten bei einem Überfall in die Hände der Roten und wurden gräßlich zugerichtet. Als die Meldung zurückkam, führte der General selbst den Gegenstoß, um wenigstens die Lei-chen zu sehen. Er ging mit seinem weißen, wallenden Haar an der Spitze seines Regiments, die Soldaten folgten ihm mit einem grauenhaften Elan, errangen einen Sieg von lange nicht gekanntem Ausmaß.

»Wenn man allen Generalen die Söhne totschrüge, würden wir in vier Wochen gesiegt haben!« sagte Petroff roh.

Aber es ist ein Körnchen Salz in seinem Satz.

Man hat bei dem Angriff des Generals ein Chinesenregiment ge-fangen. Ein ganzes Regiment von tausend Mann nebst seinen Kom-



missaren. Die Kommissare wurden nachmittags zu Tode geprügelt, die Chinesen führte man gegen Abend in eine Talsenke, umstellte sie links und rechts mit einer Kosakensotnja, baute zwei leichte Maschinengewehre vor ihnen auf.

»Jetzt geht's los!« sagte Petroff zynisch. »Fort mit Schaden...« Er quetschte es durch die Zähne und machte gierige Augen. Sein wildes Gesicht sah förmlich durstig aus.

Die Chinesen, in guten Uniformen, standen in zwei Gliedern. Ruhig, in langen Reihen, die sich kaum bewegten. Einige setzten sich auf die Erde, gleichgültig, als ob sie sich zum Plaudern niedersetzten, die meisten blieben aufrecht stehen. Ihre Gesichter veränderten den Ausdruck nicht, ihre gelbe, fettige Haut war nicht mehr über ihre eckigen Backenknochen gespannt als sonst, ihre schwarzen Wieselaugen, kleinen Jetkugeln gleichend, glänzten wie immer. Mir war es, als hätte ich noch niemals Menschen sich gleichgültiger zum Sterben richten sehen.

Ein Offizier kommandierte etwas, beim dritten Wort, das schrill durch den Abend schnitt, setzten die Maschinengewehre ein. »Taktaktak... taktaktaktak... taktaktaktaktak...« Die Reihen fielen von der Mitte aus nach rechts und links — als ob sie alle aneinandergebunden wären und einer den anderen mitrisse, sah es aus. In wenigen Sekunden verwandelte sich alles in ein wirres Knäuel, aus dem Arme und Beine in die Luft schlugen. Ein fürchterlicher Schrei stieg in den Himmel, nicht eben laut, fürchterlich nur in seiner Art und Klangfarbe — mich deuchte, daß ihn eigentlich nur wenige Menschen ausstießen. Jetzt standen noch zehn, jetzt nur noch sechs, jetzt drei...

Jetzt keiner mehr.

Im Augenblick des Verstummens des Gewehrgeknatters vernahmen wir, daß dieses Knäuel von Menschen doch nicht lautlos starb. Ein tausendfaches Stöhnen kam aus der Hekatombe verstürzter Leiber — gleichsam das Stöhnen eines einzigen, aber in einer Lautstärke, in einer tierischen Intensität, wie es noch niemand von uns gehört hatte. Selbst Vereniki erblich, als er es vernahm — Seydlitz schob nur den Kiefer vor, zog dabei die Oberlippe auf, daß man alle Zähne gewahrte.

Ein Kosakentrompeter blies zur Attacke.

Langsam setzten sich die Sotnjen in Bewegung, senkten die Lanzen zum »Stich zur Erde«, fielen in einen schwerfälligen Galopp, brausten klirrend in das verfilzte Knäuel hinein.

»Jetzt machen sie Schluß!« sagte Petroff. Er wandte sich um, mit offenem, schlüpfendem Mund. »Wo ist mein Pferd, verflucht...« knurrte er bissig. Und lief zurück und galoppierte gleich darauf an uns vorüber, dem Hunderte von Metern langen Menschenhaufen entgegen, den Stiernacken gebogen, den Säbel in der Faust. Sein Gesicht sah schrecklich, beinahe teuflisch aus...

Trotz allem: Wir verstanden ihn! Wenn wir an ihre Martern dachten, ihr »Entmannen«, ihr »Baumsägen«, ihr »Handschuhamessen«, ihre »Rattenprobe«... Niemand hielt ihn zurück. »Mag er sich austoben!« sagte Vereniki kurz. »Man braucht Ventile...« setzte Recke hinzu.

Nein, wenn wir ihnen auch vieles nachsehen, den Bolschewiken — das verzeihen wir ihnen nicht! Sie mögen kämpfen, erschießen, keine Gefangenen machen — gut, das kann das Recht jedes Mannes sein, der seiner Idee zum Sieg verhelfen will... Aber berufsmäßige Mörder einzustellen, geborene Henker anzuwerben... Aus den Kellerlöchern der ganzen Welt...?

Wir haben die Roten fast ganz über den Tobol zurückgedrängt. Sie halten nur noch an wenigen Punkten stand, das Gros ist schon über den Fluß retriiert. Es sind auch einzelne Reserven eingetroffen, aber was für Leute und was für Zeug? Sogar Pferde schickte man — aber man könnte sie als neue Tiergattung ansprechen. Mit unserm Begriff Pferd haben sie nichts gemein.

Es fließt immer noch viel Blut. Gestern sah ich ein Offiziersregiment zum Sturm vorgehen — bewunderungswürdig gesammelt, auffällig gehorsam, völlig in der Hand der Führer. Ja, die es um kleiner irdischer Vorteile willen tun, sind nur wenige, sie zählen nicht. Die andern glauben ehrlich, Großem zu dienen — wie jene, die ihnen von der andern Seite entgegenziehen, gleich gesammelt in ihrer Glaubensfestigkeit, gleich bewunderungswürdig in ihrem Opfermut...

Einer irrt... Oder beide?

Aber wir werden irren, solange wir Menschen sind. Und unser Bestes liegt in den Menschheitsträumen, die sich nie verwirklichen lassen.

Wir liegen bei den Pferden, Seydlitz und ich. Es ist Nacht, rechts wummern Geschütze. Wir träumen vor uns hin. Ich denke ans Lager, an meine alten Kameraden. Und fühle deutlich, daß auch

Seydlitz davon träumt, mit starren Augen in den Himmel blickt, der über uns mit seinen Sternen brennt. »Denkst du auch daran, Seydlitz?« frage ich leise.

»Ja«, sagt er nur.

»Ach«, fahre ich fort, »ich denke oft daran! Und jetzt auch gern... Es war so ruhig, man schlief viel, hatte im Grunde keine Sorgen... Mein Gott, wer hätte gedacht, daß ich einst mit einer Art Sehnsucht daran zurückdenken würde? Jetzt ist es soweit...« Ich lege den Arm unter meinen Kopf, sehe in den reinen Abendstern, als ob ich ihm folgen wolle. »Ob sie wohl noch beisammen sind?« frage ich dann. »Doktor Berger, der Jurist, Windt, der Spreathener, Schulenburg, der ranke Aktive? Und Saltin, der warmherzige Österreicher, und Proschow, der schnelle Flieger, und Jungmann, der Kriegsmutwillige, und Merkel, der Kommißknopf...?«

»Ja«, sagt Seydlitz, »der Berger... mit dem Bild seiner Frau... und seinen Wissenschaften...«

»Ob er noch immer in die ›Universität‹ geht? Und ob Windt immer noch splitternacht müllert und jeden mit zotigen Bemerkungen überschüttet, der sich darüber mokiert? Mein Gott, was würden sie sagen, wenn sie wüßten, daß wir beide... hier... in der Weißen Armee... Oder ob man sie auch mitschleppt, vielleicht sogar in unserer Nähe? Das Lager soll bald nach unserm Ausbruch geräumt worden sein, hörte ich... wegen der japanischen Besetzung. Und wenn man sie in ein Lager brachte, das auf unserer Rückzugslinie liegt...«

»Dann werden sie mitgeschleppt – wie unsere armen Kerle!«

Ich wälze mich herum, stütze meinen Kopf auf. »Ach, wenn es doch zu Ende wäre!« sage ich laut. »Es ist unwürdig für Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, sich gegenseitig derart bestialisch totzuschlagen! Diese Zerstörung, diese Barbarei... Dieses schreckliche Morden, Tag um Tag, Jahr um Jahr... Aber nein, das kannst du nicht verstehen – du nicht...«

»Doch«, sagt er hart, »das verstehe ich gut. Oder glaubst du, ich liebe das Morden? Nein, mein Gott, ich weiß nur, daß es kindisch ist, ›nie wieder Krieg‹ zu rufen und allein davon das Heil zu erwarten – weil er aus andern Gründen aufsteigt als aus dem Wollen der berühmten fünf oder sechs Leute am grünen Tisch! Man soll keine Krämerkriegsdienste leisten, gewiß nicht, soll weder für Petroleum noch Eisenerz noch Börsenmakler Menschen

erschlagen — aber man soll bereit sein, jeden Augenblick bereit sein, die Waffe in die Hand zu nehmen, wenn es das Bestehenbleiben einer Wesensart gegen den Ansturm einer anderen gilt! Ein Volk, das nicht wehrhaft sein will, wenn es sich um Notwehr handelt, ist verloren — war immer verloren, solange es Geschichte gibt, denn die ewigen Gesetze des Werdens und Vergehens der Völker lassen sich nicht durch Resolutionen aus der Welt schaffen! Und alles andere ist Geschwätz, weichliches Geschwätz, nicht mehr...« Er nahm eine Zigarette heraus, sein Streichholz flammte auf.

»Warum seufzt du, Seydlitz?«

»Weil auch ich es nicht mehr aushalte, ebensowenig wie du — wenn auch aus anderen Gründen! Weil es mir bis zum Halse steht, noch länger mit dieser Armee herumzuziehen, die keine Armee mehr ist, ewig auf der Flucht...«

»Aber unser Kapitän?« rufe ich.

»Unser Kapitän, natürlich, der ist Ausnahme... Und auch die andern, viele wenigstens... Aber was nützt das? Mit dem ›besten Willen‹ allein kann man keinen Krieg gewinnen, sondern nur, wenn man auch in ihm das Höchste leistet, wie in der Wirtschaft oder Industrie. Die Exaktheit fehlt, die minutiöse Kuppelung aller Glieder, alles das, was uns vor allem andern vier Jahre lang siegen ließ... Nimm Kostja an: tapfer, ehrlich, anständig, aber so undiszipliniert, daß er oft mehr schadet als nützt... Ilja: bester Wille, aber schwach, mädchenhaft zerfahren... Die Brüder: ohne ihren Kastellan verloren, in acht Tagen verhungert — Cellos und Cézannes gehören eben nicht in einen Krieg! Der einzige ist noch Recke, außer unserm Kapitän natürlich... Aber unser Maßstab, unser alter preußischer, paßt für keinen! Wenn ich an Petroff denke oder Dodanoff, diesen Feigling und Nagelfresser... Kürzlich hat der Essaul wieder mit ihm getauscht — für eine Flasche Schnaps! Dabei haßt er ihn, ist tapfer, ein prachtvoller Landsknecht... Aber gegen Schnaps darf Dodanoff zu Hause bleiben, jedesmal... Nun, und das übrige alles: Jene vielen Offiziere, die sich drücken, einfach davonlaufen... Jene, die sich Gelder geben lassen, um Freiwillige anzuwerben, diese Gelder dann verspielen oder gar damit nach Paris fahren, auf Nimmerwiedersehen natürlich... Ja, wenn das nicht wäre, wenn das alles...« Er seufzte wieder.

»Nein, niemand kann begreifen, was es für mich bedeutet, hier

zu dienen!« sagte er dann. »Für mich, der preußisch aufwuchs, dessen Vater und Großvater, dessen Ahne unter Fridericus . . . Dazu in einer Zeit, in der in Deutschland alles drunter und drüber geht, wie man hört . . .« Er stieß die Zigarette in die Erde, warf sich ruckhaft auf die andere Seite. »Nun schlafe, Benjamin!« sagte er rauh. »Morgen ist auch ein Tag . . .«

Ein Offizier, der kürzlich aus Transbaikalien kam, erzählte mit verbissenem Gesicht, daß bei Minussinsk ein großer Aufstand ausbrach. Er sei mit unglaublicher Schnelligkeit aufgeflammt, griffe wie ein Steppenfeuer um sich, habe im Lauf von Tagen riesenhafte Dimensionen angenommen. Ein früherer Stabskapitän namens Tschetikin habe ein ganzes Korps aus Deserteuren formiert, außerdem zahllose selbständige rote Partisanentrupps gebildet. Die Propaganda arbeite mit den himmelschreiendsten Verleumdungen und dem Erfolge, daß viele Bauern dem Meutererkorps Brot und Fleisch und Kleider brächten. Die Regierung könne den Aufstand nicht mehr unterdrücken, weil die zurückgebliebenen Kosaken des Jenisseisk viel zu schwach seien.

»Er mutet eher als nationaler Aufstand gegen die Intervention als ein rein bolschewistischer an«, schloß der Offizier. »Zu Hunderten sieht man die Anschläge: Aasgeier, Leichenfledderer, Schlachtfeldhyänen — werft sie hinaus, die Engländer und Japaner, Amerikaner und Franzosen und Tschechoslowaken!« »Wir lassen unser Rußland nicht verschachern — lieber wollen wir bolschewistisch werden!« »Wenn die Weißen nicht Ordnung schaffen können, ohne Rußland dafür zu verkaufen, dann sollen sie es den Roten übergeben — die werden diese ganzen Interventionisten zum Teufel jagen . . .«

Mein Gott, auch das noch! Und dazu jetzt, im Augenblick des ersten Aufatmens nach Monaten. Der internationale Bolschewist drapiert sich mit der Toga des Nationalisten . . .

Mein Bärenatzer wird beschlagen. Pjotr, der Malodjetz, treibt ihn rückwärts in den Zwangsstand, schnürt ihn an allen Gliedern fest. »Nun geh schon, Teufel, grauer . . .« sagt er lachend, fängt sein Bein geschickt mit einer Schlinge. Das Pferd schlägt schmetternd aus, Holzteilchen spritzen herum. »Hooh . . . hooh . . . wirst dich schon geben, wirst gleich ruhig sein — wie ein Mädchen . . .« sagt er spöttisch, zerzt den Huf rückwärts, zieht ihn auf einen

Seitenbalken, schlingt ein Seil darum. Der Grauhengst schnaubt erregt, fühlt seine Machtlosigkeit, ergibt sich drein.

Unsere Kameraden stehen im Kreis herum. Der Berliner, dessen Gutmütigkeit leicht in Agressivität umschlägt, schüttelt geringschätzig den Kürbiskopf. »Da sieht man's wieder«, sagt er, »nichts verstehen sie, diese dummen Russen! Als ob sie so'n Tier schlachten wollten, führen sie sich auf . . .«

»Ein leerer Sack steht nicht«, meint der Kürassier.

»Man kennt es hier nicht anders«, sage ich.

»Andere Länder, andere Sitten«, sagt der Kürassier.

»Sie sind zu faul!« ruft der Berliner überzeugt. »Wenn man bei uns mal zusieht, auf dem Lande, mein Gott und Vater . . . alles aus freier Hand, die schlimmsten Biester — eins, zwei, drei . . ., so ist das.«

Der lange Kürassier steht vorgebeugt, folgt jedem Griff mit einem Augenausdruck, der rührend ist. »Bei uns zu Hause«, sagt er langsam, »auf meinem Hof, hab ich einen Braunen. Beim erstenmal schlug er verrückt, warf er den Schmied wie einen Kiesel hinter sich. Hoho, sagte ich, steig nicht daher wie ein Hahn, hast bisher noch kein Ei gelegt . . . Jetzt brauche ich nur sagen ›links, Brauner, links‹ — schon hebt er seinen Fuß auf, hält er ihn einem förmlich hin! Und immer den richtigen, immer den richtigen . . .«

»Ja«, sagt ein dritter, ein kleiner Verhungertes, der oftmals hustet, »bei uns zu Hause ist alles anders! Bei uns zu Hause . . .« Er hustet heftig, fährt sich über den Mund, blickt verwundert und mißtrauisch darauf nieder. Am Handgelenk zeigt sich ein dünner Streifen hellen Blutes.

»Verfluchte Schweinerei . . . verfluchte Schwindsucht . . .« murmelte er erschrocken. Und blickt sich um, ob es jemand gesehen habe, reibt es hastig so an der Hose ab, als ob er's damit ungeschehen machen könne.

Wir erlahmen langsam. Die Kämpfe um den Tobol währen jetzt schon drei Wochen. Inzwischen füllen die Roten ihre Reihen wieder auf, während bei uns nicht die geringste Reserve greifbar ist. Wenn es nicht anders wird, ist zu dem vielen andern auch das Blut am Tobol umsonst geflossen.

Die Nachrichten von Aufständen in der Etappe mehren sich. Zwischen Krasnojarsk und Irkutsk versuchten die Aufständischen die

Eisenbahnlinie zu zerstören. Vielleicht kommen deswegen weder Truppen noch Materialien mehr durch? Die tschechischen Legionäre, die von Omsk bis Irkutsk die Bahn bewachen, soll eine verzweifelte Angst ergriffen haben. »Wenn sie die Eisenbahn zerstören, kommen wir nicht mehr heim, fallen wir schließlich auch in die Hände der Roten!«

Jeden Tag erscheinen Banden an der Bahn, zerstören die einsamen Geleise, bringen die Züge zur Entgleisung. Wohl greifen die Tschechen augenblicklich ein . . . Aber bessert man solche Dinge dadurch, daß man alle an der Bahn gelegenen Dörfer und Gehöfte niederbrennt, jeden Bauern erschießt, dessen man habhaft wird? Zwölfjährige Mädchen liegen zu Tode vergewaltigt neben den Schienen. Harmlos des Weges ziehende Bauern werden gräßlich hingemordet. Angstpsychose.

Semjonoffs Art macht Schule. Aber die Folge wird auch hier die gleiche sein: statt den Aufstand damit abzdämpfen, gießen diese Strafexpeditionen nur neue Nahrung in die unsichtbare Glut, machen Rauch und Feuer und — den weißen Himmel immer röter.

Unsere Bagagewagen werden täglich zu einer Burg zusammengeschoben. Es gibt keine geschlossene Front mehr, überall streifen gesonderte Abteilungen umher. Wir müssen immer darauf gefaßt sein, von einer roten Partisanengruppe überrumpelt zu werden. Heute sind alle vorne, hinter einer leichten Hügelkette, von der Geknatter herüberweht. Mir hat man einen Zug Kosaken zur Bedeckung gelassen. Sie liegen mit griffbereiten Gewehren unter den Wagen.

Gegen zehn kam Ilja mit einem Gefangenen zurückgeritten. »Vereniki schickt mich«, sagte er leise. »Kostja hat ihn gefangen . . .« Sein mädchenhaftes Gesicht zeigt keine Befriedigung, seine Augen blickten gleichsam durch feuchte Schleier. »Ein intelligenter Mensch«, setzt er halblaut hinzu. »Habe mich auf dem ganzen Wege mit ihm unterhalten — schade um ihn . . .« Er wandte das Pferd, klopfte es zärtlich. »Nun, ich muß wieder vor — leb wohl, Benjamin!«

Ich führe den Gefangenen in die Wagenburg, suche mir eine unbelauschbare Stelle aus, heiße ihn sich neben mich setzen. Es ist ein jüngerer Mensch mit starkem Kinn und hoher, gewölbter Stirn. Er blickt unablässig auf die Hügelkette, hinter der es peitschend

knattert. Aus seinem Oberarm sickert durch ein Kugelloch Blut. Links trägt er irgendein rotes Rangabzeichen. Seine klugen Augen haben den Ausdruck jener, die das Ende wissen.

Ich gebe ihm eine Zigarette. Er nimmt sie nicht, dankt mir höflich. »Du kannst sie ruhig nehmen«, sage ich. »Ich will dafür nichts von dir erkaufen...« Er lächelt flüchtig, nimmt sie, raucht. »Welchen Rang hast du übrigens?«

»Kompagnieführer«, sagt er kurz, aber nicht unhöflich.

»Offizier gewesen?«

»Nein, Feldwebel, Starschi.«

»Gedient, wie?«

»Ja, Unteroffizier vom Zaren her, im Krieg befördert.«

»Aber... Wie konntest du dann Bolschewik werden?« frage ich verwundert.

Er zieht die Lippenwinkel herunter, macht eine seltsame Handbewegung. »Ach...« sagt er leise, »Sie fragen? Ja, Sie müssen fragen... Sie wissen ja nicht, wie wir lebten... Ich stamme aus einer Bergwerksgegend, kam in einer Baracke zur Welt... Vater arbeitete, Mutter gebar... Ich begann mit dreizehn Jahren die Hunde zu schieben, die kleinen, schweren Erzhunde, wissen Sie... Von morgens bis abends... Außerdem gab es nur Huren und Wodka... Ich habe nie Blumen gesehen, nie einen Baum... Nur Kohlen, Schächte, Trossen... Wenn uns die Sirene weckte, war es noch Nacht; wenn wir aus der Grube stiegen, wurde es schon wieder Nacht... Und Sonntags schlief ich vor Müdigkeit...«

Ich schwieg lange.

»Ich verstehe dich«, sage ich endlich. »Oh, ich verstehe dich gut... Aber«, frage ich weiter, suche krampfhaft nach etwas, um sein Recht zu brechen, seine Stellung zu erschüttern, »warum schließt ihr die Kirchen? Warum verfolgt ihr die Geistlichen? Warum verspottet ihr die Religion?«

Er lächelt verborgen. »Wenn wir sie bestehen ließen, kämen wir nie zum Ziel!« sagt er dann. »Warum verbanden sich alle Kaiser und Könige mit Gott, warum waren sie immer von Gottes Gnaden? Damit niemand wagen konnte, an ihrer Unfehlbarkeit zu zweifeln... Weil sie dadurch unantastbar wurden, keiner sie angreifen durfte... Ach, denken Sie doch! Wir Roten müssen doch die Verheißung des Jenseits abschaffen, wir sind doch Menschen – und Russen... Und nur wenn wir Russen glauben, daß diese Erde alles und das Jenseits nichts ist, werden wir uns aufraffen, schon



im Diesseits soviel zu erreichen wie irgend möglich! Es ist die erste Forderung, der Grundstein gleichsam . . .«

Ich wurde immer verwunderter. Treibt er mich nicht wahrhaftig in die Enge? dachte ich. »Ja«, sagte ich bedrängt, »aber warum alles ohne Ausnahme zerstören? Es gibt doch manches —«

»Nein«, unterbricht er mich, »es gibt nichts! Nur der volle Abbruch und Neubau eines Hauses, in dem der Schwamm steckt, kann dem Übel helfen. Und der Kapitalismus ist der Schwamm, an dem die ganze Erde krankt . . . Kerenski ließ dem Bürgertum übrigens genug Zeit, um sich zu bessern! Es tat's nicht, sumpfte trübe und geruhsam weiter. Nun wohl . . .«

Was sollte ich antworten? »Ja«, sagte ich endlich, »aber eine Sache, die man nur mit Gewalt —«

Er lachte höhnisch, zeigte seine Zähne. »Liege am Boden«, sagte er dann, »gefesselt, hungrig, ausgedörrt . . . Flehe: Laß mich frei, nur ein wenig — nur ein wenig frei und etwas mehr Essen . . . Aber nein, man lacht nur, drückt dich noch mehr . . . Ist es da ein Wunder, wenn du plötzlich die Muskeln spannst, bis die Ketten zerreißen . . . und ausbrichst . . . und alles rot siehst?«

Seine Finger packen in unheimlicher Energie meine Arme, sein kluges Gesicht verzerrt sich vor Erregung. »So waren wir!« stößt er aus. »So bettelten wir — jahrhundertlang! Man lachte — nie wären wir frei geworden . . . Und nun fragst du: Gewalt? Und nun sagst du: Gewalt gedeiht nicht? Oh, auch unsere Güte wäre nie gediehen, weil sie nie belohnt worden wäre . . . Und wenn Gewalt auch nicht gedeihen sollte — sie brachte uns doch mehr, als uns je unser Dulden brachte, unser Kriechen, unser Betteln, unser Stillesein . . .«

Vor einer Stunde ließ Vereniki ihn durch zwei Kosaken erdrosseln. Seine letzten Worte waren: »Mich könnt ihr wohl stumm machen, aber nicht die Revolution! Denn für mich werden Tausende erstehen, die mit euch tun werden, was ihr mit mir tatet! Die Erhebung der Menschheit marschiert . . .«

Ich habe heut nacht kein Auge geschlossen. Immer sah ich ihn vor mir. Immer hörte ich ihn sprechen.

Hat er recht? Hat er unrecht?

Schade um ihn! hat Ilja gesagt.

Unsere Gegenoffensive hat sich totgelaufen. Das ganze Heer flutet schon wieder zurück. Es geht geradenwegs auf Petropawlowsk. Der Ischim ist unsere letzte Mauer. Wenn auch sie überschritten wird, kommt der Irtisch dran. Und mit ihm: Omsk. Wir hatten in den Tobolwochen zwanzigtausend Mann Verluste. Mehrfach warfen sich wieder die Soldaten auf ihre Offiziere, viele unserer Toten gehen auf dies Konto. Nachdem bis heute keinerlei Reserven eingetroffen sind, zerbröckelt die Front allmählich, geht jede Formation auf eigene Faust zurück.

»Wir sind keine Soldaten mehr«, sagte Seydlitz gestern. »Wir sind nur noch eine Soldateska . . .«

Seit einiger Zeit sind wir als Bahnbewachung abgestellt. Die Bevölkerung ist nirgends mehr sicher. Selbst in den Frontabschnitten kommen Sabotagen vor. Trotzdem ist es im Vergleich zum früheren Dienst ein faules Leben. Dodanoff verlebt herrliche Tage. Nur Kostja flucht.

Als ich heute morgen den kleinen Bahnhof kontrollierte, machte ich eine entsetzliche Entdeckung. Es war gerade ein Zug eingelaufen, ich ging schlendernd an ihm entlang. Als ich den Schlußwaggon erreichte, hörte ich plötzlich ein schwaches Stöhnen. Ich lege den Kopf an seine Planken — ich hatte mich nicht getäuscht: ein mattes, aber wie es schien vielstimmiges Wimmern drang durch seine Ritzen.

Ich lief sofort ins Quartier, um den Kapitän zu holen. Wir gingen zum Zugführer, riefen ihn vom Stand herunter. »Was ist im letzten Viehwaggon, Freund?« fragte Vereniki rau.

»Im letzten Wagen? Einen Augenblick . . .« Er blätterte in seinem Zettelhaufen. »Gefangene für Wladiwostok«, sagte er dann. Vereniki verfinsterte sich. »In plombierten Wagen? Das kann nicht sein! Begleiten Sie mich . . .«

Wir gingen zum Waggon zurück. Vereniki horchte lange. »Hören Sie etwas?« fragte er dann.

Der Zugführer nickte — weiß im Gesicht.

»Öffnen Sie!«

»Ich habe keine Schlüssel. Der militärische Begleiter . . .«

»Wo ist er?«

Der Zugführer ruft mehreremal. Ein langer Offizier rennt herbei. Sein Gesicht erinnert an einen Marder. »Was wollt ihr?« brüllt er. »Schert euch zum Teufel . . .«

»Sind Sie der militärische Begleiter dieses Wagens?« fragt Vereniki dumpf.

»Ja! Und niemand hat —«

»Sie sind verhaftet! Nimm ihm die Pistole ab, Benjamin!« sagte Vereniki ruhig.

Ich nehme sie — er ist so überrascht, daß er mich nicht hindert. Um uns haben sich Soldaten und Bahnbeamte gesammelt. »Kennt jemand diesen Offizier?« fragt Vereniki.

Ein Bahnbeamter grüßt. »Er kommt sehr oft an unserer Station vorbei. Gehört zur Gegenspionageabteilung, zur Kontra-Raswjedka...«

»Und zu welchem Zweck fährt er hier umher?«

Der Beamte windet sich. »Er hat alle Verdächtigen in die Deportation zu bringen«, sagt er halblaut. »Läßt sie aber gewöhnlich in den Waggons zu Tode fahren«, setzt er hinzu.

Vereniki wird steif. »Auf die Wache mit ihm!« sagt er endlich. Und wendet sich zum Zugführer. »Den Waggon auf eine unbeobachtbare Stelle. Sämtliche Zuwege absperren.«

Der Offizier wird abgeführt. Eine Lokomotive kommt, bringt den Schlußwaggon an eine alte Rampe. Unsere ganze Abteilung steht vor ihm als Mauer, die Kosaken haben den Platz in weitem Umkreis abgesperrt. »Öffnet jetzt!« sagt Vereniki heiser.

Mit nackten Worten: Der Viehwaggon enthielt vierzig Menschen. Dreiunddreißig davon waren schon verhungert und verdurstet. Die Überlebenden krochen wie Nachtgespenster aus dem Totenwust hervor, krallten sich wie große Spinnen mit dürren Händen an die Laderampe. Ein junges Bauernweib drückte einen kleinen, schon halb verwesenen Kinderkörper an die Brust, küßte ihn unablässig, lachte dazu irr. Alle hatten eine grüne, fleckige Haut, sahen gleichsam verschimmelt aus.

Ein Kosak des Wachtkordons, ein bekannter Rohling und Bolshewikentöter, fing plötzlich mit hohem Ton zu schreien an. Ein anderer warf sich auf die Knie, begann mit lauter Stimme zu Gott zu beten. Fast alle weinten, die um den Wagen standen. Vereniki schlug dröhnend ein Kreuz auf seiner Brust. Iljuscha übergab sich. Selbst Petroff weinte.

Ich lief davon, verkroch mich im Stall, bei meinem Bärenatzer.

Oft, wenn ich sehe, daß meine Plennys Offiziere anbetteln, möchte ich rufen: Seid stolz, Kameraden, bettelt nicht! Laßt jedes

Kriechen — tragen müßt ihr es doch! Es bessert nichts, bringt euch nur Schimpfworte ein! Oder gar Prügel . . .

Aber ich schweige. Sie würden denken: Der hat gut reden, ist jung und vollgeegessen, Liebling bei allen! — Ach, wenn sie wüßten, daß ich nicht mehr als sie habe, daß mir fast alles abgebettelt wird! Und ich nie nein sagen kann . . .

Wir schlafen jetzt fast immer bei unsern Pferden. Es gibt kein besseres Schlafmittel als ihr leises, ununterbrochenes Mahlen und Schnauben. In ihrer Streu hat man auch immer das Gefühl von Sauberkeit, nach der wir uns krankhaft sehnen, wenn wir drei, vier Bauernquartiere hinter uns haben. Oh, ich würde diesen Feldzug als Infanterist niemals überstanden haben! Als Kavallerist steht man nie allein, hat man immer etwas bei sich, an das man sich lehnen, das man in schweren Augenblicken umschlingen kann.

Die aufständischen Bauern, die sogenannten »Grünen«, erringen täglich Fortschritte. Das ist verständlich, denn sie sind von den Weißen enttäuscht. Aber sie werden von den Roten ebenso enttäuscht werden. Sie erhoffen von ihnen den eigenen Landbesitz — der ihnen aber, als der Kollektividee zuwiderlaufend, nie gewährt werden wird! Bolschewismus bedeutet Vorherrschaft des Fabrikarbeiters, niemals des Bauern . . . Und vor allem: Besitzlosigkeit! Alles andere ist Lüge . . .

»Schafft das Eigentum ab, und ihr werdet keinen Fortschritt mehr sehen«, sagte Vereniki kürzlich. »Denn alles auf dieser Welt geschieht letzten Endes aus Egoismus . . .«

Nein, es kann nicht gehen! Man müßte aus Liebe zur Arbeit arbeiten, aber das vermögen nur wenige. Liebe zur Arbeit ist ein spätes Produkt, eine Frucht jener Kultur, von der dies Land am wenigsten besitzt. Ob die Masse sie wohl früher als in tausend Jahren besitzen wird . . .?

Endlich haben wir wieder einmal Quartiere. Seit dem Bahnkommando liegen wir in einem halbverbrannten Dorfwirtshaus. Unser Dienst ist zur Zeit nicht anstrengend, und abends findet niemand aufs Lager. »So, Kinder . . .« muß Vereniki regelmäßig sagen.

Gestern abend kamen ein paar Offiziere von der Nachbarabteilung. In ihren Manteltaschen staken bauchige Flaschen. Petroff bemerkte sie sofort, seine dunklen Augen funkelten. »Ei, Brüder«, sagte er, »laßt uns eine Partie Durak spielen — um ein Fläschchen!«

Sie spielten irrsinnig, Petroff rupfte sie schändlich. Niemand beschwerte sich, daß er falsch spielte. Kostja spielte mit, zuweilen spuckte er verächtlich aus. Sein frisches Jungengesicht hatte den Ausdruck des Widerwillens, aber außer ihm bemerkte anscheinend niemand, daß Petroff hanebüchen betrog. Damals schwieg er. »Zur Ehre der Abteilung!« sagte er später.

Die Brüder sitzen abseits, lesen zusammen ein Buch. Ihr elegantes Französisch klingt seltsam fremd und wie aus einer andern Welt durch das zotige Gelärm der Spielenden. Urussoff trägt nur noch einen leichten Verband, man sieht ihn unablässig die Finger spreizen. »Es wird nicht mehr, fürchte ich«, sagt er jedem, der ihn fragt. »Wenn es noch die Rechte wäre, den Bogen könnte man zur Not damit führen . . . Aber die Linke, die Griffhand . . .?«

Ilja liegt auf seiner Pferddecke, vor sich einen schmutzigen Gedichtband. Sein feines Gesicht glänzt, er hört von allem nichts, was um ihn lärmt. Zuweilen sehe ich seine Lippen lautlos sprechen, in edlem, strengem Rhythmus sich heben und senken. »Puschkin — Gedichte« steht auf seinem Buch.

Von der Recke fehlt. Vereniki hat ihn sofort nach der Kontra-Raswjedka-Angelegenheit mit den Papieren des Verhafteten nach Omsk geschickt. Er soll dort einem höheren Offizier, einem Bekannten Verenikis, Vortrag darüber halten, nicht eher zurückkehren, bis er Koltshaks Entscheidung erfahren hat.

Ich sitze neben dem Kapitän. Wir rechnen angestrengt, Seydlitz unterstützt uns. Der Koltshakrubel fällt immer schneller, ich weiß manchmal nicht mehr, womit ich unsere Wirtschaft führen soll. »Wir haben in den letzten acht Tagen doppelt soviel Geld verbraucht als in der vorigen Woche, Kapitän!« sage ich kleinlaut. Er knurrt nur.

Endlich blickt er auf die Uhr. »So, Kinder . . .« sagt er orgelnd, steht schwerfällig auf. Die Offiziere verabschieden sich, fast alle sind maßlos betrunken. Wir richten die Lager her, das letzte Licht verlöscht. Vorm Hause hört man Postenschritte. Irgendwo bellt ein Hund.

Mitten in der Nacht erwache ich. Jemand spricht vor sich hin. »Tschort . . .« sagt Petroff rülpsend, »mein Schädel ist jetzt eine Handgranate, die abgezogen wurde . . . Jeden Augenblick kann sie auseinanderplatzen . . . Mein Gott, alle Därme tun mir weh . . . Ich bin schon selbst nur mehr ein Darm von einem Menschen — stinkend wie er — was ist zu sagen? Hundekerle sind wir alle, macht

mit uns, was ihr wollt... Man müßte uns eben von einer andern Seite nehmen, von der Seite, von der es unser Väterchen immer wieder versucht... Und vielleicht sagen, daß wir eine Mission... Aber wenn einem niemand hilft...? Wir Weißen kämpfen für die ganze bürgerliche Welt... Und niemand hilft uns, niemand würdigt das...? Muß man da nicht zum Lumpen werden, zum faulen Saufbold...?»

Er rülpst laut. »Wir sind alle Schurken«, fährt er fort. »Popenfresser und Sporenhähne... Aufhängen sollte man uns alle, mich aber am höchsten Ast... Haben die größte Aufgabe, die je eine Armee hatte — und tun nichts als saufen und betrügen... Ja, ja, ja... Aber wenn man es herumdreht, auf die andere Seite legt? Warum saufe ich denn? Warum saufen wir eigentlich alle — mehr oder minder? Hat unser großer Dostojewski nicht selbst einmal gesagt: In Rußland sind die Trinker die besten Menschen? Ja, warum saufe ich, warum möchte ich sterben, wenn ich keinen Schnaps habe? Ich trinke, weil ich nicht wachsein kann — in Rußland trinken alle, weil sie nicht wach sein können! Soll ich denn alles mit klaren Augen ansehen, den ganzen Neid, den ganzen Schmutz, die ganzen Intrigen mit reinem Maul fressen? He? Das kann ich nicht, das kann kein Mensch, der einen Butterwecken als Seele hat! Wie ich und alle — letzten Endes... Ja, ihr Gottesbrüder, fragt mich nicht länger, warum ich saufe... Wißt ihr, was ich sonst antworte: Ich saufe, weil ich sonst zu häufig Lust zum Weinen hätte...«

Ich konnte nicht mehr einschlafen. Immer wieder klang in meinen Ohren: In Rußland sind die Trinker die besten Menschen! Sie trinken, weil sie nicht wach sein können...

Unser Bahnkommando ist zu Ende. Die Roten kamen von Norden, wir mußten von neuem zurück. Heute ist das von uns bewachte Gebiet wohl schon in ihren Händen. Als bis zuletzt keine Reserven eintrafen, kam der Befehl, sämtliche Gefangenen an die Front zu stellen. Man holte also ganze rote Regimenter aus den hinteren Linien, wo man sie eiligst etwas exerziert und durch »vaterländischen« Unterricht von den roten Bazillen »gereinigt« hatte. Manche Gefangene stürmten bereits vierzehn Tage nach ihrer Gefangennahme wieder Seite an Seite mit weißen Truppen gegen ihre alten Divisionen. Daß sie jetzt weiße statt rote Armbinden trugen, war der einzige Unterschied.

Viele Offiziere sträuben sich gegen diesen Befehl, das ist ver-

ständig. Im Grunde aber ist es das einzige Mittel, um neue Truppen zu bekommen. Nur wer diese Schwierigkeiten in Betracht zieht, kann sich die eigenartige Größe unseres Kampfes vorstellen. Es ist ein Krieg, wie ihn die Erde noch nicht sah — ein Krieg, der auch wohl niemals ganz verstanden werden wird. Gab es schon einmal zwischen Brüdern eines Volkes etwas in diesem Ausmaß?

Vor ein paar Tagen ist auch General Dieterichs zusammengebrochen. Der Reichsverweser hat Sakharow zum Oberstkommandierenden ernannt. Einer folgt dem andern — wieviele werden wir noch erleben?

Wir liegen auf Vorposten, an einer Waldlisiere. Ilja und mich hat diesmal das Los getroffen. Wir haben lange nicht miteinander gesprochen. Im Kreis der Kameraden meidet Ilja jedes offene Wort. Kaum sind wir angelangt, beginnt er auch schon, sein Herz auszuschütten.

»Was soll bloß werden?« fragt er bekümmert. »Weißt du, man wird ganz wirr im Kopf. Besonders, wenn man ihre Erfolge sieht . . . Man fragt sich unwillkürlich: Kann eine falsche Idee solche Erfolge bringen? Ist ihre Idee nicht vielleicht doch richtig? Und unsere falsch? Es muß doch etwas dahinterstecken . . .? Wie wäre es sonst möglich, daß unsere ganze riesige Armee . . .? Unser gesamtes Bürgertum . . .? Aber dann, wenn ich zum Beispiel an das denke, was sie über die Kunst proklamieren, über die Dichtkunst, mein besonderes Gebiet, das ich studiert habe . . . Alles Bestehende ist bürgerlich und reaktionär, heißt es da . . . Ein Kindermärchen nicht anders wie ein Gedicht von Puschkin! Etwas gänzlich Neues vertreten sie . . . Eine Lehre von bedingten Reflexen, die alle Genialität als mechanisch hinstellt! Mechanisierung über alles — diese Tafel stelle ich über euch! könnte man sagen.«

Er seufzt unterdrückt. Seine frühere studentische Unbekümmertheit ist längst begraben. »Aber auch damit sind sie noch nicht zufrieden . . . Nicht nur der Ursprung, auch die Wirkung soll eine andere werden! Seelische Emotionen — Unsinn, Schabasch, man will einen Zweck, man will eine Nützlichkeit! Propaganda ist ihr einziger Sinn . . . Wann ist eine neue Dichtung gut? Wenn sie die Masse für den neuen Staat begeistert oder gegen den vergangenen entflammt! Ich las eines . . . Es bestand nur aus Schimpfworten: Fresse, Hundeseelen, Blutspucken, Speichellecken, Schädeleinschlagen, Gehirnumherspritzen . . .«

Ich machte große Augen. »Das sind keine Scherze?«

»Natürlich nicht!« sagte er. »Glaubst du, ich quäle mich umsonst damit? Aber vielleicht ist es gut, daß es so ist . . . Wer weiß, ob ich sonst . . . Denn ich möchte unserm Volk helfen . . . Ich fühle, daß ihr Wollen berechtigt ist! Und fühle vor allem, daß wir ihn eigentlich erzeugten, den Bolschewismus, daß er die notwendige Frucht unseres Lebens, unseres Verhaltens ist . . . Ja, das Bürgertum hat ihn geboren, unsere Gesellschaftsform hat ihn erzeugt! Aber ich könnte es trotzdem nicht . . . Der Weg ist uns auf jeder Seite verstellt . . . Denn wenn ich auch um ihrer guten Ziele willen manches übersähe — solche Dinge könnte ich nicht verantworten! Und nicht nur das . . . Ich lernte in Moskau einen jungen Dichter kennen, der am Verhungern war . . . Er stellte also einen Aufnahmeantrag bei der Dichtungssektion der Kommunistischen Partei, denn ohne Parteizugehörigkeit hatte er natürlich von vornherein keine Lebensmöglichkeit. Aber er wurde abgewiesen, weil er nicht mindestens aus einer Generation Proletarier stammte — und verhungerte . . . Ja, ja, die Welt ist rund: Einst mußte man beweisen, daß man hohe Ahnen besaß, einst war man stolz, wenn man in seinem Stammbaum große Geister hatte — heute muß man, um etwas zu erreichen, aus Generationen von Dummköpfen und Halbtieren stammen! Kannst du mir raten, Benjamin? Ich versuche ehrlich, zu meinem Volk und seinem schweren Gang zu stehen, aber . . . Und zweifle immer noch und denke, denke . . .« Ich konnte nicht mehr antworten. Eine Ordonnanz kam herein, befahl uns, sofort abzurücken.

Unsere Plennys stehen um einen Verwundeten herum, einen riesenlangen Kaukasier. »Den ganzen Bauch hat's ihm zerrissen, verfluchtnocheins . . .« murmelt der Kürassier.

Fritzke spuckt aus. »Adje mit Muttern . . .« brummt er.

»Schöne Mütze hat er . . .« sagt ein dritter.

»Was man nicht hält, hat man nicht!« meint der Kürassier.

»Kannst ja warten, bis er kaputt ist«, brummt Fritzke böse.

Der kleine Fleetman dreht sich weg. »Schämt euch doch!« sagt er erstickt. So zu reden, während er . . .«

»Ach nee doch!« ruft Fritzke höhnisch. »Seht dieses Lämmchen an . . .«

Trotzdem bleiben alle in der Nähe, sehen weiter begehrllich auf die Mütze. »Ja, er hat schon recht, der kleine Pomadige«, sagt



der Kürassier endlich. »Wir sind schon derart auf den Hund gekommen, daß es vielleicht am besten wäre . . .«

»Wenn man uns auch solch ein Ding in die Därme jagte!« setzt Fritzke hinzu.

Alle nickten vor sich hin, keiner hat etwas dagegen.

Heute kam Recke zurück. Vereniki versammelte alle. Dann sagte er: »Berichten Sie jetzt!«

Recke sah verändert aus. Als ob sein rassiges Gesicht, das uns in seiner steten Ruhe und strengen Linie immer an den unglücklichen Markoff erinnert hat, nicht mehr das alte wäre. Seine Stirn hatte ein Faltnetz bekommen, von seinen Mundwinkeln liefen zwei tiefe Kerben herab. Als hätte er eine bittere, aber unumstößliche Erkenntnis auf seiner Reise gewonnen! dachten wir alle.

Er begann sachlich. Er habe die Exzellenz nicht gleich gefunden, denn es herrsche völlige Kopfflosigkeit in der Hauptstadt. Exzellenz sei erschüttert gewesen, habe sofort Schritte getan, um die Sache dem Obersten Regenten persönlich vorzutragen. Er, Recke, habe einige Tage warten müssen, in dieser Zeit leider die Erkenntnis bekommen, daß man auf ein zielbewußtes Handeln des Hinterlandes nicht mehr rechnen könne. Er sei sich klar, daß der Reichsverweser von Menschen umgeben — um nicht zu sagen: umgarnt sei — die völlig unfähig und leider auch vielfach gar nicht gewillt wären, seine reinen Ideen in Taten umzusetzen.

Hier schwieg er etwas, holte er hörbar Atem. »Was die Sache selbst betrifft«, sagte er dann, und seine Stimme wurde mit jedem Satz erregter, »habe ich folgendes zurückzumelden: Als die Exzellenz den Vorfall ausführlich vorgetragen, war der Oberste Regent im ersten Augenblick überwältigt. Er ging auf und ab, erst beinahe schleppend, allmählich immer schneller. »Ach, ihr, ihr . . .« schrie er dann. »Mit euch . . . für euch soll ich Allrußland retten? Damit ihr meinen guten Namen der Geschichte als Mordbrenner und Kindermörder überliefert? Soll meine ganze Arbeit durch euch vergebens sein, soll ich in dieser Zeit nichts anderes gewonnen haben, als daß man meinen Namen als Wort für einen Vampir braucht? Nur euch, nur euch habe ich zu danken, wenn man von Koltshaks weißer Präsidentschaft als einer Höllenzeit erzählt! Mich ekelt's vor euch . . . oh, mich ekelt es . . .« Recke brach ab. »Der verhaftete Offizier ist am gleichen Abend erschossen worden«, setzte er hinzu.

Niemand sprach etwas, niemand rührte sich. Endlich reckte Vere-

niki seinen stumpfen, massigen Körper befreit auf. In seine ungeschlachten Glieder kehrte für einen Augenblick die alte, kraftvolle Federung zurück. »Wir haben uns in unserm Koltschak nicht getäuscht, Kameraden«, sagte er orgelnd. »Das ist die Hauptsache! Im übrigen: Kämpfen wir weiter . . .«

Zuweilen marschieren wir auch durch Wälder, aber sie erinnern kaum an heimatliche Forste. Wie dicke Spinnengewebe ziehen sich die Flechten von Stamm zu Stamm, überall liegen gestürzte Riesen übereinander, es ist feuchtwarm wie in einem Treibhaus. Die Füße versinken bis zu den Knöcheln in schwarzgrünem Moos, waten auch wohl durch Pilzmeere, die sich in den knalligsten Farben über die Schneisen fächern, der Palette eines Malers gleichen, die ohne jede Harmonie mit tausend öligen Kreisen bekleckst ist. Welche Schätze verfaulen hier Jahr für Jahr, dachte ich, derweil in andern Strichen dieses grenzenlosen Reiches die fürchterlichsten Hungersnöte herrschen . . .

Auf einer Lichtung lagen die Reste eines aus dem Hinterhalt abgeschossenen Kundschafters. Daneben ein höchst sauber geputztes Pferdeskelett, das zwischen den bleckenden Zähnen noch das Gebiß hielt. Über seine Rippenwölbung lief noch das Riemenzeug, an seinen Hufen saßen noch drei abgewetzte Eisen.

Unsere Kompagnien zählen größtenteils nur mehr zwanzig Mann. Fast täglich fallen Aufrufe in unsere Hände, in denen die Bolschewiken unsere Soldaten zur Beendigung des Bürgerkrieges, zum allgemeinen Frieden auffordern. »Tötet eure Offiziere und liefert Koltschak aus!« ist der Refrain.

Als ob es dieser Aufforderung noch bedürfte! Als kürzlich nach langem Warten ein Hinterlandsregiment eintraf, in einem schwierigen Augenblick zum Angriff befohlen wurde, lief es sofort mit umgedrehten Gewehren zu den Roten über, eröffnete gleich darauf das Feuer gegen uns. Wiederum wurden alle Offiziere dieses Regiments auf unbeschreibliche Weise umgebracht. Und das waren weiße Etappengruppen, nicht einmal neu eingestellte Sowjetgefangene . . .

Um Petropawlowsk, die letzte Stadt vor Omsk, verteidigen zu können, hätte man die Roten längst zum Stehen bringen müssen. Jetzt ist es aussichtslos, sie ernsthaft aufhalten zu wollen. Wir werden den Ischim flüchtend überschreiten, wie wir die andern naturerschaffenen Verteidigungswälle, die Bjelaja, den Ural, den

Tobol überschritten. Und was werden wir am Irtisch tun, unserer letzten Barriere?

Die aufständische Bewegung im Hinterland nimmt dauernd zu. Sie hat sich bereits auf Mariinsk verbreitet, reicht bis Nertschinsk und Sjretensk, umfaßt an der Küste das ganze Sutschangebiet.

Soeben kommt der Befehl, den Ischim zu überschreiten, Petrowpawlowsk dem Feind zu überlassen.

Wieder werden sich dem Heer zehntausend flüchtige Familien anschließen.

*Wie soll das enden?*

Ich sehe nicht klar. Ich weiß nicht, wer recht hat — rot oder weiß. Nur eines sehe ich — kristallen, unverrückbar: daß hier um Gold, Eisen und Petroleum ein ganzes Reich zerstört wird! Hätte man ehrlich eingegriffen, längst wären die Roten besiegt, hätte der Aufbau begonnen . . . Und hätte man nicht eingegriffen, längst wären die Weißen besiegt, hätte auch dort der Aufbau begonnen . . .

Eines wäre Pflicht gewesen.

Was besser ist, rot oder weiß — wer kann das erkennen, wo jeder Blick von Blut getrübt ist? Nicht wer kämpft, kann mehr erkennen, worum er kämpft . . . Nur weil sie nicht erkennen, kämpfen sie ja . . . Die sollten es erkennen, die weit von hier sind, ihre Aufgabe ist es. Wir sehen ja nur Dinge, die mit dem Letzten, mit der Wahrheit nichts zu schaffen haben. Und haben keine Zeit zum Sinnen, Wägen, Deuten . . .

Ihr aber, die ihr dies tatet, dies veranlaßtet . . .

Auf euch komme das Blut.

Die karge Ernte ist eingebracht, die Birken verstreuen ihre Blätter. Das erste Rascheln der Pferdehufe im frischgefallenen Laub fuhr als Schrecken in mein Herz — hatte ich nicht gehofft, um diese Zeit längst zu Hause zu sein? Jetzt kommt der Winter herbei, obwohl kein Ende abzusehen ist . . . Und wenn dieser Sommerfeldzug schon grauenhaft war, wie wird dann der Winterfeldzug werden? Und meine Flucht? Ich habe sie aufgegeben. Sie hätte neunundneunzig Prozent Todeswahrscheinlichkeit . . .

Immer häufiger reiten wir durch Nebel. Er erhöht die Anspannung der Nerven, weil wir durch ihn nie vor Überraschungen sicher sind, das Typische der roten Kampfweise gerade in Über-

fällen liegt. Manchmal erhebt sich wildes Geknatter auf eine heranbrausende Masse, die sich wenige Augenblicke später als weidende Pferdeherde erweist. Oft werden auch eigene Abteilungen angeschossen — die Nervosität aller, durch die heimtückische Kampfarm der Roten täglich genährt, durch die Aussicht auf Marterung und Zerfleischung im Fall einer Gefangennahme krankhaft gesteigert, ist durch keinen vernünftigen Gedankengang mehr abzdämpfen.

Ein alter Haudegen — ein Oberst, dem wir einige Zeit unterstellt waren — ritt als Steckenpferd die »Orientierung«. Er hat nicht unrecht, darin einen Krebschaden der weißen Bewegung zu sehen. »Jeder dreckige Lauskerl ist nach irgendeiner Seite hin »orientiert«, sagte er einmal. »Der eine deutsch, der zweite englisch, der dritte französisch, der vierte japanisch oder gar amerikanisch! Bei einem Führer ist nicht sein Können, sind nicht seine Leistungen die Hauptsache — nein, seine Orientierung! Unsere verfluchte Eigenschaft, alles was von Europa, was aus dem Ausland kommt, ehrfürchtig anzubeten, ist der Grund! Und wovon kommt das: von unsern Westlern, unsern Sapadniks, unsern Sozialisten! Was schert sie Rußland! Ein Teil will nur zu Macht gelangen, um seine Büchertheorien zu verwirklichen, ein anderer, um wieder an seine fette Pfründe zu kommen! Was ist ihnen Rußland, unser altes Mütterchen? Die eine Hälfte unserer Intellektuellen, die demokratische, nimmt es zum Experimentieren, die andere, die absolutistische, als faules Lotterbett! Der eine ist »schwarzer Hundertschafte«, der zweite »linker Es-Er«, der dritte »sibirischer Autonomist«, der vierte »Volkssozialist«, der fünfte »Liberaler«... Und wir, wir dummen Soldaten? Wir kämpfen jetzt seit sechs Jahren, darben, hungern, frieren, tragen unsere müden Knochen zum hundertzehntenmal ins Kartätschenfeuer...«

Ich mußte an die Heimat, an unser Deutschland denken, als ich ihn derart sprechen hörte. Auch dort ist alles dabei, uns bis aufs Mark auszuschlachten... Auch dort ist alles daran, uns auf Generationen in die ägyptische Knechtschaft zu führen... Selbst unsere Köpfe — raufen sich. Um Parteidogmen, um Ministersessel, um Freifahrtscheine...

Jena kam wieder.

Nicht Sedan...

Heute hat man wieder acht Gefangene eingebracht. Bei der

Vernehmung stellte sich heraus, daß einer von ihnen deutscher Kriegsgefangener ist. Er hat sich vergeblich als echter Russe vorgestellt — beim dritten Wort mußte er seine Maske fallen lassen.

»Die übrigen sieben werden sofort eingestellt«, sagte Vereniki. »Aber«, er wandte sich zu Seydlitz, »was machen wir mit diesem Mann? Es bleibt nichts, als ihn aufzuknüpfen . . .«

»Darf ich ihn noch einmal vernehmen?« fragte Seydlitz. »Da er nach Aussage der andern einer regulären Kompagnie, keiner Internationalistenabteilung angehörte, ist er vielleicht gepreßt.« Er sah Vereniki fragend an.

»Gut, melden Sie mir das Ergebnis!« Er ging fort.

Wir nehmen den Burschen, gehen mit ihm aufs Feld. »Nun«, beginnt Seydlitz, »erzählen Sie! Warum traten Sie über?«

Der Gefangene, ein heller Bursche mit kecken Augen und vertrauenswürdigem Gesicht, schlägt die Hacken. »Ich sehe es ein — es war eine Dummheit!« sagte er bedrückt. »Aber vielleicht verstehen Sie's, lassen Sie noch mal Gnade vor Recht ergehen . . . Unser Gefangenenlager stand nämlich unter den Tschechen, unter den Legionären . . . Und was wir unter denen leiden mußten . . . Man kann es kaum erzählen, Herr Leutnant!«

»Nun, vorwärts!« sagt Seydlitz knapp.

»Es gab für uns Deutsche keine andere Anrede mehr als ›deutscher Schweinehund‹«, beginnt er da. »Täglich fanden unmenschliche Mißhandlungen durch die Wachtsoldaten statt. Vom Kommandanten war offiziell die Prügelstrafe wieder eingeführt worden — vielleicht brauchen sie's zu Hause noch, sagten wir oft. Jedem wurde schwerste Arbeit anbefohlen, als Nahrung erhielten wir halbverwestes Dörrgemüse. Die erste, schlimme Zeit der Epidemien kam zurück — wieder starben Tausende. Wer sich krank meldete, wurde mit Schlägen in den Schnee hinausgejagt. ›Schlagt ihn zum Krüppel, Brüder — es ist ein Deutscher!‹ «

Er hielt inne, sah uns bittend in die Augen. »Nun«, fuhr er fort, »eines Tages kamen die Roten zurück. Der neue Kommandant versammelte uns am ersten Tag. ›Hat keiner Lust, den tschechischen Hunden heimzuzahlen, was sie euch antaten?‹ fragte er uns. ›Jeder in unsere Armee eintretende Kriegsgefangene ist sofort freier Bürger, erhält Pajok und Löhnung wie unsere Soldaten!‹ Nun denken Sie, Herr Leutnant . . . Alles stak voll irrsinnigen Hasses . . . Jetzt sollten wir auf einmal hinausdürfen aus diesen Löchern, in denen wir fünf Jahre lang gehaust, in denen Ruhr und Typhus wühlten?

Jetzt sollten wir auf einmal freie Bürger sein und gutes Essen bekommen — dazu noch unsere Mütchen kühlen dürfen? Zwanzig, dreißig meldeten sich unter der Bedingung, nicht zu den Internationalisten gesteckt zu werden. Ausdrücklich, denn keinem waren die Bolschewiken sympathisch, nur wegen der Freiheit taten sie's und — wegen der Tschechen . . . Nun, mein Gott, als ich sah, daß man alle ihre Wünsche erfüllte, ging ich auch mit . . . Und jetzt natürlich, verfluchtnocheins . . .«

»Ich werde tun, was ich kann!« sagte Seydlitz einfach.

Der Mann ist gerettet, Vereniki hat eingewilligt. »Nehmt ihn zu den anderen Kriegsgefangenen«, sagte er heimlich lächelnd, klopfte dabei meine Schultern. Ist er nicht ein Prachtmensch, der alte Kämpe?

Als ich ihn — Mayer heißt er übrigens, mit a und y, aus Hannover, Damenschneider von Beruf — zu seinen Kameraden brachte, schloß sich Seydlitz an. Sein Gesicht war gespannt, um seinen Mund lag ein Lächeln.

»Hier, Leute«, sagte ich, »bringe ich einen von uns, einen Plenny, einen Hannoveraner. Er war kein Internationalist.«

Niemand sprach etwas. Alle musterten ihn — reserviert, fast feindselig. »Was weißt du von Deutschland?« fragte der Kürassier endlich. Seine Frage stand plötzlich groß in der Stille. Nichts anderes wollten alle, die um ihn versammelt waren.

»Nichts . . .« sagt Mayer leise, fast schamvoll.

»Aber, mein Gott«, ruft Fleetmann erregt, »du mußt doch irgendwas . . . bist doch drüben gewesen . . .«

Der Berliner knurrt. »Kommt dieser Kerl her«, sagt er finster, »und weiß kein Wort! Man freut sich . . . denkt: Jetzt wirst du schon erfahren, ob all das dämliche Geschwätz . . . Nichts, reinweg nichts . . .«

Der Mann errötete, die Feindschaft wuchs — fühlte er das? »Herrgott«, stieß er aus, »was wollt ihr denn? Wie soll . . . kann doch Russisch nicht lesen . . . Und deutsche Zeitungen . . .«

»Aber sie werden doch was erzählt haben . . . irgendwas . . . die roten Soldaten? Von unserm Leben . . . von uns zu Hause . . .?« sagt Fleetmann harnäckig.

»Ja, mein Gott, was haben sie erzählt?« Er stottert verlegen.

»Dummes Zeug nur . . . daß alles drunter und drüber gehe . . . Aufstände in Bayern . . . im Ruhrgebiet . . . Putsche, Barrikaden . . .«

Mit einem Wort: Revolution — wie hier! Bürgerkrieg — wie hier . . .«

Niemand fragte mehr. Aber die Feindseligkeit war plötzlich verschwunden, ein unsichtbares Band hatte alle umschlungen. »Nun setz dich, Kamerad«, sagte der Kürassier mit guter, veränderter Stimme, gab ihm mit stoßhafter Bewegung die Hand, »gehörst jetzt zu uns . . .«

Einer nach dem andern begrüßte ihn herzlich — von der eisigen Zurückhaltung war nichts mehr zu spüren.

Seydlitz wandte sich, ging langsam fort. Ich folgte ihm, gewahrte von der Seite, daß sein Blick in einem Entschluß, dessen Ursache ich nicht erkennen konnte, gleichsam vereist war.

Nachdem wir den Ischim hinter uns brachten, verläuft unser Rückzug etwas ruhiger. Eine Kappellewsche Nachhut erschwert dem Feind den Übergang, verhütet dadurch ein Ausarten unseres Rückmarsches in regellose Flucht. Was aber wird, wenn die roten Heere auch dies Hindernis hinter sich haben? Und ihrer Reiterei von neuem ein ebenes Feld von mehreren hundert Kilometern offensteht?

Väterchen Luka benutzte diese Ruhe sofort, um einen Aufklärungsabend abzuhalten. Wir baten ihn vergeblich, abzusagen und sich zu schonen. »Ihr gebt das Letzte, was ihr habt — laßt auch mich bis zum Letzten geben, was ich habe!« war seine Antwort.

Der Kreis seiner Hörer wird immer bunter und zusammengewürfelter. Dennoch scheint es, als ob die Menschen mit der wachsenden Not auch offene Herzen zeigten. Unsere Abteilung folgte seinem Ruf wie stets geschlossen, nur Seydlitz fehlte diesmal. Er ist seit vorgestern fort, auf einer Fußerkundung. Manchmal beschleichen mich Sorgen über sein langes Fernbleiben. Aber Vereniki tröstet mich. »Er wird eben nicht heimkehren wollen, bis er was Richtiges erfahren hat — wie er einmal ist, der strenge Seydlitz.«

Väterchen Luka sieht an diesem Abend kränklich aus, wir folgen seinem Sprechen mit dumpfer Furcht. »Die Zeiten werden immer schwerer«, sagte er etwa, »der Bolschewismus reckt sich immer höher! Von Tag zu Tag fällt man ihm mehr zu, aber gerade jene Jungen, die heute seinem Reiz verfallen, werden einst unsere Apostel werden! Der Mensch hält es nicht lange aus, dem Tiere gleichgesetzt zu werden — und was ist Materialismus anders als tierisches Dasein? Das Tier will nichts als saufen, fressen, schlafen — der Mensch, der lange schwer gelitten hat, will auch nicht mehr für

eine erste Zeit . . . Im Augenblick des Sattseins aber genügt ihm das nicht mehr — will er ein Höheres! Dann wird der Bolschewismus ihm zu einem Dornenpanzer werden, wird einer nach dem andern ihn abwerfen, in neuer Freiheit die warmen Fesseln unseres Glaubens wiedernehmen! Uns aber laßt schon heute danach trachten, daß Gottes Wille uns das *eine über allem* werde, nicht als Befehl und Muß, da ein Befehl und Muß in jedem Augenblick versagen kann, sondern aus dem Gefühl, daß er allein die große Wahrheit ist — Sinn unseres Lebens!«

Bei diesen Worten hustete er plötzlich, als ob er sich verschluckt hätte. »Ein Blutsturz!« schrie Ilja entsetzt, eilte zu ihm.

Er lag da, eine weiße Maske, die Brust voll Blut. Wir legten ihn auf eine Bahre, trugen ihn sorglich ins Quartier. Niemand sprach etwas, alle hatten wohl das Gefühl, daß wir ihn zum letztenmal gehört hatten.

»Ach, dieses ewige Geschwätz von den Roten: Deutschland kaputt, Deutschland Revolution — kann einen langsam verrückt machen!« klagte Fleetmann heute beim Rasieren. »Ich möchte bloß wissen, was denen daheim eingefallen ist! Wir sitzen hier und darben und halten durch, und zu Hause geht alles vor die Hunde? Diese Jammerlappen . . . Warum rafften sie sich nicht auf, warum schaffen sie nicht endlich Ordnung? Wenn wir hier noch nicht die Flinte ins Korn warfen, brauchten sie's daheim noch lange nicht!«

»Ja, verflucht«, fiel Fritzsche ein, dessen bewegliche Gestalt überall auftaucht, wo es etwas zu schimpfen gibt. »Statt sich die Schädel einzuschlagen, sollten sie lieber ihre Kräfte brauchen, uns hier herauszuholen! Ist das 'ne Sache? Einen einfach hier sitzenzulassen — bis in die Puppen? Bloß an sich zu denken? Und uns verrecken lassen . . .? Einfach — mir nichts, dir nichts . . .?«

Ich saß am Tisch, schrieb in den Büchern. Um mich herum lagen Kostja und Ilja, die Brüder und Recke. Kostja reinigte seine Naganpistole, Recke flickte ein Zaumzeug. Der Kastellan hantierte am kullernden Samowar, brachte mir lautlos ein Glas Tee. »Ob wir wirklich auf Omsk marschieren werden?« fragte Kostja gerade, als jemand die Tür aufstieß.

Der Schritt in meinem Rücken schien mir fremd und schleppend, wie ich noch nie einen gehört hatte. Das kann niemand von uns sein! dachte ich noch und wandte mich um.



Auf der Schwelle stand Vereniki — in einer Art, die mich zutiefst erschreckte. Den Kopf vorgesenkt, als ob er eine Last im Nacken trage, das Gesicht farblos, als ob ihm etwas Entsetzliches begegnet. Ein kranker Mann . . .

Alle verstummten plötzlich. »Ja . . . aber Kapitän?« fragte Kostja zögernd.

Vereniki tritt schlüpfend an den Tisch, alle sehen deutlich, daß er sich nur mühsam aufrecht hält. Seine Hände krampfen sich um meine Wirtschaftsbücher, daß ihre Knöchel weiß werden, seine starken, fleischigen Backen hängen herab, daß sie wie schlaffe Säcke aussehen. »Sie haben ihn gebracht . . .« sagt er endlich.

»Kapitän!« schrie ich auf. Weiß ich nicht sofort, wen er damit meint?

Kostja öffnet den Mund, will etwas sagen, vermag es nicht. »Ist er tot?« fragt Ilja leise.

Vereniki sieht mich an, aber es ist mir, als ob er durch mich hindurchsähe. »Nein«, sagt er langsam. Und schweigt wieder. Und sagt dann: »Er hat überlaufen wollen . . .«

Mir war es, als ob meine Beine nachgäben, als ob man in meine Kniekehlen geschlagen hätte. Ich kann nichts denken, nichts . . .

»Überlaufen?« hämmert es in meinem Hirn. »Überlaufen . . .?«

Kostja springt auf, stürzt ihm entgegen. »Er . . .?« schreit er. »Lüge, Lüge! Er? Nie! Nie . . .« Alle treten um den Tisch, Ilja fassunglos, die Brüder kopfschüttelnd, Recke mit einem Gesichtsausdruck, aus dem man nicht klug wird. Jemand stößt an mein Teeglas, es ergießt sich über meine Bücher, rollt am Tisch entlang auf die Erde, zerklirrt dort schrill.

Vereniki fährt zusammen. »Geht hinaus, bitte . . .« sagt er dann. »Laßt mich allein mit Benjamin . . .«

Sie gehen rasch. Er zieht meinen Stuhl zum Tisch, läßt sich schwankend hinfallen, legt den Kopf auf die Platte. Ich stehe neben ihm, blicke starr auf seinen Nacken, seinen runden, stierhaften Nacken. Er sieht aus, als ob er abgeknickt wäre.

»Wie war das möglich, Junge?« fragt er endlich. »Vielleicht weißt du es? Vielleicht kannst du, sein Freund, mir sagen . . .«

»Ich weiß nichts, Kapitän. Nicht mehr als alle, nicht mehr als Sie . . .«

»Eine Offizierspatrouille griff ihn auf. In einem alten Soldatenmantel, ohne Achselstücke . . .«

»Und er ist nicht nur zu Kundschaftszwecken —?«

»Nein. Ja, wenn er das ausgesagt . . . Wir alle hätten uns verbürgt . . . Und ihn damit rehabilitiert, damit gerettet . . . Aber er hat es sofort gestanden, offen, ohne jede Beschönigung . . . Ich habe desertieren wollen, sagte er ruhig. Ich wollte nach Haus, nach Deutschland . . . Er hatte auch eine rote Binde in der Tasche. Ich verstehe das nicht. Ich . . .« Er atmet angestrengt.

»Und«, frage ich hauchhaft, »und — ist er nicht mehr zu retten?«

»Heute abend tritt das Kriegsgericht zusammen. Von der Division. Ihr wird in diesem Fall auch die Erschießung übertragen. Ich kann nichts tun, nichts . . .«

Mir ist, als ob alles nicht wahr wäre, als ob sich alles noch irgendwie aufklären müsse. »Ich möchte ihn noch einmal sprechen, Kapitän«, sage ich leise. »Ich möchte Ihnen sagen, Ihnen und den anderen, aus welchem Grunde . . .« sage ich heftig. »Kann ich das?«

»Ja, das kannst du. Ich werde es ermöglichen. Nach dem Kriegsgericht.«

»Und Sie, Kapitän?«

Er fährt auf. »Nein, ich nicht! Ich nicht . . .« Er winkt heftig ab. Ich verstehe ihn, gehe zur Tür. Als ich auf der Schwelle bin, wende ich mich noch einmal zurück. Seine Hände haben sich in sein schwarzes Haar gekrallt, seine ungeschlachten Schultern zucken stoßend.

Er weint haltlos.

Es ist Nacht. Wir warten alle. Niemand spricht etwas, Petroff trinkt sinnlos, in finsterner Verbissenheit. Kostja hilft ihm verkrampft, schüttet Glas um Glas hinab. Er schüttelt sich bei jedem. Und trinkt weiter.

Endlich kommt Vereniki. Alle sehen auf — in starrer Frage. Er tritt zu mir, sagt nur leise: »Schnall die Nagan um, Benjamin.«

»Warum, Kapitän?« frage ich.

»Schnall die Nagan um, sagte ich dir!«

Ich tue es. Kostja sieht mit einem Augenausdruck zu, daß es mich schneidet. Die Brüder senken mit einer unbeschreiblichen Bewegung ihre glatten Köpfe. Reckes Gesicht ist unbeweglich. Petroff nickt verstehend. Ilja wird kalkbleich.

»Grüße ihn!« schreit er plötzlich.

Wir gehen hinaus.

Es ist stockdunkel. Irgendwohin gehen wir. Ich sehe keinen Weg, fühle nur Verenikis Ärmel. Endlich sagt er: »Er wird morgen früh um fünf erschossen.«

Es bleibt fast ohne Eindruck auf mich. »Es ist nicht wahr!« denke ich immer wieder. »Es ist ja nicht wahr!«

Wir gehen auf eine Hütte zu, aus der ein matter Schimmer auf die Straße fällt. Zwei Kosaken rufen uns an. Vereniki spricht ein paar Worte mit ihnen, zeigt ihnen am Fenster einen Ausweis. »Gut, charascho . . .« Er führt mich bis zur Tür, bleibt angenagelt stehen. »Geh hinein, Benjamin . . .« Er macht eine Bewegung, wendet sich brüsk um, geht rasch davon.

An einem Balken hängt eine von Verenikis Stallampen. Auf einem Bund Stroh sitzt Seydlitz, mit straffem Oberkörper, gestreckten Beinen. Er hat einen schmutzigen Soldatenmantel an, ist ohne Mütze und Achselstücke.

Er steht auf, gibt mir die Hand. »Du kommst, Benjamin?« sagt er ruhig. »Das ist gut von dir . . .«

»Seydlitz!« breche ich aus.

»Bleib' ruhig, ich bitte dich! Wir wollen unsere letzte Stunde nicht verjammern. Setz dich mir bitte gegenüber. Dort ist noch ein Strohbund.«

Ich tue es mechanisch, auch in dieser Stunde von seinem überstarken Willen widerstandslos bezwungen. In meinen Augen stehen Tränen, ich sehe sein Gesicht nur verschwommen. Dennoch erscheint es mir wie eine gemeißelte Plastik, unfaßbar streng in ihren Linien.

»Hast du eine Zigarette?« beginnt er. »Ich habe keine mehr gehabt — seit vier Tagen.« Ich lege eine Packung vor ihn hin, er raucht mit stiller Sammlung. »Ich weiß nicht«, sagt er dann, »ob du mich verstehst. Ob du ahnst, warum . . .? Aber vielleicht verstehst du mich, wenn ich alles gesagt habe. Und daran liegt mir, weißt du . . .«

Ich nicke abwesend.

»Sieh, der Entschluß überzulaufen, ist schon lange in mir. Seit dem Tag, an dem die Gefangenen zu uns kamen, unsere Kameraden. Seit dem Tag, an dem sie von Deutschland erzählten . . . Ja, seit der Stunde wuchs es in mir — bis ich nicht mehr anders konnte! Du weißt, daß ich gut diente, mich nicht schonte, meine Pflicht Koltshak gegenüber tat, wie ich sie auch meinem König gegenüber nicht besser hätte erfüllen können — nicht mehr, nicht weniger . . . Es fiel mir niemals leicht, als aber alle Siegesmöglichkeiten zerflossen, wurde es mir fast unmöglich! Und als ich endlich

erkannte, daß wir verloren hatten . . . Denn wir haben verloren, Benjamin, endgültig und unwandelbar — was jetzt noch kommt, ist nur noch ein langsames Verenden, ein elendes Hinsiechen! Ich aber war ja übergetreten im Glauben, daß wir bald siegen würden, daß ich dann heimkönnte, um dort zu helfen . . . Das war mein erster Grund und eigentlich mein einziger . . .«

Er sann etwas. »Wenn die Gefangenen nicht gekommen wären, hätte ich es vielleicht durchgehalten. Aber so . . .? Immer wieder hören zu müssen, daß in Deutschland alles drunter und drüber geht, während ich hier sitze und meine Haut für jemand anders zu Markte trage? Verstehst du jetzt, Benjamin? Ich wollte heim, das war es. Ich wollte nie den Roten dienen — ich wollte nur nach Hause. Ein Preuße kann letzten Endes doch kein Söldner sein, das erkannte ich. Er kann es vielleicht sein, wenn sein Land in Licht und Reichtum liegt, aus Tatendrang, aus Abenteuerlust — er kann es nicht sein, wenn sein Land ihn selber braucht! Und kann es nie für Geld sein, glaube ich . . . Gewiß, ich hatte auch hier eine Idee, hielt sie mir immer vor, denn ohne das hätte ich es überhaupt nicht können, nicht eine Stunde . . . Aber die Heimat rief stärker, die Idee: Dein Land braucht dich — erwürgte die andere langsam. Die Heimat zog — verstehst du, Benjamin? Ihr Unglück rief . . . Und steht sie uns nicht näher als dieses Land? Ja, wenn es gesiegt hätte, unser Deutschland, dann hätte ich es im Stich lassen können, dann wäre es nicht drauf angekommen — jetzt aber . . . Nein, ich mußte folgen! Nichts war mir schließlich mehr die Schmach der Desertation, diese größte aller Soldatenschanden, nichts mehr die Verachtung meiner Freunde, nichts mehr das Nichtverstehenkönnen unseres Kapitäns . . . Nichts mehr das alles, wenn ich dachte: Auch dort ist Bürgerkrieg, auch dort ist jeder not, um Recht und Ordnung zu verteidigen! *Und wo ist Seydlitz?* Ach, wir haben ja alle nicht gewußt, was Heimat ist, was Vaterland bedeutet . . . In der Heimat wird auch niemand meine Handlungsweise begreifen! Darum nicht begreifen, weil sie nicht wie wir vier Jahre lang fern von ihr waren, sibirische Gefangene hinter Stacheldraht waren — weil wir ja selber erst in dieser Zeit erkannten, daß etwas an ihr ist, was man mit Worten nicht erklären kann, daß sie am Ende alles andere überwiegt.«

Er stand auf. »Nun verstehst du mich, Benjamin, nicht wahr?« fragte er fast heiser.

»Ja, Seydlitz!« sagte ich fest.

»Sage es auch Vereniki. Aber sage ihm nicht alles. Sage ihm nur dies: Seydlitz ist überhaupt nur eingetreten, um rascher nach Hause zu kommen. Er hat an einen schnellen Sieg geglaubt, und daran, daß er als Lohn für seine Hilfe sofort heimfahren dürfte. Um im eigenen Lande den Kommunismus zu bekämpfen, Ordnung und Recht wieder auf die Füße zu stellen. Aber als er mit jedem Tag mehr sah, daß es niemals so kommen würde, sei ihm nichts anderes übriggeblieben, um zu versuchen, sein Ziel dennoch zu erreichen.« Er atmet tief. »Sage ihm auch, daß ich ihn liebe und verehere, wie ich noch keinen deutschen Offizier verehrt habe . . . Und«, setzt er hinzu, »daß ich hier für mein Land sterbe — im letzten Sinn nicht anders, wie er sich seinem opfert . . .«

Ich stand gleichfalls auf. In meiner Kehle quoll ein Knäuel.

»Darf ich nicht bei dir bleiben, Seydlitz?« fragte ich schwach.

»Nein, Benjamin! Es kann eine Kontrolle kommen, die dich hinausweist. Und dann — wäre es zu spät . . .« Er trat dicht an mich heran, legte die Hand auf meine Pistolentasche. »Ich danke dir, daß du sie mitbrachtest«, sagte er ruhig.

Ich fuhr zusammen. »Wie . . . warum . . .?«

Er zog die Augenbrauen auf. »Du hast es nicht für mich getan?«

»Vereniki befahl es . . .«

Seydlitz lächelte leicht. »Der gute Kapitän . . . Sage ihm auch dafür Dank, vergiß das nicht!« setzte er hinzu, öffnete dabei meine Tasche.

Ich wich zurück. »Nein, Seydlitz!« schrie ich auf.

»Wie denn . . .?« fragte er starr. »Du willst mir nicht . . .?«

»Ich kann nicht, Seydlitz!« rief ich flehend.

Er trat federnd auf mich zu, nahm mich langsam in die Arme, drückte mich an seine Brust.

»Komm, halte still . . . ganz still . . .« sagte er leise, fremd vor Güte. »Und während ich dich küsse, Benjamin . . . dich, meinen alten Kameraden aus Totzkoje . . . und Irkutsk . . . und Transbaikalien . . . in Tod und Typhus und Spießrutenlaufen . . . Und in dir Blank und Pod und Schnarrenberg und Poseck . . . alle unsere Brüder . . .«

Ich fühlte die eisigen Striche seiner Lippen auf meinem Munde, zugleich ein leises Tasten an meiner Koppeltasche. Im nächsten Augenblick löste er sich aus meiner Umschlingung, schob er mich mit unwiderstehlicher Kraft von sich zurück. »Nun brauche ich wenigstens nicht, was noch nie ein Seydlitz . . .« sagte er fast be-

glückt, beinahe fröhlich. Und sah die Mündung an und setzte hinzu:  
»Ich danke keinem Menschen mehr auf dieser Welt als dir!«

Morgens legten wir ihn ins Grab. Mit allen Ehren des Soldatentums.

Mittags wurden wir für die Hauptstadt alarmiert. Zum Schutz des Obersten Regenten.

1920

Wir liegen seit zehn Tagen in Omsk. Seine Straßen sind von Flüchtlingen verstopft, seine Plätze von Wagenburgen verstellt. Die Zeltplanen sind durchnäßt, die Räder bis an die Achsen im Schlamm versunken. Nirgends will mehr ein Lagerfeuer brennen, in allen Häusern wird um Nahrung gebettelt. Bei jedem Stadtgang höre ich vom Fortgehen bis zur Heimkehr: »Ein Stückchen Brot um Christi willen!« »Wir haben schon seit vorgestern nichts mehr gehabt!« »In unsern Wagen frieren kleine Kinder!«

Die ansässigen Bewohner stehen in langen Schlangen vor den Läden. Jeden Augenblick ertönt das Lärmen blutiger Raufereien. Der größte Teil der Kaufhäuser ist bereits leer, teilweise ausgeraubt, teilweise geschlossen. Aber jeder will noch ein paar Vorräte zusammenkratzen — wer weiß, ob nicht morgen schon . . . ? Überall stößt man auf schäbig angezogene Damen, meist Frauen gefallener Offiziere. Auf ihren Gesichtern liegt der letzte Puder, Tränen haben Gräben in seine Schicht gegraben. Wertvolle Pelze hängen naß um ihre mageren Schultern. Alte Seidenkleider rascheln knisternd durch den Schlamm.

»Mein Mann steht an der Front . . .« »Mein Mann ist gefallen . . .« »Mein Mann ist fort — wer weiß wo . . . ?« »Was soll ich beginnen? Arbeiten? Ich habe es noch nie getan . . .« »Betteln? Niemand verschenkt etwas . . .« »Kommen Sie mit mir, kommen Sie, Guter, Bester. Ich will alles tun . . .«

Die Flüchtlingsmenge wächst mit jedem Tag. Die weiße Hauptstadt schwillt mit grauenhafter Schnelligkeit zu einem riesenhaften Elendslager an.

Diese Stadt deprimiert maßlos. Unsere Stimmung ist nachtschwarz. Wenn man im Felde noch Hoffnung hatte, hier stirbt alles. Der überhitzte Lärm in den Teehäusern, der die Schwere des Augenblicks vergessen macht, das rauschende Geschmetter der Militärmusiken, das die herankriechende Angst betäuben soll, alles ist fadenscheinig. Überall schimmert das Ende durch. Das fürchterliche Ende . . .



Wir hausen in einem drittklassigen Hotel, das man auf höheren Befehl mit Gewalt für uns räumte. Unser Dienst besteht aus Polizeiritten und Patrouillen an die Front, die nur mehr sechzig Kilometer von der Stadt entfernt ist. Das Wummern der Geschütze gibt den Kontrabaß zum Betäubungsgesang der tollgewordenen Stadt. »Zu ihrem Totentanz!« sagte Ilja kürzlich.

Selbst Kostja reißt der Wirbel mit. Bei Dodanoff und Petroff wundert es uns nicht — bei ihm ergreift es uns. »Wir gehen doch alle kaputt!« sagt er bissig, wenn man ihn hält. »Einmal will ich mein Leben noch genossen haben...« Er ist keine Nacht bei uns, kommt meist betrunken heim — bleich, schlotterig, ausgesogen. Zwei geschminkte Huren bringen ihn Morgen für Morgen ans Hotel...

Petroff führt an, Petroff ist fürchterlich in seiner Lebensgier. »Kommst du mit, Lanzer?« fragt er täglich, sieht ihn mit Augen an, die tierisch hungern, die alles Sträuben verbrennen. Ist Übersinnliches in dieser Lebensgier? Weiß er wie alle, daß unsere Tage gezählt sind? Und daß der Glanz des alten Kaiserreiches, der Glanz der Sporen und der Achselstücke, für alle Ewigkeit zu Ende geht?

Die Brüder haben, seitdem sie in Omsk sind, einen Gesichtsausdruck, den man nur hochmütig nennen kann. Sie haben sich neue Bücher besorgt, über van Gogh, Courbet, Cézanne, gehen in ihrer Freizeit niemals aus, sitzen stundenlang zusammen. Ich denke manchmal an die Aristokraten der Französischen Revolution, wenn ich sie sehe. An jene Menschen, die lächelnd starben, lächelnd Abschied nahmen. Voll unnahbarer Verächtlichkeit für alles Neue.

Ilja hat eine Freundin in der Stadt, eine junge Studentin namens Ljuba von Beljajewa, mit der er ein Semester studierte. Es ist jenes blonde Mädchen, das ich flüchtig auf Lukas erstem Abend in der Omsker Reitbahn kennenlernte. Sie arbeitet in einem Lazarett, und er besucht sie häufig, aber er sieht beim Heimkehren meist noch schwermütiger aus als beim Fortgehen. Ich weiß noch nicht, woher das rührt. Nein, es ist sicher nicht eine jener Schwestern, die seit dem Krieg verrufener im Heere sind als echte Huren.

Mit Luka geht es seit dem letzten Zusammenbruch erschreckend bergab. Er kann oft schon stundenlang nicht mehr sprechen. Kehlkopf und Lunge müssen schon tief zerfressen sein. Meist hört man ihn nur mehr heiser flüstern. Und dennoch werden seine Augen immer tiefer und immer wundersamer und immer übermenschlicher. Sein Gesicht besteht gleichsam nur noch aus Augen. Ich werde sie nie vergessen.

Seit Seydlitz' Tod ist Recke Adjutant. Wir hätten keinen Besseren für diesen Posten. Er gleicht ihm als Soldat und Mensch, macht seinen Dienst wie er exakt und unbestechlich, hat sogar seinen straffen, aufrechten Gang, der sich weder in Schlamm noch auf Parkett verändert. Ich schließe mich täglich enger an ihn. Er spricht zudem Deutsch — wenn es auch das baltische Deutsch ist, das mit den rollenden Errs.

Und Vereniki selbst? Seydlitz' Tod hat ihn bis ins Mark getroffen. Sein Stiernacken ist mager geworden, seine starken Knie federn nicht mehr. Und seine Sprache, einst voller knalliger Bilder und vorwärtspolternd wie ein Bergbach, hat alle Eigenart verloren. Sein schwarzes Haar ist grau, an den Schläfen weiß. Seit Seydlitz' Tod sagt er nur noch »du« zu mir.

Man hat uns noch einmal zwanzig Kriegsgefangene zugeteilt. Österreicher, Deutsche, Ungarn. Da sie in einer Baracke untergebracht wurden, sehe ich sie selten. Sie hausen neben dem freien Platz, auf dem unsere Bagage steht. Ich laufe mir vergeblich die Füße wund, um Verpflegung für sie zu bekommen. »Was vorher zwanzig hatten, muß jetzt eben für vierzig reichen!« sagt man achselzuckend.

Aber um Himmels willen, wie soll das gehen? Der alte Stamm ist ohnedies zermürbt, verhungert, ausgedörrt. »Wenn wir nur ein paar Decken hätten, Herr Fähnrich!« sagt Fleetmann bittend. »Es wird Winter...« »Nehmt euch die Pferdedecken!« »Die nehmen sich schon die Wachtkosaken, jede Nacht...« Ich rief die Kosaken, verbot es ihnen. Ein paar murrten. »Haltet die Fresse!« schrie ich. »Habt ihr nicht Mäntel?« Die Kosaken schwiegen. Als ich mich wandte, hörte ich sie murmeln: »Wir werden es ihnen schon heimzahlen, diesen deutschen Wurstfressern...«

Mein Gott, was soll man dagegen tun? Ich bin selten bei ihnen. Alle Wut werden sie nun an ihnen auslassen...

»Dürfen wir nicht wenigstens Betteln gehen?« fragte gestern jemand. Es war der Schwindsüchtige, der immer Blut hustet. »Ich darf es nicht gestatten«, sagte ich heiser. »Und selbst wenn ihr ginget... Ziehen nicht schon fünfzigtausend russische Bettler durch die Straßen? Ihr bekämt doch nichts... Und man würde euch vielleicht sogar totschiagen, um euch die letzten Lumpen vom Leib zu reißen...«

Ich habe Pjotr angewiesen, jeden Mittag die Reste der Offiziers-

mahlzeit in einen Topf zu sammeln und unsern Kriegsgefangenen zu bringen. Aber es bleibt ja fast nichts, ein paar abgenagte Knochen, ein paar Brotrinden . . .

Ich schäme mich.

Vor kurzem sprach man noch von einem Befehl Koltschaks: »Wir werden Omsk unter allen Umständen halten! Und eher fallen, als es preisgeben!« Jetzt spricht niemand mehr davon. Die Behörden werden täglich kopfloser. Noch ist kein Schritt zur Räumung der ungeheuren Militärlager getan. Auf dem Irtisch liegen hundert Schuten, aber niemand denkt an sie, und ihre Körper gleichen den aufgeblasenen Leibern angeschwemmter Leichen. Täglich kommen noch neue Züge mit Kriegsmaterial aus dem Osten herein. Für die Roten vielleicht? Und die Verwundeten und Kranken und Angehörigen der Kampftruppen, mehrere hunderttausend – soll das alles gefangen werden?

Es ist, als müsse man ein Knäuel entwirren, finde in der Erregung jedoch den Anfang nicht. In der ganzen Stadt ist eigentlich nur eins in Ordnung: was mit der Interventionsarmee zusammenhängt. Es scheint, als hätten sie besondere Nasen, denn ihre großen Pullmanwagen legten sich schon fahrbereit auf die Geleise, als in der Hauptstadt noch kein einziger an Räumung dachte. Sie haben fünf, sechs lange Luxuszüge, die alliierten Kommandeure, Rußlands beste Züge, mit Küchen, Badezimmern, elektrischem Licht. »Wenn man den Sonderwagen des Obersten Regenten mit diesen rollenden Prunkgemächern vergleicht, wirkt er wie eine Hundehütte!« sagte Kostja einmal.

Als man Koltschak meldete, daß die Interventionsgebäude geräumt seien, die Züge Knox', Janins, Pawlus unter Dampf am Bahnhof ständen, soll er nur gefragt haben: »Was soll das heißen?« Und ein Offizier soll geantwortet haben: »Daß man nach vollbrachtem Tagewerk zum Feierabend rüstet, Exzellenz!«

Daraufhin habe der Reichsverweser einen Tobsuchtsanfall bekommen. »Schweigen Sie endlich mit diesem dummen Geschwätz!« habe er geschrien. »Ich glaube es nicht . . . Es ginge doch gegen jedes Gesetz der Menschlichkeit, verstehen Sie das nicht? Es sind doch unsere Verbündeten gewesen, unsere Alliierten, deren Sieg nur unsere Totenopfer errungen haben! Ach, warum sind sie überhaupt gekommen, wenn sie nur beabsichtigten, was ihr sagt . . .« Nach diesen Worten habe er geweint.

Ja, warum sind sie überhaupt gekommen? Das fragt jeder. All das Furchtbare wäre nie geschehen, wenn sie sich nicht eingemischt hätten. Es wäre nie zur Gegenrevolution gekommen, und Koltshak hätte nie ihre Führung übernommen. Nur das Vertrauen auf ihre beschworene Unterstützung ließ sie aufflammen, erst nach Verabredung mit General Knox übernahm Koltshak die ganze Leitung. Zwei grauenhafte Jahre wären diesem Land erspart geblieben. Und es stände heute vielleicht schon dort, wo es jetzt erst in zehn Jahren stehen wird . . .

Als ich morgens zu meinen Plennys ging, sah ich ein aufgetakeltes Mädchen auf der Bagage sitzen, das sich auf den ersten Blick als Kokette dritten Ranges verriet. Vor ihr hockte der Berliner, starrte mit aufgerissenen Augen zu ihr auf, knetete in taumeliger Erregung seine verfrorzten Hände. »Verfluchtnocheins . . .« hörte ich ihn fünf-, sechsmal murmeln.

»Es gibt nichts Besseres als etwas Gutes!« meinte der Kürassier, der in der Nähe stand.

Ich sah das Mädchen forschend an, bemerkte, daß ihre Haut so dick gepudert war, daß man die eitrigen Risse kaum gewahrte.

»Wir Gefangenen verfallen alle der ersten Hure, die uns begegnet!« dachte ich machtlos. Dann raffte ich mich auf. »Fritzke!« rief ich halblaut. Er kam unwillig heran. »Was . . .?« brummte er böse. »Bist Du nicht — verheiratet?« fragte ich.

Er nickte störrisch. »Das schon, aber . . . Verfluchtnochmal . . . Meinen Sie vielleicht, daß die . . . In Berlin? Dat ick nich lache . . .«

»Das meine ich nicht«, sagte ich ernst. »Das geht mich auch nichts an. Ich meine nur: wollen Sie syphilitisch heimkommen? Sieh sie dir wenigstens erst mal genau an, bevor du . . .«

In diesem Augenblick kam Vereniki. Er überflog das Mädchen mit scharfem Blick, sah dann mein erregtes Gesicht. »Benjamin«, sagte er hart, »ich will nicht, daß du — verstehst du mich? Ich verbiete es . . . Mache nicht solche Augen . . . Man kann das niederhalten — ich muß es auch! Und wenn es schwer ist, mache es wie ich: Wir dürfen nur an Rußland denken! sage ich mir dann. Alle Kraft ihm . . .«

Ehe ich etwas erklären konnte, stand ich schon wieder allein.

Heute bat mich Ilja, ihn ins Lazarett zu begleiten. »Ich möchte dir Ljuba noch einmal vorstellen«, sagte er. »Es ist nämlich meine Braut, weißt du? Aber . . .« Er brach ab, biß die Lippen.

In den Lazaretten sieht es grauenhaft aus, schlimmer als einst in den Gefangenenspitälern. Ich dachte an Moskau, an die Grudetzki-kaserne. Was hätten wir damals gedacht, wenn man uns gesagt: »Es wird eine Zeit über dieses Land kommen, in der die Russen selbst in solchem Elend liegen werden!« Nein, in einem hundertmal fürchterlicheren . . .

In vielen Betten liegen die Verwundeten zu zweit, einzelne sogar auf dem nackten Boden. Die Verbände bestehen aus geschenkten Hemden, hier und dort hängen noch Valenciener Spitzen daran. In allen Räumen brodelt jämmerliches Schreien, es gibt keine Betäubungsmittel mehr, weder Morphium noch Kokain. »Nur in den Cafés«, sagte Ilja finster. »Dort kannst du kaufen, soviel du willst . . .«

Ich sehe Bauern ohne Zungen, Offiziere ohne Augen — Gefangene der Roten, die man im letzten Augenblick befreite. Alle Wunden sind infiziert, alle Betten eiterverschmiert. Ganze Säle liegen voller kindsjunger Offiziersschüler — was wird mit ihnen, wenn Omsk verlassen werden müßte? Die Roten werden alle massakrieren, in den Betten . . . Oder sie auf Bahren in die Höfe tragen, um sie dort zu erschießen . . . Wie schon einmal, in Transbaikalien . . .

Iljas Braut hat gerade einen Verband fertig, einen Brustverband an einem jungen Kornett, der ihr mit schwärmerischen Augen folgt. Sie gibt mir die Hand, sieht mich lange an. Ihr schöner Mund ist dünn geworden, aber immer noch blumenhaft rot. »Ilja erzählte mir viel von Ihnen!« sagte sie leise. »Und ich bin dankbar, daß Sie ihn verstehen, ein wenig zu ihm halten — er hat sonst niemand . . .«

Sie ist ein Mädchen von stiller Schönheit, von einer Milde, wie sie aus russischen Ikonen strahlt. Ihre weiche und ruhige Art verwirrt mich, die Reinheit ihrer Augen läßt mich erröten. Ich halte ihre Hände lange — ich habe seit Hildegard keine Frauenwärme mehr gefühlt.

Endlich nehme ich einen Anlauf, frage sie nach ihrem Dienst, ihren vielen Pfleglingen. »Ach«, sagt sie, »es ist schwer . . . Es ist nichts mehr da, nicht einmal das Notwendigste, weder Watte noch Mull noch Gaze, kaum die nötigsten Medikamente, kein heiles Instrument . . . Und die Wunden sind oft so fürchterlich, wie sie im

großen Krieg nie waren . . . Die Partisanen schießen mit selbstge-  
gossenen Bleikugeln, das gibt so große Wunden wie von Dumdum-  
geschossen . . . Und nichts will heilen . . .«

In der Ecke des Saales finden wir auch Väterchen. Er hockt auf  
dem Bett eines jungen Bauern, redet mit ihm, wie man mit einem  
Kind spricht. Als er uns erblickt, schließt er sich an.

»Wie geht es, Väterchen?« frage ich.

Er denkt keinen Augenblick daran, daß ich nach ihm selbst, nach  
seinem körperlichen Ergehen fragen könnte. »Ach, es ist schreck-  
lich«, flüstert er heiser. »Ich laufe hier und dorthin, suche mir ein  
Bild zu machen . . . Aber hier ist ein gänzlich anderer Boden als in  
Moskau oder Petersburg! Dort hatte der grauenvolle Terror alles  
aufgepflügt, wartete gleichsam alles wie offene Frühlingserde ihres  
Samens . . . Hier ist alles betrunken . . . Kein Herz bietet eine An-  
griffsfläche, alles ist noch so glatt wie einst!«

»Ja, einst hieß es: Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit —  
jetzt heißt es: Rußland ist groß und Trotzki fern . . .« sagt Ilja  
bitter.

Luka wird leise. »So ist es . . . Nirgends fand ich Bereitschaft,  
außer bei unsern Kämpfern! Alles ist voller Neid und Politik . . .  
Wer aber trotzdem aufzuwachen fürchtet, betäubt sich mit Wein  
und Musik . . . Ach, daß ich nicht mehr sprechen kann . . .«

Ja, daß er nicht mehr sprechen kann! Aber ob es noch helfen  
würde? Seit kurzem bezweifle ich alles . . . Vor allem: daß diese  
Menschen jemals erfassen werden, daß nur noch eine völlige Neuge-  
burt sie vor dem endgültigen Untergang bewahren kann . . .

Heute morgen ging vor mir ein englischer Offizier die Straße  
hinab. Ich faßte augenblicklich einen Entschluß, ihn anzusprechen.

»Verzeihen Sie«, sagte ich, ihn überholend, »würden Sie mir ein  
paar Fragen beantworten?«

Der Engländer sah mich aus grauen Augen an. Auf sein hageres,  
gutrasiertes Gesicht legte sich unmerklich Hochmut. »Wollen Sie  
mich beschimpfen?« fragte er kühl.

»Wieso?« fragte ich überrascht.

»Ach, das wissen Sie nicht? Das ist etwas anderes . . . Wir werden  
nämlich täglich angepöbelt, verstehen Sie? Von allen möglichen  
Offizieren angerempelt . . . Verfluchte Interventionisten und so wei-  
ter . . . Aasgeier, Leichenfledderer . . . Mein Gott, als ob wir etwas  
dafür könnten! Als ob es uns nicht selbst anekelte!«

»Würden Sie mir...« fiel ich ein. »Ich bin deutscher Abstammung, erführe gern objektiv...«

»Gewiß, kommen Sie, begleiten Sie mich etwas... Nun, die Sache ist einfach die: Selbstverständlich wird unsere Intervention dazu ausgenutzt, um unseren Geldsäcken money einzubringen.«

»Gut, aber warum gestattet man nie...«

»Weil sie im gleichen Atem wieder von irgendwelchen Politikern gehindert wird. Ich weiß die Gründe nicht, sie gehen mich auch als Soldat nichts an. Ich habe nur Befehle zu befolgen, wie wir alle. Daß man Euch nicht so hilft, wie man könnte, ist wohl wahr. Andererseits: Ist nicht vielleicht alles hinausgeworfen? Sehen Sie den Großteil des weißen Heeres an: Abenteurer, Despoten, Korumpierte. Das mag auch ein Grund des Zögerns sein, allzuviel Kapital und Menschen in dies Unternehmen zu stecken und ist nicht angetan, die Uneinigkeit in old England, was diese ganze Intervention betrifft, rasch zu beseitigen.«

»Ja«, sagte ich verlegen, »aber ist es nicht trotz allem...«

»Gewiß, es ist nicht schön, wie man die Russen hier hinhält, sie von heute auf morgen vertröstet, ihnen Konzession auf Konzession entlockt... Aber was haben wir damit zu tun? Uns steht diese ganze Sache selbst am Halse, glauben Sie mir, allen unseren Soldaten, allen unseren Offizieren! So können wir nur wünschen, daß diese unrühmliche Geschichte möglichst bald zu Ende ist...«

Ich begleitete ihn bis zum Stabszug der Intervention. Als ich mich verabschiedete, stellte er sich vor. Wir gaben uns fest die Hände, sahen uns offen in die Augen. »Alles Gute für Sie!« sagte er ernst. Sein Name war Kapitän Russell.

Auf dem Rückweg sah ich sechs deutsche Kriegsgefangene mit Schaufeln und Karren durch die Straßen ziehen. Zwei kehrten die Abfälle zusammen, zwei schaufelten sie linkisch ein, zwei zogen den Karren weiter. Im Vorbeigehen gewahrte ich, daß ihre Waffenröcke aus Offizierstuch, ihre Kragen einst steif und hoch gewesen waren. Ich sah ihnen eine Weile zu, wußte aus ihrem unbeholfenen Gebaren bald, daß keiner vor dieser Zeit eine Schaufel in den Händen gehabt hatte.

Soll ich nicht einmal fragen? dachte ich, ging ihnen nach. Der letzte richtete sich auf, blickte mich mit verborgener Furcht an. Er trug eine geflickte Brille und einen wallenden Bart, sein Kopf erinnerte trotz des Schmutzes an den feinen Kopf eines Gelehrten.

»Sie sind Offizier?« frage ich deutsch.

»Ja«, sagte er leise, fast schamhaft.

»Ich tue Ihnen nichts, bitte nichts zu fürchten! Ich möchte nur einiges wissen: Warum arbeiten Sie hier? Ist es Strafarbeit?«

Er lächelt bitter. »Oh nein, das ist freiwillig. Wir können nicht mehr leben . . . Man hat unsere Gage zwar auf hundert Rubel erhöht . . . Aber wir bekommen nicht einmal mehr genügend Brot dafür . . . Alle Offiziere arbeiten, wir würden sonst verhungern . . .«

Daß ich daran nicht gedacht! »Woher sind Sie?« frage ich weiter. »Sie waren doch sicherlich auch in einem Lager? In der Krepost?«

»Nein, wir kommen von weit her. Aus Transbaikalien . . .«

Ich fahre zusammen. »Aus welchem Lager?« frage ich rasch.

»Aus Beresowka . . .«

»So . . .« sage ich enttäuscht. »Aus Beresowka . . . Und Sie wissen nicht, ob auch andere Lager . . .?«

»Doch, fast alle, außer denen, die Japan oder Amerika übernahmen. Man mußte uns erlauben, uns zur Arbeit fortzumelden. In den Wüsten gab es keine Möglichkeit für soviel Menschen. Und mit hundert Rubeln . . .«

»Ja«, sage ich abwesend, »ich verstehe . . . Und hier in Omsk sind viele Offiziere?« frage ich weiter.

»Ja. Deutsche und Österreicher und Ungarn.«

»Und wo arbeiten sie meistens?«

»Ach, überall . . . In den Kühlhäusern, in den Lederfabriken, bei den Elevatoren drunten am Irtisch, viele auch in den Mühlen von Kulomsino. Wir sind bei der Straßenreinigung«, setzt er hinzu.

»Ist ihnen vielleicht ein Doktor Berger begegnet?« frage ich erregt. »Oder ein Leutnant Schulenberg? Ein Leutnant Windt, Merkel, Thurn? Ein Fähnrich Olfert? Ein österreichischer Oberleutnant Saltin? Sie sind alle aus Transbaikalien, aus Borsa genauer . . .«

Er schüttelt den Kopf. »Nein«, sagt er, »niemand. Aber von Borsa sind viele hier, das weiß ich.«

Ich schweige etwas. »Darf ich um Ihren Namen bitten?« frage ich dann.

»Wiener«, sagt er höflich, verbeugt sich zivilistisch. »Leutnant der Landwehr, weiland Universitätsprofessor. Physik, speziell Wärmestrahlung . . .«

Ich ziehe einen Koltschakschein heraus. »Darf ich mir gestatten, Herr Professor?« frage ich schamhaft.

»Ich bin so frei . . .« sagt er scherzend.



Ich gebe ihm die Hand und gehe weiter. Ich hatte mich nicht getäuscht: Er hatte feine Federhalterfinger.

Unsere Abteilung wird unsicher. Selbst Vereniki verliert allmählich seine schwere Ruhe. »Was soll bloß werden?« sagte er gestern. »Es gibt einen Winterfeldzug! Wie soll aber unsere Armee, wie sollen unsere Flüchtlinge . . .«

»Denikin steht vor Moskau, Judenitsch vor Petersburg!« fiel Kostja ein. »Petrograd muß jeden Tag fallen, sagt man. Wenn wir uns nur noch acht Tage halten . . .«

Vereniki schüttelte ungläubig den Kopf. »Ja, wenn wir am Ural geblieben wären! Die roten Truppen dort gebunden hätten . . . Aber seitdem sie uns dort schlugen, sind die meisten Divisionen frei geworden, konnten sie alles wieder auf Denikin und Judenitsch werfen . . .«

»Der Kapitän hat recht!« sagte Recke sachlich. »Was für die Deutschen die Marne, war für uns der Ural. Daß wir sie dort nicht aufhielten, soviel wie möglich Truppen fesselten, wird unser Unglück.«

Verenikis tatzige Hände ballten sich. »Ja, wir wurden zu früh geschlagen! Um zwei Monate zu früh! Mein Gott im Himmel, daß darum alles . . . alles . . .« Er bricht ab. »Habt ihr Pelze?« fragte er dann. »Du, Benjamin?«

»Nein, Kapitän.«

»Dann nimm Geld aus der Kasse. Kaufe für alle, was du bekommst. Pelze, Filzstiefel, Schlafsäcke. Denn wenn wir Omsk verlassen, in den Winter hinaus müssen, auf diesem Zug durch Schnee und Eis und Wüsten nicht vorbereitet sind . . .«

Er hielt inne, machte eine Handbewegung, die alles sagte.

Gestern war ich wieder eine Stunde mit Ilja allein. Er schüttete mir sogleich rückhaltlos sein Herz aus. Man sah ihm förmlich die Wohltat an, einmal wieder sprechen zu können, ohne daß jemand polternd dazwischenfuhr.

»Sieh«, sagte er, »diese Leute glauben immer noch, die alten Zeiten würden zurückkehren! Dabei hängt ein Bestehen unserer Regierung doch ganz davon ab, ob es gelingt, den Arbeitenden Vertrauen zu ihr einzuflößen — alles das zu tun, was früher unnötig schien! So rasch kann jedoch niemand umlernen — was man sich durch die Jahrhunderte angewöhnt hat, kann man nicht in einem

Monat abstreifen . . . Solange es aber nicht gelingt, die Furcht vor einer Wiederkehr der alten Zeit herauszureißen, steht unser Regime auf hohlen Säulen! Es muß ein neuer Kurs in Rußland kommen, eine Ära der Menschlichkeit — sie allein könnte uns befestigen, niemals soldatische Gewalt! Die Furchtbarkeiten einer Revolution stehen immer im Verhältnis zu der Größe der Mißwirtschaft, die sie erzeugt! heißt ein altes Wort. Aber alle belügen sich, niemand gesteht: Dies Wort gilt uns . . .«

Seine Hände, die sonst immer zerfahrene Bewegungen machen, hingen schlaff herunter. »Es wird nie mehr gelingen, die Revolutionierung der Herzen wieder zu unterdrücken! Hier hat sie sogar Gutes gebracht, die große Scheidewand gezogen . . . Das ist vorüber, nie mehr zurückzubringen, nie mehr zu erneuern! Die Tatsache, daß sich als Folge dieses Krieges der Maßstab für die Rechte des Menschen grundlegend veränderte, steht wie als Strafe für seine unsichtbaren Schürer unumstößlich fest!«

Er schlug um. »Jaja«, sagte er bitter, »wir sind uns darüber einig: Um in der Nachbarschaft des Bolschewismus die jetzige Gesellschaftsordnung vor Ansteckung zu retten, müssen Opfer gebracht werden! Aber es sind im Grunde nicht einmal Opfer . . . Es ist nur ein Schritt, den unsere Kinder tun müssen, wenn wir ihn nicht tun. Und ist es nicht besser, etwas zu verschenken, als mit dem gleichen einmal Forderungen zu erfüllen? Aber die andern, die es angeht? Kurzgesichter, Siebenschläfer — vor Egoismus blind . . . Was sagt ihnen die Geschichte? Nichts, nichts . . . Nach der ersten Mahlzeit sind alle Hungerzeiten vergessen . . . Ach, was jammerten diese Herren über den Bolschewismus, solange alles rot war? Aber seit unsere Armee aufstand, die Weißen kamen . . . Schon sitzen sie von neuem an den Direktorenpulven, pressen und schachern und schinden — wie vorher! Ist das nicht unfasslich? Statt einen kleinen Teil zu opfern, der sie retten könnte, machen sie von neuem weiter, bis alles niederstürzt . . .? Im ganzen Lande niemand, der über das Heute hinausblickt, ein Stück vom Morgen sieht . . .?«

Ich fand kein Wort, um ihn zu trösten.

Er hat recht.

Ich habe endlich die Stelle gefunden, wo die Kriegsgefangenen registriert werden. Zum Glück hatte sie ein Hauptmann unter sich, der mir freundlich Auskunft gab.

»Ja«, sagte er, »aus Borscha wurden ein paar hundert hergeschickt,

hauptsächlich Offiziere, Deutsche und Österreicher. Aber wo sie gerade arbeiten, weiß bei diesem Wirrwarr niemand . . . Angefordert wurden sie von den Munitionslagern — ob sie aber noch dort sind? Vielleicht in den Kühlhäusern, vielleicht auf den Mühlen . . . Suchen Sie jemand?»

»Ja«, sagte ich kurz.

»Sie müssen eben alle Plätze aufsuchen, die ich Ihnen aufschreibe. Irgendwo müßten Sie ihnen dann eigentlich begegnen. Fortgeschickt wurden sie noch nicht wieder, sonst wären sie bei mir gestrichen . . .«

Nun laufe ich schon zwei Tage lang in der Stadt umher. Besuche alle Stätten, an denen Kriegsgefangene beschäftigt sind: Fabriken, Staatsbetriebe, Munitionslager. Mein Gott, welches Elend erblickte ich in diesen beiden Tagen! Ich traf weißhaarige Oberste, die an Spültischen standen, graue Majore, die von morgens bis abends Granaten trugen. Ein ganzer Trupp deutscher Hauptleute lud am Güterbahnhof Kohlen aus, fünfzig jüngere Offiziere arbeiteten am Irtsch an den Kornelevatoren. Alle waren zerlumpt und verhungert, keiner hatte eine Kopeke als Reserve, alle hatten Unterkünfte wie für Hunde, zerfallende Baracken, hölzerne Pritschen ohne Decken, ohne Stroh. Ich dachte: Kulis . . . Hausen die Kulis nicht auf diese Art? Und der Winter steht vor der Tür? Der sibirische Winter?

Bis heute war mein Suchen vergeblich. Ob es nur Einbildung ist, daß ich hier jemand finde, der mir von ihnen erzählen kann?

Man sprach wieder einmal vom Fürsten Awaloff-Bermond. Er soll jetzt fünfundsiebzigtausend Mann im Baltikum beisammen haben, mit deutscher Sorgfalt ausgerüstet, zum größten Teil von deutschen Offizieren angeführt. Eine Armee also, die jede weiße Truppe übertrifft, die Roten in alle Winde jagen würde. Zudem könnte sie durch Aufsichziehen starker roter Kontingente auch Denikin und Judenitsch zu einem leichten Siege kommen lassen! Und trotzdem greift dieser Mann, der alles zum Umschwung bringen könnte, nicht an . . .«

»Verstehen Sie das, Recke?» fragte ich.

Er lachte höhnisch. »Natürlich! Sagte ich nicht längst, wie es damit kommen würde? Das beginnt jetzt, Sie werden sehen! Warum greift er nicht an . . .? Ja, warum denn nicht, zum Henker? Weil ihm unsere Verbündeten den Durchmarsch durch ihr Schoßkind Lettland, den Aufbruch an die rote Front verweigern.«

»Aber aus welchem Grunde? Wenn man Judenitsch hilft, Denikin unterstützt —«

»Das ist etwas ganz anderes! Die sind Demokraten, geben sich wenigstens dafür aus, sind mit allem einverstanden, was die Alliierten von ihnen verlangen — nach dem Siege! Awaloff aber beging die Dummheit, sich offen als Monarchist zu erklären, die Unteilbarkeit Rußlands zu verlangen, Lettlands Selbständigkeit nicht anzuerkennen, die gesamten Verbündeten als Zerstückler Rußlands hinzustellen . . .«

»Jetzt kommt der Lohn dafür!« schloß er bissig. »Jetzt zahlen sie ihm diese Löcken gegen ihren Stachel heim! Um damit aller Welt zu zeigen: Von unseren Gnaden! Und wer nicht will wie wir — dem brechen wir das Genick, und wenn das ganze Rußland dabei verreckt!«

Was soll bloß werden? Der Donner der Geschütze kommt täglich näher, die Stadt wird stündlich mehr von ihrem irrsinnigen Totentanz erfaßt. Das ganze Kampfheer steht vorm Irtisch und kann nicht hinüber — sein Eis ist noch nicht gangbar. Zu dieser Jahreszeit? Ist es nicht, als kämpfe sogar die Natur gegen uns? Wenn er noch völlig offen wäre, aber er hat solchen Eisgang, daß weder Brückenbau noch Übersetzen möglich ist. Sakharow will das Heer nach Süden führen, in den Altaikreis abzuziehen suchen. Der Oberste Regent will nach Irkutsk, dorthin soll auch das Ministerium, sagt man. Vom Bahnhof gehen täglich fünf Züge ab — was heißt das? Was bedeutet es, wenn täglich fünftausend Menschen fortkommen, solange noch Hunderttausende sich um die Züge drängen?

Eben kam Vereniki mit dem Befehl, eine Patrouille nach den Kulomsinoer Mühlen zu schicken, um dort Vorbereitungen für die Sprengungen zu treffen.

»Also doch!« schrie Kostja auf.

Vereniki stampfte zornig. »Still!« rief er hart. »Was soll das Flennen? — Benjamin, du bist Kavallerist, hast diese Dinge mit deutscher Gründlichkeit gelernt. Reite du und nimm dir Ilja und zehn Kosaken mit . . .!«

»Befehl, Kapitän!«

Kulomsino ist eine der Gefangenenarbeitsstätten, an denen ich noch nicht war. Ich wäre morgen ohnedies hinausgeritten.

Als wir in Kulomsino einritten, ließ ich den Verwalter rufen. »Führen Sie mich bitte durch den ganzen Betrieb«, sagte ich. Der Verwalter, ein kleiner Mensch mit verhärmttem Gesicht und finsternen Augen, rührte sich nicht. »Sie wollen wohl wieder requirieren, wie?« fragte er bissig. »Nein«, sagte ich höflich, »keineswegs — führen Sie, bitte!«

Er murmelte etwas, ging widerwillig mit. Wir hatten fast zwei Stunden Arbeit, bis alles Nötige gesehen war. Hier standen die mächtigsten Mühlenbetriebe, die ich in meinem Leben betreten. Herrliche Maschinen, prächtige Gebäude. »Mein Gott«, dachte ich, »und alles das —«

»Soll wohl kaputt gemacht werden, das ganze Werk, was?« fragte der Verwalter unvermittelt. »Wie in Kurgan, Ischim, Petropawlowsk? Wollen alles als Trümmerhaufen hinterlassen? Das ganze Rußland, wie?«

Ich sah überrascht auf. In seinen Augen schwelte Haß. »Nein«, sagte ich, »man will nur wissen, ob man die Vorräte noch räumen kann. Sie können übrigens gehen, ich brauche Sie nicht mehr...«

Ich setzte mich, schrieb alles auf. Zahl der Räume. Stärke der Mauern, Menge des Dynamits, Länge der Zündschnüre. Ilja sah mir über die Schulter. »Scheußlich...« sagte er plötzlich. »Hast du die Augen des Verwalters gesehen, Benjamin?«

»Ja, Ilja. Und ich verstehe ihn...«

Er schwieg bedrückt. »Übrigens arbeitet im Verladehof ein ganzer Haufen Kriegsgefangener«, sagte er dann. »Deutsche Offiziere, soviel ich sah...«

Ich schob das Buch rasch ein. »Bringe mich hin, Ilja«, sagte ich erregt. »Ich möchte doch wenigstens hören, ob sie etwas von meinen Kameraden wissen...«

Im Verladehof ratterten zwei halbbeladene Lastautomobile. Ein Dutzend Kriegsgefangene trug aus dem Fertigschuppen Mehlsäcke heraus. Ich blieb mit Ilja in der Nähe stehen und sah ihnen zu. Ein hagerer Leutnant mit unsympathischem Gesicht stand auf der Rampe, nahm mit einem jungen Jägervice den Zuträgern die Säcke von den Schultern. Einer nach dem andern kam aus dem Dunkel hervor, stolperte schnaufend aus dem Speicher auf die Rampe. Plötzlich rief der letzte, ein kleiner Leutnant ohne Mütze, mit einem blanken, höckerigen Kugelkopf: »Herrgott, Sie Dussel — packen Sie doch besser zu!« »Aber erlauben Sie...« empörte sich der Unsympathische, errötete wie ein gekochter Krebs.

Ich wurde blaß. »Windt!« rief ich. »Leutnant Windt!«

Er dreht sich um, kommt langsam auf mich zu. »Ja, Herrgott . . .«

Er bleibt stehen, reibt sich das Mehl aus den Augen, öffnet angelweit den großen Fischmund. »Ist das nicht — unser *Fähnrich*?«

Ich presse seine Hand. »Er ist es, Windt! Und der auf der Rampe ist Merkel, nicht wahr? Und der andere Jungmann, der Kriegsmutwillige?«

»Ja«, sagt Windt verstört, »die ganze Gilde ist hier beisammen.«

»Auch Berger?« rufe ich erregt.

»Auch unser Doktor! — Aber, Menschskind, wie kommen Sie in diese Uniform?«

»Ach, später, Windt! — Bringen Sie mich erst zum Doktor!«

»Gut, gehen wir — pascholl!«

Ich springe auf die Rampe, Ilja folgt mit großen Augen. Mein Gott, kommt dort nicht einer nach dem andern unter Säcken angekeucht? Olfert, Thurn? Proschow, der schnelle Flieger? Hansen, Lacke und Farben? Müller, Steinfußböden? Der ostpreußische Landwirt mit dem unaussprechlichen Namen? Die drei Offizierstellvertreter? Und Leutnant Schulenberg, der kleine, gertige Aktive? Und in hechtgrauer Uniform: Oberleutnant Saltin, der prachtvolle Österreicher?

»Sagen Sie noch nichts, Windt«, bitte ich rasch. »Ich möchte erst mit Doktor Berger sprechen!«

Gleich neben dem Verladeraum, in einem kleinen Holzverschlag, sitzt ein feingliedriger Mensch in sauberer, guterhaltener Fliegeruniform. »Das ist er«, flüstert Windt verliebt. »Einst unser Rangältester, jetzt unser Vorarbeiter . . .«

Doktor Berger zählte lange Zahlenreihen zusammen. Ich trat unhörbar hinter ihn, legte ihm beide Arme auf die Schultern. Mein Herz schlug in den Schläfen, meine Beine zitterten mir.

»Guten Tag, Herr Doktor!« sagte ich heiser.

Die Begrüßung der andern unserer »Gilde« schlug wie ein Wasserschwall über mir zusammen. Saltin, der immer Hilfsbereite, ohne Depressionen Heitere, dessen Bewegungen noch das Tänzerische haben, das Österreichs Offizieren in den Wiener Straßen eigen war, umarmte mich brüderlich. »Servus — Servus!« rief er mit feuchten Augen.

»Aber wie kommen Sie zu unseren Kameraden?« fragte ich nach einer Weile.

Er lachte verlegen. »Marandjosef . . . ich hatte mich durch Sie und Seydlitz so an sie gewöhnt . . . ging einfach mit!«

Windt, der blanke Glatzkopf, der scharfe Spreethener, lief von einem zum andern, gebärdete sich maßlos aufgeregt. »Kinder, Kinder – unser Fähnrich ist wieder da!« schrie er unablässig.

Schulenburg, der einmal mein Halt war, der immer gestrafft, aber niemals steif ist, gab mir fest die Hand. »Ich glaubte Sie längst zu Hause, Fähnrich!« sagte er herzlich, sah mich mit seinen klaren Augen forschend an.

Proschow, der schnelle Flieger, das lange Laster, tastete achtungsvoll an meiner Uniform herum. »Mensch, feine Kluft!« murmelte er ehrfürchtig. Thurn begrüßte mich freundlich, nur etwas scheu. Jungmann, der Kriegsmutwillige, salutierte militärisch.

Alle aber waren herzlich, alle freuten sich ehrlich. Der einzige, der sich nicht zu einer kameradschaftlichen Begrüßung aufraffen konnte, war mein alter Gegner, Leutnant Merkel. »Ich hoffe, Sie haben trotzdem nicht vergessen, daß Sie nur Fähnrich sind!« sagte er knarrend.

Windt schlug sich knallend auf den Glatzkopf. »Verrückt und drei sind sieben!« sagte er deutlich.

»Herr Leutnant Windt!« fuhr Merkel auf. Seine Stimme kippte.

»Fresse!« sagte Windt sachlich.

Mir wurde seltsam warm ums Herz. Ja, sie waren noch die alten! Ich bin wieder zu Hause . . .

Wir saßen bis zum Nachmittag beisammen, Berger, Ilja, ich. »Nun wissen Sie das Nötigste, Herr Doktor«, sagte ich. »Jetzt kommen Sie dran: was soll geschehen?«

Er erzählte, daß sie für den Fall der Räumung schon einem Frontregiment zugeteilt wären, als Köche, Burschen, Pferdewärter. »Wir müssen also mit«, sagte er schließlich. »Kein Beten hilft. . .«

Ich wurde erregt. »Nein, wenn ihr schon mit müßt, dann kommt wenigstens zu mir, zu meiner Abteilung! Sie kennen Vereniki doch noch? Ein rauher Kämpe, aber ein prächtiger Kerl! Er wird nie dulden, daß man euch schlägt, wird auch für euch sorgen . . . Was euch aber bei einem andern Regiment blüht, weiß der Himmel! Manche Plennys werden gemein behandelt, je nach dem Kommandanten . . .«

»Versuchen Sie Ihr Heil, Fähnrich«, sagte er leise. »Der alte Vereniki ist uns schließlich nicht in schlechter Erinnerung. Wenn er auch grob war, war er doch nie ungerecht . . .«

Als ich mich verabschiedete, traten uns Tränen in die Augen. »Ich bin so glücklich, daß ich Sie wiedergefunden habe, Herr Doktor!«

»Lassen Sie das Herr weg, Junge . . .« sagte er rauh.

»Danke, Doktor, danke . . . Ach, was habe ich gesucht, was bin ich herumgelaufen! Ich wollte ja nur etwas hören von euch, irgend ein paar Leute aus unserm Lager treffen! Euch selbst zu finden, nein, mein Gott, das hatte ich nicht gehofft . . . Es wird jetzt alles leichter für mich werden . . .«

Er fuhr mir durchs Haar. »Auch ich freue mich, daß ich Sie wiederhabe, Junge . . .« sagte er dann. Und setzte hinzu: »Es gibt keinen Zufall . . .«

Ich kam spät heim. Vereniki erwartete mich. »Befehl ausgeführt, Kapitän!« meldete ich kurz. Wir sahen alles durch, er schien zufrieden. »Noch etwas, Benjamin?«

»Ja, Kapitän.« Ich erzählte ihm das große Ereignis. »Und nun möchte ich um eines bitten«, schloß ich meinen Bericht. »Wir haben erst kürzlich wieder zwanzig Kriegsgefangene für unsere Bagage bekommen. Könnten wir diese nicht umtauschen — gegen meine Kameraden? Ich habe mir das Regiment aufgeschrieben, zu dem sie kommen sollen, es liegt am Irtischhafen. Wenn Sie zum Kommandeur gingen . . .?«

Er sah mich lange an. »Ich verstehe dich, Benjamin. Und es sind ja auch nicht nur deine Freunde, es sind ja im Grunde auch alte Bekannte von mir, nicht wahr? Aus einer besseren Zeit . . . Gut, ich will morgen gleich Schritte dafür tun — alles, was möglich ist! Nun gehe schlafen — du hast brav geschafft!«

Ich schlief in jener Nacht keine Minute. All ihre Stimmen klangen um mich her. All ihre Gesichter schwangen vor mir auf und ab. Heimat war in allem, deutsche Heimat . . . Am häufigsten sah ich Doktor Bergers feinen, nervösen Gelehrtenkopf. Und seine helle Stimme sagte immer wieder: Es gibt keinen Zufall.

Gestern, am zehnten abends, trafen die ersten Frontkolonnen der Nachhut am Irtisch ein. Die ganze Ebene um Omsk wurde schwarz von ihnen und dem Flüchtlingsheer, das unter ihrem Schutz heranzuglutete. An der Spitze marschierten die Reste eines Reiterregiments,



hinter ihr die Überbleibsel einer mit halber Pferdezahl bespannten Batterie. Die Reiter hingen in den Sätteln, als ob sie schliefen, die Pferde schleiften ihre Hufe, als ob jeder Schritt der letzte wäre. Die Geschütze waren bis an die Rohre mit gelbem Schlamm bespritzt, der sich durch den Frost in eine gläserne Schale verwandelt hatte. Sie staken gleichsam unter einem Überzug, den man mit Hämmern zerschlagen muß, wenn man das Eisen blank und brauchbar machen will. Die Infanterie lief ohne Schritt und Ordnung in bunten Haufen, vor jedem dieser Regimentsreste gingen die dazugehörigen Offiziere. Sie trugen ihre Arme in verfaulten Binden, hatten um ihre Stirne bunte Lappen, um die Hälse alte Strümpfe gewickelt.

Die ganze Nacht währte dieser deprimierende Zug, aber am nächsten Morgen kamen immer noch Flüchtlingshaufen. Hunderte schleppten sich an Birkenstöcken, trugen auf den krummen Rücken schwere Bündel. Tausende liefen ohne jeden Proviant in leichten Sommerblusen, ihre Zehen sahen blau und angeschwollen aus ihren Bastschuhen hervor. Ein Bauernwagen nach dem andern knarrte übers Feld, auf ihren Sitzen hockten blasse Frauen in Gesellschaftskleidern, mit ihren weißen Händen lange Peitschen schwingend. Im nassen Stroh wimmerten kleine Kinder, die vor Hunger an faulen Weizenhalmen nagten. Mehrfach begegnete ich ganzen Haufen hübscher Knaben mit edlen, leidenden Gesichtern, ganzen Reihen junger Mädchen mit schönen, tödlichblassen Engelsköpfen.

Überall wird abgesessen, ausgespannt, gelagert. Kilometerweit um Omsk herum ist alles Feld in einen schauerlichen Biwakplatz verwandelt. Liegt nicht das gesamte Bürgertum des Kaiserreichs vor meinen Augen?

»Die Knaben und Mädchen«, sagte Recke mittags, »sind aus den kaiserlichen Instituten . . .«

Auf dem Heimweg kaufte ich mir eine Zeitung. Auf der ersten Seite waren ohne Kommentar die Zahlen der bis jetzt von den Bolschewisten hingerichteten bürgerlichen Menschen angegeben. Sie lauteten folgend: 25 Bischöfe, 1200 Popen, 4000 Mönche, 40 000 Heeresoffiziere, 45 000 Polizeioffiziere, 320 000 Akademiker, 400 000 Gutsbesitzer.

Das sind fast eine Million Menschen. Ob es nicht übertrieben ist? Die Zeitung spricht von amtlicher Statistik.

Vereniki hat den Umtausch durchgesetzt. Er ließ ein paar Wagen anspannen, ihr kümmerliches Gepäck aufladen. Ich nahm alle zwanzig Neuen mit — sollten es zuviel sein, konnte man sie wieder mitbringen.

»Freut euch nicht zu früh!« sagte ich zum alten Stamm, zu Fleetmann, zum Berliner, zum Kürassier. »Es kommen wieder welche . . .«

Ihre Gesichter verfinsterten sich. »So«, knurrte der Berliner, »und ich dachte, wir würden jetzt mal wieder satt . . .« »Ja«, meinte der Kürassier, »von manchen Menschen sieht man die Hacken lieber als die Zehen . . .«

Nach meiner Ankunft in Kulomsino versammelten wir uns. »Meeting« nannte es Windt nach rotem Brauch. Doktor Berger erklärte den Zusammenhang. »Wir werden es unter dem alten Vereniki jedenfalls besser haben als unter jedem andern Kommandanten!« schloß er. »Im übrigen wird auch der Fähnrich für uns sorgen. Und da wir den Rückzug ohnedies mitmachen müssen, bin ich dafür. Ihr wißt ja, daß sie uns schon für ein anderes Regiment bestimmt haben und aus Furcht vor einer Bewaffnung durch die Roten niemals zurücklassen werden. Zu essen kriegen wir auch hier nicht viel — wer also mit will, trete rechts hinüber . . .«

Es kamen alle, fünfzehn im ganzen. Die alten Kameraden, ein paar Neue. Windt schwang die Werbetrommel. Seine blanke Glatze, die nur noch über den Ohren ein paar Haarsträhnen hat, blitzte vor Schweißperlen. »Keine Umstände, Kinder! Ich habe genug Säcke geschleppt, verflucht nochmal . . .«

»Haben die Herren sonst noch jemanden, den sie gerne mitnehmen möchten?« fiel ich ein. »Es sind noch fünf Mann übrig.«

»Ja«, sagte Berger mit seiner ruhigen Stimme, die immer etwas Gesetztes an sich hat, »wir haben damals noch ein paar aus dem Mannschaftslager mitgenommen, und zwar den Rest Ihres Totzkojer Beritts, den Artisten, den Schwalangscher und die Kaulquappe — erinnern Sie sich? Wir nahmen sie damals als Bur-schen zu uns hinab, nachdem Sie geflohen . . .«

»Ja doch, gewiß doch!« rief ich. »Wo stecken sie?«

»In unserer Baracke — wenn wir das Gepäck holen . . .«

Wir fuhren zur Baracke, luden auf und ab. Töpfe und Pfannen, Matratzen und Stühle. Die beiden Bayern jubelten, als ich sie unverhofft begrüßte. »Ja, Himmi, Hergod . . .« murmelte der Schwalangscher. »Ja, Sakra, Hosenzwickl . . .« stotterte die Quappe.

Hatschek, der Artist, dieser Prachtkerl, der immer guter Laune ist, sich mit seinem Schlangenleib durch alle Widerwärtigkeiten schlängelt, schluckte ein wenig, bevor er Worte fand. »So ist es richtig, Fähnrich«, sagte er endlich. »Jetzt ist die alte Gilde wieder beisammen! Wenn auch...« Er spuckte aus. »Nun«, sagte er rauh, »es muß auch ohne ihn gehen...«

Als wir bei der Bagage eintrafen, waren Vereniki und Recke gerade daran, den Zustand der Pferde zu untersuchen. »So?« sagte der Kapitän. »Angekommen?« Die Plennys sprangen ab, bildeten zwei Glieder, nahmen Haltung an.

Vereniki geht die Reihe entlang, gibt jedem kräftig die Hand. Zuletzt tritt er noch einmal zu Berger. »Mit Ihnen habe ich schon mal zu tun gehabt?« fragt er sinnend. Recke übersetzt rasch. »Jawohl, Herr Kapitän, als Rangältester einer deutschen Gruppe.«

»War es in schlechter Angelegenheit?« fragte Vereniki lächelnd.

»Nein, Herr Kommandant!«

»Dann wollen wir es halten wie damals, nicht wahr? Und wenn auch vieles anders wurde...« Er wird ernst. »Ich kannte euch damals nicht, euch Deutsche... Jetzt kenne ich euch besser...« Er grüßt stoßweise, mit jähem Rückfall in seine alte, federnde Art. Ich sah sie lange nicht mehr an ihm. Ja, alte Zeiten wachten plötzlich auf — nicht nur in ihm...

Als er fort war, ließ ich den alten Stamm antreten, um ihnen den ältesten Vorgesetzten vorzustellen. »Hier ist Doktor Berger«, sagte ich laut, »euer deutscher Kommandant.«

Berger gibt jedem ein paar Worte. Die finsternen Gesichter mildern sich vor seinem Wesen. Die meisten sehen mit einemmal aus, als ob sie sich freuten — obwohl sie ihre Nahrung wieder teilen müssen.

»Berliner, Herr Leutnant?« fragt Fritzke mit schiefem Hals.

»Nein, leider nicht...« sagt Berger lächelnd.

Als wir zu Fleetmann kommen, sage ich zeigend: »Unser Fri-seur...«

»Jawohl, Herr Leutnant!« Das kleine, schwächliche Bürschchen mit der Gelenkigkeit, die Kellnern und Friseuren eigen ist, begrüßt ihn kameradschaftlich. »Und wenn Herr Leutnant einmal Bedarf haben? Ich habe noch ein prima Messer, Zwillingssklinge, Henckels-Solingen... Herr Leutnant brauchen nur die Seife liefern...«

Am Flügel steht Mayer, unser »Bolschewist«. »Dies ist unser

Roter«, sage ich, »um ein Haar am Strick vorbeigerutscht! Mayer aus Hannover, war ein halbes Jahr bei ihnen, kann interessant erzählen . . .«

Mayer wird verlegen. »Wenn ich Herrn Leutnant einmal berichten darf, wie das kam . . .?«

»Gewiß, nachher«, sagt Berger freundlich.

Als wir uns umwenden, gewahren wir, daß Windt die ganze Begrüßung mit scharfen Augen verfolgt. Er schließt sich an, fragt mich abgehakt: »Berliner drunter?«

»Ja, einer«, sagt Berger.

Windt atmet auf. » . . . heißt der Kerl?«

»Fritzke.«

»So, Fritzke . . . Kenn ich nicht.« Er schweigt eine Weile. »Sehen verdammt mickrig aus, die armen Kerle . . .« sagt er dann, kramt suchend in den Taschen, bringt Fritzke seinen letzten Rubelschein. Ilja und ich gingen zu Ljuba, die heute dienstfrei hatte. Die Brüder begleiteten uns, sind übrigens alte Bekannte von ihr. Als wir am Telegraphenamte vorbeikamen, hörten wir zwei Automobile heranrauschen. Ein Fuhrwerk sperrte gerade ihre Kurve, sie mußten stark verlangsamen, fast stehenbleiben.

»Koltschak!« rief Saburoff unterdrückt.

Unsere Hände flogen an die Mützen, unsere Glieder wurden unbeweglich.

Der Oberste Regent Allrußlands war beinahe nicht mehr wieder zu erkennen. Was ist aus ihm geworden — seit dem Frühjahr! dachte ich erschüttert. Sein edles Gesicht schien verhäßlicht, sein ranker Leib zu einem Skelett abgemagert. Solange ich ihn sah, hielt er den Kopf verkrampft im Nacken, hatte er die schwarzen Augen geschlossen, war sein ganzer Körper erstarrt. Er dankte nicht — sah er uns nicht, obwohl wir fast vor ihm standen?

Als er vorüber war, schwiegen wir bedrückt. »Ob es doch wahr ist, was die Leute sprechen?« sagte Ilja endlich. »Daß er Morphinist ist?«

Urussoff schüttelte den Kopf. »Die Alliierten sind gestern abgefahren, mit Sack und Pack — das wird der Grund sein!«

Saburoff nickte finster. »Oui, oui — die Ratten verlassen das Schiff!« murmelte er vor sich hin.

Ljuba hatte uns Tee bereitet, wir saßen eine Weile, sprachen alles mögliche. Ich hörte zu. Noch bringe ich's nicht über mich, mit diesem reinen Mädchen ohne Erröten, ohne peinliche Unsicher-

heit zu sprechen. Mein Gott, dachte ich, wird das immer wieder das gleiche sein, bei jeder neuen Frau — Du ewiger Gefangener?

Gegen Abend stand Urussoff auf, schwenkte seine kaum geheilte Hand. »Ich will doch einmal sehen«, sagte er lächelnd, trat ans Klavier. »Nur etwas Nachsicht, s'il vous plaît . . .«

Schon nach den ersten Takten gewahrte ich, daß alle sich veränderten. Jedes Gesicht verriet, daß glückliche Erinnerungen aus den Tönen stiegen. Mir selber war's, als ob sich meine Glieder ohne Schmerz vom Leibe lösten, von allem nur noch fremd und lauschend meine Seele bliebe . . . Wie lange hörte ich keine Musik mehr? dachte ich verschwimmend. Meine Arme glitten wie Bleigewichte vom Stuhl herab, meine Finger streiften wie tot überm Boden hin. Alles, was mir vor einem Augenblick noch körperlich gewesen, schien mir jetzt fremd und nicht mehr zugehörig. Ich glitt über Raum und Zeit zurück, empfand mit einer Stärke, die mir Tränen entpreßte: Worin ich stand, was hinter mir, was vor mir lag . . .

Ist nicht Musik schon der Vorbote eines Lebens jenseits der Qualen dieser armen Erde? dachte ich haltlos.

Später sprachen wir über den Bolschewismus. Ich fragte die Brüder nach ihren Erfahrungen. »Sie zweifeln noch«, sagte Saburoff höflich, »ich verstehe das! Man soll nicht zustimmen, solange man nur eine Seite hört — wie bei uns. Auch wir haben gezweifelt, lange Zeit hindurch . . . Trotzdem entschieden wir uns gegen ihn . . . Und auch Sie dürfen es tun, dabei ruhig die Furcht begraben, einer neuen Bewegung nicht gerecht zu werden! Am Ende bleibt trotz aller Prüfung keine andere Wahl . . . Es mag Leute geben, die irgenwie auf ihre Seite treten können — für künstlerische Menschen gibt es keinen Weg zu ihnen, weil sie aus ihrem Urgrund seine Feinde sind!«

Urussoff, dessen Tonfall auch in den ernstesten Gesprächen an Konversation erinnert, wiegte seinen schmalen, immer makellos frisierten Kopf. »C'est ça . . .« sagte er dann. »Wir haben es hundertfach durchdacht: Kann ein Künstler Helfer eines Staates sein, dem reine Kunstübung »unnütze, läppische Vergeudung ist?« Welch eine Verkehrtheit . . . Aber so war es schon bei unsern Nihilisten, bei unsern Tolstojanern: Nur was Brot, Butter, Fleisch oder Verkehrsmittel hervorbringt, hat ein Recht zum Dasein! Es sind Nützlichkeitsfanatiker, alle miteinander . . .«

Ich grübelte lange darüber nach. Und wenn ich auch noch nicht klar sehe, eins leitet mich auf meinem Wege wie ein Stern: Die Kultur des Menschen kann nur die Kultur der Seele sein!

Diese Barriere zu übersteigen, um zu ihnen zu kommen, ist mir unmöglich.

Wohl allen Deutschen.

Wohl ganz Europa.

Wir haben auf höheren Befehl alle Wagen gegen Schlitten vertauscht oder Kufen darunter gebaut. Außerdem habe ich an Pelzen und Filzstiefeln gekauft, was ich nur auftreiben konnte. Unsere Abteilung ist jetzt zur Not versorgt, unsern Plennys aber fehlt noch alles. Doktor Berger hatte noch ein paar Rubel, ihm konnte ich einen Wachtpostenpelz aus Eisbärfell erstehen. Aber die andern, Offiziere und Mannschaften?

Nach langen Erkundigungen ließ ich Pjotr einen Wagen anspannen, um mit ihm zu einem bekannten Althändler zu fahren. Er hatte nichts mehr als Lumpen und forderte für diese Lumpen noch Sündenpreise. Ich ließ Pjotr das Brauchbarste herausuchen, der Malodjetz ist auch hierin geschickt. Jetzt habe ich doch auch für sie das Nötigste! dachte ich befreit.

Als ich heimkam, saß Fleetman auf dem Boden. In den feingliederigen Händen ein Stück Bindfaden und einen alten Sack. Ich sah ihm eine Weile zu, fragte ihn dann, was daraus werden solle.

Er streckte mir die Hände entgegen, zarte Friseurhände, die weiß und schmal wie bei einem Mädchen sind, unglaublich dünne, fast zerbrechliche Gelenke haben, noch niemals harte Arbeit taten. »Meine Hände sind so empfindlich, schrecklich...« sagte er schamhaft. »Ein paar Fausthandschuhe wollte ich mir machen... Denn bei einem Friseur ist die Hand das Wichtigste... Und wenn ich meine leichte Hand verliere in all der Kälte, Frost in die Finger kriege oder Rheumatismus... Wie soll ich dann zu Hause wieder...?«

Meine Kehle wurde eng. »Pjotr«, rief ich rauh, »sieh doch mal nach, ob nicht auch Pelzfäustlinge dabei sind!«

Ich hatte mich nicht getäuscht, Pjotr brachte ein Paar. »Hier, Fleetmann«, sagte ich, »die nimm für dich — die andern kannst du jemand anders geben, vielleicht dem Kürassier, was meinst du?«

Er hielt sie vor sich hin, wie ein Bettler ein Goldstück vor sich hält. Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines unsäglich Beschenkten. In seine Kinderaugen traten Tränen.

»Ich werde einen Strick dran nähen, an meinen Mantel binden . . .« sagte er mühsam.

Heute traf ich endlich einen Offizier, der nicht in das allgemeine Geschimpfe über die Interventionisten einstimmt. Es war ein kleiner, energischer Mensch, bei dem man eigenes Urteil spürte.

»Alles ist verhetzt«, sagte er, »niemand sieht mehr klar! Und vor allem: Man weiß nicht, ob nicht eine Absicht dahintersteckt, ob man uns nicht zu unserm Schaden dazu bringen möchte, mit den Interventionisten zu brechen — irgendwelche überhitzte Patrioten oder neidische Es-Er oder versteckte Bolschewisten! Wir sind zu leichtgläubig, erkennen unsere Feinde nicht, wenn sie von hinten kommen . . . Man sieht eben nirgends klar, kann dem besten Freund nicht mehr glauben! Die Wahrheit? Sie aus diesem Wust von intriganten Darstellungen und eigennützigem Selbstbeweihräucherungen zu entwirren, ist sicher nicht viel leichter, als einen Stein aus dem Ozean zu holen! Jedenfalls, was die Intervention betrifft: Ich komme oft mit ihnen zusammen, kenne General Knox, den Engländer, General Janin, den Franzosen . . . Es sind Ehrenmänner, Offiziere, zweifellos . . . Ihre Versprechungen sind keine Lügen . . . Nur: was können sie im Grunde tun? Sie haben Befehle auszuführen, weiter nichts . . . Und sind machtlos. Soweit sie es vermögen, helfen sie ehrlich . . . Was ihre Regierungen bezwecken, ist allerdings nicht durchschaubar . . . Daß sie uns um unserer schönen Augen willen helfen, glaube ich auch nicht . . . Daß sie uns aber systematisch vernichten wollen, wie alle unsere Offiziere behaupten, glaube ich ebensowenig . . . Was wirklich dahintersteckt, werden wir vielleicht nie erfahren . . .«

Endlich eine andere Ansicht! dachte ich erregt. Mag es sein wie es will: Ich will die Fäden aufdecken! Ich will nicht eher ruhen, bis ich diesen Stein am Grund des Ozeans gefunden habe. Bis ich die kleine Wahrheit aus diesem Meer von Schmutz, Intrigen und Verleumdungen herausgeholt . . .

Soeben kam der längst erwartete Alarmbereitschaftsbefehl. Er machte unsere Abteilung zu einem rieselnden Ameisenhaufen. Wenn wir den Kapitän nicht hätten, unsern ruhenden Pol, würde sich alles in einem Wirbel drehen.

Ljuba, Ljubitschka, wie Ilja sagt, hat sich entschlossen, mit uns zu ziehen. Sie hat ihre letzten Wertstücke gegen ein paar Kalmückenpferde vertauscht. »Aber warum denn, Ilja?« fragte ich.

»Wir haben doch Fahrgelegenheit genug?« »Sie will niemand zur Last fallen!« sagte er stolz.

Wir haben den Auftrag, die Stadt erst mit der Nachhut zu verlassen. »Das ist das Schlimmste«, murmelten die Brüder, als sie es hörten. Zu den Sprengungen ist eine andere Abteilung kommandiert, wir haben sie nur im Schutz unserer Gewehre aufzufangen. Man rechnet morgen oder übermorgen mit dem Einfrieren des Irtisch — es ist auch höchste Zeit! Sakharow wird das Heer hinüberführen, danach um Omsk herumleiten. Wir dürfen uns erst in Bewegung setzen, nachdem die Sprengungen gelungen sind.

Gestern kam endlich scharfer Frost. Bis zum Morgen war der Irtisch mit meterdickem Eis bedeckt. In ungeheuren Strömen zieht das ganze Heer dem Osten zu. Mehrere hunderttausend Flüchtlinge begleiten es.

Am 13. November 1919 verließ der Oberste Regent mit dem persönlichen Gefolge die Hauptstadt. Fünf Züge liefen ohne großes Aufsehen mit leisem Stampfen in die Steppe hinaus. Im mittleren fuhr der Admiral, von einer ausgesuchten Leibwache gedeckt. Hinter ihm rollten die Wagen mit dem Staatsschatz, der letzten Goldreserve: achtundzwanzig Waggons, gefüllt mit achtundzwanzigtausend Pud reinem Gold . . .

Mit seiner Abfahrt fiel die Stadt in einen Taumel irrsinniger Raserei. In den Schenken tanzen nackte Weiber auf den Tischen. Auf den Sofas begatten betrunkene Offiziere schreiende Soldatenhuren. Man schießt in die Spiegel, zertrümmert alle Fensterscheiben. Gestern hat man in einem bekannten Luxuscafé einen gefangenen Kommissar zu Tode geprügelt — nachdem man ihm auf Wunsch der Frauen vorher die Uniform vom Leib gerissen. Man öffnet keine Flasche Sekt mehr, schlägt ihnen nur noch die Hälse ab. In seinen Strömen werden Kokotten gebadet und Pferde getränkt. Petroff und Dodanoff haben wir schon vier Tage nicht mehr gesehen. Kostja ist zurückgekehrt — bleich, ausgehöhlt, gespenstisch. Er sieht aus, als ob er aus einer Krankheit erwacht sei. Seit seiner Rückkehr weint er unaufhörlich.

Als ich abends zu den Kameraden ging, nahm Doktor Berger mich auf die Seite. »Ich wollte Sie schon immer fragen: Haben Sie nie mehr etwas von Seydlitz gehört?«

Ich schluckte etwas. »Ja . . . Aber es ist so schwer, Doktor . . . Und Sie sollen ihn verstehen — Sie vor allem!« Ich erzählte von



Anfang an, erst ziemlich stockend, dann immer freier. Berger wurde auffällig blaß, sein feines Gesicht geriet in Bewegung.

»Verstehen Sie ihn?« fragte ich endlich.

»Ja«, sagte er fest. »Er ist ja nicht der einzige . . . Es sind viele zu den Roten übergegangen — lediglich, um nach Hause zu kommen. Die Heimat zieht . . . Ihn aber unterschied von allen diesen eines: sie zog ihr Glück, ihre Ruhe, ihr Frieden — ihn zog ihr Unglück! Er konnte es nicht ertragen, ihr nicht helfen zu können . . . Ach, es werden noch viele zugrunde gehen — ihretwegen! Bei Weiß und Rot . . .«

Er stand auf. Seine Augen, die immer darauf warten, daß sie sich begeistern können, glänzten mich an. »Aber es ist um keinen so schade wie um ihn!« sagt er dann. »Er war noch einer jener Generation, die jetzt ausstirbt, die ihre letzte Rolle auf diesem Rückzug spielt . . . Und die es nach ihm nicht mehr geben wird! Er hatte jenen heroischen Sinn, der Sibirien überwand wie eine Schlacht . . . Und ihn aus allem rein hervorgehen ließ . . .«

Ja, dachte ich, so war er! Habe ich ihn jemals sentimental gesehen? Doch — einmal, als er mich zum Abschied küßte! Und damals war er es nur, um mir auf gute Art den Revolver entwinden zu können . . .

Wir ziehen durch die geräumte Stadt. Gestern rannten noch Tausende irrsinnig aufgeregter Menschen durch die Straßen. Sie waren wie Lastträger mit allem möglichen bepackt, sinnlosen Dingen vielfach, die sie nach einer Stunde fortwerfen würden. Heute ist alles tot und ausgestorben.

Der Hufschlag unserer Pferde hallt vom gefrorenen Boden wider, verstärkt das drückende Gefühl der Leere bis zur Beklemmung. Zuweilen stürzt noch ein betrunkenener Soldat aus einer Haustür, von einem Offizier mit blanker Waffe seiner Truppe zugetrieben. Im übrigen sieht man nur verdächtiges Gesindel, das mit dem Augenblick des Abzugs wie Ungeziefer aus den Kellerlöchern kroch, mit Tagesgrauen stumm und verbissen in das Viertel der Reichen schleicht.

Dreimal stoßen wir auf Plakate, die unsichtbare Hände während der Nacht an die Häuser geklebt haben. Auf einem marschiert General Janin an der Spitze eines Negerregiments in eine eroberte Stadt ein. Alle Bourgeois begrüßen ihn in Fräcken und Zylindern, er aber trägt vor seinem Regiment auf einem Teller eine winzige Semmel einher. »Hilfe des humanitären Frankreichs für

das hungernde Rußland!« stand darunter. Auf einem andern schlägt ein Arbeiter vor einem Amboß mit allen Kräften auf ein Stück Eisen ein. Die Funken dieses Eisens verwandeln sich jedoch im Fluge zu Granaten, die einem spöttisch karikierten weißen General den fetten Bauch dorchbohren . . .

»Sie wittern Morgenluft!« knurrte Petroff, als er es sah. Und zog den Colt heraus und knallte dem Schmied zwei Kugeln in den roten Kopf.

Am Ostrand der Stadt hielten wir. Vereniki befahl: »Absitzen«, versammelte uns um sich. »Wir haben hier zu warten, bis die letzten Sprengkommandos eintreffen — macht alles gefechtsklar!« sagte er rau. Sein grobes Gesicht war unnatürlich blaß, seine schwere Gestalt sah im dicken Pelz herkulisch aus. Er trägt seit gestern einen Tscherkessenpelz, dem über die Brust zwei Reihen Patronenhalter aufgesteppt sind.

Wir fahren unsere Schlitten in einen Halbkreis, der nach Osten geöffnet bleibt. Die Kosaken legen sich zwischen die Kufen, die Karabiner auf Omsk gerichtet. Wir Offiziere verteilen uns zwischen ihnen, alle zwanzig Schritt steht einer von uns. Die Plennys hocken vor den Pferden am Boden, falls sie bei einem Angriff scheuen würden.

Eine Detonation nach der andern wummert herüber. Die Erde zittert unter unsern Füßen, die Pferde legen die Ohren zurück. Im Stadtbild steigen die ersten Brände auf, der Himmel rötet sich, bedeckt sich gleich darauf mit braunem Qualm. Nach einer Weile schmettert eine Explosion empor, die alle vorhergegangenen übertrifft. Ein grandioses Feuerwerk setzt ein, das mehrere Minuten dauert, nach allen Richtungen Raketen spritzt. Sind es die ungeheuren Mengen von Pulverkästen und Geschossen, die Feuer fingen? Das Donnern muß bis auf dreißig Werst hörbar, die Feuersäule weit im Osten sichtbar sein . . .

»Das waren die Munitionslager!« sagt jemand laut. »Die hier von Material barsten, während wir an der Front kein Granätchen hatten . . .« »Und das ist Kulomsino, der braune Rauch . . .« murmelte Ilja. »Und alles im eigenen Lande!« dachte ich erregt. »Alles im eigenen Vaterland . . . Nein, spricht mir nicht von Schönheit des Krieges! Wenn der Krieg nicht gewesen, wäre auch dies alles nicht gekommen . . . Jetzt triumphiert die Vernichtung, jetzt feiert die Zerstörung Orgien . . .«

»Achtung!« schreit Kostja plötzlich.

Von rechts prescht ein Melder heran. »Die Roten beginnen die Stadt von Norden zu umzingeln!« schreit er, jagt nach Osten, in Sicherheit.

Alle Augen richten sich auf Vereniki. Er kaut den Schnurrbart, spricht kein Wort. »Aber wenn . . .« bricht Ilja aus, zeigt mit einer Bewegung, die erschütternd wirkt, auf Ljuba.

Petroff stampft auf. »Näht ihm ein Fähnchen, damit er sich die Nase putzen kann, das Bübchen!« brüllt er hilflos.

Ich wende mich ab, sehe nach den Kameraden. Sie kauern vor den Pferden, wie man ihnen befahl. Alle Gesichter sind blaß, nur Windts Säuglingskopf ist rot. »Kalte Ständer gibt's hier mit der Zeit!« höre ich ihn fluchen. Mir fällt auf, daß niemand lacht.

Endlich kommen zwanzig Reiter, auffällig junge Offiziere, von vorne her. Sie winken, grüßen erregt, reiten vorüber. Kurz danach kommt ein zweiter Trupp von halbrechts. Und gleich darauf ein dritter von halblinks. Ein junger Kornett reitet heran, rauchgeschwärzt, erschöpft. »Wir sind die letzten. . .« sagt er tonlos, Tränen im Blick.

Vereniki hebt ruckhaft die Hand an die Pelzmütze. »Recke!« ruft er dann. »Reiten Sie zu den Schwadronen, die unsere Deckungslinie fortsetzen. Und melden Sie daß die letzten kamen!« Er wendet sich zu uns. »Wir können abrücken — Pjotr, mein Pferd!« Pjotr bringt es hastig. Vereniki sitzt schwer auf. »Vorwärts — marsch!« grollt seine Stimme.

Die Kosaken unter Petroff schwärmen als Rückendeckung aus. In den Krummhölzern erklingen die Glocken der Zugpferde. Die lange Schlittenschlange ruckt knirschend an. Der Himmel ist voll grünen und braunen Qualms. In unserm Rücken wummern immer noch Explosionen.

Die Hauptstadt ist gefallen.

Omsk ist rot.

Die ungeheure Steppe hat uns aufgenommen. Ich reite vor und zurück, wie ein Begleithund, der seinen Weg dreimal macht. Mein Bärenatzer hat sich in Omsk prächtig erholt, von zwei Pfund Hafer wurde er rund und blank. Die Plennys ziehen in kleinen Gruppen neben den Pferden einher. Es kam strenger Befehl, daß kein Gefangener auf den Schlitten sitzen dürfe. »Warum nicht, Kapitän?« »Zum Schutz der Pferde, Benjamin. Wer weiß, wann wir

einmal wieder Futter für sie bekommen . . .« Die Gäule gehen einer hinter dem andern, niemand braucht sie führen. Sie finden von selbst den richtigen Weg, die ausgefahrene Spur von Hunderttausenden. Hin und wieder kommt Kostja von hinten angetrabt. »Schneller, Brüder, schneller! Die Roten kommen schon . . .«

Vor uns ist weiße Weite. Ganz im Osten erblicken wir den Schwanz einer langen Schlange, die sich schwarz durch diese Weiße windet. Dort zieht das Gros der Nachhut, die immer größer wird, der wir uns stündlich nähern. Zuweilen fallen in unserm Rücken ein paar Schüsse, schreien Kostjas Kosaken im Ferngefecht mit roten Aufklärern. »Macht nicht in die Hosen!« sagte Petroff beim erstenmal. »Sie haben mit dem Plündern soviel zu tun, daß sie kein Gott aus Omsk herausbringt! — Wenigstens heute und morgen noch nicht!« setzte er hinzu.

Wenn ich an Hatschek vorüberkomme, lacht er mich jedesmal an. Ihn freut das Marschieren anscheinend. Oder ist ihm vielleicht mein Gesicht zu ernst? Nein, um ihn habe ich keine Sorge, er ist gestählt, ein alter Totzkojer, wie der Schwalangscher und die Kaulquappe — sie werden es schon schaffen, und wenn es Monate dauern sollte! Die andern liegen lastender auf meinem Herzen. Sind nicht alle von der ersten Stunde an mutlos? Nur den Berliner und den Kürassier höre ich zuweilen sprechen. Den Berliner in scharfer Kürze schnoddrige Bemerkungen machen, den Kürassier diesen und jenen Anlaß zu einem trockenen Bauernwort benutzen. Der kleine Schwindsüchtige hustet öfter, man hört es deutlicher als sonst, wegen der Stille und Kälte. Die andern schweigen, gehen mit gesenkten Köpfen. Fleetmann hat sich die Fäustlinge mit einem Strick an den Mantel gebunden, die kleinen Hände tief darin vergraben. Er ist zufrieden.

Unsere Abteilung reitet meist geschlossen an der Spitze. Bis auf die Nachhutoffiziere, die reihum die Queue bilden müssen. Als erster Vereniki, breit und massig auf seinem schweren Rappen. An seiner Seite, immer an seiner Seite, wie einst Seydlitz, von der Recke — sehr steil, sehr gerade, in einem schönen Uniformpelz, der an den Rändern mit grauem Persianer besetzt ist. Kostja ist wieder ganz, was er früher war, schont sich nicht, ist immer dort zu finden, wo es Arbeit und Gefahren gibt. Petroff nicht minder. Seine Kosaken parieren ihm bedingungslos, stündlich poltern seine Befehle über sie hin. Der einzige, um den sich niemand küm-

mert, ist Dodanoff. Er sieht ekelhaft aus, sein Gesicht, das immer voller Pickel war, erscheint jetzt wie mit Geschwüren besetzt. Sein Pferd, ein kleines, fleißiges Tier, ist das magerste von allen. Er kümmerst sich nie darum, und die Kosaken stehlen ihm das Futter.

Väterchen Luka sitzt neben Ljuba — hoch, mager, gebogen. Wie eine hohle Mulde! denke ich oft. Sein Gesicht wird immer fleischloser, durch seine Lippen schimmern schon die Zähne. Wenn Ilja keinen Dienst hat, reitet er neben ihnen, einmal rechts, einmal links. Ich sehe ihre Augen oft aufeinander ruhen, aber sie sprechen selten miteinander. Die beiden Brüder reiten meist für sich, ihr Französisch schwingt hell und fremd durch die klare Luft. Dicht hinter ihnen sieht man stets den Kastellan. Urussoff bat für den alten Diener um Seydlitz' Pferd. Ich gab es gern.

Vor einer Stunde — Vereniki war gerade auf Requirierung geritten — brachten die Kosaken einen Roten, der sich zu weit vorgewagt hatte. Bei der Vernehmung faselte er in seiner Aufgeregtheit etwas von einem Rückzug des Generals Judenitsch. Er sei schon in Gatschina, ein paar Kilometer vor Petrograd gewesen, als die roten Arbeiterbataillone unter Trotzki's persönlicher Führung . . .

Ehe er noch ausgesprochen hatte, ließ Petroff ihn mit Gewehrkolben totschiagen.

Ich habe keinen andern Dienst, als unsere gesamte Bagage zu beaufsichtigen. Vierunddreißig Schlitten mit achtunddreißig Pferden und vierzig Kriegsgefangenen. Das ist ein abwechslungsreicher Posten, der die Eintönigkeit des Marschierens verwischt, mich bald nach vorne, bald nach hinten führt. Wenn er auch meinem Bären-tatzer mehr Kräfte kostet als den andern Pferden . . . Aber ich glaube fest, daß er dies Mehr besitzt.

Die meiste Zeit des Tages reite ich neben meinen Kameraden. Doktor Berger und Schulenberg gingen bis jetzt an der Spitze. Berger als stiller und schweigsamer Wanderer, Schulenberg als ruhender Pol im ganzen Zuge. Ljuba bat Berger, seinen schweren Pelz auf ihren Schlitten zu legen. Seitdem geht er leicht und frisch dahin, mit seiner guten, sauberen Litewka ein bunter Punkt in all den braunen Pelzen und schwarzen Lumpen. Schulenburg ist als alter Infanterist ein guter Schrittmacher. Er geht gerade und aufgerichtet seines Weges, fast wie eine gutgeölte Maschine. Als ob er auf dem heimatlichen Kasernenhof ginge, hier wie dort ein gutes Beispiel geben müsse.

In der zweiten Gruppe ist Windt der Anführer. Zwischen ihm und Proschow, dem schnellen Flieger, prasselt alle Augenblicke ein Wortgefecht. Beider Mäuler sind groß und beide scheinen niemals zu ermüden. Dieser Gruppe gehört auch Merkel an, der keinen Halt mehr als die Formen hat, sie dadurch oftmals lächerlich überspitzt. Außer ihm, den sicher niemand dazu aufforderte, Thurn und Saltin, unser ehemaliger Küchenoffizier, die beiden Kaufleute und der Kriegsmutwillige.

Die dritte Gruppe, den Beschluß, bilden die Offizierstellvertreter, der Gutsbesitzer aus Ostpreußen mit dem unaussprechlichen Namen und der Lehrer. Neben diesem gehen noch zwei ältere Offiziere, die nicht in Transbaikalien mit mir zusammen waren und die ich noch kaum kenne: Chun und Stein. Sie sprechen oft von alten Zeiten, vom Kartenspielen, von Märschen im Kriege, von Frauen und Kindern.

Als ich kürzlich vor einer Rast an Windt vorbeiritt, rief er heiter: »Verflucht, General, wir sollten trachten, weiter nach vorn zu kommen! Hier ist ja alles leergefressen, jedes Dorf wie von Heuschrecken ausgeputzt!«

Ich wurde rot. »Wir haben nur bis Kainsk die Nachhut, Herr Leutnant!« sagte ich verlegen. »Dann dürfen wir nach vorn, dann wird's auch besser . . .«

»Gut, charascho, General . . .«

Es ist mir jedesmal peinlich, wenn ich hoch zu Roß an meinen mühsam zu Fuß dahintrottenden Kameraden vorbeireiten muß. Ist es nicht fast grotesk? Aber es liegt nicht in meiner Macht, das zu ändern. Einen kranken Mann dürfte ich zur Not etwas reiten lassen, einen Offizier niemals.

Die Glocken singen. Unsere Pferde schnauben. Alles ist schneeig.

Wir sprachen über den Verfall unserer Kommandoordnung. Plötzlich verzog sich Reckes langes Gesicht, dessen Hakennase wie übertrieben gezeichnet erscheint, zu einer Grimasse. »Ja«, sagte er bissig, »jetzt schreien sie: Disziplin! Hätten unsere Soldaten nicht demokratisch verseuchen sollen, die Herren Sozialisten! Gewiß, diese Folgen ahnten sie nicht . . . Wollten nur den Absolutismus unserer Offiziere brechen, ihre Vorrechte und Privilegien, bedachten aber nicht, daß es in solchen Epochen nur Extreme gibt, nur rechts und links! Daß in solchen Zeiten alles Mittlere zerfressen, zwischen diesen beiden Steinen zu Staub zermahlen wird . . . Warum wandten

sich die Engländer nicht an sie, obwohl sie ihnen als Demokraten doch näherstanden als den Zaristen — von Kerenski her? Weil sie sich sagten: Hier brauchen wir eine Armee, keine Schreibtischsozialisten, hier brauchen wir Offiziere, keine Flugblattredakteure . . . Warum hielten sie alle Politiker von der Armee fern, warum verlangten sie es sogar? Weil sie wissen, daß nur straffeste Führung ein Heer zu einer schlagkräftigen Einheit machen kann — Absolutismus von der Spitze bis zum letzten Mann! Man darf einmal im Kriege nicht auf Menschenrechte pochen, die beginnen erst wieder, wenn der Krieg zu Ende ist. Will man es anders, soll man keinen anfangen . . .«

Wir haben die Stadt Kainsk hinter uns, drängen mit Gewaltmärschen zur Spitze. Keine Truppe kann es lange als Nachhut aushalten, man bekommt weder Unterkunft noch Verpflegung. Jedes Dorf ist derart mit Flüchtlingen vollgestopft, daß selbst die Straßen über Nacht belegt sind. Jeder wohlhabende Bauernhof ist derart ausgepöwert, daß man nicht einmal mehr ein Stück Brot bekommt.

Unsere Requirierungsritte bleiben völlig erfolglos, auch weitab der Heerstraße ist alles ausgebettelt. Selbst unsere besten Requirierer, Pjotr und Hatschek, vermögen nichts mehr zu beschaffen, weder auf rechte noch auf linke Art. Hatschek, der längst keine Uniform mehr besitzt, in einem Bündel alter Lumpen steckt, mit seiner Hakennase und seinem schwarzen Schopf eher einem sehnigen Ukrainer gleicht als einem deutschen Kriegsgefangenen, ist über den Schaden seines Rufes unglücklicher als darüber, daß er nichts mehr aufbringt. »Verdammich«, sagte er kürzlich, »hat denn meine Fresse gar kein Recht mehr? So etwas ist mir noch nicht passiert — und das heißt viel! In meinem Leben hat man Erfahrung darin, wissen Sie! Vermag man aus der leersten Tasche noch ein paar Pfennige hervorzuzaubern!«

»Aber«, setzte der Kürassier hinzu, »wo nichts ist, hat selbst Hatschek sein Recht verloren . . .«

Doktor Berger ist einer der wenigen, die sich noch rasieren lassen. Als ich ihn wiederfand, trug er einen rötlichen Spitzbart, jetzt hat er ihn sich von Fleetmann abnehmen lassen. Ist es ihm wirklich lieber? Ich glaube eher, daß er es nur tat, weil er ihm damit eine Freude bereitete, die größer ist als alles, was man ihm geben kann. Als ich ihm diese Meinung äußerte, blickte er weg. »Unsinn«, sagte

er verlegen, »es ist mir nur lieber...« Aber ich glaube es ihm nicht, ich kenne ihn zu gut! Er muß Freuden und Geschenke machen — kann er es nicht anders, tut er es eben auf diese Art.

Gestern sah ich ihnen zu. Fleetmann war völlig verändert. Seine hellen Augen glänzten, seine dürftige Gestalt hatte alle Müdigkeit verloren. Er seifte Bergers Gesicht mit einer fast zärtlichen Wollust ein, wetzte das Messer mit einer Rhythmik an meinem Bügelriemen, die allen Zuschauern Bewunderungsrufe entlockte. »Ja«, sagte er glücklich, »wenn ihr mal nach Hamburg kommt... Merkt euch: Steinstraße 22... Ich rasiere euch alle umsonst, auch Haarschneiden, welchen Schnitt ihr wollt... Und alles prima...«

Doktor Berger saß mit unbeweglichem Gesicht. Fleetmanns zarte Hände gingen auf und ab, als ob ihre Gelenke in Öl liefen. Hier und dort spannten sie die Haut ein wenig, bogen mit gespitzten Fingern das Kinn zurück, nahmen die Nasenspitze etwas auf... »Gegen den Strich gestattet, Herr Doktor?« sagte er in geschäftsmäßigem Ton. Aber man hörte gut, daß ihm diese gemachte Gleichgültigkeit Mühe bereitete.

»Bitte...« sagte Berger ebenso förmlich.

Mehr und mehr kam Bergers feiner Gelehrtenkopf unter dem Schaum hervor. »Ist sie noch leicht, meine Hand?« fragte Fleetmann plötzlich. Er flüsterte es nur, aber es war keine kleine, nebensächliche Frage mehr...

»Oh, vorzüglich!« sagte Berger ernsthaft. »Ich erinnere mich nicht, jemals so weich rasiert worden zu sein...«

Fleetmann lächelte kindlich. Jetzt wird er sein hartes Leben wieder mit Leichtigkeit um weitere vier Wochen tragen können! dachte ich.

Als er fertig war, tupfte er Berger mit einem alten, grauen Lappen zart und frauenhaft ab. Er trägt dies Stück Tuch stets sorgfältig zusammengefaltet in der Brusttasche, benutzt es nie zu andern Dingen und würde es wohl auch nicht hergeben, wenn ihn ein Todverwundeter darum zum Verbinden bäte. »Ich danke, Herr Doktor...« sagte er höflich.

Wie in Hamburg! dachte ich. Aber es bedeutete mehr, als es jemals in Hamburg bedeuten könnte...

»Benjamin«, sagte Luka heute, als ich auf seine Bitte eine Weile auf seinem Schlitten fuhr, »warum machen Sie so traurige Augen? Woran denken Sie unablässig? An Ihr Deutschland?«



Ich nickte nur.

»Nein, Gotteskind«, sagt er da, »nicht so . . . Das ist falsch, das führt zu nichts . . . Ganz anders muß man diese Frage stellen: Ihr habt ihn verloren, den großen Krieg, gewiß . . . Aber wer weiß, ob es nicht besser war? Denn hättet ihr ihn gewonnen, wäre euch Gott versunken . . . Euer Stolz hätte sich ver Hundertfacht, leeres Genießen hätte alle Gotteskeime zugeschüttet . . . Es wäre rasches Faulen eingetreten, der wahre Aufstieg wäre euch versagt geblieben . . . Ja, ihr verlorst, gewiß . . . Und wir verloren! Aber das deutsche Volk ist voller Sehnsucht, in seiner Seele unser bester Bruder . . . Und darum ist es besser, Benjamin! Hättet ihr gewonnen, stündet ihr am Ende — jetzt steht ihr vor neuem Anfang . . . Und werdet einst in harter Arbeit, bewahrt von allen Schäden eines leichten Lebens, die Stelle eurer Lebenskurve, die euch der kriegerische Sieg als höchste zugewiesen hätte, in weitem Schwunge übersteigen . . .«

Er hielt erschöpft inne, begann erstickt zu husten. »Geh, geh«, winkte er zurückfallend. Ich sprang herab, bestieg den Bärenatzer. Mein Herz war mit einemal leicht geworden . . .

In der dritten Marschstunde hielt unsere Spitze unvermittelt. Ich war gerade in der Nähe und trabte vor. Alle standen um einen toten Soldaten geschart, der seltsam verkrampft mit dem Gesicht im Schnee lag. »Sieh mal nach, Lanzer!« sagte Petroff gerade.

Kostja steigt ab, tritt forsch auf ihn zu, untersucht ihn gründlich. »Nichts zu finden«, sagt er dann. »Keine Wunde, nichts . . .«

»Dreh ihn um!« sagt Petroff wieder. Es sieht aus, als ob sein Schnauzbart spräche, nicht sein Mund.

Kostja packt ihn an den steifen Armen, wälzt ihn mit Mühe auf den Rücken. Das Gesicht des Toten sieht verfallen aus, seine Haut hat eine eigentümliche Farbe. »Auch vorn nichts . . .« sagt Kostja nachlässig. »Muß krank gewesen sein, vielleicht auch erfroren . . . Jawohl!«

Ich trieb den Bärenatzer näher. Eine Ahnung durchlief mich, ließ mein Herz aussetzen. »Wartet einen Augenblick«, sagte ich rasch, schwang mich aus dem Sattel, beugte mich zu dem Toten nieder.

War ich nicht ein alter Totzkojer? Nein, in dieser Sache kannte ich mich aus, gab es keine Täuschung für unsereinen . . .

»Nun, Benjamin?« fragte Vereniki ungeduldig. »Mach schon! Wir müssen weiter . . .«

Ich richte mich auf. Als ich wieder in ihre Gesichter sehe, verändern sich alle durch meinen Blick. »Flecktyphus . . .« sage ich leise.

Petroff spuckt aus.

Vereniki nickt nur. »So«, sagt er heiser, »so . . .«

Kostja reißt sich die Handschuhe von den Händen, schleudert sie in weitem Bogen in den Schnee. »Auch das noch!« stößt er aus. Er schreit beinahe.

»Täuschen Sie sich nicht, Benjamin?« fragt Recke dumpf.

»Unmöglich! Seht sein Gesicht an, seine Hände . . . Sagt doch selbst . . . Übrigens hatte ich es selbst einmal . . .«

»Sag den Leuten, daß ihn niemand berührt, niemand seine Kleider nehmen soll!« sagte Vereniki finster.

Ich stieg wieder auf. Sie ritten, ohne mehr zu sprechen, weiter. Ich blieb beim Toten halten, bis der ganze Zug vorüber war. Aber ich brauchte niemandem etwas zu sagen. Als sie mich reglos neben ihm halten sahen, unwillkürlich alle in meine Augen blickten, durchlief es jeden wie von einem Schlag.

Niemand kam in meine Nähe, nur der Artist trat heran. »Nun geht es also wieder los, Fähnrich?« fragte er ruhig. »Wie in Totzkoje . . .«

Wir haben Nowonikolajewsk erreicht, das bei allen Gefangenen berüchtigte Nowonikolajewsk. Die Stadt war von den Hunderttausenden von Flüchtlingen derart vollgestopft, daß wir uns wohl oder übel im Gefangenenlager einquartieren mußten.

Meine Abteilung ergatterte zum Übernachten noch eine halbleere Steinkaserne, die Kameraden mitsamt der Mannschaft müssen in den nahegelegenen Erdbaracken unterkriechen. Als ich abends hinüberging, hockten alle auffallend bedrückt auf den Pritschen.

»Was ist denn?« fragte ich erstaunt.

Berger machte eine Handbewegung. »Wissen Sie eigentlich, worin wir uns aufhalten?« fragte er leise.

»In den Kirchhofsbaracken!« sagte Windt laut.

Ich fuhr zusammen, sah mich forschend um. Die Pritschen waren vermorscht, teilweise zerbrochen. Die Deckenbalken durchgebogen, die Fenster von Schnee verweht. Überall hingen Eiszapfen herunter, durch die Seitenfugen pfliff der Wind, von oben rieselte feiner Schnee herab. Die ganze Baracke sah aus, als ob sie jeden Augenblick zusammenbrechen könnte. »Woher wißt ihr, daß es gerade diese sind?« fragte ich endlich.

»Stein war drinnen . . .«

Als Stein seinen Namen hörte, setzte er sich neben uns. »Ja«, sagte er langsam und wies auf eine Pritschendecke, »dort lag ich ein halbes Jahr lang . . . In dieser und der nächsten Baracke lagen zweitausenddreihundert. Von unserer Baracke blieben nur siebzig übrig von elfhundert . . . Von allen neuntausend aber, die in dem Winter in diesem Lager waren, überlebten ihn nur viertausendfünfhundert. Jeder zweite von allen, die jemals auf den Pritschen lagen, auf denen ihr jetzt sitzt, ist hier gestorben . . .« Ich sah die ganze Nacht Gespenster, Irrsinnige, Leichenhaufen. Es muß noch furchtbarer gewesen sein als in Totzkoje . . .

Die Nachricht vom Zusammenbruch der Judenitsch-Armee bestätigt sich. Vereniki brachte sie. Judenitsch hatte tatsächlich am 20. Oktober Zarskoje besetzt, seine Kavalleriepatrouillen sahen schon die goldenen Kuppeln der Isaakskathedrale. Aber es kam in Petersburg zu keinerlei größeren Aufständen, wie die Angreifenden es erhofft hatten. Es gelang Trotzki im Gegenteil, die gesamten Petrograder Arbeiter zu kommunistischen Kampfabteilungen zusammenzuschweißen. Trotz aller Tanks, trotz der besseren Bewaffnung mußte die weiße Garde zurück, erst nur langsam, dann immer schneller . . . Rivalität und Ehrgeiz unter den Generalen, keinen als sich selbst als ersten in Petersburg einziehen zu lassen, gaben den Rest . . . Notwendige taktische Seitenbewegungen wurden im Hinblick darauf einfach nicht ausgeführt. Die roten Arbeiter griffen immer verbissener an, stürmten unter heldenhaften Opfern die für unüberwindlich gehaltenen Tanks. Ein geniales Umgehungsmanöver und der plötzliche Fortfall des alliierten Kreuzerschutzes — warum? warum? — gab der siegesnahen Armee den Rest. Um nicht zwischen den Schenkeln der roten Zange zermalmt zu werden, mußte sie zurück . . . Ob sie überhaupt noch als Kampfeinheit zu werten ist, läßt sich nicht erfahren.

»Dann hat der Rote also nicht gelogen!« murmelt Petroff, als Vereniki schwieg.

»Ich verstehe das nicht!« sagt Recke nur.

»Herrgott im Himmel . . .« Kostjas jugenhafte Kommandostimme klingt seltsam überdeckt. »Das hat uns doch gehalten durch all die Zeit . . . Judenitsch vor Petersburg — jawohl! Und jetzt? Jetzt sollen wir weiterziehen, Woche um Woche? Ohne Sinn? Ohne Hoffnung . . .?« Er weinte fast.

»Noch steht Awaloff!« sagt Urussoff trotzig.

»Und Denikin!« setzt Saburoff hinzu. »Nicht weit von Moskau . . .«

»Und Miller in Archangelsk . . .« flüstert Ilja hauchhaft.

Aber es klang alles, als ob selbst die es nicht mehr glaubten, die es uns jetzt sagten.

Als wir am nächsten Morgen bei Tagesgrauen die Stadt durchquerten, gewahrten wir zum erstenmal, daß viele Schläfer unter freiem Himmel sich nicht mehr erhoben hatten. An einzelnen Plätzen lagen sie in ganzen Reihen — Männer, Frauen und Kinder. Einzelne Mütter, die ihre Kinder noch in den Armen hielten, einzelne Kinder, die allein und einsam wie kleine Bündel an den Straßenrändern hockten.

Am Ausgang schob sich Ilja neben mich. Er hing gesenkten Kopfes auf seinem Pferd, sein schönes, mädchenhaftes Gesicht erschien verzerrt. »Alle Krankenhäuser sind überfüllt«, sagte er leise. »Ljuba wollte einige Medikamente für uns einkaufen, für alle Fälle — sie erhielt nichts! Der Flecktyphus beginnt zu fressen . . . In den Nowonikolajewsker Straßen sollen dreißigtausend Tote liegengeblieben sein . . . Aber wir sind nur die Spitze . . . Was zieht noch nach uns durch diese Stadt? Hunderttausende . . .«

Unser Roter, Mayer aus Hannover, erzählt seinen Kameraden zuweilen aus seiner Moskauer Zeit. Wenn ich ihn davon sprechen höre, mische ich mich gern unauffällig in ihren Kreis. Gestern sprach er von einem Musikfest, das er dort mitgemacht hat.

»Ja«, sagte er nachlässig, »sie machen die verrücktesten Sachen, diese Roten . . . Bevor ich an die Front kam, erlebte ich was besonders Schönes . . . Die Sache war folgendermaßen: Ein paar Arbeiter machten Musik, aber ohne jedes Instrument . . . Nichts als technische Apparate . . . Maschinen ratterten, Automobilhupen quäkten, Motore knallten ihre Explosionen, Schmiedehämmer donnerten auf Ambosse, Bohrmaschinen sangen kreischende Solos . . . Was aber das Komische war: alle Musiker benahmen sich wie leblose Puppen — als ob auch sie Maschinen wären! Man sagte damals, es würde bald keine andere Musik mehr geben als diese ›Lärmfestspiele‹. Ja, es lebe die Technik!«

Welch ein Irrweg! dachte ich. Nein, wenn die natürlichen Bewegungen der menschlichen Körper uns nicht mehr als sichtbarer

Ausdruck seelischer Bewegungen erheben dürfen, wenn die Maschinen auch dies letzte noch unterdrücken sollen . . .

»Dummes Zeug!« sagte der Kürassier in seiner langsamen Art. »Aber laßt sie rennen — unsere Rösser sind nicht dabei!«

»Ja«, meinte der Berliner, »das ist so dumm wie all das andere, was man hört. Kein Eigentum, keine Konkurrenz, kein Privatgeschäft, kein Akkordlohn! Aber man will doch vorwärtskommen, auf sein Alter ein Häuschen erspart haben! Das soll es alles nicht mehr geben bei den Bolschewiken . . . Aber ich sage euch: Wenn es das nicht mehr gibt, arbeitet kein Mensch mehr richtig . . . Wenn man seinen Lohn bekommt, ob man fleißig oder faul ist, reißt sich kein einziger mehr die Ärmel aus . . . Hat ja auch keinen Zweck mehr dann . . .«

Der Schwindsüchtige nickt, seine Fieberaugen flackern. »Recht hast du . . . Aber wie ist das mit den Beamten? Die kriegen doch auch festen Lohn und arbeiten trotzdem fleißig?«

Fritzke lachte nur. »Ach«, sagt er, »das ist ganz was anderes! Die werden einfach nicht befördert, wenn sie nicht fleißig sind . . . Oder fliegen sogar . . . Das treibt sie schon . . .«

»Ja, kurze Haare sind bald gebürstet!« meint der Kürassier.

»So ist es«, bestätigt der Berliner gönnerhaft. »Und wenn sie das alles abschaffen wollen, der Staat jeden, ob fleißig oder nicht, versorgen muß, auch den Faulsten nicht an die Luft setzen darf, kann auch der Fleißigste nicht mehr hochkommen — einfach darum nicht, weil er für den Faulen mitarbeiten muß! Und wir Fleißigen wären dann die Dummen. Und täten auch nichts mehr — ganz natürlich . . .«

»Kein Häuschen dürfen sie mehr haben?« fragt der Kürassier, schüttelt den Kopf. »Keinen eigenen Hof? Nein, so was Dummes . . . Wofür arbeiten wir denn . . .?« Er macht ein Gesicht, als verstehe er die Welt nicht mehr.

Der Schwindsüchtige hustet. »Nach Haus sollen sie uns lassen!« schreit er fast. »Was geht uns ihr Dreck an? Jetzt ist dieser verdammte Krieg schon seit einem Jahr zu Ende, und immer noch zerrt man uns hier herum . . .«

»Sei ruhig, Lampel!« tröstet der Artist. »Wir kommen auf diese Art schön langsam nach dem Osten, wo die Amerikaner die Gefangenenlager haben. Man hat es gut bei ihnen, hörte ich mal. Alle seien anständig zu uns, sagt man. Und zu fressen gibt's bei ihnen — Junge, Junge, soviel du nur willst! Da wär' dein Husten bald

vergessen . . . Der Verpflegungssatz für die Kriegsgefangenen soll in ihren Lagern zehnmal so groß sein als bei den Weißen! Zehnmal — ungelogen! Ein paar sollen sich totgefressen haben, waren zu Anfang nicht vorsichtig genug . . .«

»Kein Wunder!« murmelt der Kürassier. »Unsere Mägen sind ja zusammengeschrumpft wie Backpflaumen — in all den Jahren. Und wenn wir nach Hause kommen, heißt es: Nimm den Löffel beim Schöpfer und isß mit dem Stiel . . .«

Wir sind jetzt schon drei Wochen auf der Flucht. Die letzten Gewaltmärsche haben Leute und Pferde maßlos geschwächt. Aber wir sehen ein: es muß sein! Am Schwanz dieser Armee wären wir in kurzer Zeit vor Hunger zugrunde gegangen. Es gibt ja schon in ihrer Mitte kaum mehr etwas für Menschen und Tiere. Wir verstehen nur das Ganze allmählich nicht mehr. Wann werden wir uns endlich stellen? Oder ist wirklich schon alles zusammengebrochen? Aber Koltschak steht doch noch? Soll es bis zum Stillen Ozean so fortgehen? Dann hätten wir noch nicht einmal den zehnten Teil hinter uns!

Nein, das ist unmöglich, das überlebt niemand . . .

Seitdem wir mit der Vorhut marschieren, auf dem großen Trakt von Moskau nach dem Osten, der ziemlich neben der Eisenbahn herläuft, schon zu Peters des Großen Zeit die Hauptlinie war, auf der sich der Handel mit China vollzog, auf dem zu Tausenden die Deportierten entlanggepeitscht wurden, auf dem ein Jahrhundert später die russischen Truppen gegen Japan zogen, erblicken wir auch wieder Züge. Sie rollen von Nowonikolajewsk nach Irkutsk, aber es sind alles Militärzüge, Echelons. Einer rast dichter hinter dem andern her, bis auf die Dächer mit Verwundeten und Kranken gefüllt, dem ganzen Inhalt der Krankenhäuser jener Städte, die unsere Armee auf ihrer Schreckensflucht berührt.

Häufig jedoch sind diese Züge auch nur mit tschechischen Legionären besetzt. Überall stehen ihre Echelons herum, versperren die freie Durchfahrt, sind mit allen möglichen Gütern vollgestopft, Ergebnissen ihrer Raubzüge und Strafexpeditionen. Während schon Zehntausend verhungern, haben sie noch ganze Züge mit Nahrungsmitteln bei sich, ganze Herden der edelsten russischen Pferde, die blank und sauber unter Decken stehen. Aber sie geben nichts . . . Auch wagt sich kein russisches Mädchen mehr in ihre Nähe. Zu

viele hat man schon mit Gewalt in die Waggon geschleppt, nach vollbrachter Orgie während der Fahrt hinausgeworfen . . .

Oh, ich verstehe die Flüche Petroffs, wenn einer dieser Züge mit doppelten Lokomotiven an uns vorbei nach Osten rast! Es gibt ein stechendes Gefühl, wenn man weiß, daß viele Krankenzüge stehenbleiben, weil sie keine Maschinen mehr haben . . . Und wir uns immer langsamer und müder durch den Schnee schleppen, fast ohne Nahrung, mit immer elender werdenden Pferden, Wegzeichen folgend, die aus Typhusleichen bestehen . . .

Trotzdem: eine leichte Beruhigung bringen uns diese Züge! Wir sehen durch sie die ungeheure Masse, die unser Schicksal teilt — das stützt und tröstet! Ja, wir sind nicht allein, das sagen sie uns immer wieder, Hunderttausende fliehen mit uns . . . Schwerer war es bis Kainsk, als letzte Nachhut. Kein Zug kam mehr von Omsk, alle Geleise waren verschneit. Nur wir allein trabten noch durch den Schnee, die letzten Nachzügler einer Million. Und die Roten im Nacken . . .

Gestern hatte ich einen Zusammenstoß mit Dodanoff. Sein Pferd brach zusammen, er aber schlug es so lange mit einem Knüppel, bis es zitternd wieder aufsprang. »Sie steigen nicht wieder hinauf, Dodanoff!« schrie ich erregt.

Sein unreines Gesicht, aus dem immer Gifte drängen, schiebt sich gegen mich, kommt meinen Augen ganz nahe. »Hol Sie der Teufel!« faucht er. »Was geht das Sie an?«

Petroff steht dabei. »Essaul«, sage ich bittend, »Sie werden nicht dulden . . . Das Pferd braucht Schonung . . . Ein paar Tage . . .«

Petroff sieht mich verständnislos an. »Bind' es an einen Schlitten, Dodanoff!« sagt er gleichmütig. Er scheint nicht mit dem Mund, sondern mit dem Bauch zu reden.

Dodanoff flucht maßlos. »Dann will ich Seydlitz' Pferd! Wozu braucht ein Diener ein Pferd? Ehe ich als Offizier zu Fuß laufe, soll dieser verdammte Deutsche —«

Jetzt stampft Vereniki heran. Er kaut den nassen Schnurrbart, schließt die Augen zu einem Spalt — als könne er nicht mehr ertragen, diesen Menschen mit vollem Auge anzusehen. »Der Kastellan ist hundertmal mehr wert als du!« sagt er ruhig. »Du läufst jetzt, bis dein Pferd wieder bei Kräften ist, hast es auch herunterkommen lassen! — Verstanden?« setzt er mit einem Ton hinzu, der sich wie Eis auf uns legt.

»Befehl . . .« murmelt Dodanoff kleinlaut.

Wir haben einen Umweg gemacht, um abseits der Heerstraße Vorräte einkaufen zu können. Dieser Bogenmarsch tut trotz der Anstrengung wohl. Man sieht zwei Tage lang keine Toten am Wege liegen, hört zwei Tage lang kein Jammern und Fluchen mehr. Alles um uns ist rein und still und weiß. Unsere Pferde sind hungrig. Unsere Menschen ausgezehrt. Die Glocken singen.

Abends wurden wir für unsere Mühen belohnt. Die Spitze stieß auf ein großes Dorf, das Flüchtlinge noch kaum berührt hatten. Als wir einzogen, stand eine Menge Einwohner vor den Häusern. Es waren viele blonde und hochgewachsene, auffällig sauber gekleidete Männer darunter. »Deutsche Kolonisten!« sagte Recke erklärend. Wir spannten aus, stellten die Pferde zum erstenmal seit langer Zeit wieder vor gefüllte Krippen, verteilten uns je nach der Größe der Bauernhäuser auf die ganze Siedlung.

Als ich abends zu meinen Kameraden ging, saßen alle im warmen Zimmer um den Tisch herum, zwischen ihnen ein paar junge Burschen, zwei blonde Mädchen, ein alter Mann. »Junge«, sagte Windt gerade, »ein herrlicher Gedanke unseres Vereniki, uns hierher zu führen!«

»Ihr seid alles deutsche Ansiedler?« fragte ich überrascht.

»Ja«, sagt der Alte in klarem Hochdeutsch, »alle miteinander, das ganze Dorf!« Er sieht mißtrauisch meine Uniform an, ich spüre unwillkürlich, daß er vorher freier sprach.

»Nur keine Angst!« lacht Windt gemächlich. »Sprechen Sie ruhig weiter, alter Knabe! Das ist ein guter Deutscher wie wir alle — auch Kriegsgefangener, Plenny . . .«

»So . . .?« sagt der Alte, merklich erleichtert. »Plenny? Ach, wir hatten manchen bei uns in den letzten Jahren, als Feldarbeiter . . . Auch Zivilgefangene wohnten bei uns — ein ganzer Haufen! Aber die Russen wollten uns nie viel geben, wollten nicht, daß sie es gut haben sollten . . . Und sie hatten es gut — wahrhaftig! Wir lebten wie eine große Familie . . .«

Proschow, der große Don Juan, lacht mit den Mädchen. Kichern sie nicht genau wie deutsche Mädchen? Ich springe fünf Jahre zurück, an die Töcherschule meiner Vaterstadt . . .

»Die«, sagt der Alte und zeigt auf eine mit langen Zöpfen, »hat sich sogar mit einem verlobt, einem Bauernsohn aus dem Rheinland! — Er will wiederkommen, sobald es ruhig ist, sich bei uns ansiedeln . . .«



»Sobald es ruhig ist...« sagt Berger langsam. »Aber wann wird das sein? Was meinen Sie?«

Der Alte zieht die Achseln auf. »Niemand weiß das! Die Roten sagen: In kurzer Zeit...«

»Die Roten?« fragt Schulenburg erstaunt. »Wie kommen denn die hierher?«

»Oh, alle Augenblick! Partisanen und Propagandisten. Sie bringen Aufrufe und Zeitungen. Erst kurz vor euch war wieder einer hier, ein Kommissar sogar. ›Jetzt ist es bald zu Ende!‹ sagte er. ›Die Weiße Armee steht vor der Auflösung, ist für alle Ewigkeit geschlagen! Bald seid ihr frei...«

»Und was ist eure Meinung über die Sowjets?« fragte Berger. Der Alte lächelte. »Wir riefen sie nicht. Wir brauchen sie auch nicht. In Rußland mag es anders gewesen sein. Aber hier in Sibirien... Brot und Land! heißt ihre Parole. Nun, wir haben Brot, wir haben auch Land genug – Hunderttausende könnten sich noch bei uns ansiedeln! Nein, das ist alles nichts für uns... Niemand hier in Sibirien ist ihr Freund, das kann ich ehrlich sagen. In Rußland ist das anders, dort war alles eng und arm, gab es auch viele Pächter... Wir hier sind freie Besitzer, freie Eigenbauern, brauchen das alles nicht. Wir wollen nur Ordnung und Frieden, sonst nichts... Die Taiga ist groß – wer mehr Land will, kann sich roden, soviel er mag...«

»Aber wie ist es dann möglich, daß trotzdem alles mit dem Bolshewismus sympathisiert – in letzter Zeit?« fragte Berger weiter.

»Schuld der Weißen, nichts anderes«, sagte der Alte. »Wir unterstützten sie im Anfang ehrlich, das ganze bäuerliche Sibirien, mochten die Roten nie, wie ich schon sagte... Im Lauf der Zeit aber, als sie sich immer brutaler zeigten, raubten und mißhandelten und verdächtigten, die Ausländer ins Land riefen, die Engländer und Japaner und weiß Gott, wen noch alles... Nein, sie haben sich's selbst verscherzt, wir sind schuldlos...«

»Jetzt mag sie also niemand mehr?« fragt Schulenburg, dessen klares Gesicht immer aussieht, als ob er Besichtigung hielte.

»Nein. Jetzt schlug die Stimmung um. Jetzt sind die Roten allen lieber. Sie sind gut und freundlich, nehmen von uns, was sie nötig brauchen, leben sparsam und bescheiden. Nein, man kann nichts gegen sie sagen, beim besten Willen nicht...«

»Noch nicht!« wirft Berger ein.

»Ganz recht – noch nicht! So denken auch wir und warten

ruhig ab. Und arbeiten und streben weiter wie bisher...« Er unterbricht sich. »Sagt übrigens mal: Die Roten reden, auch im alten Deutschland sei Bürgerkrieg? Auch dort herrschten überall So-wjets?«

»Quatsch!«brüllt Windt los.

»Ausgeschlossen!« knarrt Merkel hochmütig.

Berger, dessen Zurückhaltung oft glauben läßt, daß er gar nicht anwesend sei, beschwichtigt sie sanft. »Nein«, sagt er dann, »das glauben wir nicht. Auch dort ist manches geschehen, zweifellos... Revolution, Bürgerkrieg... Aber wir können uns das von hier aus gar nicht vorstellen! Wir Deutschen von neunzehnhundertvierzehn... Darum trotz allem: Wir glauben! Und wenn auch die Besten gefallen sind, aus allen Schichten – noch gibt es Menschen dort, die es nicht in den Abgrund stürzen lassen! Ja, das glauben wir! Trotz allem...«

Wie sollten wir auch leben können, wenn wir es nicht glauben?

Auf unser Bitten hat Vereniki noch einen Erholungstag zugelegt. Daher saßen wir auch heute noch im Kreis der Siedler, vor Schnaps und Fleisch. Abends ging ich eine Weile zu den Plennys hinüber. Auch ihnen hatte man ein kleines Abschiedsfest bereitet, und alles saß in bunter Reihe um den Tisch, der voller Speisen stand.

Als ich eintrat, waren sie gerade mit dem Essen fertig, reichten die Mädchen eine Flasche Schnaps herum. Alle Gesichter glänzten vor Fett und Freude, es ging befreit und lärmend, fast fröhlich her. »Hier, Herr Fähnrich!« rief der Artist. Ich setzte mich neben ihn, ließ meine Augen schweifen.

»So... Ihr seid Mennoniten?« fährt der Kürassier fort. »Und brauchtet nicht in den Krieg?«

»Doch«, sagt ein junger starker Bursche mit sichtlichem Stolz, »aber wir fassen keine Waffen an!«

»Eigentlich eine verdammt vernünftige Religion!« sagt der Berliner. »Wenn ich an unsere denke: Einsegnung der Waffen... Weihe der Fahnen... Gebete für den Sieg...«

»Bei uns hat die Artillerie sogar eine Heilige!« brummt der Schwalangscherscher.

»Ja, ist das richtig?« fragt Fleetmann schüchtern. »Ich weiß nicht recht... Wenn man an Christus denkt, an seine Worte... Die Bergpredigt zum Beispiel...«

»Ich hab' das nie begriffen!« knurrt der Berliner. »Fast zerris-

sen haben sie den lieben Gott in diesem Krieg . . . Gib uns den Sieg! schrien die einen. Nein, uns! die andern . . .«

»Soviel steht fest«, ruft der Artist. »Wenn alle Welt diese Religion gehabt hätte, würde es nicht nur diesen Krieg nicht gegeben haben, sondern gäbe es auch niemals einen wieder!«

Alle nickten überzeugt.

»Und was ich fragen wollte«, fährt der Kürassier fort, »ihr brauchtet also wirklich nicht Soldaten werden, konntet bei euren Feldern, euren Pferden bleiben?«

»Nein, das nicht«, sagt der Bursche, »aber keine Waffen tragen. Das haben wir verbrieft, von Katharinas Zeiten her, vom Einzug unserer Urgroßeltern. Wir brauchten nur als Sanitäter gehen . . .«

»Bei uns gibt's so was nicht, wie?« fragt der Schwindsüchtige. Und hustet röchelnd.

»Bei den Preußen? Was du nicht denkst!« Einer lacht herzlich.

Der Kürassier wiegt den Rübezahlkopf. »Und daß sie sich daran hielten, darauf Rücksicht nahmen? Ist doch ein anderes Land als unseres . . .« murmelt er versonnen.

»Und morgen müßt ihr wieder weiter?« fragt ein Mädchen. Mir ist, als ob sie das Gespräch in andere Bahnen lenken wolle.

»Jawohl!« sagt Fritzkeforsch. »Und ihr könnt froh sein, daß ihr abseits liegt! Denn auf der Straße . . . Alles liegt voller Toter. Jeden Tag bleiben Hunderte liegen. Erfrorene und Typhusranke . . .«

»Und alle Bauernhöfe werden ausgeraubt!« sagt der Schwalangschier.

»Und angezündet, um sich dran zu wärmen!« setzt die Kaulquappe hinzu.

»Aber das darf man doch nicht!« ruft das Mädchen.

Der Artist lacht. »Nein, aber man tut's. Hunger kennt keine Gnade, mein schönes Fräulein!« setzt er chevaleresk hinzu.

Der Kürassier nickt. »Ja«, sagt er in seiner langsamen Art, »das ist bekannt wie's saure Bier . . .«

»Aber wie soll das zum Frühjahr werden?« fragt Fleetmann ängstlich. »Wenn es warm wird, alle die Leichen auftauen, zu faulen anfangen? Das gibt ja Pest und Cholera!«

»Nein«, sagt ein Bursche. »Vorher kommen die Wölfe, machen alle Wege sauber . . .« Er sagt es gleichgültig, als ob er vom Wetter spräche.

Am nächsten Morgen zogen wir in aller Frühe weiter. Zwei Schlitten waren mit frischem Brot beladen, zwei andere mit je einem halben Rind. Unsere Stimmung war fast fröhlich, die Plennys sangen sogar. Sie sangen das Lied »Muß i denn . . .«, winkten den Mädchen dabei mit roten Köpfen zu. Jetzt können wir es wieder ein paar Wochen aushalten! stand in ihren Augen.

Es ging in Eilmärschen zum großen Trakt zurück, um die verlorenen Stunden wieder einzubringen, im großen Zuge nicht zu weit zurückzukommen. Gegen Abend erblickten wir die Schlange wieder. Schwarz schlängelte sie sich durch die weiße Ebene, von einem Horizont zum andern. Es sah aus, als ob sie um den ganzen Erdball liefe.

Mit dem Augenblick des Erreichens verstummten alle Gespräche, sinkt unsere Stimmung wieder auf den alten Tiefstand. Wir müssen lange auf der Seite rasten, bevor wir uns in eine Lücke schieben können. Hunderte magerer Pferde keuchen mit ihren kleinen Schlitten an uns vorüber, Tausende elender Menschen schleppen sich zwischen ihnen dahin. Weinende Kinder schlürfen Schritt für Schritt voran, hilflose Alte klammern sich an Schlittenhölzer, um sich etwas ziehen zu lassen. Zuweilen prescht auch eine elegante Troika durch die Knäuel, der ein paar Begleitkosaken mit pfeifenden Knuten freie Bahn schaffen. In ihr sitzen meist höhere Offiziere, oft aber auch nur eine schöne Frau, in reiche Pelze eingehüllt, mit bemaltem Gesicht. »Stabshure!« murmelt Kostja dann.

Endlich kommt eine Lücke im endlosen Zug, in die wir uns gewandt hineindrängen. »Vorwärts, zum Teufel! Braucht eure Ellenbogen — wozu habt ihr sie!« brüllt Petroff stierisch. Er läßt den Hengst auf den Hinterbeinen tanzen, schafft mit verbissenen Lippen Raum für uns. Geschrei und Flüche dringen auf uns ein. Er weicht nicht eher, bis alles in geschlossener Abteilung beisammen ist.

Die beiden Tage bei den deutschen Siedlern erscheinen uns wie ein Traum. Schon nach wenigen Stunden ist alles wieder, als trotten wir schon seit Jahren in diesem Zug des Elends und des Todes. Ich reite langsam von der Spitze dem Ende zu, es zieht mich irgendwie zu meinen Kameraden. Was soll ich eigentlich bei diesen Offizieren mit goldenen Achselstücken und fremden Papachas? Nein, ich gehöre nicht zu Dodanoff, der mit einem Gesichtsausdruck hinter der Spitze herläuft, als könne er jeden niederschießen. Und auch zu Petroff nicht, der in weitem Umkreis nach schlechtem Fusel riecht . . .

Ljuba, das bleiche, stille Mädchen, das wir allmählich wie eine Heilige verehren, zieht mit ihrem Schlitten an mir vorüber, hinter sich das Väterchen, neben sich Ilja. Ihr Gesicht zeigt immer deutlicher jene Milde, die russischen Ikonen eigen ist, ihre ganze Gestalt bekommt allmählich ein Aussehen, als ob sie aus durchsichtigem Wachs geformt wäre. Ich sehe, daß sie ein Kind in ihren Schlitten genommen hat, das wohl jemand aus einem Gefährt verlor. Sie hat es dicht mit Decken zugedeckt, man sieht nur sein Gesicht. Ein blaues Kinderantlitz, das einem kleinen vertrockneten Greis gehö-  
hören könnte.

Luka liegt halb im Schlitten — kann er schon nicht mehr aufrecht sitzen? Sein schwarzes Haar hängt feucht über sein eingefallenes Gesicht, aber es bewegt sich nicht im Wind, es ist durch die Kälte und durch den Schweiß seines Fiebers gefroren. Man sieht selbst durch die dicken Pelze, daß sein kleiner Leib völlig zusammensank, nur noch aus einem Gerüst besteht. In seinen Augen aber brennt wie eine Flamme aus einem Spalte toter Erde, mit einer Reinheit, die schon überirdisch ist, sein tiefstes Leben.

Ich halte Mittagsrast bei den Kameraden. Jeder kaut ein Stück schwarzes Brot. Wir haben es vorher auf dem Feuer erwärmt, weil es zu Stein gefroren war. Dazu gibt es eine dunkle Teebrühe aus jenem Ziegeltee dritter Sorte, der aus den Teeblättern besteht, die man in großen Hotels schon einmal benutzte und zu flachen Scheiben preßte.

Windts letzte Haare hängen wie fahle Moosbüschel unter seiner Mütze hervor. »Mir gehen die Kolonisten nicht aus dem Kopf!« sagt er grübelnd.

Berger nickt nur. »Ja, wenn man bedenkt: Seit Jahrhunderten sitzen sie nun auf diesem fremden Erdteil, haben keinerlei Verbindung mit der Heimat mehr, sind durch einen Tausende von Kilometern breiten Gürtel von ihr getrennt — und sind nicht anders als unsere Bauern selbst! Ihre Sprache erscheint mir fast gepflegt gegen unsere — euch nicht auch? Wenn man dabei an jene Deutschen denkt, die ihre Heimatsprache fast verlernen, sobald sie ein paar Jahre im Ausland tätig sind . . .«

»Und sie haben viel Gutes getan, ich weiß es«, sagt Schulenburg in seiner stillen, ernsten Art. »Ich sprach einmal mit einem Zivilgefangenen, der lange in einer solchen Mennonitenkolonie war.«

Windt wiegt den Glatzkopf, hebt die kurzen Arme, läßt sie wie

Flügel kreisen. »Einer, den man erst achtzehn in der Ukraine fing, erzählte mir sogar, daß die dortigen Kolonisten jedem deutschen Soldaten der Besatzungstruppen große Pakete mitgegeben hätten: Mehl, Butter, Eier, Speck — für das ausgehungerte Deutschland, für das Land ihrer Väter . . .«

»Mir erzählte ein Russe von ihnen, durch ihn erfuhr ich erst, daß es so etwas in Asien gibt«, sagt Hansen, der lange Kaufmann.

»Ich handelte einmal mit einer solchen Kolonie«, sagte er, »mein Gott, dieser Fleiß, diese Ordnung, diese Sauberkeit, diese Ehrlichkeit!«

»Ob sie unter dem bolschewistischen Regime glücklich werden?« fragt Müller, Steinfußböden. »Sie scheinen noch der Meinung zu sein, daß für sie alles beim alten bleiben wird, daß sie als freie Großbauern weiterarbeiten können wie bisher . . . Aber wenn die Bolschewiki erst einmal weiter sind, ihre Sympathien nicht mehr brauchen, die unbeugsame Macht besitzen, ihre kollektivistischen Ideen durchzuführen . . .? Ich fürchte, daß dann schwarze Zeiten für sie kommen! Denn es ist ja lügnerische Demagogik, was die Bolschewisten jetzt behaupten: Alles Land den Bauern! Alles Land dem Staat! müßte es heißen . . . Ja, es wird ganz anders kommen . . . Und das werden sie nicht ertragen, das wird sie unglücklich machen . . . Sie wollen freie Bauern sein, auf eigenem Grund und Boden, deswegen wanderten sie ja aus . . .«

Berger nickt bedrückt. Seine schmächtige Gestalt wird fast vom Pelz verschluckt. »Ja, dem werden sie sich nicht beugen«, sagt er leise. »Denn es sind Deutsche — trotz der zweihundert Jahre!«

Wir haben Taiga erreicht. Das ist der große Knotenpunkt, von dem die Zweiglinie nach Tomsk hinaufführt. Unser Lager liegt neben dem Bahndamm, unsere Schlitten sind zu einer Burg zusammengestellt. Auf dem Bahnhof muß eine Verstopfung herrschen, die unentwirrbar scheint. Hunderte von Waggons stehen auf den Geleisen, mit Verwundeten und Kranken aus den geräumten Spitätern gefüllt. Ein erschütterndes, brodelndes Schreien kommt vom Damm herunter, ein keinen Augenblick aussetzendes Jammern und Flehen. Man sagt, sie ständen schon seit Tagen dort, ohne Essen und Trinken, ohne jede Pflege. Und einer nach dem andern verhungere oder verdurste . . .

Wer soll helfen? Die Stadt ist wie von Heuschrecken befallen, hat für die Hälfte nicht einmal Nahrung. Im Osten aber stehen reihenweise Tschechenzüge, Hunderte von Waggons mit Fleisch und

Mehl, voller fetter, ausgeruhter Legionäre. Sie arbeiten in panischer Erregung, um die Gleisverstopfungen aufzulösen, weiter nach Osten rasen zu können. Nein, nicht für die hunderttausend Verwundeten, die in den Zügen liegen und verhungern, von denen ein Waggon nach dem andern verstummt . . . Nur um sich selbst in Sicherheit zu bringen . . .

Ich denke zurück: Auf dem ganzen Weg von Omsk bis Taiga lagen zerstörte Waggonen neben den Schienen, Eisengerippe von Tjepluschkis, denen man alles Holz heruntergerissen hatte, um für die Nacht die Lagerfeuer nähren zu können. Kein Haus steht mehr auf dem ganzen, Hunderte von Kilometern langen Wege, alles wurde von den Scharen der Flüchtlinge niedergebrannt, um bei seiner Wärmeausstrahlung die Nacht ohne zu erfrieren zu überstehen — die Nacht und die Kälte, die mit jedem Tag, mit jeder Stunde, die unsere Körper länger hungern müssen, beißender und zermürbender wirken.

Nein, unser Zug ist nicht nur ein Zug des Todes, er ist auch ein Zug der barbarischen Zerstörung. Von Kurgan an hat man alle Fabriken, alle Eisenbahnreserven, alle Reparaturwerkstätten unbrauchbar gemacht. Das sind über tausend Kilometer, eine Strecke wie durch Deutschland. In Petropawlowsk, Omsk, Nowonikolajewsk, nirgends blieb etwas unzerstört, was den Roten von Wert sein könnte. Kein Semaphor, kein Wärterhaus, kein Bahnhofsgebäude. Vom Ural bis Taiga sprengten wir über fünfundzwanzig Brücken in die Luft, die wie für Ewigkeiten gebaut erschienen. Wird dieses Land nicht bis zum Grund vernichtet? Wird es nicht Jahrzehnte dauern, bis es wieder den Vorkriegsstand erreicht?

Wenn man diese ungeheure Zerstörung sieht, kommt einem das bittere Gefühl, daß Christus umsonst gelebt hat! Haben wir schon Kultur, solange derartiges möglich ist? Alles ist Lüge, alles ist Kalk . . . Aber das Bitterste ist die Vorgabe, *daß es zum Wohl der Menschheit geschehe* . . . Unter Bannern, auf denen die höchsten Ideale prangen, unter Führern, die der Menschheit das gelobte Land weisen!

In einer Wüste von Blut und Trümmern?

Nein, was mich betrifft, verzichte ich darauf, solange es nur auf diesem Wege möglich ist . . .

Draußen wird es Abend. Die klare, kalte Luft trägt das Gewimmer der Verdurstenden immer deutlicher zu uns herüber. Wieviel mögen es sein? Ist es ein Chor von Hunderttausenden . . .?

»Wenn wir weiterziehen, müssen wir alle verhungern!« sagt Ilja leise. Er sitzt neben Ljuba, den Arm um ihre Schultern. Sie sieht mit weiten Augen den Bahndamm hinauf, preßt die Finger in die Ohren.

In Taiga blieben fünfzigtausend Tote zurück.

Jetzt hat der Tod, der Tag und Nacht mit unserm Heerzug wandert, auch uns berührt. Aber er hat keine Typhushände — Gott sei Dank! Den kleinen Schwindsüchtigen, Lampel mit Namen, holte er fort.

Kurz vorher kam der Kürassier zu mir. »Herr Fähnrich«, sagte er, »der Kleine kann nicht mehr — Sie wissen schon, der Bluthuster . . .«

Ich ging zu Vereniki und bat ihn, einen Schlitten als Krankenschlitten herrichten zu dürfen. »Wir brauchen doch einen, Kapitän — heute oder morgen . . .«

»Jaja, Chronist . . .« sagte Vereniki tonlos. Sein derbes, fleischiges Gesicht schien mir erschreckend hager.

Wir legten Lampel in einen Haufen Pferdedecken, hüllten ihn bis an die Augen ein. »Nun komm ich doch nicht mehr nach Hause . . .« sagte er nur. Sein Aussehen erinnerte an Väterchen. Er war genau so eingefallen, genau so blank von kaltem Schweiß, der ihm fast auf der Haut gefror. Ljuba setzte sich bei jeder Rast zu ihm. Er sah sie an, wie man wohl eine Fee ansieht. »Das Fräulein«, flüsterte er einmal, als sie ihm Tee einlöffelte, »macht vieles gut, was ich in diesem Land . . .« Das letzte hörte ich nicht mehr.

Als ich später während des Marsches zurückritt, blieb ich an seinem Schlitten wie gefesselt stehen. Es schneite stark und sein entstelltes Gesicht war schon mit einem weißen Tuche zugedeckt. Die großen Flocken fielen wie mit leisem Glockenbimmeln in seinen weitgeöffneten Mund. Und schmolzen nicht . . .

Ich rief den Kürassier und den Artisten, ließ mir das Erkennungszeichen geben. »Er heißt Wilhelm Lampel, gebürtig aus Köln«, sagte der Kürassier in seiner langsamen Art.

Als Petroff, Kostja, Recke und ich kürzlich auf Requirierung ritten, weil unsere Vorräte nahezu aufgebraucht sind, der letzte Rest von Vereniki mit aller Strenge als eiserne Ration erklärt wurde, begegneten wir seitab der großen Straße einer Pferdeherde. Sie wurde von zwei Kalmücken vor sich hergetrieben, die sie wohl



vor dem Zugriff der Armee in Sicherheit bringen wollten. »Die schickt uns Gott!« knurrte Petroff. Er hockte wie ein Raubvogel auf seinem Hengst, schnuppernd die dicken Flügel seiner knolligen Nase blähend, grausam die kalten Augen vor sich schweifen lassend. »In nächster Zeit verrecken unsere Gäule ohnedies zur Hälfte — kommt, vorwärts, Brüder!«

Wir galoppieren, was unsere schwachen Tiere noch in sich haben, der Herde nach, umzingeln sie von allen Seiten. Zwei, drei der riesenhaften Wächterhunde, die eher Wölfen ähneln, fallen Petroffs Hengst an. Er zieht mit Ruhe seinen Colt, schießt sie mit einer Serie nieder. Die Kalmücken, hoch und steil in ihren Bocksätteln, werden augenblicklich kusch. »Ja, meine sehr verehrten Herren«, sagt Petroff höflich, »wir bedauern außerordentlich — Maul halten, Gelbschnäbel, Schlitzaugen, Nasenschleimer!« brüllt er unvermittelt, hält dem Nächststehenden den Colt auf die Brust. »Du suchst jetzt zwanzig aus — willst du nicht gutwillig, nehmen wir alle! Die Armee wird sie mit Kußhand abnehmen, kannst es mir glauben, Brüderchen . . .«

Die schlitzäugigen Reiter bitten verzweifelt, ihre Stimmen klingen guttural, fast nicht verständlich. Petroff hört ruhig zu, schiebt finster lächelnd neue Patronen in die Waffe. »Nun, Kinder kommt, wir haben nicht viel Zeit!« sagt er dann. »Oder soll ich euch zeigen, wo Gott wohnt — he?« Da greifen sie nach ihren langen Stangen, an deren Spitzen Schlingen hängen, beginnen eins ums andere abzufangen. Ein paar Hengste stehen als Vorposten, lassen keinen von uns heran. Eine ganze Stunde dauert das Jagen und Treiben, endlich sind unsere Tiere beieinander. Die große Herde stiebt mit scharfer Wendung ab, die beiden Wächter wie zwei Hunnen hinterdrein. »Vorwärts, zum Trakt zurück!« ruft Petroff fröhlich. Er sieht prachtvoll aus — ein rechter Steppenräuber! dachte ich.

Kostja und ich reiten hinterher, Petroff und Recke an den Seiten. »Komische Kerle, diese Kalmücken«, sagt Kostja plaudernd. »Opfern noch jedes Jahr ihr bestes Pferd dem Pferdegott! Übrigens reitet keiner eine Stute, die sind zum Fohlen und zum Milchgeben . . . Kumiß, wissen Sie, ein gutes Getränk . . . Auch eine Art Bier machen sie daraus, die Aratschka . . . Gibt mächtige Räusche, das Zeug . . .«

Ich sehe schweigend auf unsere Herde, die jetzt fromm und zotelnd vor uns herläuft. »Elende Klepper im großen ganzen, Kostja!« sage ich dann. »Schauen Sie diese Sprunggelenke an, diese Rücken — alles krumm und schlecht! Gibt es denn noch keine Zuchtwahl

bei ihnen? Oder von Staats wegen irgendwelche Aufsicht, irgendwelche Gestüte?»

»Doch, das gibt es schon. Aber es nützt nichts, soviel ich weiß. In Barnaul zum Beispiel, etwas weiter südlich, lebt ein großer Pferdliebhaber... Er hat hundert Vollbluthengste und Halbblutstuten, aber es kam das komischste Zeug heraus. Nein, damit läßt sich nichts machen, nitschewo...«

Jetzt sind mir die seltsamen Figuren einzelner Pferde klar. Es kommt daher, weil in diesem oder jenem das Blut eines edlen Vaters spukt...

Ich gehe jetzt täglich ein paar Stunden mit den Kameraden. In der Gruppe des Doktors, zwischen Windt und Schulenburg. Das ewige Reiten im Schritt auf stolperndem Pferde ist quälerischer, als hin und wieder zu Fuß zu laufen. Wie habe ich mich einst nach dem Reiten gesehnt! In den Jahren des Lagers, hinter dem Staheldraht...

»Hört mal«, begann Windt gestern, »bald ist Weihnacht! Mein Gott, wenn meine Frau wüßte, in welchem Aufzug ich hier herumziehe... Die kauft jetzt vielleicht einen Baukasten ein oder eine Eisenbahn...«

»Wie alt ist Ihr Junge?« fragt Berger.

»Warten Sie mal... Das ist nicht so einfach... Ich habe ihn nämlich noch gar nicht gesehen, wissen Sie? Er wurde fünfzehn geboren — jetzt haben wir bald zwanzig... Fünf Jahre also, nach Adam Riese...«

»Sie wurden schon vierzehn gefangen, Windt?« fragt Schulenburg erschrocken.

»Jawohl! Beachten Sie das gelegentlich — in der Zukunft, für alle Fälle! Und verzeihen Sie mir manches...« fügt er hinzu.

Schulenburg, der sich niemals gehen läßt, solange es jemand sehen könnte, nickt nur kurz. »Ich verstehe Sie!« sagt er ernst.

»Denn, meine Herren«, fährt Windt fort, »wir sind doch alle schon mehr oder weniger verrückt — zum mindesten wir Vierzehner oder Fünfzehner! Wir geben es nur nicht zu — aber in Wirklichkeit... Kann man nach sechs Jahren solchen Lebens noch normal sein? Unmöglich... Wir haben alle einen Sparren und müssen froh sein, wenn man uns nach der Heimkehr nicht gleich nach Dalldorf bringt!«

»Aber erlauben Sie!« ruft Merkel aus dem zweiten Glied.

»Ich habe nichts zu erlauben«, sagt Windt ruhig. »Wenden Sie

sich an Vereniki, wenn Sie etwas wünschen — ich bin hier nur Gefangener.«

Jemand lacht schadenfroh.

»Als ich gefangen wurde, war meine Frau gerade in der Hoffnung«, höre ich Chun hinter uns sagen. »Aber ich habe noch keine Nachricht, seit zwei Jahren kein Wort! Weiß nicht, ob sie . . .«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Chun!« sagt Hansens Stimme. »Es wird schon gut gegangen sein . . .«

»Ich wüßte gern, ob es ein Junge wäre . . .« sagt Chun verträumt.

Windt wendet sich. »Wünschen Sie lieber, daß es ein Mädchen wäre!« ruft er bissig. »Wenigstens bleibt ihm dann erspart, was man uns allen schenkte! Dieser ganze, verfluchte Krieg . . .«

»So glauben Sie —?« fragt jemand ungläubig.

»Gegen die Verrücktheit der Menschen ist kein Kraut gewachsen!« sagt Windt bissig.

»Aber erlauben Sie!« ruft Merkel wieder.

Windt fährt herum, bleibt ruckhaft stehen. »Finden Sie es vielleicht schön, he?« brüllt er los. »Haben Sie vielleicht noch nicht genug, Sie ewiger Soldat? Sehen Sie, dort liegt wieder jemand, er stöhnt noch — hören Sie es? Oder haben Sie immer noch Schlachtenmusik in den Ohren? Und dort liegt ein Kind . . . Und dort eine Frau . . . voller Flecken . . . Ist das schön, wie?«

Merkel wird wütend. Seine Stimme, die sich selbst in vier Jahren Sibirien nicht den Ä-ä-Ton des schlechten Leutnants abgewöhnte, überschlägt sich kicksend. »Wenn Sie nicht verstehen«, schreit er, »daß solche Tragödien . . . aus der Erde selbst . . . aus den Spannungen . . . daß unser Herrgott . . .«

Windt schlägt sich klatschend vor die Stirn, streckt ihm so weit wie möglich die Zunge heraus.

Merkel wird eisig, schiebt sich mit spitzen Fingern die Halsbinde zurück, die einen halben Zentimeter zu weit aus seinem Kragen kroch. »Ich finde es jedenfalls«, sagt er hochmütig. »Und was wir hier erleben, dieser grandiose Untergang der kaiserlichen Armee, ist immerhin wert —«

»Danke!« sagt Olfert deutlich.

»Selbst grandios!« setzte Windt hinzu, schüttelt den Kopf, geht müde weiter.

Immer häufiger handeln unsere Gespräche vom Bolschewismus. Fühlen langsam alle, daß er mehr als ein vorübergehender Aufruhr

ist? Gestern mischte sich auch Petroff ein, der wilde Häuptling. Er war ausnahmsweise nüchtern, darum ließ ihn alles poltern. Zuerst schimpfte er eine Weile maßlos, plötzlich wurde er auffällig vernünftig.

»Der Bolschewismus brachte Freiheit?« sagte er bissig. »Gewiß, das glaubten wir im Anfang auch — aber es stellte sich bald als große Lüge heraus! Keine Institution liebt den Zwang mehr als er... Sagt er es nicht selbst: ›Die Freiheit ist ein bürgerliches Vorurteil?‹, ›Das Volk kann keine Freiheit brauchen, man muß sie ihm abnehmen?‹, ›Das Bekenntnis einer Weltanschauung ist keine Privatsache mehr...‹ Als jedoch Nikolaus der Ansicht war, daß wir mit voller Freiheit nichts anzufangen wüßten, nannte man ihn einen Sklavenhalter, unsere Regierung ein Blutregime...«

Er lachte dröhnend, seine Wieselaugen schossen Stiche. »Nun redet doch, ihr Hauptgescheiten! Potz Tintenfisch: Ein Volk in Freiheit? Daß sich euer Hirn verflüchte, ihr Idealisten, ihr Liberalen, mit eurem sabbernden Geschwätz! Ihr werdet nach Gerechtigkeit suchen, bis man eure Mäuler mit Knebeln zustopft, eure Menschenliebe in Blut ersäuft! Ihr werdet erst gescheit werden, wenn euch das ›gute, treue, freie‹ Volk zum Dank für euer liebevolles Verstehensuchen an seine Freiheitsgalgen hängt — wie seine besten Freunde vor euch! Nein, recht haben sie, die Roten, was das betrifft! Die breite Masse ohne Zwang? Ein rosaroter Idiotismus, eine himmelblaue Narretei! Ich kenne sie besser aus meinem kosakischen Blut heraus...«

Er sah uns grimmig an, bereit, jedem an den Hals zu stürzen, der seine Äußerung bestritte. »Was ist die Sehnsucht dieser Masse?« rief er dann. »Nicht mehr zu arbeiten! Leben wir im Schlaraffenland? Wir müssen nun einmal arbeiten, einer wie der andere — die dumpfe Masse aber arbeitet nur unter Zwang, denn Arbeitsfreude ist das Merkmal jener, die sich der dumpfen Masse bereits enthoben! Nun glotzt ihr — was? Ja, euer Säufer Petroff... Aber dieser Säufer sagt euch: Der breiten Masse heißt Freiheit nichts als Huren und Fressen und In-der-Sonne-Liegen! Ich lebte unter ihr, ich weiß es... Aber wollen wir zur Steinzeit zurück, zu den Höhlenmenschen? Geht mir zum Teufel, mit eurem ›guten Kern! Was guter Kern, was Liebe, was Gefühl...? Wie man ein Pferd nicht ohne Zügel führen, wie man ein Kind nicht ohne Lehrer zu einem Menschen machen kann, ist auch kein Volk, und sei's das beste dieser Erde, ohne Obrigkeit hochzubringen!«

Er gab dem Pferd die Sporen, preschte wild voraus. Alles sah ihm verwundert nach. Niemand sprach etwas. Ilja war bleich.

Heute kam Fleetmann wieder zum Rasieren. »Der Doktor kommt gleich, Fleetmann«, sagte ich. »Setzen Sie sich derweil, Sie sind doch sicher müde . . .«

Er setzte sich, druckte irgendwie herum. »Mein Gott«, sagte er dann gepreßt, schwang verzweifelt die Hände, »es wird immer schlechter, Herr Fähnrich! Und ich glaube, ich krieg doch noch Rheumatismus — trotz der Handschuhe . . .« Er zog die Rechte aus dem Fäustling, sah sie mit starren Augen an.

»Ach was, Fleetmann!« sagte ich mit betonter Leichtigkeit. »Und wenn selbst . . . Wenn Sie erst wieder zu Hause sind, gehen Sie einfach ein paar Wochen in ein Heilbad, nach Nauheim oder Pyrmont, auf Staatskosten natürlich . . .«

»Würde sie dadurch wieder leicht werden, die Hand?« fragt er rasch, mit sichtlicher Erregung.

»Natürlich, Fleetmann! Und wenn sie vorher unbeweglich wäre! Vollkommen Lahme lernen dort das Springen wieder . . .«

»Ja, aber . . .« Er sinnt bekümmert. »Aber die andern sagen, keiner von uns kommt mehr nach Haus . . .?«

»Ach, Unsinn, Fleetmann! — Wer sagt das übrigens?«

»Der Berliner. Ihr sollt sehen: Wir verrecken noch alle, sagt der immer — man kann reden, was man will . . .«

Den werde ich mir kaufen müssen! dachte ich. Und sagte laut:

»Höre nicht auf ihn! Das ist dummes Geschwätz . . .«

»Ja, gewiß . . . Aber der Typhus? Wir sind alle schwach zum Umblasen. Und dann: Asien! Das nimmt ja nie ein Ende . . . Ein ganzes Jahr kann man marschieren, sagen die andern. Der Hiller klagt auch, fängt auch schon an . . . Wenn es nur kein Typhus ist! sagt er immer. Wir sehen jeden Abend nach, ob er schon Flecken hat . . .«

»Man muß nicht daran denken!« sage ich mühsam. »Und ihr müßt nicht gleich den Mut verlieren . . .« Ich schwieg gequält. Du hast leicht predigen! dachte ich. Hast einen schweren Pelz — sie haben kaum Mäntel! Reitest auf einem guten Pferd — sie müssen zu Fuß laufen. Hast ein Paar dicke Filzstiefel — sie haben nicht mal heile Schuhe . . .

»Ja, gewiß«, wiederholt Fleetmann weinerlich. »Aber es ist nicht leicht . . . Gundler hat sich gestern zwei Zehen erfroren, sie guck-

ten schon lange aus den Stiefeln . . . Und wenn man sich auch einen Lappen drumwickelt, was nützt das bei dieser Kälte . . . ?«

Hörst du es? rief es in mir. Predigst du noch? Haltet euch straff, verliert nicht den Mut, bleibt steil und tapfer! — Ich schwieg plötzlich und schämte mich . . .

Als Doktor Berger kam, machte er seine Arbeit wie bisher, mit glänzenden Augen und zärtlichen Händen. Als er sein rührend ärmliches Werkzeug zusammenpackte, sagte er wie für sich: »Das war mal wieder gelebt . . .«

Aber wir hörten es alle.

Windt, der kleine, grobe Glatzkopf, der nur noch an den Ohren ein paar dünne Haare hat, setzte sich unauffällig rasch die Mütze auf. »Sie können mir morgen abend die Haare schneiden, Fleetmann«, sagte er mit gemachter Gleichgültigkeit.

»Jawohl, Herr Leutnant!« rief Fleetmann laut, tänzelte fröhlich fort.

»Jetzt ist er wieder glücklich«, sagte Windt heiser. »Bis morgen abend . . . Warum soll man ihm nicht die Freude machen . . . ?«

Unser Kapitän hält eiserne Disziplin. Ich bewundere ihn dafür von ganzem Herzen. Überall laufen Huren herum, hängen sich wie Blutegel an die Offiziere — er duldet keine. Überall torkeln Betrunkene einher, werfen die Gewehre fort, bleiben irgendwo liegen — er konfisziert allen Schnaps, läßt ihn gleichmäßig als Erwärmungsmittel verteilen. Überall wird geplündert, werden die Häuser angezündet oder zu Lagerfeuern abgebrochen — er läßt nur Reste sammeln, und niemand darf sich Nahrungsmittel ohne Bezahlung aneignen.

Unsere Pferdebeute kam zur rechten Zeit. Wir konnten damit vielfach ein drittes Pferd anspannen, so daß wir jetzt durchwegs mit Troiken fahren. Zudem ist Urussoffs edler Vollblüter derart niedergebrochen, daß der Kastellan ihn als Handpferd führen muß. Ich gab dem Grafen Seydlitz' Tier, der Kastellan bekam von Veroniki einen Beuteklepper. Auch Dodanoff hat einen davon erhalten, einen grauen Racker, der so winzig ist, daß seine langen Beine fast überm Boden schleifen. Seine schlaksige Gestalt, die seltsam mürbe aussieht, hängt meist auf ihm, als ob sie von einem Stoß auseinanderfallen könnte.

Mein Bärenatzer sieht von allen Pferden noch am besten aus. Er schleift auch die Beine noch nicht durch den Schnee, daß einem jeder

Schritt als letzter erscheint. »Sehen Sie wohl?« sagt Pjotr oft. »Der andere, den Euer Gnaden wollten, wär' längst verreckt! Dieser hält durch, was auch kommt...« Er hat recht. Aber ich habe auch kein Gewicht mehr und glaube, daß der dicke Pelz, der mich von den Sporen bis zu den Ohren einhüllt, schwerer als mein ganzer Körper ist. Es ist vielleicht gut, es macht vielleicht zäh... Aber man friert bitter, wenn man nur aus Haut und Knochen besteht... Und man hat nichts zum Zusetzen, wenn einmal der Typhus kommt...

Auf der Stelle, wo in die große Magistrale die Nebenstraße von Tomsk einmündet, begegnen wir einem Teil des berühmten Tomsker Gestütes. Es ist gleichfalls vor den Roten geflohen, mit vielen Wärtern und Fuhrwerken und Pferden. An hundert Tiere edelsten Blutes gingen unter den kronenbestickten Decken, viele jener herrlichen Hengste und Stuten, deren Eltern als große Traber und Galoppierer in aller Welt berühmt sind. Aber fast keines tänzelte mehr...

Vielleicht hätte man sie lieber den Roten überlassen sollen? Ich fürchte, daß keines dieser verwöhnten Tiere den Winter übersteht. Unsere Gäule sind bis auf wenige Ausnahmen gewohnt, sich als Futter die welken Grashalme des Vorjahres unter dem Schnee hervorzuscharren, sich zum Trinken das Eis der Brunnen mit den Hufen zu zerschlagen. Diese Luxusgeschöpfe jedoch, die zeitlebens vor Marmorkrippen voll goldenen Hafers standen, bis an die Bäuche in warmem Stroh...?

»Boschemoi, die armen Gäule!« murmelte Kostja erschrocken. »Sollst sehen, Benjamin — sie bleiben alle an der Straße liegen! Nach einem Monat lebt von allen nicht eines mehr...«

»Wissen Sie, meine Herren«, sagte Hansen heute, »es wäre schließlich alles zu ertragen, wenn noch Krieg wäre! Wir haben bis achtzehn auch kein Butterlecken gehabt... Aber man wußte wofür! Man konnte sagen: Still, in der Heimat liegen Millionen in Dreck und Blut — gib auch dein Teil am Ganzen! Ja, so war es bis achtzehn und so hielten wir durch... Jetzt aber, nach Friedensschluß? Wo alles längst daheim ist, wieder in warmen Betten liegt...? Nein, jetzt ist kein Sinn mehr drin...«

»Man wird es trotzdem würdigen!« sagt Berger überzeugt.

Proschow spuckt aus. »Einen Dreck wird man!« knurrt er grimmig. »Und selbst wenn — was hab ich schon davon? Meine Jugend ist hin, meine Gesundheit ist kaputt. Nein, ich weiß Bescheid:

Nichts mehr von uns wissen wollen werden sie — weder von uns noch vom ganzen Krieg! Was wollt denn ihr noch? werden sie fragen. Ist es nicht längst vorbei? Wir hatten alles schon so schön vergessen — müßt ihr jetzt kommen, und die Erinnerung wieder aufwecken? Geht hin, wo ihr herkamt, alle miteinander, marsch, pascholl . . . ihr halben Russen, ihr Bolschewisten!«

»Nein«, sagt ein Offizierstellvertreter, der wie ein Seehund aussieht, rechts und links des spitzen Mundes ein Dutzend lange Haare hat, »Worte werden sie schon für uns haben . . . Große, tönende Worte und Begrüßungen — für die du dir keine Zigarette kaufen kannst! Aber die Stellungen, das Unterkommen? Wenn wir mit der Frontarmee heimgekehrt wären, hätten wir uns schon irgendwie hineindrücken können, hätten auch wir fertiggebracht, was Millionen fertigbringen mußten! Aber jetzt, nach ein, vielleicht zwei — ja, weiß der Teufel — vielleicht drei Jahren? Überall sitzen längst andere. Hättest früher kommen sollen, wird man sagen. Warum hast du dich solange herumgedrückt? Ist nicht schon längst Frieden? Jetzt ist kein Platz mehr frei . . .«

»Ach, Kinder«, sagt Berger beschwichtigend, wiegt den schmalen Gelehrtenkopf, »das ist alles zu ertragen, das wird sich alles finden! — Wenn es zu Hause nur nicht so aussieht wie hier . . .«

Hansen, Lacke und Farben, der liebe Mensch, der eine solche Wärme ausstrahlt, daß man ihn immer als Vater vor sich sieht, steht erregt auf. »Ja, Doktor, das ist das Schlimmste! Kein Fresen — gut. Keine Nachrichten — gut. Keine Frauen — gut. Keine Kleidung — gut. Wunde Füße — gut. Aber«, er atmet schnaufend, »dabei immer denken zu müssen: Auch dort ist alles kaputt — wie hier. Auch dort brennt und sengt man alles nieder — wie hier. Auch dort vergewaltigt man die Frauen, erwürgt man die Kinder — wie hier. Nein, Gott im Himmel, das ist es, was einen wahnsinnig machen kann . . . das ist es . . . bei allen Heiligen . . . was einen schier —«

»Ruhig, Mann, ruhig!« sagt Schulenburg, der gertige Aktive, mit seiner stillen, klaren Stimme. Er verliert nie den Kopf, er ist einer jener Unbesieglichen, die ihre Nacken mit jeder neuen Last nur noch mehr straffen.

Hansen wird augenblicklich ruhig, nickt ihm mit feuchten Augen zu. Es geht ihm wohl wie mir, dem guten Hansen: Wenn Schulenburg tröstet, wird alles leicht. Es strömt eine seltsame Kraft aus seinen Worten. Man zweifelt nicht mehr, wenn er sprach.



Die Nachrichten werden immer spärlicher. Hört man aber einmal was, hörte man es wieder besser nicht. Man sollte auf solchem Zug nur Siegesnachrichten bekommen, die andern drücken nur noch tiefer in den Schnee.

Gestern erzählte jemand, daß man General Sakharow verhaftet habe. Pepeljaewsche Jäger hätten auf der Station Taiga seinen Stabswaggon umzingelt. Er dürfte ihn nicht mehr verlassen, sei ihr Gefangener. Wozu das alles? Er sei den Menschewiken zu reaktionär, sagt man. Versuchen sie jetzt, wo es zu spät ist, mit dem kenternenden Boot in milderes Fahrwasser zu segeln? Ach, das sind Dinge . . . Die jetzt regierenden Offiziere, die militärisch etwas leisten könnten, sind den Es-Er nicht recht, werden von ihnen am Sieg verhindert, weil sie reaktionär sind. Würden aber die Es-Er regieren, würden diese Offiziere wieder ihre Regierung sabotieren. Und ohne sie wäre es wiederum unmöglich, zum Sieg zu kommen. Man kann es drehen, wie man will: Alle Wege führen ins Nichts, in den Untergang . . .

Das war gestern. Heute erzählt man wieder, daß der alte Abenteurer Gayda in Wladiwostok eine neue Revolution entfacht, mit dem Aufruf »Endet den Krieg« die Stadt in seine Hand gebracht habe. Das paßt zu ihm, zu diesem Kondottiere, der nicht eher ruhen wird, bis ihm der Kopf vor den Füßen liegt. Aber es ist doch sinnlos . . . Alle diese Menschen arbeiten doch nur den Roten in die Hände — schwächen die Weißen, mögen sie reinweiß oder rosa oder grün sein.

Inzwischen geht der Tod geruhsam weiter und lächelt nur. Läßt jeden Morgen Tausende erfroren liegen, schleicht immer öfter durchs erschlaffte Heer. Hat viele tausend rote Finger und tippt im lautlosen Vorübergehen diesem und jenem auf Gesicht und Körper. Winzige rote Flecken bleiben von der Berührung dieser unsichtbaren Finger auf der gespannten Haut zurück — lächerliche Punkte geradezu. Aber sie wandeln sich im Lauf von Stunden zu Bleigewichten, die alle Knie zu weichem Gummi machen. Und eines Tages auch den stärksten Körper mit unentrinnbarer Sicherheit auf die verschneite Erde drücken.

Gestern zogen wir nach längerer Rast durch Atschinsk. Auf der Steppe verendeten zweiunddreißigtausend Pferde. In den Straßen waren siebzigtausend Tote aufgehäuft.

Weihnachten rückt immer näher. An unserer Lage ändert sich nichts. Man könnte nur sagen, daß sie immer verzweifelter wird. Heute kam der Berliner zu mir — er war ziemlich aufgereggt, vergaß seine üblichen Redensarten. »Können Sie mal mitgehen?« fragte er kleinlaut. »Der Hiller ist umgefallen... Er hat schlimmen Durst, dabei eine Hitze, daß es ihm die Därme verbrennt... Wasser haben wir keins, und der verfluchte Schnee macht nur noch mehr Durst...«

Ich gehe rasch mit. Hiller liegt auf dem gefrorenen Boden, alle stehen in engem Kreis um ihn herum. »Schmelzt mir doch Schnee!« jammert der Kranke. »Mein Hals tut so weh... meine Zunge ist voller Blasen... Als ob ich brennte, ist es...«

Ich lasse mich auf ein Knie, sehe ihm forschend in die Augen. Sie haben den Ausdruck eines gefolterten Tieres — nichts Menschliches ist mehr in ihnen. Sein Mund ist weit aufgerissen, in seiner vertrockneten Höhle liegt fast bewegungslos, wie steifgeworden, eine dicke Zunge. Am Halse tauchen rötliche Fleckchen auf.

»Nun... Was hat er?« fragt Fritzke heiser.

»Macht einen Schlitten frei!« sage ich ruhig.

»Herrgott... was er hat... fragte ich!« wiederholt er, schreit hemmungslos.

Ich sehe ihn an. Sein Gesicht ist verzerrt, er zittert am ganzen Leib. Wenn ich jetzt nachgebe, verlieren alle den Kopf! »Deswegen brauchen Sie mich noch nicht anschreien!« sage ich verweisend, stehe langsam auf. »Los, vorwärts! Nehmt den letzten Schlitten, auf dem Lampel lag...«

Der Artist, dieser Prachtkerl, der immer zur Stelle ist, wenn man ihn braucht, versteht mich sofort. »Ihr seid mir rechte Weibsbilder« ruft er, macht eine geringschätzig Handbewegung. »Kommt, faßt an, statt herumzustehen und Maulaffen zu verkaufen! Herrgott von Bentheim, ihr tut gerade, als ob das den Weltuntergang bedeute? Da haben wir Totzkojer noch andere Sachen gedreht, kann ich euch flüstern! Der Schwalangscher und die Kaulquappe, der Fähnrich und ich...«

Er läßt mit raschen Händen den Schlitten aus, verteilt die Last auf die Nächststehenden. Nur der Kürassier und die beiden Bayern helfen ihm, von seinen Worten am Ehrgefühl gepackt. Alle andern stehen erstarrt herum, sind fast unfähig sich zu rühren. Sie blicken unverwandt auf den Kameraden, der gegen den weißen Schnee feurigrot aussieht.

»Das ist Flecktyphus — so wahr ich Grundler heiße!« sagt endlich der, dem kürzlich zwei Zehen erfroren. Er hat einen schmutzigen Lappen darumgewickelt, humpelt an einem Birkenast herum.

Fleetmann tritt, mutiger geworden, an mich heran. »Aber er muß doch ins Lazarett?« fragt er schüchtern. »Man kann doch nicht mit vierzig Grad Fieber . . . hier im Schnee liegen . . . und vielleicht noch wochenlang . . . herumgefahren werden . . .?«

»Er kommt eher bei uns durch als im Lazarett, Fleetmann!« sage ich mühsam. »Dort wirft man sie nur hinein, zu Tausenden . . . Kein Arzt kümmert sich um sie, kein Kamerad . . . Und wenn die Roten kommen, lassen sie erst recht alles umkommen, bringt man ihnen nicht einmal Essen und Trinken . . . Nein, in den Lazaretten muß alles sterben, hier kann man viel eher einen durchbringen . . .«

Hatschek kommt wieder. »Fertig, Fähnrich!« meldet er straff.

»Wir sollten ihn zudecken!« sage ich.

»Ja, mein Gott — wenn wir nur irgendeinen Lumpen hätten . . .«

Ich sehe mich um. Drei Schritte hinter mir liegen zwei Tote der Kolonne, die uns voranzieht. Der eine scheint ein höherer Beamter zu sein, er trägt einen schwarzen Uniformmantel, der mit Pelz gefüttert ist. Nicht weit von ihm liegt der zweite, ein junger Kosakenoffizier. Er steckt in einem Eisbärenpelz, einem jener Pelze, wie ihn die Wachtposten und Polarforscher tragen. Man erkennt nur an der Zarenkokarde seiner Papacha, daß es ein Offizier ist.

»Zieht sie aus!« sage ich.

Niemand rührt sich. »Zieh' sie selbst aus!« ruft jemand kreischend. »Meinst du, wir wollen —«

»Halt deine freche Fresse!« ruft der Artist.

Ich beiße mich auf die Lippen und gehe auf den Toten zu und bücke mich zu ihm nieder. Der Beamte macht ein hochmütiges Gesicht. Als ob er sagen wolle: Rühr mich nicht an . . .

Aber in dem Augenblick, in dem ich ihn anfassen will, werde ich von hinten zurückgerissen. »Lassen Sie das, Fähnrich! Hab schon andere Sachen geschaukelt!« sagt Hatschek ruhig. »Kürassier, Schwalangscher, Kaulquappe — kommt! Oder seid ihr auch solche Hasenfüße?«

»Stehen herum, als wär' ihnen das Hirn im Juli erfroren!« sagt der Kürassier in seiner langsamen Art, wälzt den Toten auf den Bauch, dreht ihm die steifen Arme auseinander. Mühsam ziehen sie den schweren Pelz herunter, gehen zu dem jungen Offizier, bleiben kopfschüttelnd bei ihm stehen. »Der ist schon steif«, sagt

der Schwalangscher, stößt ihn ein paarmal mit der Fußspitze. »Bei dem geht's nicht mehr . . . Müssen eben warten, bis wir einen Warmen finden . . .«

Wir legen den Pelz ausgebreitet in den Schlitten, betten Hiller darauf, schlagen ihn über seinem fliegenden Leib zusammen, binden einen Strick um das ganze Bündel. »Setzen Sie sich doch zu ihm, Grundler!« sage ich. »Mit Ihren erfrorenen Zehen . . .«

Grundler fährt zurück, als ob er gestochen sei. »Nein«, sagt er stockend, »ich laufe lieber, wirklich . . . Es geht ganz gut! Das bißchen Zehe . . .«

Gestern fragte ich Recke, warum eigentlich das ganze Bürgertum die Armee begleite. »Nun«, sagte er, »das ist doch klar: Rußlands gesamtes Bürgertum hat sich während des weißen Regimes offen als ihr Freund gezeigt. Dadurch wurde es dem Volk im Laufe dieser Jahre verhaßt wie die Etappenoffiziere selbst. Alles hat sich in dieser Zeit bei der Bevölkerung kompromittiert, würde bei einer Rückkehr der Roten von ihr denunziert, für diese Freundschaft schwer bestraft werden. Um ihrer Rache zu entgehen, blieb nichts übrig, als die Flucht der Armee mitzumachen — hier liegt das Geheimnis der Massenflucht. Der völlige Zusammenbruch verursachte eine Panik, eine Familie riß die nächste mit, niemand wagte mehr zurückzubleiben. Die Flüchtlinge verhinderten wieder jede militärische Bewegungsfreiheit, der Schneeball wuchs mit unheimlicher Schnelligkeit zur Lawine an, aus Hunderttausend wurde eine Million, alles endete schließlich, wie es mußte.«

Ilja kam aufgeregt mit einer Zeitung. »Es ist eine alte Rote, Benjamin!« sagte er. »Und weißt du, was drinnen steht? Man hat die Geheimdokumente veröffentlicht, die der russischen Regierung aus der Friedenszeit . . .«

»Wer?« rief ich.

»Die Roten! In Moskau!«

»Und?«

»Sie zeigen klar, daß die Alliierten mindestens genau so schuldig am Kriege sind wie Deutschland! Beweisen einwandfrei, daß die Entente euch systematisch einkreiste!«

»Darüber wird natürlich keine alliierte Zeitung etwas bringen«, sagte ich bitter. »Das wird in England, Frankreich, Italien und Amerika niemand erfahren . . .«

»Natürlich nicht! Sie werden selbstverständlich als Fälschungen hingestellt, alle diese Dokumente . . .«

»Und es sind keine?«

»Sicher nicht! Daran haben die Roten kein Interesse. Ihnen ist ganz gleich, wer schuld hat. Sie wollen damit nur zeigen, daß man auf diesen Krieg hintrieb, von allen Seiten . . .«

»Aber dann . . . aber dann . . . wenn sie wahr sind«, sagte ich stockend, »dann ist ja der Versailler Vertrag, der sich auf unserer Alleinschuld gründet — ungütig, unsinnig, unhaltbar?«

»Zweifelst du daran?« Er lief mit seinem unregelmäßigen Gang, den seine Gedanken oft hemmen, oft unvermittelt beschleunigen, erregt auf und ab. »Höre, ich sprach einmal mit einem amerikanischen Offizier. Weißt du, was der sagte? ›Der Versailler Vertrag machte Wilson zur traurigsten Gestalt der Weltgeschichte . . .‹ Kann man noch mehr verlangen?«

Ja, er hat recht. Er hat gewiß recht. Aber was nützt das alles?

Wir nähern uns dem Aufstandsgebiet von Minussinsk. Die Bauern werden unverhüllt feindselig, geben nicht das geringste mehr heraus. Es ist die Gegend, in der die Strafexpeditionen keinen Stein auf dem andern ließen.

Bis jetzt bekamen wir zuweilen noch etwas Heu für unsere Pferde. Wenn Petroff und Kostja es auch nach eigenen Worten mit dem Revolver »herauskitzeln« mußten. Jetzt gibt es nichts mehr, weil einfach niemand mehr da ist. Und die Häuser geben höchstens Holz zum Wärmen, aber nichts dazu, was man auf dem Feuer kochen könnte.

Unsere Pferde werden allmählich hinfällig. Wenn wir die Vorräte der Kolonisten nicht hätten, wäre auch bei uns schon die Hälfte gefallen. Die armen Tiere haben Pelze wie Bären, durch die ewige Kälte, das Tag und Nacht Im-Freien-Sein. Hätten sie dies dicke Haar nicht, wären sie wohl klappernde Gerippe. Und die Menschen? Die Abteilung wird immer schweigsamer, nur den Kosaken geht es noch gut. Sie sind unglaublich widerstandsfähig, bestehlen einfach die eigenen Leute oder nehmen den Bauern mit gezogenen Säbeln das letzte Brot. Und Vereniki kann nicht überall sein, kann mit zwei Augen nicht alles sehen!

Unsere gefangenen Kameraden aber — Offiziere wie Mann? Mein Gott, wie soll ich das niederschreiben? Fünzig Menschen, die nun schon fast zwei Monate durch den sibirischen Schnee stampfen,

kaum ausreichend bekleidet sind, nicht einmal soviel zu essen bekommen, daß es sie vor dem Verhungern schützt, als einziges Getränk geschmolzenen Schnee haben, der einen eigentümlichen, unstillbaren Durst hervorbringt? Ohne Nachricht von zu Hause, von Frau und Kind und Heimat? Ohne Wissen, wann dieser unglaubliche Leidenszug ein Ende nimmt?

Bei den gefangenen Offizieren geht es noch. Sie haben teilweise bessere Kleidung, haltbares Schuhzeug, richten sich auch an ihren Führern auf, haben in ihnen noch ein wenig Halt. Am Doktor Berger, dem körperlich Schwachen, aber seelisch Unbesiegbaren, am Aktiven Schulenburg, dessen Wille ihm eine Straffheit und Elastizität verleiht, die alles Können seines zarten Körpers zehnfach übertrifft. Beide sind darin auch der Mannschaft Vorbild, aber die meisten sind schon viel zu schwach, um es überhaupt noch gewahren zu können. Lediglich der Artist, dessen Seele so biegsam wie sein Körper ist, der Kürassier, der mich immer an Bauernkrieg und Bundschuh erinnert, der Berliner, dessen Kürbiskopf mit den gescheiterten Augen überall zu sehen, und dessen keckes Maul überall zu hören ist, haben noch innere Spannung. Die andern, unter ihnen die beiden Bayern und Fleetmann, der kleine Hamburger Friseur, beginnen ihre Nacken schon zu krümmen. Hatschek, den Artisten, höre ich zuweilen noch brummig schimpfen oder scherzen, er gibt sich redlich Mühe, der tapfere Kerl — ob es ihm aber gelingt, ihnen die Köpfe bis zum Ende aufrecht zu halten?

Unsere Abteilungsoffiziere sind fast unverändert. Hier sehe ich zum erstenmal in aller Deutlichkeit den Unterschied zwischen dem deutschen und dem russischen Menschen: sie sind fast stoisch, alle miteinander, jeder auf andere Art. Nur Ilja leidet erschütternd, auf europäische Weise, er ist eben Westler . . . Die Grafen, deren Gesichter schon dadurch auffallen, weil sie niemals unrasiert sind, reiten wie immer nebeneinander, von ihrem Kastellan gefolgt. Sie sprechen meist Französisch, und immer wieder hört man die Namen großer Meister und Musiker herüberklingen. Dodanoff mit den grünen Augen, die haltlos herumschweifen, mit einer Stimme, die vom Alkohol aufgerauht ist, mit seinem ewigen Nägelkauen, ist immer noch der alte Säufer und Weiberheld. Petroff und Kostja sind einfach Offiziere, machen auch unter diesen Umständen ihren Dienst hingeben — typische Gestalten jener russischen Soldaten, die im Leiden und Erdulden von keinem Heer der Erde übertroffen werden. Recke endlich erinnert mich täglich mehr an Seyd-

litz. In ihm ist viel deutsches Blut, im übrigen ist er Aristokrat und Offizier — ein Führer, der Vereniki nie von der Seite geht, zu jeder Stunde bestes Beispiel zeigt.

Und Vereniki selbst? Der Kapitän, unser guter und strenger Vater, wird allmählich starr, mit jedem Tage mehr. Als ob zwei stählerne Türen sich vor seine Seele geschoben hätten . . . Noch ist ein kleiner Spalt geöffnet, durch den man hineinsehen kann, wenn man scharfe Augen hat — bald aber wird die Stunde kommen, fürchte ich, in der sich auch dieser Spalt endgültig verschließt, er nur noch aus Stahl besteht, alles Seelische in eine Hülle einzwängt, die für Menschen nicht mehr durchdringbar ist . . .

Es hat neue Nachrichten gegeben: General Sakharow wurde kurze Zeit nach seiner Verhaftung von Kappellewschen Reitern befreit. Koltshak hat Kappell, den Helden der Wolga, mit dem Oberstkommando betraut. Beide sollen sich irgendwo in unserer Heerschlange befinden.

Die Herrschaft Gaydas in Wladiwostok ist nach wenigen Tagen durch eine Koltshaksche Schulkompanie von der »Russischen Insel« beendet worden. Er soll sich in den Schutz der Alliierten begeben haben und recht deprimiert über den Zusammenbruch seines neuesten Putschversuches sein. Nun, er wird nicht lange ruhen — die Welt wird bald wieder von ihm hören.

Gestern brachte Petroff eine Kommunistin ein, die er beim Aufkleben von Propagandaplakaten erwischt hat. Es muß eine Arbeiterin aus dem Aufstandszentrum von Minussinsk sein: eine starke und intelligente Frau, die ihrem Schicksal mit fast religiösem Fanatismus entgegenschaut.

Ich stand gerade in der Nähe, als er sie brachte — mit zusammengebundenen Händen quer über den Sattel gelegt. Als er bei unserer Spitze ankam, stieß er sie hinunter, daß sie eine Sekunde auf dem Kopf stand und alle Röcke über ihre Hüften rutschten. Die sechs Kosaken, die er mit sich hatte, lachten brüllend darüber. Vereniki nimmt die Meldung entgegen, ohne mit einem Zuge seine Gedanken zu verraten. Er steckt das Corpus delicti — »Gebt den weißen Hunden nichts zu essen, schlagt sie tot, wenn sie requirieren, verbrennt euer Pferdefutter lieber, statt es ihnen zu geben, schließt euch den Partisanengruppen an, um sie alle miteinander zu vernichten« — wortlos in die Brusttasche seiner Tscherkeßka.

»Ein ganz verfluchtes Weibsbild, Euer Gnaden«, sagt Petroff endlich mit höhnischer Stimme. »Geben Sie mir die Erlaubnis, diese Wanze zu zerdrücken?« Seine wilden Augen brennen wölfisch, sein grobes Gesicht arbeitet schreckerregend. Der junge Kostja hält neben ihm, auch sein Gesicht ist ohne Mitleid.

Vereniki nickte abwesend, ritt eilig weiter.

»Menschenskinder«, sagte Windt gestern, »wenn man manchmal bedenkt, man kommt eines Tages wieder in ein Bett, ein richtiggehendes Bett, mit Leintüchern und Kissen, aus richtigen Federn, von Enten und Gänsen . . .«

»Ich habe eine Steppdecke zu Hause, hellblau, aus reiner Seide!« sagt Merkel träumerisch. »Das ist gesünder . . .«

»Ja, Sie!« knurrt Windt. »Wir sind nicht alle so feine Luder . . .«

Merkel, dessen Waffenrock unglaublich sauber ist — kein Mensch begreift, durch welche Mittel — schwieg wider Erwarten. Er wird langsam klug! dachte ich erleichtert.

»In den ersten vier Wochen werden wir wohl kein Auge zu machen können!« sagt Saltin lächelnd. In seiner Stimme schwingt der ganze Scharm Österreichs, seine dünne, hechtgraue Uniform ist längst zerfallen, hängt nur noch in genialen Fetzen um seine biegsame Tanzfigur. »Vor lauter Weichheit, vor lauter Sauberkeit . . .« setzt er hinzu.

»Haha«, sagt Proschow, der schnelle Flieger, »und plötzlich steht man auf, mitten in der Nacht, legt sich auf den kahlen Boden, neben das Bett —«

»Oder holt sich ein Scheit Holz aus der Kohlenkiste, so ein schönes Dreieck, wie wir es im Lager hatten . . .« fährt Hansen fort. »Und legt sich das unter den Kopf, weil man die verfluchten Kissen nicht mehr erträgt . . .«

»Wenn ich heimkomme, werde ich immer erst eine Weile im Bett liegen, ohne mich zuzudecken!« fügt Müller hinzu. »Und ein bißchen frieren und dabei denken, wie es einst war — und wie schön ich's jetzt wieder habe!«

»Und deine Frau fängt dann zu weinen an, weil sie glaubt, du seist plötzlich verrückt geworden!« sagt Proschow bissig. »Ja, alle werden das von uns glauben — vor allem aber die Frauen . . .«

»Frau . . . Frau . . .« sagt jemand leise.

Windt bleibt stehen. »Ja, was ist das eigentlich?« fragt er.

Alle schweigen plötzlich.



»Nun«, sagt Hansen endlich, »das weiß ich auch nicht mehr — aber, was es nicht ist, das kann ich dir wohl sagen: Schnee, Hunger, Frieren, Läuse, Marschieren...«

»Und Tote!« setzt Berger hinzu. »Auf Schritt und Tritt...«

Wir trotten weiter. Der Schnee rieselt herab. Die Glocken unserer Schlitten klingen, als ob sie aus vergangener Zeit herübersängen.

»Wenn hin und wieder eine Troika mit einer schönen Frau vorüberprescht«, hebt Windt von neuem an, und seine Stimme klingt verträumt, wie ich sie niemals an ihm hörte, »wird mein Herz jedesmal scheußlich schwer... Mein Gott, das habe ich auch zu Hause! denke ich dann... Und das wartet und wartet... Und ich marschiere und marschiere...«

Hansen macht eine Handbewegung, wirft den grauen Kopf in den Nacken, blickt über sich in den fahlen Himmel. »Ich auch...« sagt er halblaut. »Eine feine Frau... Blondhaarig, sauber gewaschen... In weißer Wäsche, mit einer Haut wie von Pfirsichen, wißt ihr?... Mit ganz feinen Härchen, die leise aufstehen, wenn sie erregt ist... Und ein paar Händen, von denen jeder Fingernagel einen kleinen Halbmond hat, weiß mit rosa...«

»In meinem Hause«, sagt Müller leise, »hat sie ihr Boudoir neben meinem Schlafzimmer... Es ist der schönste Raum, ganz orientalisches, versteht ihr? Tuskulum nennen wir ihn... Und wenn ich dort zum erstenmal wieder eintrete... versteht ihr... werde ich ›Hoheit‹ zu ihr sagen... Und vor ihr niederknien...«

»Ja!« ruft Windt mit freudiger Heftigkeit. »Das müßte man — verflucht nochmal! Nach all diesem...«

Wir gehen schweigend weiter. Hin und wieder liegt jemand am Wege, Männer und Frauen. Manche zusammengerollt wie Hunde, andere mit ausgebreiteten Armen. Oft auch ein Kind, irgendein kleines Wesen. Zuweilen sogar mehr Kinder als Erwachsene.

Die Glocken klingen. Der Schnee rieselt immer stärker herab. Der Kriegsmutwillige sagt plötzlich mit seiner kindlichen Stimme: »Ich möchte mal wieder in ein Kino gehen...«

Hiller, unser erster Typhuskranker, ist gestorben. Hatschek kam auf der Mittagsrast heran und meldete es. »Wir sollten ihn gleich raustun«, sagte er. »Es sind ohnedies ein paar Neue da, die jeden Moment umfallen können...«

Ich gehe mit ihm und Berger zurück. Hiller liegt wie ein Knäuel auf dem Schlitten. Er muß zuletzt heftig getobt haben. Die Stricke,

mit denen man ihn auf den Balken festband, um ihn unterwegs nicht zu verlieren, sind tief in den Pelz eingeschnitten.

»Nun, mach ihn los, Hatschek!« sage ich zum Artisten.

Er zieht die Handschuhe aus, knüpft lange an den Knoten herum, bläst zuweilen auf seine klammen Finger. »Es geht nicht!« sagt er endlich. »Es ist zu kalt, und die Knoten sind zu fest zusammengezogen . . . Geben Sie mir den Säbel Fähnrich . . .« Ich ziehe ihn, er schlägt die Stricke nahe dem Leib durch, der tote Hiller rollt wie ein Garnknäuel in den Schnee.

Hatschek und der Schwalangschers schälen ihn aus dem schwarzen Pelz des Beamten, tragen seinen steifgefrorenen Körper langsam an den Rand der Straße. Zehn, zwölf seiner Kameraden folgen ihm, Berger, Schulenburg und Windt schließen sich an. Ljuba seine Pflegerin, kommt langsam am Arm Iljas heran. Sie geht in einer Haltung, die erschütternder ist als die des Toten.

An einer freien Stelle, auf unberührtem Schnee, halten sie an. Rechts liegt eine junge Frau in buntem Kattunkleid, deren Gesicht im Weinen erstarrte, links ein kleines Mädchen mit schwarzen Haaren, auf dessen Wangen die Tränen zu kleinen Perlen froren. »Hier, Fähnrich?« fragt der Artist über die Schulter. »Ja, Hatschek . . .« Die drei Liegenden sehen aus, als ob sie eine Familie seien — der Vater in der Mitte, die Mutter rechts, das Kind links.

Sie lassen ihn vorsichtig auf den Schnee sinken. Eine Weile bemüht sich Hatschek noch, die verkrampften Hände von seinem Hals zu ziehen, um sie ihm in stiller Haltung auf die Brust zu legen. Endlich schüttelt er ärgerlich den Kopf, läßt er ihn in der Verkrümmung liegen, in der er starb: die Beine hochgezogen, die Hände wie in panischem Entsetzen an die Kehle gepreßt.

Wir stehen in offenem Halbkreis um ihn herum. Unsere Augen sehen auf Doktor Berger, unsern Ältesten. Will er ein paar Worte sprechen? Er schüttelt den Kopf, nimmt nur die Hand an die Mütze. Alle Offiziere heben in diesem Augenblick ruckhaft die Hände, salutieren mit einer Straffheit, als ob sie vor dem höchsten Vorgesetzten ständen. Die Soldaten nehmen die Kappen ab, halten sie eine Weile in gefalteten Händen vor dem Bauche. Ihre fahlen Köpfe sind tief gesenkt.

»Nun leb wohl, Hiller!« sagt der Artist endlich. Wir verlaufen uns an die alten Plätze. Hatschek tritt zu mir. »Erinnern Sie sich noch, Fähnrich? Schon einmal legten wir einen auf diese Art in den Schnee. In Totzkoje . . .«

»Ich dachte gerade daran... Den Junker Posek, den kleinen Husaren.«

Er nickt nur.

Die Offiziere sind wieder vorn an ihren Schlitten, nur Ljuba steht noch immer unbeweglich neben dem Toten. »Einer nach dem andern wird sterben — trotz aller Pflege!« denke ich bedrückt.

Als ich mit Hatschek zu den Kameraden zurückkehre, hocken in ihrer Mitte drei auf dem Boden, sehen mit starren Augen zwischen den Beinen der Umstehenden hindurch nach der Stelle, auf der man Hiller in den Schnee senkte. Hatschek stößt mich unmerklich an. »Das sind die nächsten!« will er damit sagen.

Ich schaue sie an, alle haben schon Flecken. »Setzt euch doch in den Schlitten!« sage ich leichthin. »Was wollt ihr laufen?«

»Wieso... warum?« stottert der erste. »Wir sind nicht krank...«

Hatschek schiebt sich vor. »Komm, quatsch nicht!« sagt er väterlich. »Warum willst du laufen, bis du umfällst? Spar lieber deine Kraft, wenn man es dir anbietet — kannst sie noch brauchen...«

»Wieso...?« wiederholt er ängstlich. »Wegen der paar Flecken, meinst du? — Das sind keine!« schreit er wütend. »Das sind Flechten, ein bißchen Ausschlag...«

Hatschek nickt nur. »Eben darum...« sagt er ruhig und dreht sich um. »Kürassier, Schwalangscher — kommt, faßt mal an!«

Der Fiebernde wehrt sich rasend, es hilft ihm nicht lange. »Sei doch vernünftig, Mensch!« meint der Kürassier. »Man bürstet doch das Haar nicht gegenstrich...« Sie legten ihn auf den leeren Schlitten, binden ihn mit den alten Stricken fest. Keiner nimmt dagegen Stellung, alle fühlen das Richtige darin. »Sei nicht so verrückt«, sagt Hatschek zum Schluß. »Tobe nicht länger — wärst ja doch in der nächsten Stunde umgefallen...«

Der zweite wehrt sich ebenfalls verzweifelt. Er phantasiert bereits zusammenhanglos, schreit durchdringend nach seiner Mutter. Nur der dritte fügt sich still. »Hast recht, Hatschek«, sagt er müde. »Wir haben's sowieso, da hilft kein Maulspitzen. Und laufen kann ich doch nicht mehr...«

Ich warte stumm, bis alle beieinanderliegen, alle mit alten Pelzen zugedeckt und verschnürt sind. Einer schreit immer noch: »Nicht auf den Totenschlitten... nicht auf den Totenschlitten...« Endlich kommt Hatschek zurück. »Alles fertig, Fähnrich!« meldet er in straffer Haltung. »Wir können weiterfahren...«

Heute brachte Recke die letzte Awaloff-Nachricht. Auf Befehl der Entente mußte ihm Deutschland die Verpflegung sperren. Hierauf blieb ihm nichts anderes übrig, als das Heer nach Deutschland zur Entwaffnung zu führen. Auf dem Rückzug griffen ihn von allen Seiten die Letten an, die dabei von englischen Geschützen unterstützt wurden. Ein aus hervorragenden Kämpfern bestehendes Heer, das Rußlands rotes Schicksal hätte wenden können, hat auf den Machtspruch der Alliierten zu bestehen aufgehört.

»Habe ich es nicht bis auf den Punkt vorausgesagt?« schloß Recke. »Oh, ich kenne unsere Alliierten! Weil sie in seiner Person eine Bedrohung ihrer Randstaatenidee sahen, mußte er fallen, durfte er nicht siegen! Und weil Deutschland sich nach seinem Sieg über den Bolschewismus mit Rußland verbündet und alsbald den Versailler Vertrag abgeworfen hätte! Wieder fiel einer, der ein ungeteiltes Rußland wollte, ein Rußland, wie es früher war. Und brüderliche Freundschaft mit Deutschland! Braucht man noch klarere Beweise?«

Alles war deprimiert. »Das ist jetzt der zweite, der erledigt ist!« sagte Urusoff. »Erst Judenitsch, dann Awaloff . . .«

»Nun stehen unsere Hoffnungen nur noch auf zwei Augen«, setzte Saburoff hinzu. »Denikin und Miller . . .«

»Denikin steht vor Moskau!« rief Petroff schrill. Er schreit es immer in solchen Augenblicken, ähnelt dann einem eigensinnigen Kind.

Kostja stampfte auf. »Jawohl!« sagte er. »Aber wißt ihr schon, was man sich vom Hinterland erzählt, durch das wir jetzt marschieren sollen? Sakharows Reinigungsversuch sei mißlungen, habe die Menschewiken im Gegenteil zum Äußersten getrieben! Auf alle Städte des Hinterlandes soll der Aufstand übergegriffen haben . . . In Krasnojarsk, sagt man, sei das Kolttschakregime sogar offen gestürzt, eine eigene Es-Er-Regierung proklamiert worden! Jawohl . . . Ob wir uns unter diesen Umständen bis Irkutsk durchschlagen, Semjonoffs Machtgebiete erreichen können — das einzige, das noch auf festen Säulen steht?«

Ich wagte niemand anzusehen. Krasnojarsk ist die nächste Stadt! dachte ich erregt. Vielleicht hält man uns dort an? Vielleicht entwaffnet man uns dort? Vielleicht ist dort alles zu Ende?

Ach, ich erhoffe alles, was sie befürchten!

Ich ritt neben Hatschek, dem Artisten, der sich jetzt öfter an mich schließt. »Unser Krankenschlitten wird den Inhalt jetzt immer rascher wechseln«, sagte er. »Und ich werde Sie gar nicht mehr rufen, Fähnrich. Werde die ganze Sache jetzt allein machen. Was sollen Sie das immer sehen? Haben genug zu tragen — mehr als wir alle . . .«

»Wieso?« fragte ich erstaunt.

»Nun . . . dieses Russe-Sein . . . Und Deutscher gleichzeitig . . . Ist verflucht schwer, denke ich mir . . .«

»Du bist ein Prachtkerl, Hatschek!« sagte ich leise.

Er lachte heiser. »Für alltags brauchbar, Fähnrich!« meinte er dann. »Sonntags dürfte ich besser sein . . .« Er schwieg eine Zeitlang. »Übrigens haben wir in zwei Tagen Weihnachten . . .«

»Ja, Hatschek.«

»Sagen Sie, Fähnrich: wissen Sie noch, was unser Bockhorn, unser guter Doktor in Totzkoje am Heiligen Abend zu uns sagte? Er hielt doch eine kleine Rede, ich weiß nur mehr, daß sie schön war, und wenn Sie mir —?«

»Doch, Hatschek, das kann ich schon! Er sagte dies: Ein Mensch, der nicht fähig ist, sich für eine Idee aufzuopfern, gleich welcher Art, ist im höheren Sinn noch kein Mensch, kam über die Tierstufe nicht hinaus. Wir tun hier das, was erst den Menschen ausmacht — leiden für eine Idee . . .«

Hatscheks lange Gestalt, die immer aussieht, als habe sie weder Knochen noch Gelenke, sackte in sich zusammen. Er wurde grübelig.

»Ja«, sagte er dann, »er hatte recht, unser Doktor Bockhorn! Damals verstand ich es ja noch nicht, war es mir etwas zu hoch, sozusagen . . . Worte, dachte ich, schöne Worte — ein neues Hemd wäre praktischer! Aber jetzt begreife ich es, wissen Sie . . . Ja, es war leicht damals, eben darum, weil wir das hatten, was er sagte — eine Idee oder so was . . . Heute ist es viel schwerer, denn heute haben wir nichts mehr . . . Nichts, woran man sich halten kann! Und darum möchte ich fragen: Können Sie uns nicht so was geben, wie Bockhorn sagte? Eine Idee oder so was Ähnliches, so was, wissen Sie, bei dem es einem leichter wird, für das man dies hier alles besser tragen könnte . . .?«

Ich schwieg ergriffen. Hatschek! dachte ich. Hatschek!

»Ja, Herrgott«, fuhr er fort, »Sie müssen mich recht verstehen! Ich hätte nie geglaubt, daß daran wirklich etwas ist — ich als letzter! Aber jetzt begreife ich es . . . Nein, es sind nicht nur Worte,

es steckt was anderes dahinter... Heimat, Vaterland — es gab das nie für mich, ich war ein Herumtreiber, wissen Sie... Aber es trug sich doch leichter damit, wahrhaftig... In Totzkoje zum Beispiel — man sagte sich: Halt dein Maul, denke an die Kameraden, die draußen an der Front... Fertig, Punkt! Aber jetzt, wo wir das alles nicht mehr haben, wo man sich nicht mehr damit trösten kann — jetzt merkt man erst, was für eine Kraft darin steckt, was für ein Halt, was für eine Hilfsstellung... Geht einem sozusagen ein Licht auf, verstehen Sie? Ja, es ist doch was dran, Fähnrich! Jetzt fühle ich das sogar, als einfacher Mann, der nie viel von solchen Sprüchen gehalten hat! Ja, es ist was dahinter... Ach, hätten wir doch wieder etwas, wie wir es damals hatten... Und wenn Sie etwas wissen, Fähnrich — wollen Sie's uns dann sagen? Wir könnten es alle brauchen... Leicht wäre es dann wieder, sagt jeder von uns... Wahrhaftig...«

Er brach plötzlich ab, ging schamhaft davon.

Ich dachte lange über seine Worte nach. Ja, selbst der einfachste Mann begriff es langsam: Zum Leidenkönnen gehört eine Idee — wie sie zum Leben gehört! Vor allem aber zum stolzen, menschlich-würdigen Leiden... Hier wurde es bewiesen, dem Höchsten, dem Geringsten! Und immer klarer wurde mir: Wir ehemaligen Gefangenen werden einst eine Zelle bilden — zum wahren Aufbau! Denn wir haben erkannt, um was es geht...

Aber jetzt, jetzt? Was soll ich ihm jetzt sagen? Eine Idee, eine Idee? Ich kann nur sagen, was er selber sagte: Damals hatten wir eine, bis zum letzten Mann! Heute aber haben wir keine mehr, heute ist alles sinnlos... Das verzehnfacht alle Qualen... Das ist das Fürchterlichste...

Aber ich schlage mich vergeblich gegen die Schläfen. Mein Hirn ist leer, mein Kopf gebiert nichts mehr, was uns stützen könnte. Ich finde keine Idee für unser Leiden. Nein, wie ich mich auch, ihnen und mir selbst zu helfen, martere und mühe: Ich finde keinen Sinn darin...

Heute ist der Heilige Abend. Wir haben in einer Scheune Unterschlupf gefunden. Alle miteinander, ohne Unterschied. Am oberen Ende sitzen unsere Abteilungsoffiziere. Petroff trinkt maßlos, erzählt brüllend Zoten dabei. Dodanoff ist fort, Kostja putzt seine Pistole. Die beiden Grafen lesen mitsammen in einem zerfetzten

Buch, der Kastellan schenkt Tee ein. Ljuba und Ilja sitzen eng beieinander, sehen sich versunken und abwesend an. Vereniki und Recke schreiben etwas. Vor ihnen brennen ein paar Kerzen, und ihre Lichtkreise flackern geheimnisvoll auf ihren hohen Pelzmützen und Achselstücken. Zuweilen klirrten ein paar Waffen, dringt von draußen das Schnauben unserer frierenden Pferde durch die dünnen Wände. Ich blicke von einem zum andern, alle Gesichter sehen aus wie immer. »Sie haben kein Fest!« denke ich beklommen. »Sie haben es erst dreizehn Tage später . . . Wie seltsam das ist!«

Ich sitze bei den Kameraden, in der Mitte der Scheune. Am unteren Ende liegen unsere Leute, in wirrem Haufen, ohne Licht.

»Ja«, ruft Windt plötzlich, »heute ist also der Heilige Abend . . .«

»Wollen Sie nicht wenigstens eine Rede halten?« fragt Merkel zögernd, sieht Berger an.

»Dummkopf!« fährt Windt auf. »Auch noch eine Rede? Von Christus vielleicht, he? Und Friede auf Erden? Nein, hier hat sich's ausgedet . . .«

»Aber schenken sollte man ihnen eigentlich etwas!« sagt Schulenburg mit seiner klaren Stimme. »Irgendwas, wenn es auch nur eine Kleinigkeit wäre . . .«

»Ich habe noch ein wenig Tabak!« meint Berger. »Und ein Päckchen Papier. Wenn auch ihr was hergäbt . . .«

Windt springt auf. »Herrgott«, ruft er, »her damit! Ich drehe sie, bin nicht umsonst im letzten Lager Zigarettenfabrikant gewesen! Erinnert ihr euch noch? Zigarettenfabrik Komet, Boxe II, Tür I? Das große Schild, von Hansen gemalt: Anfertigung aller Zigarettenarten nach türkischer Manier, von letzter bis erster Qualität? Mein Gott, das waren noch Zeiten . . .«

Alle rückten ihre letzten Krümchen heraus: Machorka, Pjerwa Sorta, Feinschnitt. Es gibt ein kleines Häufchen, Windt dreht mit flinken Fingern. »Gerade neunzehn Stück!« sagt er dann. »Wieviel Leute haben wir?«

»Achtzehn noch«, sage ich.

»Gut, die neunzehnte kriegt unser Doktor . . .«

»Und wir selbst?« fragt Merkel kleinlaut.

Berger steht auf. »Das sei unser Weihnachtsgeschenk, daß wir selbst keine haben!« sagt er betont.

Merkel wird rot, senkt den Kopf.

»Fertig, Kinder!« sagt Windt heiter. »Gehen wir jetzt — Berger, ich und Sie, Fähnrich!«

Wir gehen zurück, setzen uns auf die alten Plätze. Aus dem Dunkel, in dem unsere Leute sitzen, glimmt ein Fünkchen nach dem andern auf. Ich höre Proschow hörbar schnuppern, ein anderer zieht den Geruch, der süß herüberwallt, laut durch die Nase. »Donnerwetter«, knurrt Proschow, der schnelle Flieger plötzlich, »ein Geschenk, das mir so schwer vom Herzen ging, gab ich mein Lebtag nicht . . .«

»Nun, Doktor, wollen Sie ihre nicht rauchen?« fragt Windt.

»Nein, ich nicht — wollen Sie?«

»Nein, ich nicht — vielleicht der Benjamin?«

»Nein, ich nicht, nein, wirklich . . .«

»Gebt sie dem Kind, dem Kriegsmutwilligen!« sagt Hansens gute, väterliche Stimme. »Er braucht am ehesten etwas, heute abend . . .«

Berger gibt sie ihm, wir andern strecken uns einer nach dem andern aus. Ein paar stützen den Kopf in die Hände, sehen mit weiten Augen in die Kerzenflammen, die hier über einem Sattel, dort über einen Kummel flackern. Berger holt mit versteckter Bewegung ein Bild aus seiner Brusttasche, hält es dicht vor sich hin. Nur ich weiß, daß seine Frau darauf ist. Und sein kleiner Sohn.

Plötzlich sagt Windt: »Mein kleiner Junge ist am Weihnachtsabend geboren . . . Ohne daß ich dabei war . . .« Er bricht ab, räuspert sich laut.

Hansen, der gutmütige Graukopf, bei dem man sich immer Kinder auf dem Schoß denkt, drückt das Kinn tief auf die Brust. »Meine Älteste liest begeistert«, sagt er. »Eine verflixte Bücher-ratte und ein halber Junge . . . Zum letzten Weihnachten schenkte ich ihr Kapitän Marryats Seegeschichten, ein richtiges Jungensbuch . . . Ihr Gesichtchen glühte! So etwas Schönes hätte sie noch nie gelesen, behauptete sie . . .«

Müller, Steinfußböden, richtet sich halb auf. »Meine Mutter«, sagt er langsam, »schrieb mir vor dreiviertel Jahren: ›Wenn Du nur zu Weihnachten daheim wärst . . . Ich werde alt und weiß nicht, ob ich Dich sonst . . .‹ « Er bricht ab, verbirgt den Kopf.

Aus dem Dunkel, in dem unsere Leute liegen, hören wir plötzlich die frische Stimme des Artisten: »Weihnachten ohne ein Lied ist kein Weihnachten! Und wenn wir auch sonst nichts haben — das haben wir immer bei uns . . .«

Er setzt ein:

Stille Nacht, heilige Nacht,  
alles schläft, einsam wacht . . .«



Einer nach dem andern singt mit. Alle Mannschaften begleiten ihn allmählich. Bei der zweiten Strophe fallen auch einige von uns ein: Berger, Hansen, Merkel, Müller, Jungmann.

Stille Nacht, heilige Nacht,  
Hirten ward kundgemacht . . .«

singt der Kriegsmutwillige, hell über allen, wie ein Knabe.

Bei der letzten Strophe fallen einige aus. Zuerst schweigen unsere Offiziere — warum schweigen sie? Dann singen auch bei den Mannschaften immer weniger. Lange hört man noch den Kriegsmutwilligen, aber auch bei ihm spürt man, daß er nur noch mit Aufbietung aller Kräfte weitersingt. Bis auch er plötzlich abbricht, die Hände vors Gesicht schlägt.

Die letzte Strophe singt nur noch der Artist, allein und tapfer, wie er begann:

Stille Nacht, heilige Nacht,  
Gottes Sohn, o wie lacht . . .«

Ich sehe Berger sich vornüber neigen. Weint er gar? Aber er weint nicht stoßweise wie andere Menschen. Kein Ton ist zu vernehmen, kein einziges Zucken. Nur das Rinnen seiner Tränen sehe ich im Widerschein der Kerze, die auf meinem Sattel brennt. Nur ihr stilles, schweigendes, unablässiges Rinnen . . .

»Als ob sie einem mit einem glühenden Eisen in der Brust rumbohrten, ist es einem!« knurrt Windt empört. »Und allen geht es so . . . Ich habe es mir gleich gedacht . . . Aber singen mußten sie . . .«

Als wir das Zweite-Feiertags-Quartier bezogen, gerieten wir in ein Bauernhaus mit verwundeten Soldaten. Luka sah mit Ljuba sofort ihre Wunden nach, brachte ihnen einen Topf heißen Tee, setzte sich väterlich in ihre Mitte. Sie erwachten langsam aus ihrer Lethargie, begannen ihn in echt russischer Art, in kindlicher und vertrauender Naivität nach den tiefsten Dingen zu fragen.

Väterchens Gesicht wird immer faltiger, nur seine Stirn wird immer glatter und leuchtender. Er hörte ihnen lange zu, endlich begann er ihre Fragen im Flüsterton zu beantworten. »Ihr fragt mich, warum man denn nicht solche Gesetze machen könne?« sagte er lächelnd. »Ach, Herzensmenschen, durch Gesetze läßt sich das Leben niemals gut und menschlich machen! Durch Gesetze wird man den Armen niemals helfen, noch seine Unterdrückung enden können . . .

Seht, es gab Gesetze für den Offizier, den Fabrikanten, den Gutsbesitzer! Was nützten sie? Fast nichts . . .«

Die Soldaten nickten, ein Rotkopf spuckte aus. »Boschemoi!« sagte er bekräftigend.

Väterchen vergaß sich, wurde etwas lauter. »Und warum nicht?« rief er erregt. »Weil diese Gesetze Menschenwerk sind! Weil Offizier und Gutsbesitzer und Fabrikanten stets Winkelzüge finden werden, um ihren Willen trotzdem durchzusetzen! Nein, es lautet einfach: Wer euch nicht wohl will, wird euch trotz der besten Institutionen drücken, wer euch aber wohl will, wird euch trotz der schlechtesten Gutes tun! Nicht Formen noch Gesetze können den Armen helfen — nur der Wille . . .«

»Hm . . .« machte der Rotkopf. »Und . . .?« fragte ein zweiter.

»Und?« rief das Väterchen. »Seht euch das rote Reich an, in dem das Volk regiert! Glaubt mir, selbst dort geht es nur denen gut, denen von ihren Höheren aus freiem Willen Gutes gegeben wird! Sozialismus ist ein Wahn, solange er nicht mit dem Willen unserer Herzen gleichläuft . . . Den Willen unserer Herzen aber vermag kein menschliches Gesetz zu lenken — nur das Gewissen! Und ohne das ist jegliches Gesetz Papier . . . Die Bolschewiken wollen das Paradies erschaffen, stoßen aber im gleichen Atem den Grundstein dazu um . . . Laßt euch darum nicht blenden, Seelenkammerchen! Auch dort verspricht man euch nichts als Gesetze, und das ist nichts — zum mindesten nicht sehr viel mehr, als ihr schon hattet . . .«

Er sah um, bemerkte, daß alles schlief. »Nun schläft nur!« sagte er erschrocken, kam schlüpfend in unsere Ecke, legte sich lautlos neben Ilja.

Wir stehen vor Krasnojarsk. Tausend Gerüchte schwirren umher. An unsern Oberstkommandierenden Kappell sei die Aufforderung ergangen, die Waffen niederzulegen, andernfalls ihm der Durchzug versperrt würde. Man verhandle noch mit der menschwistischen Stadtregierung. Vor uns lägen kampffähige Truppen der II. und III. Armee, auf der Station Minino hielten die Stabszüge mit den Kommandeuren, gedeckt von Trümmern des Zweiten Ufimschen Korps, der Vierten Schützenbrigade, der Zweiten Kavalleriedivision. Es sei dem Kommando gelungen, alles zu Kampfeinheiten zusammenzuschweißen.

Unsere Abteilung ist zwischen Kappellewschen Kerntruppen eingeklemt. Vereniki steht bei fremden Offizieren, spricht lange mit ihnen. Die andern sitzen auf den Schlitten herum, erwägen fieberhaft das Für und Wider. Petroff und Kostja sind für sofortigen Angriff, belegen ihre Meinung mit mehr kräftigen als schlagenden Beweisen. Die beiden Grafen enthalten sich jedes Urteils, sprechen als einzige über Dinge, die mit unserer Lage nichts zu tun haben. Ilja sagt besorgt: »Dann haben wir nicht nur eine rote, sondern auch noch eine grüne Front...« »Auf eine mehr oder weniger kommt's nicht mehr an, Ode!« knurrt Petroff nur. Seine Augen laufen wie kleine graue Wiesel umher, seine gedrungene Gestalt mit den krummen Reiterbeinen schleicht lauernd herum.

Ich gehe zu meinen Kameraden. Alle sind seltsam aufgeregt, wie vor einem großen Ereignis. »Also, wie ist die Sache?« fragt Windt.

Ich sage, daß ich noch nichts wisse, daß wir selbst auf Meldung warteten. »Nun, jedenfalls liegt etwas in der Luft — das spüren alle!« sagt Berger. Ich nicke nur, gehe wieder zurück. Ich kann ihre Augen nicht ertragen. Steht nicht in allen: Kommt jetzt das Ende, die Freiheit, die Heimfahrt?

Abends jagt eine Stabsordonnanz heran. »Es ist entschieden! Morgen in aller Frühe wird angegriffen! Ihr seid Reserve!« Wir bilden bis tief in die Nacht hinein eine erregte Gruppe. Endlich sagt Vereniki: »Jetzt legt euch nieder, Kinder! Wir werden unsere Kräfte morgen brauchen! Auch als Traindeckung...« Er will seinem Schlitten zugehen, als Kostja ihm in den Weg tritt. »Ich bitte, mich bis zur Einnahme zur Kampftruppe zu beurlauben!« sagt er knapp, Hand an der Mütze. Vereniki schüttelt den Kopf, klopft ihm die Schulter. »Nein, Lanzer«, sagt er ruhig. »Ich brauche dich. Niemand weiß, wie es zugehen wird...« Kostja macht militärisch kehrt, geht wie ein schmollender Knabe ab.

Ich bitte Recke auf die Seite. »Erklären Sie mir bitte — wir verstehen von diesem Durcheinander nichts!« Er erklärt sachlich. »Ein General Sinewitsch, ehemaliger Kommandeur des 1. Sibirischen Korps, hat mit Unterstützung mehrerer Es-Er die Macht an sich gerissen und die Koltschakregierung für abgesetzt erklärt. Er verlangt Unterwerfung unter seine Regierung und Beendigung des Bürgerkrieges. Das heißt faktisch«, setzt Recke hinzu, »Unterwerfung unter die Roten, denn wenn die Roten nächstens kommen, hat die Es-Er-Regierung, wie bisher immer, in wenigen Stunden ausgeatmet...«

Damit muß ich zu den Kameraden! denke ich gequält. Sie warten drauf . . . Trotz ihrer Müdigkeit schläft keiner, hocken alle beieinander auf den Schlitten. »Was ist jetzt?« fragt Windt heiser, als ich herantrete. Ich erkläre alles. Windt pfeift durch die Zähne, nickt vor sich hin. »Wenn wir also umzingelt und entwaffnet würden — wären wir frei?« fragt Hansen fiebrig.

»Ja«, sage ich. »Aber . . . Sie wissen vielleicht nicht? Die Roten lassen uns noch weniger heimfahren als die Weißen! Ich weiß aus sicherer Quelle, daß sie uns zum Wiederaufbau zurückbehalten wollen . . . Un dann sitzen wir vielleicht noch länger in Rußland . . .«

»Denn Deutschland ist machtlos!« schiebt Schulenburg ein.

»So . . .?« sagt Windt nur. Seine wimpernlosen Augen, die dadurch einen unschuldigen Ausdruck haben, schließen sich böse.

»Dann ist es für uns also gleich?« fragt Saltin verwirrt.

»Nein, nicht ganz!« fällt Berger ein. »Wenn wir auch noch weiter Gefangene bleiben — wenigstens kämen wir wieder in Lager, wäre dieser Zug für uns zu Ende . . .«

»Den wir doch nicht mehr durchhalten, ohne daß am Ende alle draufgehn!« murmelt Proschow.

»Gut — also beten wir für ihren Untergang!« sagt Windt kalt.

Um zehn Uhr morgens weht Gewehrgeknatter herüber. Wir steigen auf die Schlitten, spähen durch die Gläser. Vereniki steht unbeweglich, erwartet seine Melder. Petroff schlendert fluchend umher, Kostja tritt vor Aufregung von einem Bein aufs andere. Das Gewehrfeuer schwillt erschreckend an, Maschinengewehre mischen sich hinein. Wenn sich der Wind einen Augenblick dreht, dringt das Geschrei von Stürmenden herüber.

Gegen elf kommt der erste Verwundetenschlitten zurück. Er ist kreuz und quer mit Soldaten bepackt, seine Kufenspuren sind weithin mit Blut betröpft. »Wir sollen uns der Reserve anschließen, in ihrer Obhut bleiben!« ruft jemand erklärend. Kostja und Ljuba laufen nebenher. Ljuba will verbinden, Kostja nur fragen. Als er zurückkehrt, glänzen seine Augen, die immer ohne Falsch sind, uns ekstatisch an.

»Also«, sagt er schnaufend, »unsere Sturmtruppen drangen in die Stadt und setzten sich am Bahnhof fest. Jawohl . . . General Woizechowski leitete den Sturm. Außer den regulären Truppen gingen viele Gymnasiasten mit — sogar junge Mädchen hat man ge-

sehen, kreuzweis Patronengurte über die Brüste geschlungen! Ja-wohl . . .«

Recke nickte befriedigt, Petroff fluchte zornig. »Kein Hals soll in dieser Stadt ohne Strick bleiben!« setzte er hinzu.

Die Stunden vergehen. Es wird allmählich Mittag. »Gegen Abend ziehen wir ein!« sagt Kostja hundertmal. »Herrgott — endlich mal wieder eine große Stadt! Essen und Trinken. Ein richtiges Bett. Eine Dampfkammer . . .« Er betrachtet höhnisch seine Fingernägel. »Einst waren sie poliert und spitz . . . Ich mußte sie Wera immer ins Fleisch drücken — in den Oberarm, wißt ihr, das hatte sie gern! Und jetzt? Wie sehen sie jetzt aus? Wie Dachskralen . . .«

Plötzlich jagt ein Offizier vorbei. Sein linker Arm pendelt schlaff herum, vom Pferde tropft Blut in den Schnee. »Wir sind geschlagen!« schreit er kehlig. »Zwei Panzerzüge kamen auf uns zu . . . Von Rauch und Blitzen fast eingehüllt . . . Sie mähten uns mit Schnellfeuergeschützen . . . Wir stehen wieder auf den Ausgangspunkten . . . Alles war umsonst . . .«

»Was für Befehle?« ruft Recke.

»Nichts, weiß nichts . . .« Er jagt weiter.

Vereniki wendet sich, kaut seinen Schnurrbart, seine Augen sind wie gefroren. Petroff flucht ekelerregend, Kostja wirft sich auf einen Schlitten, schlägt die Hände vors Gesicht.

In diesem Augenblick zupft mich jemand am Ärmel. »Eine Minute!« sagt der Artist. Ich folge ihm abseits. »Es geht schief — was, Fähnrich?« fragt er unterdrückt. »Es riecht brenzlig?« Ich nicke nur. »Hab's mir gedacht!« sagt er finster. »Nun, ich wollte Ihnen nur verraten: Ich habe für alle Fälle eine deutsche Uniform für Sie zusammengestohlen! Den letzten Toten abgenommen . . . Und wenn es mulmig wird, kommen Sie rasch zu mir . . . Denn wenn die Roten Sie in Ihrer historischen Tracht erwischen . . .« Er macht eine drehende Bewegung zum Halse hin.

In meine Augen treten Tränen. Ich nehme seine klammen Hände, drücke sie gegen meine Brust. Aber ich bringe kein Wort heraus.

In der Nacht weckt uns ein Meldeoffizier. »Beschluß des Kriegsrats der Generale Sakharow-Woizechowski-Kappell: Krasnojarsk wird nördlich umgangen, da die Garnison sich verstärkt hat. Von Süden ist der Aufständische Tschetikin mit mehreren Regimentern zu ihr gestoßen. Nachdem es nicht gelang, die Stadt sofort zu nehmen, gerät die Armee durch noch längeres Zuwarten in eine hoff-

nungslose Lage — zwischen die Aufständischen von Krasnojarsk und die sich immer rascher nähernde rote Verfolgungsarmee! Darum augenblicklicher Abmarsch.«

»Wecke die Gefangenen, Benjamin!« sagt Vereniki kurz. Er sitzt auf seinem Schlitten, kurzbeinig, gedrunken, schreibt mit schwerer, verkrampfter Hand irgendeinen Bericht. »Alles soll sich bereit machen!«

Ich gehe zum Fuhrpark zurück. Am Himmel steht ein gelbes Mondviertel, beleuchtet fahl unsere Sättel und Zaumzeuge. Die armen Pferde stehen wie schwarze Gerippe im Schnee, am ganzen Leib bereift, an Maul und Bauch mit langen Eiszapfen behangen. Hier und dort scharrt eines im zertretenen Schnee, um die magere Steppennarbe freizulegen und ein paar Halme zu finden. Urussoffs edle Stute sieht aus, als ob man ihr ein dickes Lammfell auf den Rücken gelegt, das von den Ohren bis zur Schwanzwurzel reicht. Sie ist so erschöpft, daß sie sich überhaupt nicht rührt, sogar zwischen den Ohren türmt sich ein kleiner Schneeturm auf. Wie weit ist ein edles Pferd, wenn es sich eine ganze Nacht mit keinem Muskel bewegt?

Die Kameraden liegen in unförmigen Klumpen auf den Schlitten. Auch sie sind alle bereift, besonders an den Köpfen, an denen sich der Atem niederschlägt. Auf jedem Lager liegen vier, eng aneinandergerückt, um sich zu wärmen. Die Nacht ist bitter kalt, die Luft sägt mit kleinen Eisspitzen in die Nase, am Himmel flirren groß und klar die Sterne.

Ich wecke einen nach dem andern. Kann man bei dieser Kälte schlafen? denke ich. Ja, man kann es — wenn auch nur vor Erschöpfung! »So«, sagt Windt, schlägt sich die Arme unter die Achseln, »gut — also doch weiter? Verfluchtnocheins — man träumte schon...«

»Ich kann es nicht ändern!« sage ich bedrückt.

»Wissen wir alle...« sagt Berger gütig.

Als ich zurückgehe, folgt Hansen mir. »Fähnrich«, sagt er halblaut, »ich möchte Sie etwas fragen: Es ist doch ganz gleichgültig, ob man uns noch hat oder nicht... Im Gegenteil, wir fressen den Weißen nur das bißchen Nahrung weg! Wär es nicht möglich, könnten Sie nicht vielleicht — den Kommandanten fragen...? Wenn wir dann auch noch länger Gefangene bleiben — auf dem Weiterzug verrecken wir doch alle, fürchte ich... Es wäre das kleinere Übel...«

»Ich will es versuchen«, sage ich endlich, gehe taumelig zurück. Mein Gott, soll ich es wagen? Was wird er sagen? Ist er nicht unberechenbar? Sind diese Russen nicht alle unberechenbar? Und ist er nicht in erster Linie Offizier, dazu Koltshakscher Offizier? Aber ich liebe ihn... Und vielleicht — vielleicht liebt er auch mich? Und wenn er »ja« sagte...?

Er sitzt am vordersten Schlitten. Vor ihm flackert eine Stallaterne. Es ist die gleiche, die bei Seydlitz brannte, in jener Stunde... »Kapitän«, sage ich stockend, »ein paar Worte...«

»Und?«

»Aber... wenn nicht... dann bitte ich — es zu vergessen!« stoße ich aus.

»Gut, Benjamin.«

»Kapitän... könnte man nicht... Wir haben selbst kaum Nahrung genug... Könnten wir nicht die Gefangenen... auf dem Weitermarsch — verlieren? Wenn sie uns... ohne Ihr Wissen... abhanden kämen...?«

Er dreht den Kopf ins Dunkel. »Und du selbst?« fragt er mit einer Stimme, aus der ich nichts, aber auch nichts erraten kann.

Ich schweige lange. Dann flüstere ich: »Und... ich... auch?«

Er springt auf, als ob ihn jemand geschlagen hätte. »Haben Sie Koltshak geschworen oder nicht?« brüllt er los. »Ich habe ihm geschworen — verstehen Sie? Und werde ihm daher auch treu bleiben! Und werde daher auch seine Befehle befolgen! Und einer dieser Befehle lautet: Die gesamte Bagage nachzuführen, ohne einen Mann zu verlieren!« Er wendet sich, schreit ohne Milde: »Petroff!«

Petroff stampft heran. »Kapitän?«

»Sie übernehmen jetzt die Aufsicht über die Gefangenen. Der Fähnrich ist nur mehr Unterführer. Wenn nach dem Durchzug einer fehlt, kommt ihr beide vors Kriegsgericht!«

Petroff spuckt aus. »Aha — verstehe!« sagt er nur.

Ehe ich mich noch fassen kann, kommt von der Recke angejagt.

»Die Spitzen haben sich schon in Bewegung gesetzt!«

Ich besteige mühsam meinen Bärenatzer, reite wie betäubt zu den Kameraden. Hansen sucht krampfhaft meine Augen, ich sehe angestrengt an ihm vorbei. »Fertig zum Abmarsch — anschließen!« rufe ich mit einer Stimme, die fremd und blechern klingt, nichts mehr mit mir gemein hat.

Wir ziehen auf der Straße nach Jessaulskoje um Krasnojarsk herum. Ich reite wie erschlagen an der Queue. In meinem Kopf kreist ein Mühlrad, in meinen Schläfen klopfen spitze Hämmer. »Soll ich ihnen sagen, daß ich erschossen werde, wenn einer flieht? Nein, ich will sie nicht einengen! Wenn sie es tun wollen, mögen sie es tun, ohne jede Rücksicht... Ich werde es nicht sehen — trotz allem...«

Was bin ich mehr: Deutscher oder Russe?

Bis zum Morgengrauen geht alles gut. Die Sonne geht über fernen Wellen strahlend auf, die endlose Steppe glitzert in keuscher Unberührtheit. Das Oberste Kommando hat gleichfalls die Stabszüge verlassen, fährt irgendwo mit Schlitten in unserm Heerzug. »Wir sind doch schlauer!« lacht Petroff triumphierend. »Ein Geschenk zum Heiligen Abend!« sagt Kostja zuversichtlich. Dabei fällt mir ein, daß heute der russische Heilige Abend ist. Und ich denke an unsern Christabend, vor dreizehn Tagen...

Die Armee zieht in dichten Schlangen dahin. Offiziere, Soldaten, Beamte, Frauen, Kinder — alles zieht in bunter Würfelung nach Osten, von zuverlässigen Kavalleriepatrouillen abgedeckt. Gegen zehn Uhr hören wir plötzlich Geschütze wummern. Wir recken uns in den Sätteln. »Was ist los?« — »Verflucht!« knurrt Petroff. »Haben sie uns doch...?«

Im nächsten Augenblick bricht es von allen Seiten auf uns nieder. Links, rechts, vorn und hinten tauchen Feinde auf — Bolschewiken und Menschewiken. Sechs, sieben unserer Offiziere jagen von der Spitze aus an uns vorüber: »Alle Wege um Krasnojarsk sind von aufständischen Truppen abgeriegelt!« schreien sie sinnlos. Ein fürchterliches Durcheinander beginnt. Hinter jeder Biegung lauern Truppen auf uns, hinter jeder Welle feuern Maschinengewehre auf uns. Wir sehen mit Entsetzen, daß unsere Abzugsstraße an mehreren Stellen mit Artillerie bestrichen wird.

»Vorwärts, vorwärts!« ruft Vereniki stählern. »Niemand bleibe stehen...«

Rote Kavallerie prescht an uns hin, einzelne Reiter sind zum Greifen nahe. »Legt die Waffen nieder... Der Krieg ist zu Ende... Eure Armee besteht nicht mehr!« Vereniki kommandiert Feuer. »Ich kenne keine andere Antwort!« höre ich ihn murmeln. Klang es nicht fast hilflos?

Wir marschieren weiter. Einer unserer Gefangenen fällt mit einem Herzschuß, ein anderer sinkt verwundet zusammen. Hatschek wirft



ihn gewandt auf einen Schlitten, treibt seine Pferde von neuem an. Saburoff bekommt eine Kugel durch die Schulter, einer meiner Kameraden, der ostpreußische Landwirt mit dem unaussprechlichen Namen, eine durchs Knie, ich selber einen Streifer an der linken Schläfe. Unsere Marschordnung zerfällt völlig, nirgends besteht mehr ein Kommando. Jede Truppe versucht, die Sperre auf eigene Faust zu durchbrechen.

»Vor uns galoppiert eine Kappellewsche Husarenschwadron — wenn wir dicht hinter der bleiben, kommen wir durch!« grillt Kostja. »Auf die Schlitten!« schreit Recke, fliegt heran. »Galopp . . .«

Um uns wogt ohrenzerreißendes Geschrei. Jeden Augenblick platzen neue Granaten, werfen weißschwarze Schneesandfontänen in die Luft. Alles schlägt auf die Pferde ein, klammert sich an die Schlitten. Vereniki jagt allen voraus, dicht an den Schwänzen der Eskadron. Die gelbe Seide seiner Pelzpapacha leuchtet weit, alle Augenblicke fällt ein Schuß aus seiner Nagan. Petroff umkreist unsere Bagage wie ein hungriger Wolf. »Wer nicht mitkommt, kriegt eine Kugel!« brüllt er unablässig. Ich übersetzte es in meiner Angst, schreie es den Kameraden zu. »Unnötig!« ruft Windt höhnisch. »Man sieht es ihm an!«

Die ganze Ebene brodelte, soweit das Auge reicht, von Soldaten und Flüchtlingen, Frauen und Kindern. Überall liegen umgestürzte Schlitten, zuweilen stoßen wir auf Geschütze, deren Bespannungen zusammenbrachen. Das Chaos wächst mit jedem Galoppsprung unserer röhrenden Tiere. Ein Regiment nach dem andern läuft zum Feinde über. Immer häufiger kommen uns eigene Truppen waffenlos entgegen. »Legt doch die Waffen ab wie wir . . . Es ist doch sinnlos jetzt . . . Ergebt euch doch . . .«

Einen General, der damit auf uns zutaumelt, schießt Petroff durch die Stirn. Aber immer neue Truppen ziehen, rote Fahnen schwenkend, uns entgegen. »Heute ist Heiliger Abend . . . Endet den Krieg . . . Genossen . . .«

»Die Spitze der Kappellewschen sieht schon den Jenisseisk!« ruft Recke zurück. »Haben wir ihn überquert, sind wir gerettet!« Ich suche Vereniki mit den Augen — kennt er denn kein Erbarmen? Nein, er kennt keins, auch Petroff nicht. »Peitscht, peitscht!« brüllt er unablässig den Gefangenen zu, schlägt mit dem flachen Säbel auf die Pferde ein. Ich sehe Berger sich mit weißem Gesicht an den Schlitten klammern, Windt mit verstecktem Kugelkopf breit auf der

Ladung liegen, Schulenburg steil und aufrecht auf den Kufen stehen. Wir jagen über verwundete Soldaten, gestürzte Frauen, wimmernde Kinderchen. Um die Kufen unserer Schlitten wickeln sich Därme zeretzter Pferde. Es gibt Geräusche, die sich wie Messer in die Ohren bohren.

Wird es denn heute niemals Abend?

Wir haben die Sperre durchbrochen. Erlösend fällt die Dämmerung herab. Unter den Hufen unserer Pferde singt Eis auf. »Wir haben ihn erreicht, den einzigen Übergang!« sagt Recke aufatmend. »Denn rechts und links von hier ist alles voller Felsen und Schluchten – ungangbar für Train.«

Ist der Jenisseisk unendlich? Immer noch gleiten wir über Eis. Unsere müden Pferde rutschen, ein paar stürzen nieder. Es wird überraschend Nacht, wir sehen bald niemanden mehr. Wenn meine Kameraden jetzt entfliehen . . .

»Hier Vereniki! Hier Vereniki! Hier Vereniki!« hören wir immer wieder in gleichem Abstand rufen. Das ist unser Wegweiser, unser einziger Zusammenhalt. Endlich knirscht Sand unter den Kufen – wir sind hinüber, vorn ist alles still. Eine Stunde marschieren wir noch . . . dann ruft Recke: »Halt! Alles haaalt . . .« Wir dürfen eine Stunde rasten. Ich falle fast von meinem nassen Bären-tatzer, werfe mich keuchend auf den nächsten Schlitten. Neben mir liegt schon eine schwächliche Gestalt, den Kopf in den Händen vergraben. Ich fühle, daß hin und wieder ein Zucken durch ihre Glieder läuft, taste ihren Rücken ab, ihre Pelzmütze. Sie richtet sich auf – es ist der Lanzer.

»Heute ist der Heilige Abend!« sagt er mit einer Stimme, die wie ein Messer schneidet. »Und alles vernichtet . . . Und alles zu Ende . . .«

Die dritte Phase der Tragödie beginnt: Wir ziehen in alter Weise weiter, nur mit dem Unterschied, daß wir seit Krasnojarsk ein Heer sind, das nicht mehr die geringste Hoffnung hat, sich dem Feind jemals wieder zu stellen, dessen letztes Heil in heimlicher Flucht liegt. Irkutsk zu erreichen, Transbaikalien, ist unser Ziel.

Ein paar Trainschlitten fehlen, ein halbes Dutzend Kosaken, ein Offizier der Abteilung. Bei den Schlitten mögen die Pferde zusammengebrochen, bei den Kosaken mag die Verlockung der Hei-

ligen-Abend-Friedensrufe unwiderstehlich gewesen sein. Und bei Dodanoff? Er konnte die Verwirrung dieser Nacht wohl nicht vorübergehen lassen, ohne sich der harten Hand Verenikis zu entziehen. Das verstehen alle. Er ist klanglos und für immer verschwunden. Niemand trauert ihm nach.

»Vielleicht begegnen wir ihm noch einmal als Tschekakommissar!« sagt Kostja bissig.

Das ist sein Nachruf.

Außerdem fehlen vier Gefangene, einer von ihnen war Offizierstellvertreter. Sie haben sich in der Nacht heimlich entfernt. Daß es nicht mehr taten, liegt an unserer körperlichen Schwäche.

Als ich es zum erstenmal bemerkte, setzte mein Herz aus. Was jetzt tun? dachte ich erkaltend. Ob Petroff es noch nicht weiß? Ich versuchte mehrfach, ihm zu begegnen, ihn in ein Gespräch zu ziehen. »Was schnüffelst du um mich herum, Rotznase?« fragte er nur in alter Grobheit. »Nichts, Essaul . . .«

Entweder weiß er es noch nicht oder will er's nicht wissen! dachte ich grübelnd. Wer kennt sich bei diesem Menschen aus? Ich dachte an die Stunde, in der er um Koltschaks Namen und eines Kindes willen einen Spion laufen ließ. Seitdem verzeihen wir ihm vieles . . . Ob er vielleicht auch jetzt . . .?

Nein, einmal muß die Last von meinem Herzen! Auf der ersten Rast ertrug ich es nicht länger, ging ich zum »Alten« vor. Der Kapitän saß auf dem vordersten Schlitten, rauchte in versunkener Haltung eine Zigarette.

Ich schlage die Sporen zusammen, hebe die Hand an die Mütze. »Und?«

»Euer Hochwohlgeboren«, melde ich dienstlich, »es fehlen drei Gefangene und ein Offizierstellvertreter.«

Er sieht mich wie erwachend an, läßt die Augen über mich hinzüngeln. Und wirft die Zigarette fort und reckt sich massig auf — und schließt mich heftig in die Arme.

»Benjamin, Chronist«, sagt er heiser. »Verstehst du mich . . .?«

Ich nicke krampfhaft. Die Patronenhülsen seiner Tscherkeßka ritzen mein Gesicht, das eng an seine breite, atmende Brust gepreßt liegt.

»Euer Hochwohlgeboren . . .?« klingt Petroffs Stimme hinter uns. Vereniki läßt mich los, schiebt mich brüsk zurück. »Was willst du?«

»Nur melden . . . daß bei dem Durchbruch . . . drei Gefangene

und ein Offiziersstellvertreter — erschossen worden sind!« sagt Petroff klar.

Vereniki wendet sich ab, kehrt uns den Rücken.

»Ja, gut . . . Übrigens hat es der Fähnrich schon gemeldet . . .«  
höre ich ihn orgeln.

Wir ziehen in den übriggebliebenen Truppenverbänden, im letzten treuen Kern des Obersten Regenten Kolttschak. Alles Schwächliche hat uns die Verlockung der Menschewiken und Bolschewiken entrissen, ist in den letzten Wochen abgeblättert wie eine minderwertige Vergoldung. »Wir sind jetzt das, was Napoleons Alte Garde war!« sagt Kostja stolz. »Jeder in diesem Zug ist Elite . . .«

Trotzdem sind noch Zehntausende von Flüchtlingen bei uns, die der Wirbel einfach mitriß. Vor allem aber die Frauen und Kinder jener Offiziere, die Kolttschak treu blieben, keine Kompromisse wollten. Man könnte meinen, es sei wie früher, aber in Wirklichkeit ist unsere Lage viel fürchterlicher. Überall liegen rote Partisanen in Verstecken, dringen mit wilden Feuerüberfällen auf uns ein. Tagelang gibt es keinen einzigen Bauern, der uns einmal etwas Essen und Pferdefutter geben könnte. Nacht für Nacht bleibt uns nichts anderes übrig, als unter freiem Himmel im tiefen Schnee zu übernachten. Wenn wir nicht bald die große Magistrale wiederfinden, müssen wir alle verhungern und erfrieren.

Durch gefangene Rote erfahren wir die ersten Tatsachen über die Vernichtungsschlacht des Heiligen Abends. Wir haben damals fast den ganzen Train und die gesamte Artillerie verloren. An hunderttausend Flüchtlinge wurden eingeholt und von uns abgeschnitten. An achtzigtausend verlor das weiße Heer durch Tote und Gefangene.

Am 6. Januar 1920.

Am russischen Heiligen Abend.

Der Durchbruch bei Krasnojarsk hat vor allem unsere Gefangenen mitgenommen. Solange wir die Roten noch spürbar auf den Fersen hatten, hielt die innere Erregung sie anscheinend aufrecht. Seit gestern bricht einer nach dem andern zusammen. Unsere Bagage wird in kurzem nur noch aus Krankenschlitten bestehen.

»Jetzt ist es also Essig mit der Freiheit?« fragt der Berliner.

Der Schwalangscher wirft den Kopf zurück. »Herrschaften, davon hätte ich ohnedies nicht viel gehalten!« sagt er, sich selbst be-

liegend. »Hätten uns höchstens wieder in ein Lager gebracht — mit all den Typhuskranken! Die frische Luft ist besser . . .«

»Aber man hätte doch wieder arbeiten können!« sagt der Kürassier mit versteckter Sehnsucht.

»Ja, aber ohne Lohn!« knurrt der Berliner.

»Ach, mit dem Pflug läßt sich immer was erackern!« meint der Kürassier.

»Nun, vielleicht haben wir hier mehr Glück!« sagt Mayer, unser Roter. »Sind wir einmal in Ostsibirien, reißen wir eines Nachts einfach aus, schlüpfen wir in ein amerikanisches Lager! Die sollen bald nach Hause kommen, erzählt man sich . . .«

»Wie einfach du dir das alles vorstellst!« sagt die Kaulquappe höhnisch.

»Ja«, sagt der Kürassier in seiner langsamen Art, »er ist gescheit wie das Roß Christi, und das war ein Esel!«

Ilja wird immer bedrückter. Sein mädchenhaftes Gesicht hat selten mehr den Ausdruck, mit dem ich ihn kennenlernte. Seine junge Haut ist rauh geworden, seine Frische hat sich verflüchtigt. Als ich ihn heute morgen fragte, was ihn derart verfinstere, machte er eine Bewegung, die mich durch ihre Hoffnungslosigkeit erschreckte.

»Kann man noch lächeln, wenn man auf solch verlorenem Posten steht wie wir, Benjamin?« sagte er dann. »Der Bolschewismus breitet sich mit jedem Tage weiter aus — und wir flüchten! Und niemand auf der Welt erkennt die furchtbare Gefahr . . . Weil man ihn einfach ein russisches Problem nennt, sich aus dem Grunde niemand um ihn kümmert! Aber er ist kein russisches Problem, er ist ein Weltproblem! Und er liegt in der Luft, ob sie nun russisch, deutsch, französisch, englisch ist . . . Und man wird ihn nur überwinden, wenn man aus allen Schichten, allen Ständen gegen ihn aufsteht! Aber es wird werden wie bei uns . . . Man überläßt es den Politikern, zuletzt den Generalen! Welch ein Unsinn . . . Der Bolschewismus ist keine politische Angelegenheit, alle müssen für die Erkenntnis seiner Fehler wirken, anders vermögen wir ihn nicht niederzukämpfen . . .«

Er schwieg müde. »Sprich weiter, bitte!« sagte ich.

»Mir kommt es immer vor, als ob alle Völker neben einem Pulverhaufen lebten — geruhsam, lächelnd, unwissend!« fuhr er fort. »Was kann uns geschehen . . .? Nimm unsere Schriftsteller!

Jeder geht weiter seinen belanglosen Ideen nach, seinen Privatschicksalen, Privatverliebtheiten, Privatverbohrtheiten . . . Alles sitzt bei Wein und Frauen, paradiert mit seinen kleinen Schmerzen — *derweil die Flamme sich dem Pulverhaufen täglich nähert!* Und schreibt dennoch einmal jemand über den Bolschewismus, glaubt er in Blut und Grausamkeit wühlen, ganze Kapitel mit Untaten füllen zu müssen! Als ob die Darstellung dieser Geschehnisse das Kriterium wäre . . . Viel glaubt er schon erkannt zu haben, wenn er die Konfiszierung des Privateigentums, die Abschaffung des Adels und der Kirche erwähnt! Ahnt denn niemand, daß solche Schreiberereien nur ihr Gelächter wecken? Und ihre Kräfte stärken? Nein, mit solchen Argumenten können wir dem Bolschewismus keine Wunden schlagen! Mit Schreiblingen und Winkelredakteuren, die darin Stoff für kitzelnde Geschichten suchen, stößt man den Moloch unserer Kultur nicht von den Füßen!«

Unser Weg ist maßlos beschwerlich. Fast täglich sperren tiefe Schluchten unsere Fahrt. Oft müssen wir uns durch Urwald-dickicht schlagen. Manchmal kommen Abhänge, an denen wir unsere Schlitten an Seilen hinunterlassen müssen. Beim letztenmal rissen ein paar, und einer kam zerschmettert an. Mehrere Pferde rutschten vor Schwäche aus, rollten die zackige Wand hinab, blieben mit gebrochenen Knochen auf den Felsen liegen. Wenn wir nachts auf irgendeiner Urwaldlichtung rasten, steht zwischen den himmelhohen Zedernstämmen oft der gelbe Mond wie in der Nacht vor Krasnojarsk. Nur schon ein wenig kleiner und wie eine gute Lampe hinter schlanken Silhouetten.

Ich muß mein Pferd oft führen, aber wenn es der Artist sieht, nimmt er es mir fast immer ab. »Hat sie böß gebügelt, unsere Leute, die Krasnojarsker Geschichte . . .« sagte er gestern. »Der Schrecken hat ihre letzte Kraft gefressen. Der im Schlußschlitten ist seit jener Nacht verrückt, eine kleine Kieler Sprotte, schwatzt lauter dummes Zeug . . . Als es im Galopp über all die Leichen ging, drehte sich in seinem Hirn ein Rädchen über . . . Die einzigen sind noch die Bayern — ja, das sind Totzkojer, die sind ausgekocht — wie wir beide, was, Fähnrich? Nun, der Kürassier und der Berliner gehen auch . . . Aber die andern? Selbst Fleetmann hat eins weggekriegt . . .«

Ich rufe ihn heran. »Fleetmann, Hatschek sagt mir gerade, daß Sie nicht mehr ganz auf den Beinen stehen. Was ist denn?«

»Ach, nicht viel... Zittere nur immer, nach der scheußlichen Nacht... Weiß selbst nicht, wie es kommt...« Er schweigt bedrückt, zieht den Handschuh aus. »Aber«, fährt er fort, »das wäre alles zu machen, wenn nicht... Sehen Sie mal: kann sie nicht mehr ruhighalten, die Rechte — zittert wie Espenlaub...«

Ich sehe sie prüfend an, klopfe ihm auf die Schulter.

»Ja, Herrgott«, bricht er aus, »wie soll ich denn damit rasieren?« »Ruhig, Fleetmann!« sage ich verklemmt. »Nur ruhig bleiben... Das sind bloß Nachwirkungen, in ein paar Tagen, Sie sollen sehen, geht alles wieder — und ein paar Tage kann unser Doktor ruhig warten!« setze ich hinzu.

Er packt mich an den Schultern, mit solch irrer Heftigkeit, daß ich erschrecke.

»Meinen Sie wirklich?« ruft er erregt. Und er nimmt keinen andern — derweil?«

»Natürlich nicht«, sage ich leichthin. »Deswegen brauchen Sie mich nicht zu erwürgen...«

Haben wir uns verirrt? Wir haben seit dem Vernichtungstag noch keinen Bauernhof getroffen. Was jeder bei sich hatte, ist längst aufgezehrt. Neben den Proviantschlitten geht immer ein Offizier, steht während der Rasten immer ein Karabinerposten. Man stiehlt im ganzen Flüchtlingszug unbeschreiblich. »Die Hose unterm Hintern fort«, wie Windt behauptet.

Unsere Pferde bekommen langsam ein Aussehen, daß man die Blicke nicht mehr auf ihnen lassen kann, ohne einen peinigen Schmerz zu empfinden. Ein Glück nur, daß die Roten uns nicht mehr auf dem Fuße folgen, wie all die Wochen zu übermäßigen Märschen hetzen. »Sie haben mit dem Plündern unseres Trains soviel zu tun, daß sie uns vergaßen!« sagt Kostja bitter.

Am dritten Tag mittags ruft Recke uns während des Marsches zusammen. »Was meint ihr«, fragt er sachlich, »können wir noch einen Tag marschieren, ohne daß wir etwas zu essen bekommen?« »Nein«, sagen die Brüder aus einem Mund. »Wenigstens — wir nicht!«

Ein langes Für und Wider beginnt. Eigentlich ist nur Kostja dagegen. »Gut«, sagt Recke endlich, »kommt alle mit!«

Wir reiten zum Kapitän. »Wir bitten geschlossen um Verteilung der Eisernen Ration!« sagt Recke als Wortführer.

»Muß das sein?« fragt Vereniki nur. »Bedenkt, daß wir dann nichts mehr haben!«

»Wir haben noch Pferde, Kapitän!« sagt Recke knapp.

»Gut — wie ihr wollt . . .«

Am Rande eines Wäldchens machen wir Rast. Die Planen der Proviantsschlitten werden aufgeschnürt. Die Kosaken schichten ein loderndes Feuer auf, füllen alle Töpfe mit sauberem Schnee. Vereniki stellt sich neben den letzten Proviant, die schwere Hand auf der Revolvertasche. Einer nach dem andern tritt an den Schlitten, empfängt ein Stückchen Brot und einen Splitter Fleisch, beides mit einer Axt wie von Eisblöcken herabgeschlagen. Wie das leuchtende Licht die Mücken, zieht unsere Verteilung die Flüchtlinge an. Augenblicklich drängt ein Kreis um uns, bittet mit hundert kraftlosen Stimmen. Ich sehe vor allem ein Mädchen, das gerade ein Kind stillen wollte. Immer wieder hält sie das kleine Wesen Vereniki entgegen. Alles sieht während dieser Bewegung, daß ihre Brust schlaff wie ein leerer Sack ist.

Mit ihr kämpft um den Vorrang eine große Frau, um deren Glieder ein einstmals prunkvolles Matinee schlenkert. »Mein Mann war auch Rittmeister, Garderittmeister . . .« ruft sie immer wieder mit blecherner Stimme. Ihre Augen sind groß und krank, von irgendeinem Wahn getrübt. Ihr Gesicht ist länglich und edel — sie muß einst einer Göttin geglichen haben. Als Petroff mit seinem Stück an ihr vorbeigeht, wirft sie sich vor ihm auf die Knie. »Mein Mann war auch Rittmeister, Garderittmeister . . .« Er stößt sie derart fort, daß sie auf den Rücken fällt. »Jaja«, knurrt er rauh, »weiß schon! Aber es reicht mir selbst nur für die hohlen Zähne . . .«

Plötzlich fällt mir ein, daß unser Väterchen nicht mehr aus dem Schlitten kann. Ich dränge mich zum zweitenmal hindurch, strecke achtloserweise die Hände aus, bevor ich meine Gründe angeben.

»Sie haben doch schon gehabt?« fragt Recke kalt. Sein Gesicht zeigt Verachtung, seine Stimme schneidet fast.

Ich werde rot. »Ja«, sage ich, »gewiß. Ich wollte dies auch nur fürs Väterchen, das nicht selbst kommen kann . . .«

»Verzeihen Sie!« sagt Recke leise.

Ich nehme meinen Topf, schiebe ihn ins Feuer. »Ja, unsere Hensermahlzeit!« ruft Windt herüber. »Nur eine Zigarette noch zum Abschluß — dann wäre ich zufrieden!« setzt Proschow hinzu. »Man muß nicht von jedem Vogel, der übers Feld fliegt, eine Feder haben!« höre ich den Kürassier murmeln.

Als mein Fleisch gar, mein Brot aufgetaut ist, esse ich meinen Teil, bringe den andern dem Väterchen. Er liegt wie ein lebender



Leichnam auf Ljubas Schlitten, sieht mir mit einem Augenausdruck entgegen, als ob er schon nicht mehr auf dieser Erde sei. »Sehen Sie«, sagte er, und seine Stimme klingt wie eine Glocke, die einen schweren Sprung hat, »daß einer an mich denkt von allen Freunden — das wußte ich!«

»Ljuba und Ilja füttern die kranken Gefangenen!« sage ich entschuldigend.

»Gewiß...« Er ißt ein wenig Brot, ein wenig Fleisch, es macht ihm Mühe. »Hören Sie, Lieber«, sagt er dann, »ich sah vorhin ein Weib, das stillen muß. Sie hat ein Kind auf dem Arm, mit blondem Lockenkopf. Wollen Sie es dem bringen?«

»Sie sollten aber selber, Väterchen!« rufe ich schwach.

»Ich...?« fragt er lächelnd. »Ach, Benjamin... Nein, wissen Sie — ich brauche das jetzt schon nicht mehr...«

Wir marschieren weiter, Tag um Tag. Der Weg ist zwar nicht mehr so beschwerlich wie in den letzten Tagen, aber bei unserm Zustand kostet er doch alle Kräfte. Zuweilen geht es über Gebirgsbäche, die so reißend sind, daß sie selbst bei sibirischer Kälte nur eine dünne Eisschicht bekommen. Wer durch die trügerische Decke bricht und durchnäßt wird, ist in kurzer Zeit ein lebender Eiszapfen. Wer von allen hätte wohl ein Stück Kleidung zum Wechseln — außer er zöge es den Toten ab und würfe sie nackt in den Schnee? Zu beiden Seiten dieser Bäche stehen seltene Bäume, die ich immer wieder betrachten muß: unendlich hohe Zedern, zart-zweigige Lärchen — nach all der Steppe wieder einmal Wald!

Als erster der Offizierskameraden ist Stein erkrankt. Er liegt auf einem Schlitten, sein Freund Chun geht unablässig neben ihm. »Herrgott«, höre ich Stein sagen, »jetzt habe ich die Kirchhofsbaracken von Nowonikolajewsk überstanden — und hier muß es mich schnappen!«

»Mach dir doch keine Sorgen!« sagt Chun betont. »Wenn es Typhus wäre... Aber so? Das bißchen Schwäche...«

Ich reite vorüber, treffe die Bergergruppe. »Was hat Stein eigentlich?« frage ich leise.

»Typhus natürlich...« murmelt Windt. »Er will immer einen Spiegel haben, aber wir sagen alle, daß wir keinen hätten — damit Sie's wissen! An den Händen hat er zum Glück keine Flecken...«

Heute blieb Merkel, der immer noch dahergestelzt kommt, als ob er einen Stock verschluckt hätte, plötzlich erschrocken stehen. »Ich glaube . . . mein Gott . . .« Er wurde blaß, fuhr zum Herzen.

»Nun?« ruft Windt höhnisch. »Was ist, mein Herr Soldat? Es scheint«, setzt er gespreizt hinzu, »als ob Ihnen das ›grandiose Erlebnis des tragödiösen Untergangs der kaiserlichen Armee‹ doch langsam zu viel würde – was?«

Merkel hört drüberhin. »Ich glaube . . . ich habe einen . . . Herzfehler bekommen . . .« sagt er kläglich.

»Ach?« macht Windt spöttisch. »Sieh einer an . . . Haben Sie denn überhaupt eins?«

»Bitte, Windt!« fällt Berger ein.

Windt hob die Hand. »Befehl, Herr Doktor!« sagte er ernsthaft, schwieg zwei Stunden.

Etwas später spricht mich Jungmann an, der kleine Kriegsmutwillig. »Fähnrich«, sagt er bittend, »haben Ihre Offiziere nicht ein bißchen vom letzten Essen übriggelassen? Ich bin so hungrig . . .«

»Junge«, sage ich gequält, »die bekommen nicht mehr als wir! Und davon . . . Und selbst wenn sie einmal etwas übrig ließen – ich habe schon jemanden dafür, den kleinen Fleetmann. Aber man könnte abwechseln . . .«

»Nein!« sagt er fest. »Ich will niemand etwas fortnehmen!«

Vor uns lacht Proshow, der schnelle Flieger. Er lacht mit fremdem Tonfall, es klingt beinahe hysterisch. »Erinnern Sie sich noch, Saltin«, höre ich ihn fragen, »an Ihren K. u. K. Armeegenossen, den Obersten Tobady, den Madjar-Batschi? Er wettete schon im Jahr 14 jeden Betrag, daß wir im Jahr 20 noch in Sibirien säßen! Alles erklärte ihn für verrückt, wettete Unsummen mit ihm . . .«

Er lacht wiederum. »Jetzt hat er alle Wetten gewonnen«, sagt er dann, »und ist durch diesen Krieg ein reicher Mann geworden . . .«

»Wie viele andere!« knurrt Windt bissig.

Wir haben die Magistrale erreicht. »Thalatta-Thalatte!« rief der Kriegsmutwillige, als wir sie erblickten. Bald hielten wir in der Nähe einer kleinen Station inmitten eines Riesenparks von Flüchtlingen. Auf den Nebengeleisen des Bahnhofsgeländes standen Wagons aller möglichen Klassen. Von der Tjepluschka bis zum Salonwagen, ein Zug neben dem andern, alle Lokomotiven nach Osten gewandt.

Vielleicht bekommen wir ein paar Waggons, um nach Irkutsk zu fahren? schoß es durch unsere Köpfe. Alle Gestalten wurden durch diesen Gedanken aufgefrischt, aller Augen brannten plötzlich in großer Hoffnung. »Ich werde selber zum Stationskommando gehen!« sagte Vereniki. »Kommen Sie, Recke, begleiten Sie mich.«

Alle sahen ihnen nach, als sie gingen. »Menschenskinder, wenn ihnen das gelingt!« rief Proschow heiser. »Ja«, sagte Berger, »und wenn ein Viehwaggon für alle reichen müßte . . .«

Wir debattierten aufgeregt durcheinander, jeder war zu den größten Opfern bereit. Ach, nicht mehr von morgens bis abends marschieren, nicht mehr im eisigen Schnee übernachten . . . In einigen Tagen das zurücklegen, was sonst noch Wochen kosten würde . . .

Als sie nach zwei Stunden noch nicht zurück waren, rief Kostja mich. »Sie kommen frühestens heute abend zurück!« sagte er. »Wollen wir nicht derweil eine kleine Erkundung machen?«

Kaum sind wir in der Nähe des ersten Zuges, als uns zwei tschechische Legionäre den Weg versperren. »Was«, brüllt Kostja, »ich darf in meinem eigenen Land nicht gehen, wo ich will?«

»Sie müssen vorher die Waffen abgeben!« sagt der Tscheche in schlechtem Russisch.

Kostja wird rasend. »Was? Mich entwaffnen? Auf russischem Boden? Was seid denn ihr? Handlanger der Alliierten! Petroleumslakaien! Nehmt euch doch meine Waffen, wenn ihr sie haben wollt — gegen russische Kugeln ebenso gefeit seid wie gegen russisches Elend!«

Die Tschechen retirieren. Dieser Ausbruch scheucht sie. Wir gehen ungehindert weiter. »Siehst du«, sagt Kostja stolz, »man muß ihnen nur die Zähne zeigen — diesen ›kleinen‹ Brüdern!«

Wir gehen schlendernd an den Zügen entlang. Die meisten Waggons sind etwas geöffnet — glänzende Pferdeköpfe und schwere Rinderhörner sehen heraus. Andere sind mit Umzugsgut vollgestopft, kostbaren Möbeln, mächtigen Geldschränken, schimmernden Flügeln, riesigen Tuchballen. Mehrere Waggons sind mit prallen Mehlsäcken, mehrere mit gefrorenen Schweinen beladen. Auf einem offenen Waggon erblicken wir sogar ein prachtvolles Motorboot, rechts und links von ihm ein paar Marmorbildwerke.

»Siehst du«, sagt Kostja bitter, »das ist ihr Raub! Ganz Rußland haben sie ausgeplündert — alle Schlösser, alle Güter, alle Gestüte! Weißt du übrigens, daß diese fünfzigtausend Legionäre

zwanzigtausend Waggons für sich beschlagnahmten — für je drei Mann also einen Waggon? Und während wir bei vierzig Grad im Freien kampieren, legen sie sich großspurig in die geheizten Zugabteile . . . Und während wir vor Hunger auf den Fingern saugen, beratschlagen sie miteinander, ob sie Rinderfilet oder Schweinslende schlecken sollen . . .«

Als wir kehrtmachten, rief uns aus einem Materialwagen ein Tscheche an. »Haben Sie Hunger?« fragte er er servil.

»Nein!« sagte Kostja stolz.

Ich dachte an meine Kameraden. »Ja«, sage ich ruhig, »was haben Sie?«

»Oh, alles! Wenn Sie bezahlen können?«

»Aha!« knurrt Kostja. »Zeige her!« sage ich.

Er hatte Brot, Fleisch, Tabak — alles in bester Qualität. Ich suchte sämtliches Geld zusammen, um soviel wie möglich zu erwerben. »Ihr habt schon wahre Höllenpreise!« sagte ich nur.

Er lachte stolz.

»Siehst du«, sagte der Lanzer, als wir weitergingen, »soweit ist es durch die russische Gutmütigkeit mit uns gekommen! Daß wir uns von diesen Räubern die eigenen Waren wiederkaufen müssen, um nicht zu verhungern!«

Hinter den Tschechenzügen sahen wir auch einige russische Stabszüge, hinter ihnen wieder einige Verwundetenzüge mit roten Kreuzen — alles rettungslos eingekeilt. Man erklärt uns, daß dies Armee-Echelons seien, die Krasnojarsk vor uns passiert und noch ungehindert durchgelassen worden seien. Ob sie hier jemals weiterkönnen, hinge völlig von den Tschechen ab. Es sei denn, sie gingen zu Fuß weiter . . . »Wie wir!« sagte Kostja grimmig.

Als wir zur Abteilung kamen, war unser Kapitän noch nicht zurück. Ich versteckte die Hälfte der Waren als Eiserne Ration in meinem Gepäck, brachte den Rest den Kameraden. »Menschenskind!« rief Windt ekstatisch. »Ist Ihnen eine Fee begegnet!« Saltin, der ewige Österreicher, der so liebenswert ist, daß man ihn täglich in die Arme nehmen möchte, warf mir Kußhände zu. Alle fielen darüber her, daß mir das Zusehen weh tat.

Vereniki und Recke kamen erst gegen Abend. Ihre Gesichter waren finster, ihre Bewegungen müde. Vereniki warf sich schwer auf seinen Schlitten, Recke sagte mit gequetschter Stimme: »Gar keine Hoffnung — wir müssen zu Fuß weiter!«

Die Grafen tauchen auf, verbreiten keinen Duft französischen

Parfüms mehr. »Und nicht einmal die Kranken, nicht einmal die Verwundeten kommen weiter?« fragt Urussoff mit einem Ton, der trotz der Schwere seiner Frage an Konversation erinnert.

Recke zeigt die Zähne. »Was wollen Sie? Auf diesem Bahnhof sind in den letzten Wochen vierundzwanzigtausend Verwundete verreckt — auf uns paar kommt es da nicht mehr an! Und zum andern: wenn sie nicht einmal den Polen, ihren Legionskameraden, die vom Altaigebiet heraufkamen, eine Lokomotive abtreten? Ja, wenn selbst unsere Generäle machtlos sind . . .?«

Auf dem Marsch längs der Bahnstrecke überholen wir eine riesige Karawane. Es sind sibirische Kosaken aus dem Irtschgebiet, die in vielen tausend mit dem ganzen Besitz bepäckten Schlitten neue Weideplätze im Osten suchen. Vor ihnen ziehen unzählbare Pferde- und Rinderherden einher, mitten darin in starker Bedeckung die Heereskasse. Das Ganze gleicht einem Zug aus der Vorzeit, einem Bild aus der Völkerwanderung.

»Wir wollen nicht unter dem roten Joch leben!« antworteten sie auf meine Frage. Mir fiel auf, daß ihr Zug mehr Frauen als Männer zählte. »Was fragen Sie?« sagte Kostja bitter. »Nach sechs Jahren Krieg? Und die sibirischen Kosaken haben besonders geblutet! — Schon an der deutschen Front . . . Das ist der Rest des ganzen Stammes — jawohl . . .«

Am nächsten Morgen kommen Erkunder heran. »In Kansk haben sich rote Truppen konzentriert — wir müssen Kansk umgehen!« Soll sich der Tag von Krasnojarsk wiederholen? denken wir erregt. Allen Abteilungen wird durchgesagt, daß man an Kansk ungesehen vorbeikommen müsse. Wiederum stürzen alle Hoffnungen zusammen. Hatten wir nicht erwartet, in Kansk alles zu finden, was uns Krasnojarsk vorenthielt? Nun werfen sich alle Sehnsüchte auf Irkutsk . . .

Und wieder höre ich diesen und jenen sagen: »Nur Mut! Dann werden wir uns eben in Irkutsk waschen, in Irkutsk sattessen, in Irkutsk ausschlafen . . .«

Der junge Kieler, der kleine Sprotte, wie Hatschek sagt, schreit ohne Unterbrechung, daß man ihn über Leichen schleife. Sie haben ihn auf den letzten Schlitten gelegt, wie einen Verbrecher gefesselt. Niemand will mehr an der Queue marschieren, sein ewiges Schreien ist so furchtbar, daß man für sich selber fürchtet. Und immer neben

ihm zu gehen, Tag für Tag, von morgens bis abends . . . Wenn der Wind uns entgegensteht, hören wir ihn kaum. Wenn er aber von hinten kommt, hören wir sogar an der Spitze sein unablässiges Kreischen.

Meist spricht er von der Krasnojarsker Nacht, oft aber auch von seiner Kinderzeit. »Ich will mit dem Dampfer fahren!« schreit er dann. »Die Förde hinauf! Einsteigen: Kitzeberg, Heikendorf, Möltenort, Laboe! Alles aussteigen . . .« Man ist allmählich so weit, daß man herzlich wünscht, er möchte bald sterben. Oder wenigstens heiser werden . . .

Heute hielt mich der Berliner an. Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Gemisches aus Zorn und Angst. »Sehen Sie mal«, sagte er rauh, öffnete den zerlumpten Mantel, wies mir die haarige Brust, »alles voller Pusteln, eitrigen Löchern! Wissen Sie, was das wohl sein kann?«

Auf meinen Nacken legt sich eine Faust. Habe ich in diesem Asien nicht oft solche Schwären gesehen? »Fritzke«, sage ich endlich, »haben Sie in letzter Zeit ein Mädchen gehabt?«

»Nein«, sagt er störrisch. »Seitdem wir auf dem Marsch sind — nicht. Bin viel zu kaputt dazu . . . Aber in Omsk, damals, wissen Sie, als Sie . . .« Er schweigt verbissen.

». . . mich warnten?« fahre ich fort.

Er nickt hilflos. »Ja, Herrgott«, bricht er aus, »aber das kann doch nicht —«

Ich sehe auf den Boden. »Sie sind verheiratet, nicht wahr?« frage ich endlich.

»Ja«, sagt er leise, »und ganz jung — kriegsgetraut . . .«

Ich wende mich ab, gehe wie erschlagen fort.

Wir müssen südlich über den Fluß Kan, nachdem die Stadt ihren Namen hat. »Wenn sie uns nur nicht auch dort wieder den Weg verlegen!« meint Recke warnend. Soll das ewig so weitergehen — bei jeder Stadt? Eine Stunde später reiten schon Stabsoffiziere unsere Reihen entlang. »Freiwillige vor!«

Vereniki richtet sich im Sattel auf, wiederholt es stöhnend. Petroff, Kostja, Recke heben sofort die Hand. Ich höre Urussoff sagen: »Ich muß, Bruder, meine Hand ist wieder heil!« »Dann muß auch ich — ma foi!« antwortet Saburoff entschlossen. »Komm, binde mir die Schlinge fester . . .« Ehe ich selber etwas sagen kann, ruft Vereniki schon: »Benjamin und Ilja bleiben. Führt den Zug gut —

bis wir zurück sind!« Sie setzten sich augenblicklich in Galopp, Saburoffs weißer Verband leuchtet noch lange.

Wir müssen bald halten, weil vor uns alles hält. Ilja und ich besteigen einen nahen Hügel, mehrere Kameraden schließen sich an. Von Osten rattern zwei Maschinengewehre herüber, ihr wütendes Bellen schwingt klar durch die reine Luft. Überall gehen unsere Schwärme vor, hell leuchten ihre weißen Armbinden. Aus der sibirischen Kosakenkarawane sondert sich ein Trüppchen Greise, folgt unseren Stürmern als letztes Aufgebot. Das Gefecht zieht sich immer weiter fort — gibt es ein besseres Zeichen? Am Flußufer ist alles in Rauch gehüllt, dort müssen sie aufeinanderprallen.

»Ob unser Vereniki zurückkommt?« fragt Berger plötzlich. »Ja«, sagt Windt überzeugt. »Denn wenn er nicht kommt — ist für uns alle Feierabend!«

Gegen Abend kommen Melder angejagt. »Der Übergang ist frei — vorrücken!« Ich nehme die Spitze, Ilja macht den Beschluß. Wir marschieren im halben Lauf, Pferde und Menschen keuchen hörbar. Endlich geht es stark abwärts, fühlen wir Eis unter den Hufen. Rechts und links liegen rote Tote umher, an manchen Stellen gleichsam aufgetürmt. »Man sieht nirgends einen Verwundeten!« höre ich Ilja flüstern.

Am andern Ufer sehen wir schon von weitem eine Gruppe Offiziere, die alles aufmerksam an sich vorüberziehen läßt. »Kapitän!« rufe ich jubelnd. Er lächelt finster.

Niemand von ihnen fiel. Nur Urusoff hat einen Schuß durch den Oberarm. Als ich ihn danach fragte, lachte Petroff brüllend. »Er mußte doch auch einen haben, nachdem sein Bruder einen hatte!« sagte er witzig.

Mir fällt auf, daß Kostja schweigt. Ich fasse ihn ins Auge, seine Lippen sind gepreßt. »Was ist denn, Lanzer?« Er macht eine Bewegung, die ihm sonst fremd ist. »Ach, Benjamin«, sagt er dann, »ich bin gewiß ein alter Soldat, vielleicht sogar ein Stück Landsknecht. Aber der Kampf heute . . . Auf keiner Seite machte man Gefangene! Die Wut auf unserer Seite ist durch das wochenlange Leiden, das Frieren, Hungern, Dursten bis zum Siedepunkt gestiegen . . . Und was ich heute sehen mußte, sah ich im ganzen Krieg nicht! Von 14 an . . . Man tötet nicht mehr, Benjamin — man schlachtet jetzt. . .«

Als Ljuba das später erfuhr, warf sie sich Ilja an den Hals.

»Aber sag mir doch«, schrie sie auf, »warum muß das alles sein?«

Sind wir nicht Menschen? Sind wir nicht Brüder? Alle aus einem Land, aus einer Erde? Warum können wir uns nicht lieben?«

Ihre Stimme bekommt allmählich einen Klang, wie ihn ganz feine, höchste Saiten haben, die vorm Zerspringen stehen.

Wir haben endlich einmal wieder ein Dach überm Kopf. Und: satt zu essen! Diese sibirischen Dörfer sind unerschöpflich, wenn man sie nicht gerade als letzte eines meilenlangen Zuges erreicht. Alles sitzt aufgeräumt auf dem Boden herum, kaut auf den Überresten der Abendmahlzeit. »Kinder«, sagt Windt heiter, »das nenne ich Zufriedenheit! Nur ein Dach überm Kopf und ein Stück Brot im Magen — und alles ist glücklich!«

»Man sollte sich diese Bescheidenheit fürs ganze Leben bewahren können!« sagt Berger ernst.

»Keine Sorge, Doktor!« lacht Windt. »Die ist nach vier Wochen zum Teufel! Wie war es im Lager? Hätten wir nicht alle Ursache gehabt, zufrieden zu sein — gegen hier, gegen diese Zeit? Aber nein, geflucht haben wir Stunden und Tage — wie jetzt auch.«

»Wo wart ihr eigentlich, bevor man euch nach Omsk schickte?« »Im Kansker Gorodok, eben jener schönen Stadt, die wir jetzt umgehen mußten, General!« Er sieht sich triumphierend um. »Das war ein Leben, was, Kinder? Ach, Sie haben das ja alles nicht mehr kennengelernt, Benjamin, sind gerade vorm Beginn unserer schönsten Zeit ausgerissen! Ich zum Beispiel war Zigarettenfabrikant, mit zwei türkischen Gehilfen . . . Berger hatte ein Rechtsanwaltsbüro — er hatte genug zu tun mit den ewigen Streitigkeiten, den ewigen Duellforderungen! Außerdem mußte er die Zahlungsbefehle verschicken, die Konkursverwaltungen übernehmen . . . Schulenburg war Gymnastiklehrer, hatte starken Zulauf, natürlich . . . Was waren Sie noch, Hansen?« unterbricht er sich.

Hansen lächelt verträumt. »Ich blieb in meiner Branche«, sagt er dann, »Lacke und Farben.«

»Das heißt: er machte Stiefelwichse — aus Talg und Ruß!« wirft Proschow lakonisch ein.

»Ich hatte ein Seifenfabrik«, fällt Müller ein. »Stellte mich auf Öle und Fette um, denn mit Steinfußböden war nichts zu machen! Ich stellte prima Kernseifen her, für die zarteste Frauenhaut . . .«

»In einem alten Kochkessel!« sagt Proschow wieder.

»Ja, jeder hatte seinen Beruf«, fährt Windt fort. »Und das war herrlich nach der jahrelangen Untätigkeit! Aber nicht alle waren so glücklich, in ihrer heimatlichen Branche arbeiten zu können.



Wenn ich an unsern Hauptmann denke, Mittelberg, erinnern Sie sich noch an ihn? Er brachte es nur bis zum Hosenträgerfabrikanten, arbeitete in der gleichen Werkstatt, in der auch Merkel als Schuster tätig war. Haha, unter einem findigen Oberstleutnant, der aus ihrem Schuften dreifachen Verdienst einsteckte! Oder an Graf Holdking? Der gab einen Kursus für aristokratisches Benehmen, die Stunde einen Rubel, Alleinstunden das Dreifache . . .«

»Marandjosef«, sagt Saltin plötzlich, »und wenn ich an unser Kaffeehaus denke . . . Ich ging jeden Tag acht Stunden hausieren, zuerst mit allem möglichen: Nadel und Faden, Fingerhüten und Einlegesohlen . . . Später mit Pferdewürsten und Hundekoteletts, das Paar zu einem Rubel . . . Abends hatte ich dann immer so viel verdient, daß ich mich ein Stündchen hineinsitzen konnte! Es gab einen Schwarzen . . .! Manchmal konnte ich mir auch eine Virginia oder einen Mohnstriezel leisten . . . Vor allem aber gab's Musik . . .«

Er schwieg versunken. »Ein richtiges Schrammelquartett!« sagte er dann. »Wie beim Heurigen . . . Wie in Wien . . .«

Gestern kamen wir auf die Städte zu sprechen. Alle waren verbittert und enttäuscht. »Ich bin kein Schwarzseher«, sagte Vereniki endlich, »ein guter Soldat muß Optimist sein — in diesem Fall bringe ich ihn selbst nicht mehr auf!«

»Ma foi, c'est ça!« sagte Urussoff. Er verbeugte sich mit einer Bewegung, die eher in einen Salon als in dies Bauernhaus gepaßt hätte. »Der Sieg hängt zu drei Viertel vom Geist ab und nur zu einem Viertel von der Materie! sagt Napoleon«, setzte Saburoff hinzu. Vereniki schlug seine massige Hand durch die Luft. »Das ist es! Und wenn die Bolschewiken siegen, bewährt sich dieses Wort von neuem! Uns fehlte der Geist . . . Die Roten haben ihn, und wenn auch nur als vorgelogenen Wahn, in ihrer Rettungsmission vorm Nachtgespenst und Kinderschreck eines wiederkehrenden Zarismus! Sie sind bereit, dafür zu sterben, das ist das ganze Geheimnis! Wir haben nicht einmal eine Lüge — wir haben nichts . . .«

Er ist verändert, unser eiserner Vereniki. Er spricht nicht mehr so abgehackt, so voller Überenergie wie im Frühjahr. Man spürt schon dumpfe Müdigkeit an ihm . . .

Wie an uns allen.

Seit gestern muß auch Gundler, dem die beiden großen Zehen erfroren, wohl oder übel auf einem Krankenschlitten sitzen. Seine

Zehen wurden allmählich unförmige Ballen, aus denen dickflüssiges Wasser tropfte. Immer wieder froren die durchnästen Verbände zu steinharten Klumpen zusammen, machten die andern Zehen nacheinander leblos wie sie selbst. »Wenn man sie bloß abschneiden könnte!« hörte ich ihn mehrfach jammern. »Das hält kein Tier aus – Herrmeingott. . .«

Gestern müssen die Gifte seiner verwesenden Zehen ihm in die Blutbahn gedrungen sein, denn seine Beine wurden bis zu den Hüften hinauf hart und heiß. Er begann furchtbar zu schreien, und sein Gejammer übertönte einen Tag lang das Geräusch des kleinen Kielers, der inzwischen heiser wurde und nur noch krächzend vor sich hinlallt. »Kann man sie denn nicht abschneiden?« schrie er unablässig. »Wenn auch ohne Beine – nur das Leben möchte ich behalten! Es gibt Kunstbeine, es gibt kleine Wägelchen, worin man sich fahren kann . . .« In der Nacht riß er sich die Hosen in langen Streifen von den glühenden Beinen. Sein gutes Gesicht war durch die Schmerzen nicht mehr menschenähnlich. Gegen Morgen starb er.

Als wir ihn auf der nächsten Rast beerdigten, schob sich der lange Kürassier an mich heran. »Hier, Fähnrich«, sagte er, »ich bin auch soweit . . . Mein kleiner Finger ist kaputt . . .« Um Gottes willen, dachte ich, soll ich auf diese scheußliche Art einen nach dem andern verlieren? »Hab' ihn gerieben, was das Zeug hielt«, fuhr der Kürassier fort, »mit dem schönsten Schnee, stundenlang – es nützte nichts mehr. Man merkt es gar nicht, wissen Sie! Das ist das Gemeine. . .«

Er schweigt ein wenig, wickelt sorglich den Lappen ab, zeigt mir den kleinen Finger, der schon klumpig wie Gundlers Zehe ist. »Man sollte ihn abschneiden!« sagt er dann. »Nein, es soll mir nicht gehen wie dem armen Gundler, verfluchtnochens . . . Der Artist würde es machen – habe schon ganz andere Dinge gedreht! sagte er mir. Aber wir sollten ein Rasiermesser haben . . . Und wir haben keins, nur Fleetmann . . . Und der gibt's nicht her, selbst mir nicht, seinem Freund . . . Nein, dazu nicht! schreit er wie verrückt . . . Dann will sich kein Offizier mehr damit rasieren lassen! – Wenn Sie einmal mit ihm reden würden, Fähnrich?«

»Gewiß, Kürassier. – Fleetmann!« rufe ich sofort.

Fleetmann kommt, zittert erbärmlich. Ich stelle es ihm vor, rede ihm gütig zu. »Hier geht es um ein Menschenleben!« sage ich schließlich.

»Aber wenn der Herr Doktor . . .«, ruft er zum zehntenmal.

Ist er auch schon verrückt geworden? denke ich erschrocken. »Was — Doktor?« rufe ich erregt. »Er erfährt ja gar nichts davon, Fleetmann! Wir sagen es ihm gar nicht! Und du kannst es doch auch wieder reinigen!«

»Es ist mein einziges« sagt er störrisch. »Und wenn sie mir eine Scharte hineinmachen . . .« Er ist wie von einer fixen Idee besessen, würde auslöschen wie eine Lampe ohne Öl, wenn er sein Messer einmal verlöre! Endlich gelingt es mir trotzdem, sein Einverständnis zu bekommen. »Hier, Hatschek«, sage ich. »Und gib acht, damit ihm nichts geschieht!«

Hatschek klappt es sachlich auf, prüft es an seinem Fingernagel. »Gut«, sagt er kurz, dreht sich um, setzt ruhig hinzu: »Komm, Kürassier!«

Fleetmann sieht ihnen mit Augen nach, als ob man ihm das Teuerste entführe. »Nun«, sage ich ablenkend, »wie geht's sonst, Fleetmann?«

Er fährt zusammen, zittert wie Espenlaub, sagt endlich flüsternd: »Hat der Herr Doktor schon nach mir gefragt?«

Als wir einmal früher als sonst ein Dorf erreichten, befahl Vereniki die längst bestimmte Pferdebesichtigung. Wir gehen von einem zum andern, sehen jedes Tier forschend an. Unsere Reitpferde sind zum größten Teil noch brauchbar, die Schlittenpferde aber machen alle einen Eindruck, als ob sie nur noch ein oder zwei Etappen erreichten. Ihre von vielen Stürzen zerschundenen Knie sind völlig durchgebogen, ihre Unterlippen scheinen von den armlangen Eiszapfen wie grauer Gummi herabgezogen. Alle Augen blicken eigentümlich müde, mit bläulich-milchigem Schein, fast ohne Leben. Keins spielt mehr mit den Ohren, wenn man sie dort angreift. Es mutet an, als ob sie schon gefühllos wären.

Vereniki läßt alles neu verteilen, die kräftigsten als Mittelpferde unter die Duga stellen, die schwächlichen als Seitenpferde begeben. Wenn wir unsere Kalmückenklepper nicht hätten, die sich von allen am besten halten, befänden wir uns schon lange in trostloser Lage. Kein Pferd ist mehr so kräftig, daß es als Einspanner gehen könnte. Wir sehen es ein, obwohl es bitter ist. Wieder müssen vier Schlitten zurückbleiben, die übrigen werden um so höher bepackt. Worauf sollen sich meine Kameraden setzen, wenn sie einmal nicht mehr laufen können?

Als wir zum letzten Schlitten kommen, verstummt unser Ge-

sprach. Aber es verstummt nicht nur, weil der kleine Kieler in ihm liegt — es verstummt auch, weil Urussoffs edler Vollblütler dort angebunden steht. Ist dies Tier nicht auch ein Symbol der Furchtbarkeit unseres Heerzugs durch Asiens Winter? Wie der Mensch, der vor ihm liegt? Voller Wunden und Schrunden, ein lebendiges Gerippe, das sich seit Wochen hinter uns herschleppt? Das nie die Kraft zurückbekommen wird, um seinen Herrn einmal wieder zu tragen, dennoch in rührender Hingabe mitläuft — gleichsam als wüßte es, was alsbald kommt, falls es zurückbleibt?

»Ich bitte um die Erlaubnis, dies Pferd schlachten zu lassen!« sagt Recke plötzlich. »Wir haben nichts mehr zu essen, und in diesem Dorf gibt es nichts . . .«

Verenikis Augen suchen Urussoff. »Nun, Bruder?« fragt er leise. Urussoff nickt nur, senkt den Kopf. Seine Augen werden plötzlich feucht, gleich darauf rinnen Tränen herab.

Als wir mit allem fertig sind, kommt Pjotr mit einem Messer. Ich sehe von ferne, daß er den immer noch unsäglich edlen Kopf der einst goldfarbigen Stute emporhebt, ihr darauf kurz und heftig das Messer in die Kehle stößt. Das Pferd fährt erschrocken zusammen, bleibt aber stehen, bis seine langen Beine erzittern, sein elender Körper von rechts nach links schwankt . . .

Eine Stunde später drehen sich seine enthäuteten Glieder an einer zerbrochenen Kosakenlanze über einem mächtigen Feuer. Es schmort und strudelt, Pjotr dreht unablässig. »Fett hat es ja keines mehr«, sagt er mißbilligend, »trotzdem: es war ein junges Tier, es soll uns dennoch schmecken!«

Die Plennys sammeln sich darum, zwischen ihnen die Offizierskameraden. »Pferdefleisch ist eine Delikatesse, wenn man es richtig zubereitet!« höre ich jemand sagen. »Ja«, antwortete der Kürassier, dessen Hand jetzt ein dicker Verband verhüllt, in seiner langsamen Art, »du bist auch einer von jenen, bei denen der Ochse Milch gibt, wenn keine Kuh zur Hand ist . . .«

Endlich bringt Pjotr ein Schenkelstück, trägt es stampfend im Kreis herum. Jeder schneidet sich eine kräftige Scheibe herunter, beginnt mit Heißhunger darauf zu kauen. »Nun, Euer Gnaden?« fragt er Urussoff.

Urussoff schüttelt den Kopf, preßt das Kinn auf die Brust.

»Und Ihr, Euer Hochwohlgeboren?« fragt er Saburoff.

»Nein, danke, geh . . .«

»Ja, Brüder, das verstehe ich!« sagt Petroff schmatzend. »Wenn einem solch ein Gaul . . . Seht, wenn meiner draufginge, ich wüßte auch nicht, was ich täte . . . Immer hat man was Warmes bei sich, nicht wahr? Ich meine nicht das Warme, das man wirklich spürt, die Wärme des Leibes, der Haut, nein, das andere, wißt ihr . . .? Nun, ihr versteht mich schon . . .«

Wenn er doch still wäre! dachte ich gequält.

In diesem Augenblick steht Urussoff auf, geht wortlos fort.

»Er weint jetzt, wenn ich nicht irre . . .« sagt Petroff bedächtig.

Mittags starb Stein. Wir beerdigten ihn wie alle Bisherigen: Chun faßte ihn unter die Arme, Schulenburg nahm ihn an den Füßen. Die Kameraden standen eine Weile in stummer Sammlung an seiner letzten Stätte. Rechts von ihm stand ein leerer Schlitten ohne Pferde, mit einer toten Frau darin, links lag ein höherer Offizier mit goldenen Achselstücken, auf denen der Namenszug des Zaren glänzte.

»Nicht mal eine kleine Tafel kann man ihm geben!« knurrte Windt verbissen.

Ich fragte mich: Warum durfte er nicht schon in Nowonikolajewsk sterben? Warum mußte er noch all das durchleiden, was dem folgte – bis auf heute?

Und frage Gott: Wenn ich hier enden soll – warum starb ich nicht schon in Totzkoje?

Als wir weiterzogen, sagte Windt plötzlich: »Weiß jemand, ob seine Frau versorgt ist?«

»Er war Angestellter«, sagt Chun halblaut.

»Nun, dann kann sie also verhungern – mitsamt den Kindern!« ruft Windt bissig.

»Aber erlauben Sie!« fährt Merkel auf. »Wir haben doch immerhin noch einen Staat, der den Angehörigen seiner Krieger –«

»Gehen Sie mir um Gottes willen mit dem Dank des Vaterlandes!« schreit Windt erregt.

Er bricht ab, Schulenburg sieht ihn an. »Nur ein siegreiches Land kann seinen Kämpfern danken!« sagt er hart.

Windt senkt den Kopf, spricht nichts mehr.

Gegen Abend erzählt Olfert von der Heimat. »Ja«, sagt er zum Schluß, »wir haben es uns oft ausgemalt: Unsern Einzug als Sieger, vom ganzen Volk begrüßt . . . Und jetzt: Heimkehren als Besiegte!

Das wird das Bitterste von allem werden, bitterer noch als dieser ganze Zug . . .«

Saltin, der schlanke Österreicher, der in der elendsten Bauernhütte dasitzen kann, als säße er an einem Marmortisch im Kaffeehaus, sieht ihm mit einem Ausdruck ins Gesicht, der Olfert augenblicklich verstummen läßt. »Ach, was wollt ihr?« sagt er klanglos. »Ihr bleibt einig — ein großes, starkes Reich! Euch konnte man nicht zerschlagen — trotz allem nicht!«

»Aber wir?« schreit er plötzlich. »Was ist mit uns? Von meinen Kameraden gehört jeder in ein anderes Land, wenn er heimkehrt! Nichts blieb mehr übrig von unserm alten Glanz, von unserm schwarzgelben Kaiserreich, der K. u. K. Armee! Weggewischt ist alles . . . Vom Erdboden verschwunden . . . wie ein Traum . . .«

Steins Tod geht mir nicht aus dem Kopf. Er hat die Kirchhofsbaracken von Nowonikolajewsk überstanden — und mußte jetzt sterben? frage ich mich unablässig. Wo ist der Sinn? Ich mußte an Hatschek denken, den Artisten. An seine Frage: Gib uns einen Sinn! Gib uns etwas, wodurch wir diese fürchterlichen Tage leichter tragen können . . .

Es ist Nacht. Ich sitze in einem warmen Stall, auf meinen Knien liegt mein Buch. Alle Kameraden sehen im Schlafe fragend in meine Augen: Gib uns einen Sinn . . .

Ja, einen Sinn, Gott!

Wenn wir keinen Sinn finden, müssen wir alle zugrunde gehen! Ich sehe auf mein Buch, das immer stärker wird, in dem das ganze Grauen unseres Zuges steht. Ich presse es mit meinen Händen, als ob ich ihm den großen Sinn entpressen könnte, nach dem wir alle suchen. Ja, jeder einzelne, wenn er es auch nicht sagt, nicht sagen mag . . .

Und fühle plötzlich etwas nahen. Und greife um mich, fasse es und fühle: Hier ist es . . .

Ja, hier ist es: Unser Leiden durfte sein, wenn es das letzte ist! Wenn durch die Aufrüttelung, die von uns ausgehen wird, die Menschheit niemals wieder gleiches leidet . . . Nicht nur ich, alle sollen einst davon sprechen, ihr unser Erleben vor Augen stellen — das ist sein Sinn! Damit alle mit uns den Bruderkrieg um jeden Preis vermeiden, ihr Letztes geben für den Frieden zwischen den Völkern und im eigenen Volk . . .

Acht Tage später saß ich wieder neben dem Väterchen auf Ljubas Schlitten. Wir fuhren an der Spitze, alle Augenblicke flogen ein paar Worte herüber. Ich sah dann stets, daß Luka dazulächelte, wie Weise lächeln.

»Nein«, hörten wir Petroff fluchen, »laßt mich mit eurem Kirchenlaufen in Frieden — das ist alles für Wickelkinder! Ich kannte einen, der rannte täglich in die Kirchen und war ein solcher Lump...«

»Hören Sie, Benjamin?« fragte Luka hauchend. »Da bringen sie nun wieder diese alte Wahrheit, obwohl sie doch schon viel zu alt ist, um sie von neuem herzusagen! Mir fällt bei solchen Reden immer ein Geschichtchen ein, das ich einmal in meiner Jugend hörte...«

»Erzählt es mir — das heißt«, schaltete ich ein, »wenn es nicht zu beschwerlich ist!«

»Nun«, hob er an, »es handelt von einem Frommen und einem Gottlosen. Zwei alte Menschen standen vor dem Herrgott — ein schwarzer Reicher, ein blonder Armer. ›Sprich«, sagte der Herr zum Schwarzen, ›was tatest du in deiner Erdenzeit?‹ ›Ich betete das Vaterunser jeden Tag dreimal!‹ sagte der Schwarze. ›Und ging auch zweimal täglich in die Kirche, morgens und abends. Und wenn ich reiste und eine Kirche sah, lief ich hinein. Auch ließ ich keine Wallfahrt aus, zog singend mit den Fahnenzügen —‹ ›Ja«, unterbrach der Herr, ›ich hörte dich oft! Du schriest, damit dich alle Leute sahen, und plappertest mit leerem Lippenregen vor dich hin, derweil du an die letztverkauften Fische dachtest! Kehr um und lebe noch einmal — und besser...‹ ›Nun, und du?‹ wandte sich Gott zum Blondem. ›Ich war niemals in einer Kirche«, sagte der Blonde voller Scham. ›Was niemals?‹ ›Nein, Herr. Ich war wohl hundertmal auf dem Weg, doch immer, wenn ich aus der schwarzen Stadt in Wald und Felder kam, die helle Luft und deine Blumen sah, die vielen Vögel fröhlich singen hörte, blieb ich hier und dort ein wenig stehen — und kam aus diesem Grunde nie zurecht...‹ ›Sonst weißt du nichts?‹ sprach Gott. ›Doch... Oftmals, Herr, wenn ich so wanderte und in den Aufgang deiner Sonne sah, ergriff es mein Herz so sehr — daß ich mich auf die Knie warf und meine Arme gen Himmel streckte und jubelnd rief: Ich danke dir — ich danke dir für Deine schöne Erde!«

Da legte ihm der Herr die Hände auf die Stirn. ›Tritt ein!‹ sprach er, ›denn du bist reif und weiltest vieltausendmal in mei-

ner schönsten Kirche, obwohl du nie in meinen Gotteshäusern warst! Wahrlich, ich sage euch: Wer mich nur einmal wie du empfand, begriff mich mehr als hundert Kirchengeselle!«

Luka lächelte freundlich, reichte seine Hände.

Obwohl sie kalt sind und allmählich spinnenhaft werden, vermögen sie noch mit seltsamer Wärme zu drücken.

Als wir uns Nishni-Udinsk nähern, läuft uns eine niederschmetternde Botschaft entgegen: Koltschak hat die Weiße Armee verlassen, sich unter den Schutz der Tschechen gestellt.

Wie das geschehen konnte? Als er in Nishni-Udinsk einläuft, wird sein Zug von Tschechen umstellt. Der Leibkonvoi zieht Handgranaten, Koltschak selbst verbietet es. »Kein Blut für mich – ich bitte euch!« Er ersucht General Janin, das Oberhaupt der Legionäre, telegraphisch um Aufklärung. Die Antwort lautet: »Ich beschwöre Sie, sich in den Schutz der Legionäre zu geben, Sie stehen dann unter der Obhut der gesamten alliierten Intervention, sind dort in größerer Sicherheit als bei den Resten Ihrer Armee.« Koltschak stimmt zu – was bleibt ihm übrig? Andere als tschechische Züge werden nicht mehr durchgelassen, zudem will man an seinem Stabswagen sämtliche Fahnen der Alliierten aufziehen – als äußeres Zeichen dafür, daß er sich unter ihrer Oberhoheit befindet, auf einem für alle Roten unbetretbaren Boden. »Ich bitte, den Leibkonvoi zu verabschieden, er ist jetzt unnötig«, ersucht der Tschechenführer.

»Geht, meine Brüder«, sagt Koltschak sogleich, »ich stehe jetzt im besten Schutz! Seht diese Fahnen: Frankreichs, Englands, Amerikas und Japans Hoheitszeichen schützen mich...« Die Leibgarde gehorcht, viele weinen dabei. Am nächsten Tag fährt Koltschaks Stabszug weiter, dem Fernen Osten zu. Vor und hinter ihm rollen siebentausend bis an den Hals bewaffnete Tschechentruppen. Kein russischer Soldat ist mehr bei ihm...

Im ersten Augenblick ist alles von dieser Nachricht erschlagen. Veronikas kraftvolle Gestalt biegt sich, als ob sie ein innerlicher Schmerz zusammenkrümme. Recke schließt die Germanenaugen zu einem schmalen Schlitz, was seinem rässigen Gesicht etwas unsäglich Hochmütiges gibt. Kostja ist bis ins Haar erblaßt, selbst seine Lippen sind weiße Striche.

»Aber vielleicht befindet er sich wirklich in besserer Sicherheit bei ihnen?« sagt Ilja zaghaft. »Sind nicht in letzter Zeit sogar Teile unserer besten Truppen übergelaufen?«



»In bester Sicherheit?« brüllt Petroff rasend. »Ach, du Verfluchter! Lehr mich nicht diese Tschechen kennen . . .«

Wir lagern in der Nähe eines Bahnhofs. Vereniki und Recke sind seit dem Morgen fort. Sie wollen wiederum versuchen, ein paar Waggons für uns zu bekommen. Aber es wird auch hier das alte sein: Lokomotivmangel, Gleisverstopfung, Tschechenherrschaft. In der nahen Stadt fallen unablässig Schüsse. »Unsere Truppen werden wie Barbaren darin hausen!« flüstert Ilja erregt. Oh, ich verstehe es — nach dieser Nachricht.

Gegen Abend sammelt sich alles mögliche Volk um unsere Schlittenburg. Hauptsächlich Frauen, Frauen aller Klassen, dennoch eines Ranges: Käufliche. Wittern sie Geld bei uns, Teile des märchenhaften Koltschak-Schatzes, um den sich schon Legenden bilden? Oder wollen sie nur Brot, Kleidung, Fahrplätze?

In der Mitte unserer Burg sitzen meine Kameraden. Ich bin allein bei ihnen, Petroff und Kostja sind gleichfalls fort, beide forderten mich zum Mitgehen auf. Nein, ich wollte nicht — ich weiß zu gut, warum sie fortgehen . . . Und will nicht, jetzt noch, in der letzten Phase . . . Sehe ich nicht täglich den Berliner vor mir, der allmählich bei lebendigem Leibe verfault . . . ?

»Herrgott«, ruft Merkel plötzlich, »man sollte mal wieder zugreifen! Hat nicht jemand ein Stückchen Brot für mich? So billig kriegt man es nicht wieder . . . Denn für eine trockene Rinde könnte man schon eine Junge haben, glaube ich . . .« Er steht unternehmend auf, schnellt sich ein Stäubchen vom Ärmel.

»Gewiß«, sagt Schulenburg mit seiner klaren Stimme, »mehr als das sogar — ein Andenken fürs ganze Leben!«

Merkel schweigt geprügelt.

Mit dem Einbruch der Dämmerung dringen sie mutiger in unsere Burg, lehnen sie sich bettelnd an unsere Schlitten. Eine schöne, junge Frau, der man die Offiziersfrau ansieht, legt Windt die Hand auf die Schulter. »Haben Sie nicht etwas Brot?« fragt sie leise. »Nein«, sage ich für Windt, »wir haben selber nichts . . .«

Windt sieht sie lange zweifelnd an. Plötzlich breitet er beide Arme aus, zieht sie mit einer Zärtlichkeit, die ich bei ihm bis dahin für unmöglich hielt, auf seinen Schoß. Ich sehe im Halbdunkel noch, daß er sie wie versunken anstarrt, mit einem Augenausdruck, der nichts Sinnliches und Körperliches, der etwas übersinnlich Reines an sich hat.

»Ich habe zu Hause eine schöne Frau, weißt du...?« höre ich ihn nach einer Weile sagen. »Sie hat so schöne Augen wie du... Und einen ähnlichen Mund...«

Die fremde Frau hebt ihre Lider. »Was sagt er, Fähnrich?« fragt sie flüsternd.

»Daß er dich liebt, Mädchen!« sage ich heiser.

Windt aber braucht mich nicht, zieht ihren dunklen Kopf herab, bettet ihn zärtlich an seinem Halse, starrt über ihren Scheitel in ein Fernes. »Komm, wir wollen uns wärmen...« sagt er nur, sitzt dabei unbeweglich, wie versteinert. »Nichts anderes, nur das... Und denken... Du an ihn... Und ich an sie...«

In meiner Kehle quillt Heißes auf. Ach, auch ich möchte eine Frau in meinen Armen halten! denke ich sehnsüchtig. Ganz wie er — still, lauschend, unbeweglich. Nichts damit wollen, nur dadurch fühlen, daß es noch Frauen gibt... atmende Brüste... langes Haar... Er fühlt ja auch nicht diese Frau Tatjana oder Wera, er fühlt in ihr ja nur die Frau an sich... Und damit jene, die zu Hause wartet — seit sechs Jahren...

Ja, auch ich möchte das, genauso keusch! Ich denke plötzlich an Hildegard. Aber ich suche sie mir vergebens vor die Augen zu stellen. Ich kann mich nicht einmal mehr an ihre Stimme erinnern — hat denn das Schreien all der Sterbenden, die ich seit meiner Trennung von ihr sah, schon jedes Schöne fortgewischt? Ich blicke starr auf die Frau an Windts Brust, suche dabei verzweifelt nach Hildegard... Viele Bekannte tauchen auf, mein Vater, meine blonde Mutter, mein treuer Pod, der tote Seydlitz...

Alle kommen, wirr durcheinander, nur Hildegard nicht!

Ich stehe gequält auf. Ich kann nicht länger sehen, wie diese Frauen mich umschleichen. Ich würde doch nicht das Glück haben, das Windt hatte... Nein, ich würde sicherlich an eine gemeine Hure geraten, die über mich lacht, mich mit einer einzigen Bewegung aus allen Himmeln stürzt...

In diesem Augenblick tritt Berger auf mich zu. »Wollen Sie fortgehen?« fragt er rasch. »Bleiben Sie noch! Ich möchte Ihnen etwas zeigen! Gerade heute fiel mir ein...«

Er will mich hüten! denke ich dankbar. Seht an, er will mich hüten — wie schon einmal! Will unter irgendeinem Vorwand vermeiden, daß ich heute in die Stadt gehe... »Bitte, Doktor«, sage ich befreit.

»Haben Sie eine Lampe?«

Ich entzünde Verenikis Stallaterne, er kramt in seinem Eisbärpelz. »Es handelt sich nämlich darum«, hebt er an. »Ich habe zu Hause einen schönen Besitz — Odinhof heißt er. Und habe im Lager schon, in all den Jahren, neue Pläne entworfen. Für eine Abänderung des Parkes... Und möchte Sie nun um Ihr Urteil bitten...«

Er breitet ein paar Zeichenblätter aus, weist mit dem Zeigefinger auf dies und jenes. »Sehen Sie«, sagt er, »dort ist eine kleine Mulde, die möchte ich vertiefen lassen, einen Teich daraus machen, mit Schilf und allen möglichen Gewächsen... An das Ufer aber möchte ich einen kleinen Tempel stellen — auch ihn habe ich schon entworfen...«

Er wird leise, fast geheimnisvoll. »Im Tempel, wissen Sie, nur ein Innenraum, ganz schlicht, ganz feierlich... Und in diesen Raum kommt eine Orgel... Nichts sonst, nur eine Orgel... Und in diesem Tempel will ich jeden Morgen eine Stunde sitzen — und dieser Zeit gedenken! Mich immer wieder daran zurückerinnern... um niemals wieder unbescheiden zu werden... mit meinem Schicksal... mit meinem Leben...«

Er atmet hörbar. »Am Ende... dieses meines Gottesdienstes aber«, schließt er hauchhaft, »werde ich spielen... Auf dieser Orgel spielen...«

»Im Herbst soll die Entente Deutschland erlaubt haben, Schiffe zu chartern, um die Gefangenen aus Ostsibirien heimzuziehen!« erzählte Hatschek kürzlich.

»So hatten sie es Deutschland bis jetzt verboten?« fragte Fritzke erstaunt.

»Natürlich — weißt du das nicht? Wir durften die russischen Gefangenen nicht heimschicken — folglich gaben die Weißen uns auch nicht frei — Austausch gegen Austausch, das ist doch klar! Ihnen haben wir es also zu verdanken, daß noch Zehntausende von uns nach Friedensschluß zugrunde gingen! Aber jetzt soll die deutsche Kommission schon in Wladiwostok sein, unter einem gewissen Nansen, dem berühmten Nordpolforscher Fridtjof Nansen, einem Norweger... Also, Kinder, marschier, marschier, eins, zwei, eins, zwei — sie warten schon auf uns...«

»Mensch, verkohl mich nicht!« brummt der Berliner.

»Tatsache! So wahr ich Hatschek heiße! Lauter Dampfer erster Klasse, verstehst du? Um alles an uns wieder gutzumachen...«

»Du hast viel studiert, aber bloß bis zum Hals — in den Kopf ist nichts reingegangen«, sagte der Kürassier böse.

Ja, soweit sind wir schon! Die Rettungsexpedition ist unterwegs. Aber niemand glaubt es mehr . . .

»Ich sehe dich keine Gedichte mehr lesen, Ilja?« fragte ich gestern.

»Nein, Benjamin.«

»Warum nicht, Ilja?«

»Ach, Benjamin . . .«

»Sprich doch!«

»Ich habe erkannt . . . ich habe erkannt«, beginnt er zögernd, »daß heute keine Zeit ist, Eigenem nachzugehen! Auch meine Kraft soll sich dem Großen unterordnen, in ihm wirken . . . Ich will schreiben, Benjamin, schreiben wie du! Ich will die Geschichte unseres Kampfes aufschreiben — meine und deine und unser aller! Ich weiß, daß dies im Grunde nicht Arbeit eines Dichters ist, im großen Sinn auch nicht zu meiner Kunst gehören darf . . . Jetzt aber müssen alle ihr Besonderes unter die Gesamtheit stellen, unter die Forderung . . .«

»Überlasse es den Politikern, Ilja, den Historikern . . .«

»Ja, Benjamin, du hättest recht — in stillen Zeiten! Heute aber nicht . . . Ehe nicht alle die Falschheiten des Bolschewismus durchschauen, sind seine suggestiven Mächte nicht gebrochen! Der Zeitung glaubt man nicht, und dem Politiker erklingt kein Widerhall . . . Wir Dichter sind die einzigen, die Glauben finden, die über Presse und Politiker hinaus an seinem Sturze wirken können! Daraus leite ich mein Recht. Es muß sich ein Dichter finden, der über seinen Ungeist so sprechen kann, daß ihn das Volk versteht. Ich habe lange überlegt — jetzt sehe ich klar . . . Ich will der Mittler sein, der Dolmetsch gleichsam, der die Erkenntnisse unserer Theoretiker in eine Sprache übersetzt, deren Klang jedermann eingeht!«

Ich dachte an seine Gedichte, schüttelte besorgt den Kopf.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte er rasch. »Soweit ich Künstler bin, kann ich wohl sagen: Es schert mich nicht — soweit ich Mensch bin . . .« Er schloß die Augen, sah sehr müde aus. »Ach«, sagte er dann, »glaubst du nicht auch, daß ich viel lieber Dichter wäre? Ich, Ilja Rußki, der nie etwas anderes las und schrieb und liebte als reine Lyrik? Gerade dies ist mir Symbol . . . Und wenn es dennoch Leute geben sollte, Benjamin, die mich nicht begreifen, dann wollen wir, wir beide, ihnen sagen: daß wir das Leben an Millionen Menschen über die absolute Reinheit einer Dichtung stellen! Übrigens

werden nur jene uns entgegen sein, die noch nicht am eigenen Leibe erfahren, was der Bolschewismus für unsere Welt bedeutet . . .«

Ich war geschlagen. »Schreib, Ilja«, sagte ich. »Ja, schreib! Und wenn du irgend etwas brauchst — meine Aufzeichnungen sind auch die deinen.«

Wir marschieren. Der Weltenraum scheint in Milliarden Flocken kristallisiert auf uns herabzusinken. Der Schnee wird immer höher. Niemand darf auf den Schlitten sitzen, außer er wäre schon mehrfach zusammengebrochen. Die Pferde sind so unsäglich entkräftet, daß sie keine doppelt belasteten Schlitten mehr ziehen können. Wenn man zurückblickt, sieht man eine lange Kette vermummter Gestalten im Gänsemarsch durch den Schnee waten. Einer geht hinter dem andern, genau in der Spur, die Verenikis schwerer sibirischer Hengst getreten hat. Es würde zu sehr ermüden, eine eigene Spur zu treten, darum gehen wir so. Wie schön war es noch, als man in kleinen Gruppen ziehen, zuweilen etwas miteinander sprechen konnte! Jetzt ist auch das vorbei, man muß die Kräfte sparen. Und geht hintereinander, um die Beine zu schonen. Und spricht nicht mehr, um die Kehle zu schützen . . .

Zum Glück steckt endlich alles in warmen Hüllen. Die beißende Kälte hat die Scheu vor den Toten und die Angst vor der Ansteckung langsam, aber unwiderstehlich besiegt. Jeder hat einem Liegegebliebenen Pelz oder Mütze abgenommen, ohne nach den roten Flecken ihrer Träger mehr zu fragen. Aber auch das bringt Qualen mit sich, Qualen neuer, peiniger Art . . . Wenn es schneit, saugen diese zottigen Bärenpelze derartige Schneelasten ein, daß man sich alle Augenblicke schütteln muß, um sich wieder davon zu erleichtern. Zum andern züchten sie geradezu das Ungeziefer, lassen jeden wahre Läusebrutstätten mit sich herumschleppen. Wenn man nie Luft an den Leib lassen, sich niemals auskleiden kann? Und zum dritten: Jede Laus kann den Tod bringen! Sie sind die Träger des Flecktyphus — sie ganz allein . . . Aber wir marschieren dennoch. Und das weiße, puderige Steppenmehl wird immer höher. Die gefangenen Offiziere sind bis auf zwei noch vollzählig. Ein Offizier entflo, einer starb an Typhus. Der ostpreußische Landwirt mit dem unaussprechlichen Namen liegt seit dem Knieschuß hoffnungslos darnieder. Von unsern Soldaten sind nur mehr sechzehn übrig, ist schon der vierte Teil tot. Vor kurzem brachen wieder zwei mit Typhus zusammen. Auch sie werden sterben.

Trotzdem: Es wurde noch keiner verlassen, solange ein Funken Leben in ihm war! Von unserm Führer Vereniki wie von seinen Kameraden nicht, obwohl das Essen mit jedem, den wir seinem Schicksal überließen, reichlicher für die Übrigbleibenden würde... Und das hält uns vor allem, macht es allein erträglich: die Kameradschaft! Ich muß oft an die Lagerzeiten denken... Damals gab es keine Kameradschaft, wenigstens zuletzt nicht mehr. Das ewige Eingepferchtsein machte heimtückisch und gemein, wirkte demoralisierend und entnervend. Das starre, stete Unglück, das Endlose und Alltägliche schweißte nicht zusammen, riß eher auseinander. Dort gab es keine Taten, keine Hoffnungen — das war es! Das ewige Nichtstun, das ewige Niealleinsein, nein, das war kein Boden für Kameradschaft!

Hier ist das anders. Gewiß, unsere Hoffnungen sind nicht groß, aber sie sind doch da! Auch das Ende wissen wir: Weiter als bis zum Stillen Ozean werden wir nicht marschieren. Dort hat es sicherlich ein Ende, weil das große Wasser kommt, wenn nicht schon früher, wenn nicht schon morgen... Außerdem gibt es Gefahren, tausend tägliche Erlebnisse, erschütternde zumeist, dennoch Erlebnisse, nicht jene Öde, die uns in den Lagern an den Rand des Wahnsinns brachte! Und einen gewissen Kampf, von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht. Wo aber Kampf zwischen Männern ist, gibt es auch männliche Hilfe...

Wird nicht jede Beute sorglich verteilt? »Wer hat noch keine Pelzmütze?« »Mayer ist dran!« »Wer hat noch keine Filzstiefel?« »Nein, ich brauche noch keine, gebt sie nur dem Kleinen!« — Wie oft läuft mir jemand nach: »Fähnrich, einer liegt wieder... Wir haben ihn schon abwechselnd auf dem Rücken getragen, seit zwei Stunden! Aber jetzt können auch wir nicht mehr... Dürfen wir ihn auf einen Schlitten legen?« Oder beim Übernachten, wenn sie sich auf die Proviant Schlitten werfen, dreißig bärenhaarige Männer, oft auf freiem Felde, im scharfen Ostwind. »Komm, leg dich zwischen uns, du frierst ja leicht...« »Ja, komm nur her, wir haben breite Rücken, alle beide...«

Wie herrlich können Menschen sein, wenn sie nichts als Schnee und Mord und Tote um sich haben! Als ob sie sich gegenseitig in stummer Größe übertreffen möchten, ist es oft. Denn niemand spricht davon, um Gottes willen... Das wäre weibisch, unmännlich, sentimental! Wie im Felde... Auch dort trug die einzigen Blumen in all der Vernichtung die Kameradschaft. Im Lager ver-

zweifelte ich manchmal. Sind das noch Menschen? dachte ich oft. Jetzt stehen wir in der großen Probe, der härtesten, auf die man jemals Menschen stellen könnte! Und wenn nicht alles täuscht, werden wir sie bestehen — in einer Art, die jeden zu einem Meister macht, edelstes Menschentum wie eine wärmende Sonne aus Eis und Schnee und Toten strahlen läßt . . .

Heute umschlich mich der Artist, sah sich vorsichtig um, flüsterte dann versteckt: »Können Sie mir nicht einen Augenblick die Pistole geben, Fähnrich?«

»Wozu Hatschek?« fragte ich bedrängt.

»Ich will der Sprotte den Gnadenschuß geben. Er hat sich beide Beine abgefroren, durch das verfluchte Angebundensein. Und jammert schon zwei Tage: Zieht mich doch endlich aus den Leichen heraus, laßt mich doch nicht bis in die Ewigkeit leiden, gebt mir doch eine Gnadenkugel, jedes Tier kriegt sie, nur ich nicht . . .«

»Ich darf sie dir nicht geben!« sage ich heiser.

»Wollen Sie, daß wir ihn erwürgen — aus Mitleid erwürgen?« fragt Hatschek hart.

»Ich darf nicht . . .«

»Hm . . .« knurrt der Artist.

Ich gehe an meinen Schlitten, schnalle das Koppel mit dem Revolver ab. Dann wandere ich seitwärts in den Schnee hinaus, als ob ich ein Bedürfnis verrichten müsse.

Gleich darauf fällt ein Schuß.

Als ich zurückkomme, liegt mein Revolver, wo er gelegen, nur leicht verschoben. Der Artist steht dabei, sein Gesicht zuckt heftig. »Wir haben den kleinen Schmidt an seiner Stelle auf den Schlitten gelegt«, sagt er rauh. »Er braucht es nötiger, ist vielleicht noch zu retten . . .«

Seit gestern können die Grafen nicht mehr reiten. Haben sie Brand in die Wunden bekommen? Oder sind sie von Typhusbazillen vergiftet, durch ins Blut gedrungene Läuse? Wir haben einen leeren Schlitten von der Straße genommen, ein paar toten Pferden die Geschirre abgeschnitten, sie ihren beiden Reitpferden aufgelegt. Eines der beiden ist Seydlitz' edle Limarewsker Stute. Sie hätte in guten Zeiten nie gezogen. Jetzt ist auch sie so schwach, daß sie willig vorm Schlitten geht.

Die Grafen blicken mit blassen Gesichtern aus ihren Pelzen. Ihre

Augen haben den Ausdruck einer Gefäßtheit, die allen Beispiel und Ansporn ist, uns jedoch beinahe hochmütig erscheint. Man hört sie wie früher Französisch miteinander sprechen, aber nur selten fallen in ihren Gesprächen noch die altbekannten Namen. Bei jeder Übernachtung sieht Ljuba ihre Wunden nach, reinigt sie sorgfältig mit warmen Wasser. »Man sollte die Verbände wechseln!« sagt sie dann. »Aber ich habe nichts! Und der Eiter frißt...« Ihre schöne Stimme hat dabei einen Klang, als ob die Wunden an ihrem Leibe wären. Aber ihre Bewegungen sind immer noch von einer Anmut, die alles Rohe um sie her zerschmilzt.

Der Kastellan reitet jetzt wie angeheftet neben dem Schlitten seiner Herren. Von einer Rast zur nächsten genau abwechselnd, einmal an der linken, einmal an der rechten Seite. Sein Gesicht ähnelt langsam dem einer alten, greisenhaften Frau. Die langen Beine, für die das winzige Kalmückenpferd viel zu niedrig ist, schleifen fast auf dem Boden. Der dürre Rücken ist seit dem Tag, an dem die Grafen von den Pferden steigen mußten, wie zu einem Buckel zusammengekrümmt. Er stochert in jedem stehengebliebenen Schlitten herum, um Verbandstoff und Eßbares für seine Herren zu finden, wirft oft die Toten hinaus, um auf den Grund des Strohes zu kommen. Aber er fand bis heute nichts, was brauchbar gewesen wäre.

Mittags fielen Schüsse. Ehe wir ihre Bedeutung noch recht begriffen hatten, kam aus dem nahen Urwald schon ein Partisanenpulk angesprescht. Wir wurden im Galopp mit einem Kugelregen überschüttet. Chun, der seit dem Tode seines Freundes Stein melancholisch seitab von allen geht, fiel sofort zusammen.

»Darauf, Brüder!« schrie Petroff stierisch.

Im Augenblick war unsere Spitze auf der Hinterhand herumgeworfen. Verenikis schwerer Colt knallte ballernd, Petroffs breiter Kosakensäbel kreiste wirbelnd. Kostja ließ unser letztes, auf einem Schlitten befestigtes Maschinengewehr einen halben Gurt lang bellen, die Kosaken setzten mit einem wilden Sattelfeuer ein. Trotzdem hätten sie uns wohl vernichtet, wenn die Vorabteilung nicht zu Hilfe gekommen wäre. Als die Roten auch dort Kommandos hörten, flohen sie in den nahen Wald zurück.

Ihr Führer bekam von Kostja ein paar Schüsse, stürzte im Abgalopp über den Körper Chuns, wurde dadurch unsere Beute. Von unserer Abteilung war ein Pferd getroffen. Vereniki gab sofort die



Schlachterlaubnis. Außerdem fielen zwei Kosaken, wurden zwei weitere verwundet. Als wir Chun herantrugen, gewahrten wir eine fürchterliche Kopfwunde, wie von einem Dumdumgeschloß. Sein gütiges Gesicht hatte einen Ausdruck, als wäre er seinem Freunde gern gefolgt.

Das Verhör des Gefangenen fand gleich auf dem Kampfplatz statt. »Ganz recht!« knurrte Petroff fiebrig. »Was sollen wir uns lange mit ihm herumschleppen?«

Der rote Führer liegt auf einem Schlitten, wir stehen alle im Kreis um ihn herum. Durch seine braune Haut drückt sich schon das Skelett, er würde auch ohne Kriegsgericht nicht lange mehr leben. Dennoch hat er nichts Kriecherisches an sich, ist er von einer stillen und stolzen Sicherheit. Ich bin nicht der einzige, dem das einen tiefen Eindruck macht. »Wenn die Roten viele solcher Leute haben, könnte man sie beneiden!« sagt Recke leise. Die Verhandlung beginnt. Vereniki tritt vor. »Gepreßt?« fragt er wohlwollend.

»Nein.« Er stößt das Wort nur durch die Zähne.

»Ehemaliger Offizier?«

»Ja.« Wieder dies Stoßen.

»Was?« schreit Petroff auf. »Ehemaliger kaiserlicher Offizier?«

»Ruhig, Jessaul!« sagt Vereniki verweisend. Und fährt fort:

»Warum traten Sie über?«

»Um Rußland zu befreien!«

Vereniki lächelt finster. »Das wollten wir auch!« sagt er dann. Der Rote richtet sich auf, sammelt die letzte Kraft. »Nein, ihr verkauftet es! Ihr riefet die Ausländer ins Land, die ganze Welt! Und jedem verspracht ihr ein Stück, jedem . . . Alles verschachertet ihr . . . Das Öl, die Gruben, die Edelsteine . . . Das ganze Land verseucht ihr mit euren Typhushorden . . . Alle Fabriken, alle Brücken sprengt ihr . . . Und was euren Granaten entkommt, zündet ihr an . . . Jede Stadt, die ihr berührt, wird zum Friedhof . . . Geht in die Steppen zum Sterben, was müßt ihr noch ganz Rußland mit euch reißen?« Er hustet plötzlich Blut, fällt ohne Widerstand zurück.

Vereniki macht eine Bewegung, als wische er alles Gesagte fort. »Warum verwendet ihr Dumdumgeschosse?« fragt er weiter.

»Wir verwenden keine. Wir müssen uns nur die Bleikugeln selber gießen. In den Wäldern gibt es keine Munitionsfabriken. Und

in der wilden Taiga ebenfalls nicht. Sagt euren Engländern, daß sie auch uns Hartmantelgeschosse liefern — dann brauchen wir Partisanen uns keine mehr zu gießen . . .«

Vereniki kaut den Schnurrbart. »Warum seid ihr so grausam gegen alles, was mit uns sympathisiert?«

»Damit das ganze Bürgertum aus Furcht vor uns mit eurer Armee zieht, dadurch alle eure strategischen Bewegungen hindert, euch militärisch ohnmächtig macht.«

»Und alles miteinander zugrunde geht, nicht wahr?« brüllt Petroff.

»Ja«, sagt der Rote, fast lächelnd.

»Es genügt jetzt«, grollt Vereniki endlich, geht eilig fort.

Ich sehe noch, daß Petroff sich auf den Roten stürzt. Dann presse ich die Finger in die Ohren, drehe ich mich auf dem Absatz . . . Überall Mord, überall Mord! hämmert es in meinen Schläfen. Und daraus soll ein Gutes kommen, ein Neues erblühen . . .?

Ich sehe nur eins: daß alles, was vielleicht gebessert wird, dies ungeheure Leiden niemals aufwiegt!

Wir sprechen im Kreis der Kameraden über den Roten. Ich habe ihnen die Vernehmung ausführlich berichtet. Alle sitzen grübelnd herum, niemand findet ein befreiendes Wort.

»Er hatte recht!« sagt Proschow endlich.

»Und Vereniki?« fährt Windt auf. »Will er nicht auch das Beste? Und alle diese jungen Offiziere, die anständig und opfermutig —«

»Nicht streiten, bitte!« fällt Berger ein. »Wir finden die Wahrheit nie, wenigstens nicht solange wir hier sind. Seht, Kameraden, wir stehen allem viel zu nahe, haben keinen Abstand . . . Man wird sie auch erst in hundert Jahren finden, glaube ich . . . Wir können hier nichts tun, als das Material sammeln, aus dem man sie einst schürfen kann . . . Und das ist wichtig wie die Wahrheit selbst — weil eins nur durch das andere möglich ist . . .«

Ja, er hat recht. Bis heute steht nur dieses fest: Die Roten haben gesiegt! Ihr Unterbau war die Empörung des russischen Volkes über die Verschacherung ihres Landes durch alle Parteien an die Interventionisten. Ihr großer Schachzug war, zu warten, bis alle Parteien sich gegenseitig selbst vernichtet hatten, den übrigbleibenden Pyrrhussieger Koltshak erst dann anzugreifen, als er durch diese inneren Kämpfe bereits tödlich geschwächt war . . . Mit seiner Vernichtung wurden sie vom ganzen Volk gleichzeitig als Befreier

von Kosaken und Weißen, Engländern und Franzosen, Japanern und Amerikanern bejubelt. Trotzdem grenzte es an Wunder, was sie leisteten, zu welchen Taten sie die Idee der Ideenlosigkeit befähigte . . . Und dies ist das Geheimnis ihres Sieges über zahllose Armeen, ihres Sieges über die abendländische Welt: Sie trugen nicht Geld noch Gut auf ihren Bannern, nicht Privilegien noch Konzessionen, sondern das Menschenrecht! Nicht der Kollektivismus siegte über den Individualismus, sondern der Opfermut über den Egoismus.

Wir haben nach blutigem Kampftag Sima eingenommen, die letzte größere Station vor Irkutsk. Wie schwer ist das alles! Die Roten kommen aus warmen Häusern, sind gut genährt und kräftig, haben Patronen im Überfluß — wir sind bis aufs Mark durchgefroren, können uns kaum auf den Beinen halten, dürfen höchstens zehn Kugeln verbrauchen. Trotzdem gelang es, ihre Stellungen zu überrennen, die Straßen für den Einmarsch frei zu machen.

Zum erstenmal seit 1918, seit dem Verlassen der weißen Front, haben die Tschechen geholfen. Ein Major Prschchal ging im Rücken der Roten mit einem Reiterregiment vor, brachte mit scharfen Anritt Panik in ihre Reihen, ließ uns dadurch zu einem vollen Siege kommen. »Endlich ein Mensch!« sagte Vereniki, als Recke meldete.

»Ich kenne noch einen, dessen Name nicht vergessen werden darf«, antwortete Recke. »Oberst Schwetz! Erinnern Sie sich noch? Er erschoss sich, als er uns einst auf höheren Befehl im Stich lassen mußte . . .«

Ilja war glücklich. »Siehst du, Benjamin?« sagte er. »Und was haben sie mich beschimpft, als ich die Tschechen in Schutz nahm!«

»Ich bin völlig deiner Meinung, Iljuscha!« antwortete ich. »Es gibt überall anständige Menschen, ich glaube sogar, in jeder Nation gleichviel! Es kommt nur darauf an, welche sich am lautesten gebärden — bis heute waren es leider die weniger anständigen! Aber jetzt kommt vielleicht die andere Seite nach oben, die mit den Namen Schwetz und Prschchal?«

Nein, sie kam nicht. Als unsere Generale am nächsten Tag zu Prschchal gingen, um mit ihm über ein weiteres gemeinsames Vorgehen zu beraten, wies er verbissen auf eben eingetroffene Telegramme. Das Oberste Kommando hatte ihm einen groben Verweis erteilt, die sofortige Freilassung aller gefangenen Roten angeordnet, für die Zukunft aber strengste Neutralität befohlen.

In Sima gab es neue Nachrichten. Sie fielen Schlag um Schlag auf uns herab, als wollten sie die letzten Funken löschen, die trotz aller Leiden noch unzerstört in unsern Kolonnen glühten. Ist jetzt nicht jede weitere Stunde unseres Kampfes sinnlos?

Die erste: Denikin, unsere große Hoffnung, ist nicht mehr. Die roten Massen haben seinen Keil, dessen Spitze vor Moskau stand, in der Flanke gefaßt, ein neuer roter Kavallerieführer namens Budjonni, ein ehemaliger Wachtmeister, fiel dem Zentrum in den Rücken. Die ganze Armee mußte in Eilmärschen zurück, die aber unter den wütenden Attacken Budjonnis bald in regellose Flucht ausarteten. Die Basis Noworossisk fiel, fast das gesamte Kriegsmaterial geriet in die Hände der Roten. Die ganze Denikin-Armee flieht nach der Krim, erwartet dort das Ende.

Die zweite: General Kappell, der Held der Wolga, ist gestorben. Er brach bei einem Flußübergang durchs Eis, mußte stundenlang bei vierzig Grad Kälte im offenen Schlitten sitzen. Niemand besaß ein Stückchen Tuch zum Wechseln. Als man endlich in ein Dorf gelangte, waren seine durchnästen Beine bereits weiß und tot. Beim Erreichen der Bahnlinie wollten die Kameraden ihn mit den Tschechen weiterschicken. »Ich habe für fünfhundert Goldrubel einen Platz bekommen«, meldete sein Adjutant. »Nein«, sagt Kappell. »Sie haben schon so viele ausgeliefert — wer weiß, ob sie nicht auch mich eines Tages an die Roten verschachern, für irgendeine Erleichterung! Auch will ich mich in meinen letzten Stunden nicht anspeien und verhöhnen lassen!«

»Aber Sie müssen fahren, Exzellenz! Man muß Ihre Füße amputieren, sonst sterben Sie!« »Dann sterbe ich — doch bei euch!« sagte Kappell nur. »Fahrt weiter, Brüder — denkt nicht an mich!«

Sie fahren weiter durch den Schnee. Vier Tage später ist er tot.

Die dritte: Koltschak ist verschwunden. Sein Zug wurde auf der Bergwerkstation Tscherechowowo aufgehalten. »Gebt ihn heraus, wir wollen ihn mit Kohlen steinigen!« schrie eine Schar geschwärtzter Arbeiter, begann den Waggon zu stürmen. Der Tschechenkommandant vermied den Kampf durch den Kompromiß, daß der Zug auf der Weiterfahrt von roten Wachen begleitet wird. Mein Gott im Himmel, wer versteht das? Warum jagte er diese Handvoll Arbeiter nicht mit seinen siebentausend bis an den Hals bewaffneten Soldaten in alle Winde? Niemand weiß jetzt, wo Koltschak weilt. Ist er noch frei oder schon in den Händen der Roten? Oder bereits zu Tode gefoltert?

»Tag des Hiob!« murmelte Kostja halbirr.

Ja, Tag des Hiob.

Wir marschieren weiter. Heute ging Hatschek wieder neben mir, »Fährich«, sagte er unvermittelt, »Sie erinnern sich wohl noch? Haben Sie nichts gefunden inzwischen? Ich meine, wissen Sie, so was — was uns die ganze Sache hier ein bißchen... erleichtern könnte?«

»Ach, Hatschek«, sagte ich, »ich habe gegrübelt und gesucht... Und auch etwas gefunden, aber... es ist was ganz Abstraktes, weißt du? Etwas, was man nicht mit den Händen greifen kann! Und ob ihr davon —«

»Sagen Sie's mal!« meint er bittend.

»Nun, siehst du, die Sache ist so: Die einzige Idee, die uns hier helfen kann, ist die, daß die Leiden dieses Bürgerkriegs sich nicht wiederholen dürfen! Daß wir, wie auch dies ganze Volk, es gleichsam leiden mußten, damit die andern aus der Erkenntnis seiner Furchtbarkeit dafür sorgen, daß so etwas auf der Erde nicht noch ein zweites Mal geschehen kann!«

Hatschek kratzt sich in seinem wolligen Schopf. »Ja, aber... wie soll das...?«

»Indem wir reden, Hatschek! Ja, was wir hier erlebten, muß durch die ganze Welt gehen! Und dazu kann jeder mitwirken... Wir dürfen nicht schweigen, wenn wir heimkommen, uns nicht in die Ecke drücken... Und wir dürfen nicht nur Deutsche sein, wenn wir heimkehren, sondern wir müssen vor allem Menschen sein... Denn wir haben hier ja auch vor allem als Menschen gelitten, nicht als Deutsche! Und müssen helfen, daß solche Leiden den Mitmenschen in Zukunft erspart bleiben — allen Menschen, ob sie Franzosen, Deutsche, Engländer sind. Wenn wir diese Schweinerei für Petroleum und Erz, für Geldsäcke und Geschäftemacher der Welt nicht aufdecken, tut es niemand! Unsere Aufgabe ist es, ihr klarzumachen, daß diese ganze Sache eine grenzenlose Schande für das zwanzigste Jahrhundert war. Verstehst du mich jetzt, Hatschek? Ich meine —«

»Herrgottnochmal!« ruft Hatschek. »Ich glaube, ich hab's Fährich! Passen Sie auf: Die Sache hätte also einen Sinn, wenn... wenn sich das alles, was wir hier erlebten, dadurch... daß wir es der ganzen Welt übermitteln... nie mehr wiederholen könnte, nicht wahr?« Er schweigt etwas, kratzt sich wieder. »Nun«, sagt

er geringschätzig, »viel ist das ja gerade nicht... Aber immerhin... Übrigens: den Sinn können wir der Sache also erst in der Heimat geben, sehe ich jetzt... Nachträglich... Nachträglich... Indem wir alles tun... ja, gewiß...« Er sieht mich flackernd an. »Aber jetzt, Fähnrich? Wir brauchen doch etwas für *jetzt?*« sagt er dringend.

»Wenn du heute schon daran denkst, Hatschek, hilft es schon jetzt!« sage ich, plötzlich müde. »Weißt du, mußt dir alles einprägen, was du hier erlebtest, immer schon in dem Gedanken: Für alle, für die Welt, für die Menschheit! Das ist dann Hilfe, ist wie ein Stab, Hatschek!«

Er bleibt stehen. »Nicht böse sein, Fähnrich!« sagt er weich. »Es wird schon gehen... Es ist nur ein wenig schwer für unsere Hirne, wissen Sie – was Greifbares wäre besser! Aber ich werde schon noch herauskriegen, werde schon noch dahinterkommen, wo der Hebel steckt – mit dem man diese Sache schmeißen kann! Und wenn ich's nicht herausbringe – das fühle ich schon jetzt: es ist besser als nichts, es ist besser als vorher...«

Nach der Mittagsrast fand Petroff beim Durchsuchen eines liegengebliebenen Schlittens ein kleines Hündchen. Es konnte noch nicht lange auf der Welt sein, war wohl irgendein Schoßkind einer erfrorenen Dame, das von bedeutendem Wert sein mochte. Er nahm es zärtlich an die Brust, ließ es sich, als es weiterging, von Pjotr aufs Pferd reichen. »Komm, du kleine Wollmaus«, hörte ich ihn sagen, während er's in seinen Pelz steckte, »hast keine Mutter mehr – wie ich...«

Nach einer Stunde hörte ich ihn plötzlich einen Fluch ausstoßen, sah ich ihn das Tierchen in weitem Bogen in den Schnee schleudern. »Sie mal einer an, dies kleine Biest!« fluchte er wütend. »Hat mich naß gemacht!«

Ich sah noch, daß der nächste Schlitten das kleine Knäuel, das sich halb betäubt auf den Rücken ringelte, mit seinen schweren Kufen zu einer flachen Masse quetschte. »So sind sie«, dachte ich bitter. »Zart und gut, solange es nichts kostet! Sowie es aber Mühe macht, heißt es sofort: Seht einer an, dies Biest...«

»Nein, wir Geistigen wollen nicht als winziges Rad in eine gefühllose Maschine eingeordnet werden!« sagte Recke heute. »Wer an der Spitze steht, kann alles loben, kann auch im Kollektiven

Individualist sein . . . Ach, ich bin überzeugt: auch ihre Führer denken ganz wie wir! Auch ihnen wäre eine Einfügung als winziges Rädchen unerträglich, qualvoll, tötend. Als Führer empfinden sie das freilich nicht, ist ihre Arbeit fesselnd und kompliziert genug . . . Nur aus dem Grund, nur weil sie Führer in ihm sind, können sie den Bolschewismus loben, preisen sie ihn als Paradies für alle, während er in Wahrheit nur ein Paradies für eine Handvoll Führer ist, für die Millionen aber eine Hölle . . .«

Ich schrieb das auf, weil es mir wichtig scheint. Und dachte: ob die Bolschewiken die Weltrevolution wirklich beabsichtigen? Ob sie die andern Staaten nicht nur durch ihre Propaganda schwächen wollen, um sie leichter einholen zu können? Wenn Rußland einmal industrialisiert ist, braucht es die Weltrevolution nicht mehr, ist der Bolschewismus durch seinen Reichtum auf Fels gebaut . . .

Wir ziehen im Nachtrab der Armee Irkutsk entgegen. Im ersten Quartier nach Sima suchte mich Fleetmann auf. »Herr Fähnrich«, sagte er schüchtern, »ich möchte heute wohl . . . Wenn der Herr Doktor . . .?«

»Geht's denn schon wieder?« fragte ich zweifelnd.

»Oh — gut, wie früher!« stieß er aus.

Ich führe ihn zu Berger, der mittlerweile einen rötlichen Stoppelbart bekommen hat. Ich sehe ihm deutlich an, daß er ihn gern behalten hätte, schon wegen des Schutzes gegen die Kälte. Als er jedoch Fleetmann vor sich stehen sieht, mit den Hungeraugen eines bittenden Hundes, springt er mit gemachter Freude auf. »Nun, wollen wir's mal wieder versuchen?«

Fleetmann nickt heftig, packt seine ärmlichen Utensilien aus, seift Bergers Stoppeln sorglich ein. Im Anfang erscheint er noch ruhig, je näher jedoch der Augenblick kommt, in dem er das Messer ergreifen soll . . . »Nun?« fragt selbst Berger nach einer Weile.

»Gut eingeseift ist halb rasiert, Herr Doktor!« stottert Fleetmann aufgeschreckt.

Endlich beginnt er. Seine Rechte zittert fürchterlich. Beim zweiten Strich wird der Schaum rot. Beim vierten nochmals . . .

»Ruhig, Fleetmann!« sagte ich lächelnd. »Es geht ja wieder prächtig!«

Fleetmann wirft mir einen Blick zu, der mich erschüttert. »Ich bin nur etwas aus der Übung . . .« sagt er zitternd. »Die ganze Zeit . . .«

Ich sehe den Kürassier, der uns aufmerksam zusieht, die dicke Mähne schütteln. »Nur nicht den Kopf verlieren, sagte der Bandwurm!« höre ich ihn murmeln.

Doktor Berger sitzt steil, ohne sich zu rühren. Sein Gesicht wird mit jedem Schabstrich blutiger. Zuweilen zuckt er schmerzhaft zusammen. Alles sieht auf ihn, aber niemand spricht etwas. Fühlen alle, daß es hier um Sein und Nichtsein eines Menschen geht?

Fleetmann wird mit jeder Bewegung verzweifelter. Er tupft krampfhaft das Blut ab, macht es dadurch nur schlimmer. Plötzlich füllen seine Kinderaugen sich mit Tränen, sinkt seine Rechte mit dem Messer kraftlos herunter. »Es geht nicht mehr, doch nicht mehr...« stottert er, tritt zurück. Seine Hände zittern immer schlimmer, sein Gesicht verzieht sich weinend.

»Junge!« ruft der Kürassier.

Er schreckt auf, sieht sich um, erkennt die Kameraden — wird sich bewußt, daß alles zusah. »Nein...« schreit er auf, läßt das Messer los, fällt wie ein Stock vornüber.

Doktor Berger springt auf, das Gesicht voller Blut, zur Hälfte bärtig. »Tragt ihn in die Ecke und deckt ihn gut zu!« sagt er mühsam. »Ich glaubte, man könne ihn dadurch gesund machen... Aber er ist ganz kaputt, der kleine Kerl... Und noch eins, Kinder«, setzt er hinzu, »sprecht nie mit ihm, was diese Sache betrifft! Es könnte ihn umbringen, wie ich ihn kenne...«

Als wir die Grafen heute wie alltäglich ins Nachtquartier trugen, sagte Urussoff unvermittelt: »Wir bitten alle Kameraden, uns heute abend eine Stunde Gesellschaft zu leisten...« Ljuba schrie leise auf. Ilja sah mich vielsagend an. »Gewiß, Lieber!« sagte Veriniki rauh. »Wir wollen euch gern die Zeit vertreiben...« Wir haben sie in die Mitte des Zimmers auf Stroh gebettet, uns alle in engem Kreis darum gesetzt. Jeder zeigt ihnen ein lächelndes Gesicht, dennoch fühlen alle, daß diese seltsame Stunde ihr Abschied ist. »Wißt ihr, was wir heute tun wollen?« hebt Urussoff an. »Jeder muß einen schönen Augenblick aus seinem früheren Leben erzählen — der Reihe nach!«

»Ach«, sagt Ilja folgsam, »meine schönste Erinnerung ist die an mein erstes Gedicht! Ich schrieb es in der Mathematikstunde, denn ich war ein schlechter Mathematiker. Es handelte sich um eine große Liebe, aber nicht um die Liebe zu einem Mädchen, sondern um die Liebe zur ganzen Menschheit...«



Alles schweigt betroffen. Die Grafen lächeln höflich. Vereniki senkt seinen Stiernacken. »Bei mir ist es die Einkleidung als Kavalleriekornett«, sagt Kostja dann. »Meine erste Stunde in Uniform, in goldenem Glanz — jawohl . . .«

Einer nach dem andern erzählt, langsam geht es die Reihe herum. Petroff schildert sein erstes Gefecht an der deutschen Front, bei dem er Gefangene machte und mit dem Georgskreuz ausgezeichnet wurde. Recke berichtet von seiner ersten Reise nach London, einem Geschenk des Vaters für das Abitur.

»Ist es nicht, als ob das alles im achtzehnten Jahrhundert gewesen wäre?« fragt Kostja plötzlich.

Ich sehe die Grafen an — sie bemühten sich umsonst: alles ist wieder im bitteren Heute! »Ja, Lanzer«, fällt Petroff ein, »was ist inzwischen aus unserm Rußland geworden? Eine riesige Hölle . . . Gestern traf ich einen Offizier, der unablässig schrie: Ich will nicht mehr! Sie haben uns gut ins Feuer hetzen, die Herren Generale! Sie sitzen immer in Sicherheit, kommen auf jeden Fall fort! Wir aber werden zu Tode gemartert wie Tiere . . .«

Recke nickt nur. »Gewiß, im Felde war es schöner, sogar in den schwersten Schlachten! Man wußte doch: wenn du verwundet wirst, bist du eben Gefangener. Aber hier . . .?«

»Abgeschlachtet wirst du!« knurrt Petroff bissig. Es klingt wieder, als ob er aus dem Bauch spräche. »Nein, das ist kein Krieg mehr — wahrhaftig!«

»Ach, manchmal habe ich Angst, solch gemeine Angst . . .« flüstert jemand. War es Ilja?

»Man muß eben den letzten Schuß in der Pistole für sich behalten!« meint Kostja kalt. Seine flinken, geschickten Hände, die an Knabenfinger erinnern, spielen an seinem Koppel.

Recke zeigt die Zähne. »Ja, das schon, gewiß. Aber auch das kann nichts nützen! Denkt an Iwanoff, den kürzlich Partisanen fingen . . .«

»Was war mit dem?« frage ich halblaut.

Er schweigt einen Augenblick. »Fragen Sie andere«, sagt er dann.

Petroff spuckt aus. »Gab es so was schon einmal«, ruft er dann. »Wir Weißen kämpfen für die ganze bürgerliche Welt, niemand würdigt das, niemand hilft uns! Alles läßt uns seelenruhig zugrunde gehen, weil wir unser Vaterland nicht verschachern wollen! Und die Welt sieht zu und schachert weiter! Ach, alle sollten sie verrecken — wie wir! Das Bürgertum der ganzen Welt . . .«

Die Grafen versuchen vergeblich, das Gespräch wieder zurückzulenken. Endlich hebt Urussoff die Hände. »Still, Petroff! Nein, laßt doch das! Nicht davon wollten wir doch sprechen . . . Hört, etwas anderes will ich euch sagen . . . Es geht mir schon während der ganzen letzten Märsche im Kopf herum . . . Und jeden Tag und jede Stunde sprach ich es vor mich hin . . .«

»Sag es auch uns, Bruder!« bittet Kostja freundlich.

Urussoff hebt mit ergreifender Bewegung den schönen Kopf, sieht eine Weile schweigend in die stille Runde, spricht dann skandierend:

»Lebt euer Leben mit Todesmut!  
Tod ist die Kerkertür dieser Welt,  
aber sie führt in ein Nachtgezelt,  
drin es sich tief und ewig ruht . . .«

Draußen schnauben die Pferde, Ljubitschka weint an Iljas Hals. Das Väterchen lächelt beglückt.

»Wie hieß das?« fragt Kostja schüchtern.

»Es ist von einem französischen Dichter«, sagt Saburoff leichthin.

»Man nennt es die Todesode!« setzt Urussoff hinzu.

In dieser Nacht starben beide. Morgens fanden wir sie engumschlungen. Ihre Wangen ruhten nebeneinander, ihre Gesichter hatte der Tod nur noch edler gemacht.

Auch diesen beiden gaben wir ein Bett im Schnee. Wir legten sie in gleicher Haltung nebeneinander, aber wir nahmen ihnen vorher die Pelze ab. Ihre schönen Reitstiefel glänzten, die Uniformen ihres Garderegimentes glitzerten. Alle waren von ihrer unter den Pelzen zutage tretenden Gepflegtheit überrascht. Ich dachte an ein Bild aus längst vergangener Zeit.

Ilja weinte fassungslos. Wir mußten ihn mit Gewalt forttragen, auf Ljubas Schlitten neben Vater Luka legen. Petroff tat neben ihnen einen Schwur, der uns wie eine kalte Hand ans Herz griff. »Wir russischen Männer, die wir hier . . .« Kostja blieb stumm. Der Kastellan bat Vereniki, bei den Grafen bleiben zu dürfen. Er bat so inständig, daß Vereniki wortlos einwilligte. Alle begriffen, daß man ihn auch nicht mit Gewalt zu weiterem Mitziehen gebracht hätte. Er legte seinen Pelz auf einen unserer Schlitten, kniete sich noch während unseres Abmarsches zu ihren Füßen betend in den Schnee. Als wir nach einer Weile zurückblickten, sahen wir ihn

immer noch in der gleichen Stellung neben dem dunklen Fleck der beiden Liegenden. Er glich mit seinem hageren, halbaufgerichteten Körper einem schmalen, schwarzen, russischen Kreuz.

Ich kann nur mehr mit Unterbrechungen reiten. Wie sehnte ich mich einst nach dem Sattel, nach seiner Freiheit, seiner Höhe! In Moskau, in Totzkoje, in Transbaikalien . . .

Und jetzt? Ich habe nicht mehr die Kraft, meinen Rücken gerade zu halten. Und kann die saugende Kälte der eisernen Steigbügel nicht mehr lange ertragen, obwohl sie von Pjotr sorgfältig mit Stroh umwickelt wurden. Darum gehe ich immer häufiger mit den Kameraden, sitze auch oft auf dem Schlitten Ljubas. Derweil reitet stets ein Gefangener auf dem Bärenatzer, einer von denen, die es am nötigsten brauchen. Seitdem keiner mehr als Kriegsgefangener zu erkennen ist, gibt es dabei keinerlei Gefahren mehr. Beim Doktor Berger kostet es immer Mühe, ihn auf mein Pferd zu bringen. »Warum gerade mich? Es sind Schwächere da!« wehrt er sich. Aber alle helfen mir dann, geben nicht eher nach, bis er einwilligt. Zudem hat Vereniki den leeren Grafenschlitten für die Gefangenen freigegeben, so daß die müdesten jetzt immer abwechselnd fahren können. Ich bestimme alle dazu, ohne Rücksicht auf irgendwelche Ränge. Unsere Leiden verwischten alle Ränge, wir sind nur noch Menschen, alle völlig gleich. Nur noch die Kräfte unterscheiden uns, stufen uns derart ein, daß die Schwächsten als erste gelten.

Was soll ich noch aufzeichnen? Ich kann ja nur von mir sprechen, von den gefangenen Kameraden oder von der Abteilung. Genügt das nicht? Genügt das nicht, um ein volles Bild dieser ganzen, ungeheuerlichen Tragödie zu geben? Soll ich auch all jene Szenen noch schildern, die ich im Vorüberreiten sehe – täglich und stündlich? All jene Totenschlitten, die uns auf Schritt und Tritt im Wege stehen, mit bleichen, meist gefleckten Körpern vollgeladen? Sicherlich spielte sich in jedem ein schauerliches Schauspiel ab, bevor sie stille stehenblieben . . . Oder die Haufen gestürzter Pferde, die immer häufiger nur noch die Gerippe zeigen, von Wölfen und Menschen bis auf die Knochen abgenagt? Auch sie mußten durch ein Inferno, bis sie zusammenbrechen durften . . . Oder das Heulen der Wölfe, das uns täglich umgibt? Das Glühen ihrer Augen, wenn es dämmernd und sie uns rechts und links begleiten, um jeden Alleingehenden zu zerreißen? Wir finden täglich ihre Mahlzeitüberreste, und der Gedanke, unsere Freunde in ihren Zähnen zu wissen, ist

wahrhaft peinigend . . . Oder soll ich noch niederschreiben, daß ich heute eine Frau sah, der die Brüste erfroren waren? Und die deswegen schrie, als ob man sie würgte? Und daß ich gestern eine fand, die im Schnee vor ihrem Kinde kauerte, mit fliegenden Bewegungen seine nackten Füßchen rieb — obwohl es längst erfroren war? Und daß ich vorgestern eine hinter einer Schneewehe gebären sah? Die junge Frau eines bekannten Generals, dessen Adjutanten als lebendige Mauer vor ihr standen, um sie dem endlosen Zug der Vorbeiziehenden zu verbergen? Und daß ich morgen früh beim Abmarsch von unserm Nachtquartier wieder Hunderte vor den Häusern finden werde, die während der Nacht erfroren — in langen Reihen, sitzend und liegend? Und daß ich morgen mittag beim Verteilen unserer kargen Ration wieder mit dem Revolver neben dem Provianteschlitten stehen werde, um vor Hunger Irrsinnige niederzuschießen, falls unsere Fußtritte sie nicht zum Weichen bringen? Und morgen abend wieder einen blutigen Kampf um ein Nachtquartier mitmachen muß, wenn ich nicht auch erfrieren will? Oder zum mindesten ein Haus zerstören muß, um mich an seinem Feuer zu wärmen?

Und Tag für Tag das gleiche? Seit vier Monaten und noch auf Monate hinaus? Nein, das kann ich nicht alles aufzeichnen.

Seht, unsere Leiden, die Leiden meiner gefangenen Kameraden und meiner russischen Brüder müssen genügen. Es ist nur ein kleiner Teil, aber das Ganze besteht aus lauter Teilen, die diesem bis aufs Kleinste gleichen.

Und in ihm steht alles.

Ich reite neben Recke. Es tut wohl, neben Recke zu reiten. Er sitzt immer im Sattel, als ob er eine Stange im Rücken hätte. Sein rassiges Gesicht ist nie gelöst, immer in einer gesammelten Straffheit. Sie ist eigentümlich ansteckend, flößt auch dem Beschauer Haltung ein.

»Sehen Sie, Benjamin«, sagte er langsam, »hier ziehen wir nun dahin. Auf der gleichen Straße, auf der man vor fünfzig Jahren die Politischen trieb — lauter Idealisten, die sich gegen Despotismus und Rückschritt auflehnten . . . Wissen Sie vielleicht, wie man sie nach Sibirien brachte? Sie mußten zu Fuß marschieren, von Kosaken mit Peitschen getrieben, von Moskau bis Transbaikalien, an sechstausend Kilometer . . . Und sie mußten Sommer wie Winter marschieren, wurden nachts wie Herden in Pferche getrieben. Viele

von ihnen kamen nie ans Ziel, starben unterwegs . . . Lesen Sie einmal das Buch von Kennan, wenn Sie zu Hause sind — ›Sibirien‹ heißt es schlicht. Ja, so war es . . . Und das ging jahraus, jahrein . . . Und diese Straße, genau die gleiche Straße, die wir jetzt ziehen, ist unsichtbar mit ihren Leichen gepflastert. Nein, unsere Seufzer sind nicht die ersten, die diese Birken hören . . .« Er schweigt eine Zeitlang. »Ja, es dauert oft lange, bis man sie erblickt«, sagt er nach einer Weile geheimnisvoll. »Aber eines Tages kommt sie dennoch . . .«

»Was meinen Sie, Recke?« fragte ich leise.

»Die irdische Gerechtigkeit!« sagte er hart. »Die Vergeltung, meine ich . . .«

Wir sprachen von den Partisanen. »Boschemoi«, murmelte Petroff grimmig, »alles wäre zu ertragen, wenn sie nicht wären! Aber nirgends bist du deines Lebens mehr sicher, in jedem Hinterhalt liegen sie wie reißende Wölfe! An jedem Dorfeingang findest du ihre Aufrufe: Gebt ihnen nichts zu essen! Laßt sie nicht in die Häuser! Stürzt den Henker Kolttschak! Helft im Kampf gegen die Interventionisten! Gebt keinen Fußbreit unserer revolutionären Errungenschaften preis!«

»Kürzlich las ich in einem der Aufrufe, daß Offiziere unserer Armee Einwohner, bei denen Partisanen übernachtet hatten, mit glühenden Ladestöcken zu Tode prügeln«, sagt Ilja leise. »Ist das wahr, Kapitän?«

Vereniki wird finster. »Ich weiß nicht, Ode.«

»Darüber gibt es keine Illusionen«, sagt Recke sachlich, »wir haben endgültig ausgespielt. Wo wir einmal waren, will man uns nie wieder, gehören die Herzen den Roten. Sie sind eben klüger als wir . . . Sie streicheln auf höheren Befehl allen Bauern den Bart, während wir ihnen den ausreißen, requirieren so wenig wie möglich, während wir immer mehr nahmen als wir brauchten, tun keinem etwas zuleide, während unsere Wegspur mit Gehenkten und Erschossenen bedeckt ist.«

»Bis sie im Sattel sitzen!« sagt Kostja grob.

»Natürlich«, sagen zwei, drei.

»Und ob sie edel bleiben, wenn sie einmal an der Macht sind?« fährt Kostja fort.

Niemand sagt ja.

»Mag es werden wie es will — einen Trost kann uns niemand

nehmen: wir haben hier für die Kultur gekämpft!« sagt Kostja stolz.

»Unsinn!« murmelt Ilja. »Für die Kultur kämpft man nicht mit Lanzen und Gewehren . . .«

Niemand verstand ihn.

Abends ergatterte Petroff einen Sack Kartoffeln. Er wurde ehrlich verteilt, und alles machte sich ans Braten. Ich saß zwischen Windt und Berger. Windt holte eine nach der andern heraus, brach sie auseinander, blies heftig auf die Bruchfläche. Dann schob er sie vorsichtig in den Mund, ließ sie schnaufend hin und her rollen. »Der weiß, daß man die Gans hinten aufschneidet!« hörte ich den Kürassier sagen.

An Verenikis Feuer sprach man währenddessen über die Hintergründe des Bolschewismus. Recke zog die Kunst heran, Ilja sagte etwas über den Wirtschaftskollektivismus, Väterchen Luka warf ein paar Worte über seine Stellung zur Kirche ein.

Plötzlich schlug Kostja knallend auf seine Reitstiefel. Sein rundes Gesicht verlor den Ausdruck eines guten Hundes, wurde fast böse. »Nein, hört mir auf«, schrie er wütend, »das ist alles an den Haaren herbeigezerrtes Gewäsch. ›Vernichtung der seelenbehafteten Individualkreatur? Verwirklichung der kollektiven Ideen des Marxismus?‹ Nein, davon verstehe ich nichts . . . Mir genügt dies: Hat Lenin nicht selbst ausgesprochen: Und wenn neunzig Prozent unseres Volkes dabei zugrunde gehen, wird eben dem Rest das Paradies erschaffen sein! Haha, auf diese Art könnte es jeder von uns, wäre es wahrhaftig kein Kunststück! Ich frage aber: Woher nimmt er das Recht zu diesem Spruch? Weiß er denn, ob diese zehn Prozent nicht lieber auf sein Paradies verzichten würden, statt neunzig vom Hundert dafür hinzuopfern? Statt Vater, Mutter, Brüder zu verlieren? Statt Haus und Gott und Heimat aufzugeben? Ich frage dies: weiß er, ob diese zehn Prozent nicht vielleicht antworten: Wir verzichten auf das Paradies, wenn wir es nicht mit unsern Kindern und Eltern, mit heilem Haus und eigenem Hof und unserer Freiheit und unserm Gott erhalten können? Verzichten, wenn man es uns nur um diese Opfer gibt! Verzichten, wenn wir es nur in einem Meer von Bruderblut erhalten können!«

Petroff schlug mit einem Ast ins Feuer, daß eine sprühende Fontäne aufsprang. »So ist es, Lanzer!« sagt er grollend.

Selbst Ilja schwieg.

Heute ging der Artist wieder eine Weile neben mir. Das ist noch einer der wenigen, die für jeden in Hilfsstellung stehen. Als ich ihn nach den Kameraden fragte, kratzte er sich am wolligen Hinterkopf.

»Die biegen keinem Kalb den Schwanz mehr krumm, würde unser Kürassier sagen«, meinte er dann. »Der Berliner ist völlig hinüber — er würde sich am besten in den Schnee legen und das Aufstehen vergessen! Wenn den seine Frau wiedersieht — du meine Zeit . . . Schlimm ist's auch mit dem Kleinen, unserm Hoffriseur . . . Ich glaube, er hat Typhus, deswegen war er auch so verrückt mit seinem Rasieren die ganze Zeit, das steckte schon in ihm . . . Die beiden andern haben wir gestern ausgeladen. Aber es liegen schon wieder drei Neue drauf . . .«

»Wo warst du eigentlich, bis du nach Omsk kamst?« fragte ich, um abzulenken.

»Bei den Offizieren als Bursche. Aber als die Gagenherrlichkeit zu Ende war, auch unsere Offiziere ihr Futter erarbeiten mußten, ging ich ins Lagerkabarett. Denn wir hatten damals alles, wissen Sie! Nicht nur sämtliche Geschäftsbranchen . . .«

»Warst du auch in deinem Beruf tätig?«

»Natürlich!« sagte er lachend. »Ich bekam mit meinem prima Klischnigg sofort ein Engajemang, machte den Schlangenmenschen, den Mann mit den Gummiknochen, Jiu-Jitsu-Schaukämpfe, lauter harmlose Sachen . . . Von meiner Gage ließ ich mir gleich Requisiten bauen . . . Und dann ging's los, Herrgottnochmal! Zuletzt war ich Star bei der ›Kleinkunst‹, ein Wiener Oberleutnant führte die Regie. Wir hatten auch ein paar Weiber bei uns, die arbeiteten aber eigentlich erst nach der Vorstellung — Sie verstehen schon! Während der Vorstellung waren sie nur Statisten, eine bildete ich mir als Assistentin aus . . . Und das füllte den Saal, können Sie denken! Die meisten kamen, um nur mal wieder 'n richtiges Weib zu sehen! Und ich wurde beneidet wie ein Hühnerhahn, weil ich sie immer neben mir hatte, sie bei der Arbeit hin und wieder berühren durfte . . . Was, Scheibenschießen, im Grunde konnte ich sie auch nur anschauen — zum andern reichte meine Gage nicht . . . Nun, das ist jetzt vorbei!« schloß er leichthin. »Es war 'ne schöne Zeit, wahrhaftig . . . Wenn sie uns dort gelassen hätten, wäre ich allmählich wieder in Form gekommen, hätte ich zu Hause gleich wieder ins Engajemang gehen können! Jetzt sieht's faul damit aus, ist alles beim Teufel . . . Jeden Knochen spürt man, alle Muskeln sind

bocksteif . . . « Er räusperte sich. »Ich werde mir wohl 'ne Drehorgel kaufen müssen und auf den Höfen herumziehen . . . «

Alle Augenblicke stößt man auf Schlitten mit Typhuskranken, deren Pferde gleich ausgezehrten Mumien an den Deichseln hängen.

Einzelne der Insassen toben laut in ihrem Fieber, stürzen sich klatschend in den hohen Schnee, machen sein kaltes Pulver zur kühlenden Kompresse.

Immer häufiger stoßen wir auch auf kleine Gruppen von Kriegsgefangenen, die wie Rudel erfrorener Rehe im Schnee liegen. Zählen wir nur einzelne, sind es wohl Pferdeburshen und Bagagekutscher der Armee, die das Schicksal meiner Kameraden hatten und dabei verhungerten. Finden wir aber ganze Haufen, sind es welche aus den Lagern, die man aus Furcht vor einer Bewaffnung durch die Roten einfach mitschleppte. Ungeachtet dessen, daß man weder Nahrung noch Gefährte noch Kleidung für sie hatte, ihre Mitnahme im Grunde bewußter Mord war. Wir legen täglich fünfundzwanzig Kilometer zurück. Unsere beste Armee vermochte bis zur Marne zwanzig Tage lang dreiundzwanzig Kilometer pro Tag zu machen. Wir haben von Omsk bis hierher zweitausendacht-hundert Kilometer hinter uns gebracht. Von Ufa, wo unser Rückzug begann, sind es noch einmal dreitausend Kilometer. Wir werden bis Irkutsk sechstausend Kilometer zu Fuß marschiert sein. Das entspricht einem fünfmaligen Fußmarsch durch ganz Deutschland, ohne jede Pause, in einer Strecke. Hat, solange die Erde steht, schon einmal ein Heer solche Märsche vollbracht? In sibirischem Winter? Bei vierzig Grad Kälte? Fast ohne Train?

Vorm Anmarsch auf Innokentjewskaja wurden die Führer der versprengten Truppen zu einer Geheimbesprechung einberufen. Als Vereniki zurückkam, bat er uns sofort zusammen. Sein Gesicht war greisenhaft, wie die Maske eines Aufgedunsenen. Seine Stimme war maschinentot, ohne jeden Ausdruck.

»Ich habe euch zu sagen«, begann er, »daß Irkutsk sich in den Händen der Aufständischen befindet. Menschewisten, Politisches Zentrum genannt, haben die Macht an sich gerissen, Koltschak den Tschechen abgenommen, ihn ins Stadtgefängnis überführt. Nachdem sein Zug in Irkutsk eingelaufen, schob man ihn auf ein totes Gleis, riegelte jede Weiterfahrt ab. Abgeordnete des Politischen Zentrums



forderten vom Tschechenkommandanten Herausgabe des Obersten Regenten. ›Wodurch können wir ungestörte Weiterfahrt erlangen?‹ fragte der Kommandant zurück. ›Indem ihr uns den Admiral und seinen Staatsschatz übergebt.‹ ›Ich darf nicht selbständig handeln — laßt mich beim General Janin anfragen.‹

Janin rollt längst hinter Irkutsk, am gleichen Abend kommt seine Antwort. ›Wenn ihr dadurch die Weiterfahrt sämtlicher Interventionstransporte erreichen könnt, liefert ihn aus!‹ lautet sie bündig. Neue Verhandlungen beginnen. ›Die Erlaubnis der Weiterfahrt nützt uns nichts — wir haben keine Lokomotivkohlen mehr!‹ ›Wieviel verlangt ihr?‹ ›Vierzig Waggons.‹ ›Das ist zuviel — wir geben euch dreißig!‹ Ein Handschlag schallt. Siebentausend bis an den Hals bewaffnete Soldaten strecken die Waffen vor einem Häuflein Meuterer — schachern mit ihnen, statt zu kämpfen. Und dreißig Silberlinge verwandeln sich in dreißig Waggons Kohlen . . .

Abends tritt der Tschechenkommandant in den Stabswagen. ›Machen Sie sich bereit — Sie werden jetzt ausgeliefert!‹ ›Aus welchem Grunde?‹ fragt Koltschak überrascht. ›Das Politische Zentrum stellt Ihre Übergabe als Bedingung für die Weiterfahrt unserer Truppen — General Janin willigte ein!‹ Koltschak wird bleich. ›Wie ist das möglich?‹ fragt er verwirrt. ›War es nicht General Janin, der mich beschwor . . .?‹ Er wendet sich um, zeigt auf die Fahnen — die englischen, französischen, amerikanischen, japanischen, tschechischen Hoheitszeichen. ›Was bedeuten dann diese Flaggen?‹ fragt er nur. Der Tscheche schweigt. ›Daß meine Verbündeten mich verraten haben!‹ antwortet Koltschak selbst.«

Vereniki bricht ab, geht rasch hinaus. Petroff bekommt einen Tobsuchtsanfall, kriegt Schaum vor den Mund. »Hunde . . . Hunde . . .« schreit er fletschend. Kostja fällt auf die Knie, wirft die Arme auseinander. »Koltschak . . . Koltschak . . .« ächzt er wie jemand, dem man die Kehle würgt.

Ich lief rasch Vereniki nach. »Er erschießt sich jetzt!« dachte ich angstvoll. Aber er stand neben seinem Pferd, fuhr ihm mechanisch durchs Mähnenhaar. Von oben nach unten, immer wieder, mit einer seltsam toten Bewegung.

Als ich herantrat, ließ er das Pferd los, strich mir über die Wangen. »Nun ist es bald zu Ende, Benjamin . . . mein kleiner Bruder . . .« sagte er erstickt.

Ich schauerte zusammen. Seine Hand war steif. Wie von einem Toten.

Seit gestern liegt Hansen mit Flecktyphus. Er phantasiert ununterbrochen von Deutschland. Ihm nimmt das Fieber die Hemmungen, die uns davon abhalten, von der Heimat zu sprechen. Denn wir Gesunden fürchten plötzlich in ein Schreien auszubrechen, das nie wieder verstummen würde. In das irrsinnige Schreien: Wir ertragen es nicht mehr!

Heute hat wieder ein gefangener Roter berichtet, daß die Weltrevolution siegreich fortschreitet. Auch in Deutschland der Bolschewismus marschiere . . . Aber wir wagen nicht, darüber zu sprechen, obwohl es uns in eine wahnsinnige Angst versetzt. Es ist wie ein kleiner Hammer, der ohne auszusetzen klopft und klopft — in unsern Schläfen, in unsern Herzen.

Und wenn unsere Kameradschaft nicht wäre . . .

Brüder, möchte ich manchmal zu ihnen sprechen, Brüder, laßt uns diese Zeiten nicht vergessen! Laßt sie einen Einfluß auf unser künftiges Leben haben, der ihrer Größe angemessen ist. Nicht nur Erinnerung laßt es sein, sondern auch Signal zur Erneuerung! War es nicht groß — trotz allem Schweren? Adelte es nicht, schweigend zu dulden? Lehrte es nicht Kräfte aufbringen, die wir niemals in uns glaubten?

Vergaßen wir nicht alles Niedrige? Gab es noch Ränge oder Stände? Nein, alles wurde weggewischt, nur der Mensch blieb, groß oder klein, wie er im Herzen war. Das laßt uns bewahren und nie vergessen! Das laßt uns als Hefe in unsere Heimat bringen, damit wir eine Frucht aus dieser Zeit gewinnen. Hat uns die Schicksalsgemeinschaft nicht stärker verbunden, als uns je eine Standesgemeinschaft verbinden konnte? Können wir uns jemals wieder niedrig bekämpfen, ist nicht durch diese Jahre für alle Zeit ein Band um uns geschlungen? Laßt es für immer in euch wohnen, laßt es in Pflege aufwärtswachsen! Und wenn die alte Heimat — obwohl auch sie im Krieg ein Gleiches fühlte — das inzwischen wieder vergessen haben sollte, dann sagt es ihr von neuem!

Ja, das möchte ich ihnen oftmals sagen. Aber ich vermag es nicht auszusprechen. Bin ich nicht ein Knabe für die meisten? Sie würden vielleicht im Verborgenen lächeln und mich damit ungewollt verwunden. Und Windt würde fragen: Hast du Fieber, Benjamin?

Aber vielleicht . . .

Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, in der ich es ihnen sagen kann!

Daß unserm Land erspart bleibe, was über dieses kam . . .

Wir bemerken immer häufiger, daß Petroff jedesmal zurückbleibt, wenn wir an einem stehengebliebenen Schlitten vorbeikommen. Kürzlich beobachtete ich nun, daß er die Toten einen nach dem andern heraushob, das Stroh des Schlittens bis auf den Grund durchwühlte, auch diesem oder jenem die Kleider oder Waffenröcke öffnete.

»Er nimmt ihnen die Schmucksachen ab«, sagte Kostja dunkel.

»Was will man machen? Er hat im Grunde recht . . . Sollen all die Schätze den Roten in die Hände fallen? Laßt ihn — wenn er nicht fürchtet, sich dabei den Typhus auf den Leib zu holen, ist es seine Sache . . .«

»Ach Bruder«, sagte Ilja gestern, »ist es nicht zum Verzweifeln? In der ganzen Welt streiten sie sich herum, versuchen aus dem Weltkrieg ein großes Geschäft zu machen, ruinieren euch Deutsche durch ihre Kriegsschuldforderungen — statt darauf bedacht zu sein, einen gesunden Block in Europa zu schaffen, der dem Bolschewismus widerstehen könnte! Sieh, all diese Politiker kommen mir immer vor wie eine Handvoll Schacherer, *die sich um drei Pfennige raufen, während in ihrem Rücken die Überschwemmung heransteigt, die alles verschlingen wird* . . . ja, das ist Europa! Warum gingen wir zugrunde? Weil auch wir stritten und handelten, hier Zaristen, hier Menschewisten — während der Sturm schon an den Dämmen riß! Aber man wird nichts aus unserer Geschichte lernen, wie schon so oft nicht . . . Man wird sich weiter gegenseitig unterdrücken, statt sich zu einer großen Front zusammenzuschließen — bis es zu spät ist!« »Oder«, fuhr er fort, »man wird sogar Geschäfte mit ihnen machen, mit diesen Bolschewisten, ein paar finden sich immer! Gab es für die Finanziere je politische Hindernisse, ethische Hemmungen, weltanschauliche Bedenken? Und diese werden Konzessionen bekommen, ihnen dadurch sogar noch auf die Füße helfen . . . So wird das Geld die Front des Abendlandes erneut durchbrechen! Man wird sie dafür zwar zum Teufel jagen, sobald sie ihre Industrien selber führen können, aber ihre Position wird dadurch erst gefestigt sein . . . Ja, so wird es gehen! Denn sie werden vor Geldgier nicht wissen wollen, daß man sie nur zulassen wird, damit sie ihre zerstörte Industrie wieder aufbauen . . . Oh, ich kenne die Bolschewisten! Mit allen Mitteln wird man sie zum Land hinaustreiben, durch passiven Widerstand ihr Verbleiben unmöglich machen, sobald ihre Wirtschaft durch sie wieder aufgebaut ist . . . Du

wirst es erleben, Benjamin«, schloß er verbissen. »Und dann wird man von neuem jammern — und noch nicht klüger sein!«

Wir liegen bei Innokentjewskaja, der letzten Station vor Irkutsk. Wieder stürzten alle Hoffnungen zusammen: Irkutsk ist in den Händen der Roten — wenn wir hineinwollen, müssen wir es erst erobern! Es ist gekommen, wie Vereniki sagte: Das menschewistische Politische Zentrum wurde, wie hundertmal vorher, nach kurzer Zeit verdrängt und abgesetzt. Jetzt ist Koltschak aus den Händen der Es-Er und Menschewisten in die Hände der Roten und Bolschewisten übergegangen. Und was ihn dort erwartet, braucht keine Worte.

Seit gestern umschleichen unsere Kundschafter die Stadt. Alle Kampfverbände werden fieberhaft zu einem Überraschungsangriff konzentriert. General Sakharrow hat beschlossen, Irkutsk zu stürmen, um den Obersten Regenten zu befreien. Man glaubt an den Sieg. Nur ein paar Gräben aus Schnee, die man mit Wasser übergoß, um sie eisig zu machen, versperren den Weg. »Und wenn auch vierzehntausend Rote in ihnen stehen — sind wir nicht Kappelwesche?« schreit Petroff. »Und geht es nicht um Koltschak?« setzt Kostja hinzu.

Spät abends kommt der Angriffsbefehl: »In der Morgenfrühe des siebenten Februar — jeder Mann erhält fünfzehn Patronen!« Es wird ein Morgen geben, wie Sibirien noch keines sah.

Wir greifen Irkutsk nicht an. In der Nacht kam wie ein Blitz aus klarem Himmel ein Veto. Der Oberste Kreitschi, der Kommandeur der Zweiten Tschechendivision, verlautbarte: »Ich habe Auftrag, den Angriff auf Irkutsk nicht zuzulassen. Sollte man Irkutsk angreifen, werde ich den Truppen in den Rücken fallen. Zieht um Irkutsk herum nach Listwinitschnoje, ich werde in diesem Fall durch meine Neutralität verhüten, daß die Roten euch über mein Bahngebiet in den Rücken fallen.«

General Sakharrow tobte, Woizechowski gab nach. Wir werden im Morgengrauen abrücken, ohne einen Schuß auf Irkutsk abzugeben. Koltschak ist endgültig verloren, von uns nicht mehr zu retten. Tschita heißt jetzt unser Ziel, Semjonoffs blutige Residenz. Und wieder hört man hundert Stimmen: In Tschita werden wir uns einkleiden. In Tschita werden wir uns sattessen. In Tschita werden wir uns ausruhen . . .

Verenikis Gesicht ist seit dem Abrücken wie eine Maske. Nur ich weiß, daß seine alte Mutter in Irkutsk wohnt, und daß er sie jetzt nie wiedersehen wird . . .

Immer häufiger tauchen an den Seiten der fliehenden Armee die Roten auf. Wie Hyänen, die einen kranken Löwen durch die Wüste begleiten, mit scharfen Augen den endlichen Zusammenbruch erwartend, folgen sie gierig, dennoch aufmerksam gespitzt, jeder Bewegung der erschöpften Truppe.

Alle Dörfer, in denen Partisanen erwischt werden, trifft furchtbare Strafe. In manchen Orten hat man alles Mehl und Brot, das man nicht fortschleppen konnte, mit Petroleum übergossen, um die in den Wäldern Hausenden auszuhungern. Aber das rächt sich . . . Denn jetzt sind die Dörfer, in die wir kommen, ohne jegliche Lebensmittel . . .

Zuweilen gibt mir Vereniki ein paar Zigaretten. Ich denke dann immer an jenen Kaiser, der seine Truppen in gleicher Sorgfalt mit Tabak und Pfeifen wie mit Gewehren und Patronen ausrüsten ließ. Wußte er, daß ein Heer eine Schlacht eher ohne Tabak als ohne Patronen verlieren kann?

Ich rauche nur, wenn niemand meiner Kameraden es bemerkt. Ihre Hungeraugen wären unerträglich . . .

Heute hätte Ilja drei Rote erschießen sollen. Er führte sie hinter einen Schneewall, wo ihn niemand sehen konnte. Im letzten Augenblick schrie er plötzlich: »Lauft, Brüder, lauft . . .« Und gab drei Schüsse in die Luft und warf sich auf die Erde. Als ich zu ihm lief, weinte er fassungslos. »Sage, daß sie mir entlaufen sind, Benjamin!« bat er inbrünstig. »Ich kann nicht mehr, weißt du? Ich kann nicht mehr . . . Sind es nicht meine Brüder . . .?«

Wir marschieren weiter. Der Schnee fällt ununterbrochen. Die Füße werden immer schwerer. Man hat zuweilen das Gefühl, als ob sein leichtes, körniges Puder ein weißer Brei sei, der sich wie zäher Gummi an die Sohlen hängt. Jeder Schritt bringt ein knistern-des Knirschen hervor. Unsere hundert Füße und Hufe verstärken es zu einer Musik, die unsäglich einschläfernd wirkt. Sie ist stundenlang das einzige Geräusch unseres Zuges.

Ich höre mit halbem Ohr, daß der Schwalangscher von einem Schießstand erzählt, den sich Semjonoffsche Offiziere gebaut hätten. »Es war also ein langer Gang«, sagt er, »aus zwei Reihen Palisaden,

vorn offen, hinten geschlossen. Am vorderen Ende standen die Offiziere, oft mit Gewehren, meist mit Pistolen. Ein paar Schritte vorwärts war eine Tür, unten am Ende eine zweite, die ins Freie führte. Durch die obere wurden alle Verdächtigen hineingeführt — zum Gottesurteil! wie man sagte. Aber man nannte sie auch »bewegliche Scheiben für die Frontschießausbildung«. Auf ein Kommando durften sie den schmalen, langen Gang hinablaufen. Erreichten sie die Tür am unteren Ende, gelangten sie dort hinaus, waren sie frei. Aber die meisten kamen nicht bis dorthin. Sobald sie losliefen, begannen die Offiziere zu schießen. Hatten sie Pistolen, ging es noch an, bei Gewehren kam selten jemand durch. Ach, wie sie liefen, die armen Kerle, oft auch Frauen — wie Hasen auf der Treibjagd rasten sie den Gang hinab. . . Am schlimmsten waren immer die letzten dran, wenn der Gang schon voller Erschossener und Verwundeter lag, die den freien Lauf mit ihren Körpern behinderten. . . .«

Der Kürassier, der wie ein auf den Hinterfüßen gehender Braunbär dahingeht, bleibt unvermittelt stehen, schüttelt den Mähnenkopf, sagt nur: »Herrgottnochmal. . . .«

»Ich kenne nur die Einrichtungen in den Panzerzügen«, schließt Fritzke an, »mußte mal einen davon reinigen. Sie sind praktisch eingerichtet, wie altertümliche Folterkammern in Museen. . . Überall stehen lange Bänke mit Riemen zum Festbinden daran. Darauf schnallt man die Aufgegriffenen, völlig nackt natürlich, auch die Frauen. Fünfundzwanzig, fünfzig oder fünfundsiebzig heißt es, mit einer Nagaika, deren Schwänze Bleikugeln haben. Beim dritten Schlag reißen sie schon Fetzen aus dem Fleisch, sechzig bis siebzig sind gewöhnlich tödlich. Wird einer vorher vor Schmerz ohnmächtig, bekommt er einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf — erwacht er wieder zur Besinnung, geht die Geschichte weiter. Manche wurden ein halbes Dutzend mal ohnmächtig, erzählte man mir. . . Ja, einen solchen Wagen hab' ich mal gereinigt, ich weiß Bescheid. . . Der Boden ist mit Brettern belegt, die lauter tiefe Ablaufrillen haben, wie in einer Waschküche oder Schlächtereier. . . In denen fließt das Blut zu Röhren, die unterhalb ins Freie führen. . .

»Eine richtige Kanalisation also«, murmelt die Kaulquappe.

»Ganz richtig. Und wenn ein solcher Zug fährt — Semjonoff hat ja sechs, sieben Stück davon — und gerade ein halbes hundert Verurteilte bei sich hat, läuft aus den Abflußlöchern ununterbrochen ein dünner Blutstrom. . . Die Geleise um Tschita, um seine Residenz

herum, haben daher auch rechts und links alle einen breiten schwarzen Streifen — von diesen Wagen her, lauter vertrocknetes Blut. . .«

Alle schweigen finster. »Und zu dem sollen wir jetzt also?« fragt jemand hilflos.

Er spricht aus, was jeder denkt. Alles hat aus vollem Herzen gehofft, daß es in Irkutsk zu Ende sein würde. Jetzt geht es weiter nach Transbaikalien, dem Land der Bleibergwerke und Deportierten. Dem Gebiet, in dem die meisten von uns als Gefangene saßen, zwei, drei, vier Jahre. Es ist zur Zeit die Hochburg der weißen Macht, ihr letztes Bollwerk am Rand der Gobi, an der Grenze der Mandschurei.

»Und dort wird sich der Verzweigungskampf abspielen! Ihr sollt sehen . . .« sagt Hatschek plötzlich.

»Und alles, was bis jetzt geschah, ist gegen das ein Kinderspiel, was dort beginnen wird!« setzt jemand hinzu.

Ich drehe mich um. »Nein«, sage ich entschieden. »Stehen dort nicht die Japaner und Amerikaner? Glaubt ihr, daß die das dulden werden? Herrgott im Himmel, es muß doch irgendwo auf dieser Welt noch Menschen geben!«

Fritzke lacht höhnisch. »Haben sie denn bis heute einen Finger gerührt? Haben sie nicht lächelnd zugesehen, wie sich alles allmählich zerfleischte? Diebisch gefreut haben sie sich sogar, daß sie auf diese Art einen Konkurrenten loswurden! Die Hände gerieben haben sie sich —«

»Ja! Ja! Ja!« rufen drei, vier Stimmen.

Der Berliner wird heftig. »Nein, seien Sie davon still, Fähnrich! Herr du mein Gott — das wollen Kulturvölker sein! Mit keiner größeren Schande belud sich je die Welt, als daß sie dieser Schlächterelei zusah, statt sie zu beenden! Nur darauf bedacht war, ihre Geschäftchen dabei zu machen . . . Und wir sind auch schuldig daran, wir Deutschen! Warum haben wir sie hineingelassen, in plombierten Waggons sogar, Lenin und Trotzki, diese beiden Bluthunde? Nein, geht mir . . . Zivilisation, Friedensliga, Kulturvölker — ich spuck darauf . . .«

»Gewiß, Fritzke. Aber sie wären auch ohne uns hineingekommen, wären dann eben durch andere Länder gefahren. Auch wußte damals niemand, daß es solche Menschen waren . . . Und die russische Revolution entfachte ein anderes Land! Du weißt wohl welches — jedenfalls nicht wir!«

Das ist alles, was ich antworten kann. Im übrigen aber: Haben

diese einfachen Menschen nicht unwiderleglich recht, sich größer und menschlicher zu dünken als die Führer aller Staaten, die Spitzen aller Völker? Sie verabscheuen laut, was sie hier sehen — jene schweigen kalkulierend . . . Und sehen nichts . . .

Aber sie sollen es einst erfahren! Wir werden die Totenmillionen erbarmungslos auf ihre feisten Nacken legen. Und die Menschen aller Welt, so sie noch Menschen sind, werden unserer Anklage beitreten. Über alle Völkergrenzen hinweg. Und in allen Sprachen.

Zwanzig Werst hinter Irkutsk erreicht uns ein Offizier. Er liegt auf seinem Pferd wie ein Gemarterter. Seine Gesichtszüge sind unnatürlich verzerrt, seine Augen von panischem Entsetzen geweitet. »Kolttschak ist tot!« schreit er. »Kolttschak ist tot. . .«

Die ganze Abteilung bleibt mit einem Schlag stehen. Niemand tut mehr einen Schritt, aller Augen sind gleichsam erstarrt. Nur die Pferde hängen die Köpfe herab, mit jedem dampfenden Atemzug tiefer. Man hört keinen Laut als ihr erschöpftes, rasselndes Schnaufen.

Ich drehe mich sofort nach Vereniki um. Er sitzt vornüberge-sackt auf seinem großen Hengst, eine gewaltige Fleischmasse, ohne jedes Leben. »Jetzt ist es also wirklich zu Ende — wie er sagte!« geht es mir durch den Kopf.

Und nirgends ist ein Halt mehr in der Welt.

Abends erfahren wir die Umstände seines Todes. An jenem Morgen, an dem wir Irkutsk stürmen wollten, um ihn aus dem Gefängnis zu befreien, hat man ihn und Minister Pepeljaew durch eine kommunistische Vollstreckabteilung in den Hof geführt. Man sagt, daß er wie ein Sieger zwischen ihnen hergegangen, daß seine Lippen so fest geschlossen gewesen seien, wie an dem Tag, an dem man ihn verriet. Man sagt weiter, daß sein berühmtes Wort: »Das heißt, daß meine Verbündeten mich verraten haben!« sein letztes Wort gewesen sei. Oh, er hatte recht! Er hatte diese Jammerwelt verstanden und schwieg — eine andere Waffe hatte er nicht mehr. Aber dies Schweigen — ist es nicht eine lautere Anklage als tausend Worte?

Als man ihn an die Mauer stellte, hat er sich die letzte Zigarette angezündet und seine silberne Dose dem Rotgardisten geschenkt, der ihm den Platz anwies. Sein Gesicht sei wie aus Stein gemeißelt, der ganze Mensch unendlich ruhig gewesen — im Gegensatz zu Pepeljaew, der um sein Leben gebettelt hat.



Die Rotgardisten haben angelegt, ein Kommissar hat das Feuer kommandiert.

Aber nicht einer hat geschossen.

Man sagt, daß es die edle Ruhe des Obersten Regenten gewesen, die keinen Finger sich am Abzug biegen ließ. Daß sein Herrenblick sie gebannt, versteinert, entmachtet habe.

Plötzlich hat er die Zigarette fortgeworfen, den rechten Arm soldatisch aufgehoben, selbst das tödliche Kommando gegeben. »Feuer!« ist sein letztes Wort gewesen.

Er ist im Knattern seiner eigenen Salve vornübergesunken.

Wie ein Standbild, ohne einzuknicken, steil und gerade.

Seit der Nachricht von Koltshaks Ende gleicht unser Zug einer Totenkarawane. Vereniki hat seit dem Augenblick kein Wort mehr gesprochen. Petroff sieht aus, als ob er eine Kehle suche, in die er sich verbeißen könne. Kostja sitzt im Sattel, als ob er bald heruntersänke, in sein schmutziges Gesicht haben die Tränen helle Bäche gegraben. Der einzige, an dem es eindrucklos vorüberging, ist von der Recke. Oder scheint es nur, weil sein rassisches Gesicht schon seit Wochen keinerlei Empfindung mehr widerspiegelt?

Nach ein paar Stunden haben wir auf diese Marschart jeglichen Kontakt mit den Vortruppen verloren. Es dämmt langsam hernieder, in den Gefangenen wächst Unruhe auf. Endlich zeigen sich am Horizont die Umrisse eines Dorfes. Ich schicke, ohne zu fragen, ein paar Kosaken zur Erkundung vor. Bei ihrer Rückkehr melden sie erschrocken, daß die Vortruppen das Dorf nicht berührt hätten, weil es mit roten Partisanen vollgestopft sei. Ich reite vor, melde es Vereniki.

Der Kapitän schreckt auf, als ob er aus einer Betäubung erwache. »So...?« sagt er dann. »Und wir wollen nicht im Freien übernachten, wie? Gut, wir werden es also nehmen, dieses sogenannte Dorf...«

Sucht er den Tod? denke ich erschrocken. Sein Tonfall ist fremd. Er reckt sich mühsam auf, ruft alle Kosaken um sich. »Wir brauchen ein paar Dächer für die Nacht«, sagt er mit eigentümlichem Sprachklang. »Aber zur Zeit stecken noch Rote unter ihnen, wie ich höre. Wir werfen sie also hinaus, nehmen ihnen gleichzeitig ihr Abendessen ab...«

Ein Kosak murrte. »Es sind zu viele...« brummt Tschunow, der Malodjetz.

Durch Vereniki geht es wie ein elektrischer Schlag. Er zieht ruckhaft den Colt. »Murrst du noch?« fragt er eisig. »Los, vorwärts! Jessaul Petroff führt. Leutnant Recke und Kongrin nehmen die Flügel. Ich reite hinterdrein. Sollte einer von euch sich davonmachen wollen, kriegt er eine Kugel von mir selbst in den Nacken. — Abmarsch!«

Petroff drückt die Pelzpapacha auf den Hinterkopf, knotet sich den Faustriemen seines Kosakensäbels mit einer schauerlichen Bewegung um das Handgelenk. Die breite Klinge mit der tiefen Blutrinne schlägt baumelnd gegen die mageren Rippen seines Hengstes. »Ich bin bereit!« sagt er dann. Und setzt hinzu: »Unser Feldruf heißt: Koltschak . . .«

Der Zug hält an. Ich steige auf einen Schlitten, sehe den Abgaloppierenden durch mein Fernglas nach. Hatschek schiebt sich in meine Nähe, ein großes Bündel unter dem Arm. »Wenn sie nicht wiederkommen, ist es höchste Zeit!« sagt er betont.

Wir hören eine Weile nichts als Pferdegetrappel, vom tiefen Schnee wie von Watte gedämpft. Dann fallen Pistolenschüsse, steigt kosakisches »Urra« empor. Mir ist, als höre ich deutlich Petroffs wilde Stimme, der immer wieder »Koltschak — Koltschak« schreit. Wie ein Mensch, der irrsinnig wurde.

Mehrere Minuten vergehen, ihre Spannung martert. Ljuba klammert sich weinend an Luka. Endlich kommt ein Kosak zurück, mit wildem, lachendem Gesicht. »Der Kapitän befiehlt: Einrücken!« unsere Herzen schlagen freier, wir fahren mit allen Käften vorwärts. »Das hat noch mal geglückt!« ruft Windt schnaufend.

Das Dorf ist gesäubert, die rote Besatzung floh. Vorm Haus des Starosten halten die Kosaken, auf der Schwelle sitzen Vereniki und Recke. Beide stützen die Köpfe in die Hände. Vor ihnen liegt ein Menschenhaufen, mit verkrampften Pferdeleibern gemischt. Ganz vorn erblickte ich Petroff, neben ihm seinen Rapphengst. Ein paar Kugeln haben dem Tier derart den schwarzen Bauch zerrissen, daß seine Därme mit gelben Fettschichten den Schnee zerschmelzen. Als ich nahe herantrete, gewahre ich erst, daß Petroff sich wie ein Hund in die Kehle eines Roten verbissen hat. Aber er rührt sich nicht mehr. Sein wildes Nackenhaar spielt im Wind.

»Er hätte nicht fallen brauchen!« sagt Kostja leise. »Aber er war wie toll, warf sich auf den dichtesten Haufen. Bis er in seiner Nähe war, hatte er schon drei Kugeln im Leibe . . . Er fiel trotzdem nicht vom Sattel, sprang wie immer zur Erde, lief auf den Führer zu,

bis er ihn am Hals hatte . . . Erst dann brach er tot nieder, keinen Augenblick früher . . .«

Abends rief Recke uns zusammen. Auf seinem Schlitten lag ein leerer Beutel. Daneben vier Häufchen Schmuck — Ohrgehänge, Medaillons, Uhren, Ringe. »Er stak in Petroffs Satteltasche«, sagte Recke knapp. »Ich habe es nach bestem Gewissen in vier Teile geteilt. Wozu soll es in die Hände der Roten fallen? Man weiß nie, ob man es nicht einmal brauchen kann. Nehmt euch jeder ein Teil . . .«

Mein Teil bestand aus ein paar Ohrgehängen, herrlichen Arbeiten aus tropfenförmigen Smaragden, einem Medaillon mit der elfenbeinernen Gemme eines unsäglich zarten Frauenkopfes, einer goldenen Uhr mit Sprungdeckel, sechs Eheringen mit eingravierten Namen.

Wir schleifen uns allmählich durch den Schnee wie durch weißen, rieselnden Sand. unsere Pferde sind todmüde, unsere Leiber geschwollen vor Frost. Man hört kein Pferdestampfen, hört kaum einen Ruf mehr. Wie in Watte gehüllt zieht alles dahin — gespenstisch, lautlos wie ein Leichenzug. In unsern Eingeweiden bohrt seit Wochen Hunger, und unsere Mägen sind schwer wie Steine. An jeder Werst bricht jemand zusammen, nach kurzer Zeit deckt ihn der Schnee. Er ist dann nichts mehr als ein großer Maulwurfshaufen, mit denen der ganze Weg bedeckt ist wie Haut mit Warzen. Die ungeheure Schneefläche ist so lastend still, daß man manchmal schreien möchte, um mit der eigenen Stimme Löcher in dieses große, stille, lastende Tuch zu reißen.

Alle Augenblicke bleibt ein Pferd stehen. Man könnte es schlagen oder brennen, es würde nicht mehr vom Fleck gehen. Irgend jemand nimmt ihm das Geschirr ab, läßt es nackt an seinem Platz. Es wird noch eine Stunde regungslos stehenbleiben, dann aber wird es sich niederlegen — einen neuen Maulwurfshaufen bilden, nur einen etwas größeren. Oder irgend ein Trupp wird halt bei ihm machen, ihm die Kehle zerschneiden, um sich an seinem Blut zu wärmen und die Zähne in sein rohes Fleisch zu schlagen. Ich sehe immer noch Schlitten, in denen hochgeborene Frauen liegen, junge Mädchen aus kaiserlichen Instituten, Säuglinge mit blauen Knollenhändchen. Wenn solche Frauen besonders kostbare Pelze anhaben, läßt man sie

ihnen nicht lange, nimmt jeder Vorübergehende ein Stück ab. Bis sie zuletzt in seidenen Hemdchen nackt auf den Schlitten liegen, mit gefrorenen Schenkeln, deren Haut die Härte und den Farbton heller Eierschalen hat.

Jeden Abend kriechen wir in irgendeinem elenden Dorf unter. Alles ist von Offizieren und Frauen mit Kindern vollgestopft. Den gewöhnlichen Soldaten und Kriegsgefangenen bleibt nichts übrig, als im Freien zu übernachten. Sie reißen die Dächer herab, um aus ihnen Lagerfeuer zu machen, schießen auch wohl plötzlich wie rasend in die Nacht, um die Offiziere aus den Häusern zu locken. Aber es ist kein Angriff der Roten, es ist nur ein Mittel, um rasch in die leeren Häuser zu stürzen, wenn die Offiziere mit den Waffen hinaus-eilen, um ihre Frauen und Kinder zu verteidigen. Tun sie unrecht? Nein, jeden Morgen sitzen ganze Reihen von ihnen erfroren auf den Höfen, einzelne so dicht an den niedergebrannten Feuern, daß ihre Füße verkohlten. Oh, die Beneidenswerten, sie schlummerten vielleicht mit dem Gefühl hinüber, vor einem warmen Kamin zu sitzen . . .

Berger reitet den Bärenatzer, ich gehe zwischen Windt und Schulenburg. Hinter mir stampfen Saltin, Proschow, Merkel, Müller und der Kriegsmutwillige. In kleinem Abstand kommt die zweite Gruppe.

»Menschenskind«, sagt Windt verträumt, »wenn ich so vom Dienst kam, um diese Zeit ungefähr, hatte meine Frau schon immer den Tee fertig — guten chinesischen, nicht solch einen zweiten Aufguß, in dem die Petrograder Huren schon herumgestochert haben! Am Ofen standen die warmen Hausschuhe, ich setzte mich in den Großvaterstuhl — einen mit weichen Ohrenbacken, wißt ihr? — bekam ein Brötchen nach dem andern, dick mit Butter bestrichen, auch etwas Wurst . . .«

»Salami, nicht wahr?« fragt Saltin leise.

»Ja, echte ungarische . . .«

Müller wird begeistert. »Herrgottja! Und nachher eine Zigarre was? Eine dicke schwarze, Brasileinlage, deren Asche steht . . . Dazu die Zeitung!« Und er zitiert: »Nichts Besseres weiß ich mir an Feiertagen . . .«

»Und abends ins Theater!« ruft der Kriegsmutwillige. »Oder ins Konzert . . . Im sauberen Anzug, im dunkelblauen, einen frischen Kragen . . .«

»Die Menschheit ist verrückt!« sagt Proschow unvermittelt.

»Und warum?« fragt Berger nur.

»Weil sie sich das alles selbst zerstört hat! Denn das sage ich euch: diese Zeiten kommen niemals wieder — das ist kaputt, für unser Leben! Das hat man alles ruiniert... Aus eigener Schuld!«

»Ja, man kann wirklich bald nicht mehr verstehen«, quäkt Merkel, »warum unser Herrgott —«

Windt fährt herum. »Lassen Sie unsern Herrgott in Ruhe, Mensch!« sagt er scharf. »Dem haben wir mit diesem Krieg die Ohren so voller Blut gestopft, daß er uns nicht mehr hören kann! Mit Recht nicht mehr hört, verstehen Sie?«

Merkel wird steif. »Sagen Sie, warum schreien Sie mich eigentlich immer an, wenn ich einmal etwas sage?«

»Weil Sie Blödsinn quatschen, sobald Sie nur den Mund auf-tun!« entgegnet Windt kalt.

»Aber erlauben Sie!«

»Klappe!« sagt Windt nur.

»Herr... Ich fordere Sie... Wir werden in der Heimat...« grillt Merkel kippend.

Windt wird weiß. »Noch ein Wort, Sie ewiger Hanswurst...« Er atmet tief, bricht wütend aus: »Mein Gott, da läuft dieser Mensch durch tausend Tote, seit Monaten schon... und begreift noch immer nicht...« Er reißt die Mütze ab, als ob es ihm zu heiß würde, schreit überschlagend los: »Einer von uns ist verrückt, verstehen Sie? Ich oder Sie... Aber wenn Sie mir hier, angesichts dieser unzählbaren Toten... angesichts dieser ungeheuerlichsten Tragödie, die jemals über unsere Erde ging... noch einmal mit Ihrem Blödsinn kommen... mit Ihrem ›Aber erlauben Sie‹ und Ihrem ›Herr‹ und Ihrem ›Ich fordere Sie‹... und wenn Sie jetzt nicht begreifen... daß hier, in dieser Zeit... unter diesen Umständen... alles das Wahnsinn ist... Spleen, Sparren, Verrücktheit... mit einem Wort: Trägheit des Herzens — dann schlage ich Ihnen in die Fresse... solange, verstehen Sie... bis Sie zu einem Menschen werden... zu einem Herz... verstehen Sie...«

Er bricht unvermittelt ab, bedeckt sich wieder. »Schluß, fertig, Punktum!« sagt er müde. »Gehen wir weiter...«

Heute fiel Vereniki auf, daß Ilja öfters schreibt.

»Du auch, Ode?« fragt er klanglos. »Darf ich mal etwas lesen, was du schreibst?«

Ilja wurde rot. »Nein, Kapitän, ich bitte Sie . . . Es ist ja nicht für uns — es ist nur für jene, die nach uns kommen!«

»Ist es ein großes Gedicht, Ode?« fragte er ernst.

»Nein, Kapitän — eher ein Dokument, eine Historie, wenn man will . . .«

Vereniki fuhr ihm über den Kopf, ging mit dünnem Mund hinaus.

Ilja sah mich an. »Was soll ich tun, Benjamin?« sagte er seufzend. »Ich kann es ihm nicht geben — er würde es doch nicht verstehen, niemand von uns würde es verstehen, alle würden sich mit mir verfeinden! Ich kann aber doch nicht loben, wo ich tadeln muß! Ich will doch nur Wahrheit geben, nichts anderes — und Wahrheit ist nur selten gut zu hören! Und das andere wäre doch auch sinnlos für die Welt . . . Es gibt genug gegenseitige Beweihräucherung, dafür werden schon unsere Generale sorgen — wozu soll ich die noch vermehren?«

Er stand auf, kam dicht heran. »Übrigens«, sagte er eifrig, »wollte ich ohnedies einmal mit dir darüber sprechen. Es wird nicht, wie ich dachte, Benjamin! Es wird ein wenig chaotisch, es wird keine Geschichte einzelner noch ihrer Seelenleiden . . . Aber es kann auch so etwas nicht werden — muß der einzelne nicht zurücktreten vor dem Ganzen? Ich ringe damit, aber vieles bleibt ungestaltbar . . . Ich glaube, man kann unsern Kampf, wenn man nicht ein Dutzend Bände darüber schreiben will, auch nur in seinen bezeichnendsten Zügen bringen! Ich wenigstens kann nur unsere Idee aussprechen, die Beweggründe unseres Widerstandes . . .« Er wurde leise. »Oh, wenn es mir gelänge, Benjamin! Weißt du, was ich mir wünschte? Nein, das ist unbescheiden . . . Wenn es nur den Nachhall unserer Schüsse in sich trüge, unserer Degenstöße, unserer Schreie, unserer Flüche — und vielleicht auch: den Nachhall unserer letzten Gebete!«

Ich nahm seine Hand. Sie fühlte sich fiebrig an. »Bist du krank, Ode?«

»Nein, Unsinn, nur erregt! Aber wenn es zugleich ein erzener Beweis unseres Glaubens würde, Benjamin?« fuhr er fort. »Ein Beweis unseres Kreuzritterzuges für die abendländische Kultur? Dann könnte es uns alle von dem durch uns vergossenen Blut entlasten — besonders mich, der wohl darunter am meisten leidet! Ach, Benjamin, es klingt pathetisch, aber es ist dennoch wahr: Wir glauben an Gott und die Menschheit! Aber wir glauben es

nicht nur, sondern wir sind auch gewillt, dafür zu sterben, wie eure Kreuzritter für Christus starben! Ja, es ist das gleiche: unser Kampf für die Kultur, das Christentum, die Wahrheit — ist es nicht gleichermaßen ein Kampf für Christus . . . ?«

Seine Wangen glühten, seine Augen irisierten. Ich hatte das Gefühl, als ob er krank würde. »Hast du Fieber, Ode?« fragte ich leise.

Er fuhr auf. »Ach, ihr« sagte er gedehnt. »Muß man gleich Fieber haben, wenn man einmal . . . etwas anders, etwas unalltäglich, etwas ekstatisch ist!«

Ich biß mich auf die Lippen.

»Wenn Kostja das gesagt hätte oder Recke oder Vereniki!« sagte er gekränkt. »Aber du, Benjamin . . . ?«

»Ode!«

»Nein, laß mich!« stieß er aus. »Ihr seid alle gleich . . . Irdisch, irdisch — ach, so scheußlich irdisch!«

Und suchte Luka.

Die Wölfe kommen immer dichter und furchtloser heran. Gestern griff ein Rudel die Pferde des letzten Schlittens an. Wir hörten den Berliner plötzlich schreien, gleich darauf heulte ein dumpfer Chor herüber. »Schießt!« schrie Kostja. »Um Gottes willen, schießt . . .«

Wir warfen die Pferde herum, schossen aus allen Pistolen. Zwei der großen Schatten knickten ein, dicht bei den Pferden des letzten Schlittens. Es waren zottige und riesenhafte Tiere, die eine scheußliche Ausdünstung ausströmten. Ihre mächtigen Körper machten noch im Tode den Eindruck einer schauerlichen Wildheit. Unsere Pferde zogen mit weiten Nüstern und einem eigentümlich schnarrenden Geräusch den Geruch ein. Sie zitterten dabei, als ob sie sterben müßten.

»Wenn wir keine Pelze hätten, könnten wir uns jetzt welche machen!« sagte Kostja hämisch. »Wolf ist am wärmsten . . .«

Zwei der Gefangenen, Siefert und Gundermann, die gerade an der Seite gegangen waren, von der das Rudel angegriffen hatte, wälzten sich mit Weinkrämpfen im Schnee. Merkel, der immer noch seine Mütze mit den Kokarden trägt, durch nichts zu bewegen ist, eine schützende Pelzkappe aufzusetzen, trat interessiert heran. Er besah sich die Tiere eine Weile, schnitt endlich einem Wolf bedacht-sam den Schwanz ab. Aber er sprach kein Wort dabei.

Immer wieder sprechen wir vom Verrat der Tschechen an Koltschak. Alles verurteilt sie . . . Ich aber glaube, daß sie ihn nie ausgeliefert, wenn sie nicht gefürchtet hätten, die Bevölkerung würde sonst niemand von ihnen mehr lebend aus Sibirien herauslassen. Und General Janin, der alliierte Kommandant? Haben jene recht, die ihn verdammen, ihn wegen seines Verrats den schmächtigsten Offizier der Erde nennen? Es gibt eine Entschuldigung: Er war weit fort, mußte es schließlich glauben, als die Legionäre telegraphierten, daß sie völlig eingeschlossen seien, ihren Weg nach der Heimat nur fortsetzen könnten, wenn sie Koltschak auslieferten. Er kannte die Stimmung des Volkes, wußte auch gut, daß er in diesem Fall wirklich zwischen dem Leben von fünfzigtausend Tschechen und dem Leben des Admirals zu wählen hatte. Daß er das Leben von fünfzigtausend jungen Menschen, die eine Zukunft hatten, dem eines alten Mannes vorzog, dem ohnedies nichts mehr übrig blieb als ein stolzer Tod — wer hätte anders gewählt an seiner Stelle? Daß dem Zuge Koltschaks nicht ein Heer gegenüberstand, sondern nur ein kleiner Trupp Aufständischer, ahnte er vielleicht nicht. Trotzdem bleibt dies: er hätte sich nicht feige in Sicherheit bringen dürfen! Wäre er, wie Admiral Koltschak, bis zuletzt bei seinen Truppen geblieben, hätte er nicht nach vagen Telegrammen zu urteilen brauchen, sondern nach eigener Erkenntnis entscheiden können. Und die Antwort auf die Aufforderung der Aufständischen, Koltschak trotz aller alliierten Hoheitszeichen auszuliefern, wäre dann sicherlich das Kommando zum Feuern gewesen . . .

Der Kürassier fand einen Kinderschlitten am Wege, mit einem kleinen Knaben darin. Es ist ein feiner Schlitten, mit goldenen und silbernen Leisten, einem gekrönten Monogramm, einer weißen Felldecke. Aus diesem nahm er das erfrorene Kind mit väterlicher Bewegung heraus und bettete es einer Mutter, einer schönen jungen Frau, die dreißig Schritte weiter vorn lag, in die steifen Arme.

Dann band er diesen Schiebeschlitten, da alle Krankenschlitten überfüllt sind, mit einem Strick an das letzte Fuhrwerk. Endlich nahm er den kranken Fleetmann auf den Arm und setzte ihn sorglich hinein. Nun geht er hinter dem kleinen Parkschlitten her, die Hände um den Handgriff in Fleetmanns Rücken gelegt. Paßt bedachtsam auf, daß er nicht umfällt, schiebt ihn auf diesem Kinderschlitten durch Sibirien.



Als ich ihn fragte, warum er das tue, sah er mich abweisend an. »Es geht sich viel leichter, wenn man einen Halt hat!« sagte er dann. »Denn ich laß mich tüchtig mitziehen, verstehen Sie...?«

»Ach Kürassier!« sagte ich nur. »Schwinde doch nicht!«

Er wurde rot, sah sich erkannt. »Was will man machen?« sagte er geringschätzig. »So'n Friseur...«

Später erfuhr ich, daß Fleetmann nicht mit den Typhuskranken hatte zusammenliegen wollen. »Bitte, bitte nicht — sonst kriege auch ich die Flecken!« hat er gerufen.

Alles verheimlicht ihm, daß er sie schon seit einer Woche hat.

Als wir heute ins Quartier rückten, schoß Vereniki einen unserer letzten Kosaken durch den Hinterkopf, weil er dazukam, wie dieser als Vorreiter eine Bauersfrau vergewaltigte. Als wir ihn zurückreißen wollten, war es schon zu spät dazu. »Oh, das mußte sein! Einmal mußte das ein!« stöhnte er irr. »Man kann nicht alles in sich hineinfressen... immer und immer...«

Wohl durch dies Geschehnis veranlaßt, erlitt auch Ilja einen neuen Zusammenbruch. »Ich bin kein Krieger!« schrie er hysterisch. »Ich möchte endlich einmal wieder menschlich sein... Ich habe Sehnsucht nach Petrograds weißen Nächten... Irgendwo ist meine Wohnung, mein kleines Studentenzimmer... Seine Lampe brennt, vor ihr liegt ein Buch... Ein Buch, ein Buch — mein Gott im Himmel! Nein, ich kann nicht mehr... Sind wir Tiere? Ich kann meine Seele nicht länger vergewaltigen... Ich bin jung...« Er warf sich an mich, schlang die Arme um meinen Hals, weinte hart und stoßweise wie ein Knabe.

»Sag, Ljuba nichts davon... sag Ljuba nichts!« flüsterte er ängstlich, sah sich beschämt um. »Ich muß doch stark sein... Und bin es nicht... Und war es nie...«

Wir liegen in Listwinitchnoje, dem langen Dorf am Baikalsee. Es heißt, daß man von hier den Übergang nach Myssowsk wagen wolle. Andere sagen wieder, daß man hier nicht hinüberkönne, sondern erst nach Goloustnoje müsse. General Sakharow sei mit der Avantgarde auch nach Goloustnoje gezogen, um den kürzesten Weg über den See zu nehmen. Erst vor zwei Tagen sei er durchmarschiert, habe den Weg von den Roten gesäubert, über alle Eispalten Brücken geschlagen.

Ich liege mit den Offizieren und Kameraden unserer Abteilung in buntem Durcheinander in der Ecke eines Wirtshauses. Der große,

saalartige Raum ist von Menschen vollgestopft, kein Blatt könnte mehr auf die Erde fallen. Alles hat sich auf dem Boden gelagert, wenn jemand hinein oder hinaus will, muß er über hundert hokkende Körper steigen. »Je dichter man beieinanderhockt, desto wärmer ist es!« tröstet der Lanzer.

Mir ist, als sei in diesem Raum das ganze Rußland zusammengepfercht: hochadelige Offiziere der ersten Petersburger Garderegimenter hocken neben bärtigen Staatsräten der Ministerien, Professoren neben Künstlern, milchgesichtige Studenten neben hageren Astrachankosaken. Ich sehe Fähnriche und Kadetten berühmter Kavallerieinstitute, kindsjunge Gymnasiasten und Gymnasiastinnen, dazwischen aber Frauen, Kinder, Säuglinge. Einzelne weinen kraftlos, andere fluchen verbissen, ein paar lärmeln betrunken, viele phantasieren im Typhusfieber, manche sitzen regungslos.

Wir selber sind vom Marsch so ausgepumpt, daß wir nicht mehr zu sprechen vermögen, von dem bevorstehenden Seeübergang aber so erregt, daß wir nicht schlafen können. Zuweilen hört man ein paar Worte, die irgendwie interessieren, aber das meiste geht im allgemeinen Wirrwarr unter. In unserer Nähe streiten sich ein paar Beamte über den Weltfrieden, schreien immer heftiger, halten dies dafür, jenes dagegen. Endlich sagt jemand mit einer Stimme, deren tiefer Baß alles erdrückt: »Betet zu Gott, daß er die Menschen anders mache...« Einen Augenblick ist alles verstummt. Dann aber schreit ein Kapitän, dessen wildes Aussehen an Petroff erinnert, mit rollendem Fluch: »Kawardasch — Unsinn!«

»Wieso denn?« fragt ein Beamter. »Ist es nicht eine Schande, daß man im zwanzigsten Jahrhundert —«

»Kawardasch!« brüllt der Offizier von neuem. »Eine Schande, ist es, daß man unsere Welt in Watte packen will! Geht mir mit eurer Schlawheit! Ist die Natur nicht auch hart? Zum Teufel mit eurer Humanität, eurem Sozialismus! Ich bin Natur —«

»Aber der Mensch soll eben über sie hinaus! Wozu ist er sonst Mensch?« wirft jemand ein.

Der Kapitän lacht nur. »Gut, soll er! Es muß alle Sorten geben... Aber verfälscht mir diese Erde nicht, macht nicht alles zu Jammerlappen! Es ist genug Platz für alle Sorten... Und schön ist sie nur, wenn sie in allen Farben spielt... Was mich betrifft, werde ich niemals euren Weltfrieden schließen, werde ich ihn bis zum Tode bekämpfen! Ungerechtigkeit, Natur — fertig. Sie wollen, was ich habe — ich will behalten, was sie wollen! Gewinnen sie — gut,

gewinne ich — besser! Und ich verzichte auf diese Erde, wenn sie keinen Kampf mehr bietet . . . Wenn man selbst die Bazillen schont, weil auch sie Lebewesen sind . . .«

»Er hat noch nicht genug!« ruft jemand höhnisch. »Hat der Krieg sich hier nicht selber aufgefressen, ist er hier nicht an seinem eigenen Gift erstickt?«

Ich konnte nicht länger folgen, weil ein Husarenleutnant heran-drängte, der einen goldenen Pokal emporhielt. »Haben Sie Interesse?« fragt er Vereniki, der teilnahmslos dalag, den Rücken auf seinem Sattel. »Mein Rennpokal . . . habe ihn bis hierher mitgeschleppt . . . gewann ihn einst in Petrograd . . . vor unserm Zaren! Für tausend Koltschakrubel gäbe ich ihn her — ein Spottgeld, Kapitän!«

»Ich habe kein Geld«, sagt Vereniki müde.

»Vielleicht aber ein paar Brote? Auch dafür gäbe ich ihn! Habe meine junge Frau bei mir — verstehen Sie . . .«

»Ich habe auch kein Brot«, sagt Vereniki.

Der Offizier geht weiter, beginnt monoton von neuem. »Mein Rennpokal . . . hab ihn bis hierher mitgeschleppt . . .«

Kostja sieht ihm mit starren Augen nach. »Ja, soweit sind wir!« höre ich ihn murmeln. »Soweit: Ausverkauf! Wer bietet etwas für Trophäen . . .? Nichts . . . Aber alles für Brot . . .«

Ich werfe mich von einer Seite auf die andere. Aber man ist so eingezwängt, daß man diesem Jammer nicht entgehen kann. Jetzt höre ich einen alten Hauptmann, der zwei Schritte links von mir liegt. Er hat ein leichenhaftes, eingefallenes Gesicht, aus dem die Backenknochen wie zwei Haken ragen. Sein schlottriger Körper zuckt, er weint verzweifelt.

»Alles ist hin!« höre ich ihn schluchzen. »Wir sind die letzten, die alte Garde . . . Wie Hunde jagt man uns, seit vielen Monaten . . . Oktober, November, Dezember, Januar, Februar . . . Wozu litten wir? Die Politiker wollten Macht, die Geldleute Geschäfte . . . Und nirgends ein Herz . . . Nirgends ein Herz! Alles jagte man in den weißen Tod . . . um des Geldes willen . . .«

Spricht er im Typhusfieber? Er röchelt schnaufend. »Einst hatte ich eine Schwadron«, höre ich ihn fortfahren. »Lustige Jungen, in schönen Uniformen, auf blanken Pferden . . . Und unsere Standarte wehte . . . Und unsere Lieder klangen . . .« Er summt halblaut: »Kennt ihr wohl den Platoff? Den Feind hat er besiegt . . .« Er

fährt an die Mütze. »Und wenn der Zar kam, die Paraden waren . . . und Rußland jubelte . . . Und schöne Frauen winkten . . . Der Generalmarsch gespielt wurde, der herrliche Generalmarsch! Jetzt ist alles kaputt . . . Ein Häuflein Bettler ist übriggeblieben . . . Von all der Macht, von all dem Glanz . . . Ganz allein sind wir, von allen verlassen, wir russischen Menschen . . . Oh, steht doch auf! Und schreit wie Tolstoi: J'accuse . . . j'accuse! Daß sie es zuließ, diese verfluchte Welt . . . Eine Million zugrunde gehen ließ . . . Und nur Geschäfte . . . Nicht ein Herz . . .«

Ich werfe mich wieder nach rechts. Soll ich das bis zum Morgen hören? Jetzt fällt mein Blick auf einen großen Offizier, dessen einst edles Gesicht vom Schnaps verheert ist. »Was wollt ihr?« lallt er. »Wir mußten zugrunde gehen, waren ja alle krank! Ich bin Graf Treßkow, ein altes Geschlecht, Methusalems an Adel . . . Aber wissen Sie, warum ich nicht heiratete? Weil ich . . . wenn ich bei meiner Frau einmal sähe, daß sie . . . nun, Sie verstehen schon . . . das müßte, was wir auch müssen, weil wir eben Menschen sind — dann wäre es aus für mich! Denn ich bin so dreckig, wissen Sie, so über alle Möglichkeiten versumpft, daß ich nur eine Frau achten könnte, die überirdisch wäre, verstehen Sie? Die göttlich wäre, begreifen Sie? Aber das ist unnatürlich, nicht wahr? Nun, weiter will ich nichts beweisen . . . Wir sind eben dekadent, verfault an Leib und Seele . . . Also: Weg mit uns . . .«

Mein Gott im Himmel, soll diese Nacht ewig dauern? Ich ertrage es nicht länger, all diese Menschen sehen und hören zu müssen, die nichts mehr besitzen, als was sie auf den verlausten Leibern tragen! Die sich mit letzten Kräften durch das Eis Sibiriens schleppen, eine glanzvolle Vergangenheit hinter sich, das Los von Stiefelputzern vor sich. Deren Frauen und Kinder Gott weiß wo verdorben oder in den Händen der Roten sind, die nichts mehr ihr eigen nennen als einen Säbel, der längst schartig und blind ist, dazu ein abgetriebenes Pferd, das jeden Augenblick zusammenbrechen kann . . .

Ich fühle eine Hand auf meinem Arm. »Was quälen Sie sich, Fähnrich?« fragt Bergers Stimme. »Wenn Sie nicht schlafen können, helfen Sie mir lieber . . . Ich habe meinen Plan nämlich etwas abgeändert . . . Ich will den Tempel nicht mehr an den Teich stellen, das wäre zu leicht, zu fröhlich . . . Ich habe noch einen kleinen Eichenwald am unteren Ende des Parkes, uralte, wie ein Säulendom . . .

Dort hinein möchte ich ihn stellen . . . Und wenn ich dann dort spiele —«

Ich kann ihm nicht raten. Irgendwas krampft mein Herz. »Uns wird die Sonne niemals wieder scheinen!« denke ich irr.

»Dann werde ich auch dieser Nacht gedenken . . .« sagt Berger flüsternd.

Später muß ich doch eingeschlafen sein. Als ich gegen Morgen von einem Sprechen neben mir erwachte, schlief fast alles. Auf dem Tisch brannten ein paar Kerzen, vor ihm saßen zwei todmüde Offiziere, schrieben die Befehle für den Weitermarsch.

Der Sprecher neben mir war unser Väterchen. Er saß halb liegend neben einem Schwerverwundeten, der erstickt röchelte. »Du fürchtest dich vorm Sterben?« hörte ich ihn mit seiner heiseren Stimme sagen. »Was ist das für ein Unsinn! Das ist nur die Natur, verstehst du . . .? Die will nicht sterben, wo käme sonst das Leben hin, wenn sich's so einfach unterkriegen ließe? Alles würde sich umbringen in solchen Zeiten wie diesen, nicht wahr? Alles würde Selbstmord begehen . . . Dem ist ein Riegel vorgeschoben mit der Todesfurcht, das ist das Ganze . . . Aber mit dem Geist, nein, mit der Seele hat das nichts zu tun . . . Der droht nichts drüben, glaube mir . . .«

»Und keine Hölle?« höre ich flüstern.

»Ach, Unsinn — Hölle! Wer hat dir das gesagt? Im Gegenteil — ganz schön wird's sein . . . Ganz still . . . Ach, das wär traurig! Nein, einen solchen Gott . . . Haben wir hier nicht genug Hölle gehabt, auf dieser Welt? Glaubst du denn, Gott sei ein Mensch? Böse und rachsüchtig, auf Vergeltung aus? . . . Wie falsch, mein Freund . . . Wenn du dir irgend etwas denkst, was dir am besten scheint, so gut ist, daß man es hier niemals trifft — sieh: das ist Gott . . .«

»Ja, aber alle Bösen . . .?«

»Was gehen uns die Bösen an? Warst du nicht gut . . .? Ich brauche doch nur dein Gesicht anzuschauen, um das zu wissen . . . Du hast immer das Beste gewollt, nun also — das ist entscheidend . . . Nein, schlaf' ruhig ein, ganz ruhig . . . Hörst du? Bereite dich, als ob bald eine große Freude komme . . . Sie wartet schon . . . Mach dein Herz ganz weit, wie vor dem Sonntag, nach langem Tagewerk, verstehst du mich . . .?«

»Und dort wird nichts mehr sein — von all diesem? Gewiß nicht . . .?« höre ich fragen.

»Gewiß nicht, Lieber! So wird es sein, wie ein Schlaf ist, ein tiefer erquickender . . . Nichts wird man mehr fühlen, das bleibt alles hier . . . Was sollte man dort auch damit . . .?«

»Ach . . . das wird schön sein . . .«

»Siehst du? Ja, freu dich nur . . . Es wird so schön sein, wie noch nichts im Leben war! Und vor allem: Ganz still . . . ganz still . . .«

Ich konnte nicht wieder einschlafen. Ich sann und grübelte, gelangte dennoch zu keiner Klarheit. Was haben diese Menschen, was hat dies Land verschuldet, daß es so büßen muß? fragte ich mich. Und wenn es wirklich so verkommen war, daß es zusammenbrechen mußte — wollte Gott Sodom nicht schonen, so nur fünf Gerechte in seinen Mauern wohnten?

Und ich kenne doch mehr als fünf! Ich kenne viele . . .

Nein, einen Sinn finde ich angesichts dieser Opfer, angesichts dieser abgezehrten Gestalten nicht! Und dennoch strömt aus dem Anblick dieses Elends etwas mit großer Klarheit in mich ein: Was hier geschah, ist nicht das Unglück Rußlands, sondern die Schande der ganzen Welt! Hier kam die Seele unseres Jahrhunderts zum Bankerott! Hier wuchs die Raffgier des Untermenschlichen zu einer Höhe, die unsern Stolz auf alles Übermenschliche für ein Jahrhundert überschatten wird! Hier zeigte sich, wie jämmerlich die Mittellinie unseres Menschentums ist . . .

Mir fielen jene Worte ein, die ich auf Anschlägen las: Aasgeier, Leichenfledderer, Schlachtfeldhyänen . . .

Noch eines fragte ich mich in dieser Nacht: Wird jemals jemand die Geschichte dieses Eisfeldzuges schreiben können? Ich will es einst versuchen, aber ich glaube, daß meine Scheu vor jener Sintflut mitleidsloser Worte, die allein das wahre Abbild dieser Tragödie geben könnte, es nur zu einem schwachen Schattenriß bringen wird.

Und wenn ich dennoch die Kraft fände, um die Wahrheit zu schildern — würde dann nicht die ganze Welt sagen: Welche verderbte Phantasie? Und es totschweigen — aus tiefster Scham? Ja, wie kann ich diesen Totenzug der Nachwelt am glaublichsten überliefern? Ich meine fast, wenn man ihm in statistischer Trockenheit die Zahlen der Toten voranstellte . . .

Vielleicht in dieser Art: Am 10. Dezember blieben zehntausend Flecktyphustote liegen. Am 14. zwanzigtausend Verhungerte und Erfrorene. Am 18. dreißigtausend. In Atschinsk hat man vierzig-

tausend gezählt. Auf Station Taiga achtzigtausend. In Nowonikolajewsk jedoch zweihunderttausend . . .

Morgens kommt der Beschluß, daß auch wir nach Goloustnoje ziehen, um von dort aus über den See zu gehen. »Goloustnoje!« denke ich erregt. Dort war ich einen Sommer als Erntearbeiter, vom Irkutsker Lager aus . . . Es war der schönste Sommer der Gefangenschaft! Mit Pod, dem Bären, Brünn, Hatschek, dem Artisten, dem Schwalangscher, der Kaulquappe. Welch seltsame Fügung . . .

Als wir das Väterchen von seinem Verwundeten nehmen, der in seinem Totenantlitz ein Lächeln hat wie einer, der mit Freude starb, ruft Ilja mich. »Ljuba . . . Ljuba ist krank!« sagt er fast weinend.

Ich folge ihm an ihren Platz. Sie liegt in ihrem Pelz, unter dem Kopf Iljas Satteltasche. Ihre Augen sind angstvoll geweitet, ihre Wangen von Fieber gerötet. »Können Sie nicht aufstehen, Ljuba?« frage ich erschrocken.

Sie lächelt müde. »Es will auf einmal nicht mehr gehen, Benjamin!« sagt sie tapfer. Ihre Hände haben die Blässe und Regungslosigkeit, die man an Wachsfiguren in Modehäusern sieht.

»Nun«, sage ich mit gemachter Leichtigkeit, »dann tragen wir Sie eben, nicht wahr?« Ich rufe Berger und Windt, wir breiten eine Pferddecke aus, legen sie vorsichtig darauf. Dann fassen wir sie an den vier Zipfeln und tragen sie sorglich zum Schlitten. »Herrgott . . .« höre ich Ilja flüstern, »jetzt noch — zum Schluß? Gerade jetzt noch . . .« Er ist völlig verwirrt, zu nichts mehr brauchbar.

Endlich können wir unsern Zug in Bewegung setzen. Der Trupp ist furchtbar zusammengeschrumpft. Vier gefangene Kameraden erfroren in der Nacht. Man hat sie überall als Kriegsgefangene erkannt, aus jedem Haus in die Kälte von vierundvierzig Grad gejagt. »Soll man diese Kerle ins Warme lassen, wenn man selbst nicht einmal Platz findet?« Heute morgen hat es wieder nichts als Tee gegeben. Sakharows Vortrupp hat alles wie Heuschrecken verzehrt. Wann es wieder etwas geben wird, weiß kein Mensch, daß wir nahe vor dem Zusammenbruch stehen, fühlen wohl alle. Von unseren Pferden fallen auf jeder Rast ein paar, manchmal ist mein Bärenatzer schon nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Wenn es hochkommt, werden wir gerade noch den See überschreiten, die

Stadt Myssovsk erreichen können. Und wenn die Japaner uns dort nicht gleich ein paar Rasttage geben, werden wir alle verenden.

Der kleine Fleetmann hat seit kurzem hohes Fieber. Zuweilen ruft er mit seiner hohen Kinderstimme: »Stein oder Puder gefällig? Der nächste Herr, bitte . . .«

Heute morgen sind sämtliche Kosaken verschwunden. Ob sie zu den Roten oder nur zu einer weniger straff gehaltenen Formation wechselten? Vereniki ist heftig getroffen. Es war ja nur ein kleiner Rest mehr da, aber gerade diese letzten Getreuen . . . Besonders daß Pjotr fortlief, wird ihn schmerzen. Es ist eben zuviel — alles endet einmal.

Gleich nach dem Abmarsch fiel wieder ein Hohnplakat in unsere Hände. Auf dem oberen Teil sah man einen Baum, auf dessen Ästen drei dicke Vögel aus voller Kehle sangen: Judenitsch, Denikin, Kolttschak. Im Hintergrund saßen drei weitere, etwas kleinere, die eifrig mitschmetterten: der Bourgeois, der Pope, der Kulak. Unter ihm stand: »Zu früh sang das Vöglein . . .« Auf dem unteren Teil griffen nämlich zwei nackte Arme, die Diktatur des Proletariats, nach diesen bunten Vögeln, erwürgten sie mit starkem Griff, worauf die kleinen entsetzt vom Aste fallen. Unter ihm stand: »Paßt auf — die Katze wird Euch fressen . . .«

Ich wollte mein Pferd bis Goloustnoje selbst reiten, um Reserven für den Übergang zu gewinnen. Als ich aber den Kriegsmutwilligen gewährte, ließ ich ihn aufsitzen. Er ist am Ende seiner Kräfte, seit gestern weint er unablässig. Sein Weinen klingt hoch und langgezogen, wie das eines kleinen Kindes. Kein Mittel hilft, ihn zum Schweigen zu bringen. Es scheint beinahe, als wisse er gar nicht mehr, daß er ununterbrochen schluchzt.

Auf der ersten Rast setzen sich die Kameraden zusammen. Sie sind ein dicker Klumpen bärenhaft zottiger Gestalten. Alle Gesichter tragen den Ausdruck glimmender Verzweiflung. Es ist jene Verzweiflung, die jeden Augenblick zu heller Flamme aufschlagen kann. Hansen wird in einigen Stunden nicht mehr am Leben sein. Der junge Lehrer hat heute morgen Flecke an den Händen bekommen. Siefert, ein kleiner Infanterist, starb eine Stunde nach dem Aufbruch an Ruhr.

»Ich muß immer an Napoleon denken!« sagt Windt höhnisch.

»Wurde uns nicht in der Schule gesagt, daß sein Rückzug von



Moskau die fürchterlichste Tragödie gewesen, von der man wisse? Hahaha! Von Moskau, die paar Kilometerchen . . . Und in Europa, bei der Wärme . . . Jetzt müssen sie das streichen, jetzt müssen sie den Unterricht umstellen! Ein Spaziergang war sein ganzer Zug gegen den unsern . . .«

»Wenn ich mich recht erinnere, verlor er siebzigtausend Mann auf dem Rückzug von Moskau«, sagt Schulenburg sachlich.

Windt lacht hämisch. »Siebzigtausend Mann? Soviel verloren wir hier und da in einer Nacht!«

»Man sagt, daß in den Straßen von Nowonikolajewsk zweihunderttausend Tote liegengeblieben seien«, setzt Berger hinzu.

Müller bewegt die Lippen, sagt jedoch nichts. Er sieht ganz grün aus — wird auch er krank?

»Wie groß war Koltshchaks Armee einst?« fragt Windt nach einer Weile.

»Eine halbe Million«, sage ich.

»Und das Flüchtlingsheer?«

»Dreiviertel Million . . .«

»Wieviel sind davon übrig?«

»Vielleicht noch — zehntausend Mann«, sage ich leise.

Windt lacht wieder. Es klingt hysterisch. »Die letzten Mohikaner!« sagt er hämmernd. »Über eine Million liegt also auf unserm Weg, im sibirischen Schnee — über eine Million . . .«

»Auf einer Strecke von fünftausend Kilometern Rückzugsstraße«, ergänzt Schulenburg, fast militärisch.

»Werft die Geschichtsbücher ins Feuer!« schreit Windt auf. »Laßt nur Dschinghis Khan bestehen und unsere Tragödie ihm folgen! Streicht alles andere, um Christi willen . . . Es ist nichts, Lappalien alles . . . Dreißigjähriger Krieg? Hier hat man in einem Jahr gekonnt, wozu er dreißig brauchte: ein Land bis zum Grund verwüsten! Und der Weltkrieg? In ihm kämpften Soldaten, keine Frauen und Kinder, dem Hunderttausend nach . . . Weiß jemand noch etwas? Wer kann von euch Geschichte? Was gleicht in der Geschichte unserer Erde an Gemeinheit diesem, was wir mit unseren eigenen Augen sahen?«

Alle bekommen Angst um ihn. »Ruhig, Windt . . .« bittet Berger. Windt schweigt erschöpft. »Von über einer Million blieben zehntausend übrig . . .« wiederholt er, kaum hörbar, immer leiser. »Dreißigjähriger Krieg? Napoleons Grande Armée? Nichts war das alles, nichts . . . In einem Steppenlager blieben vierzigtausend tote

Pferde liegen, in einer Nacht! In den Straßen einer Stadt von siebzigtausend Einwohnern blieben zweihunderttausend tote Menschen liegen, von einem Durchzug . . . Zehntausend überlebten ihn nur . . . Diesen weißen Eiszug . . . zehntausend . . .«

Als wir Goloustnoje erreichen, ist Ljuba schon bewußtlos. Ilja gebärdet sich irrsinnig. »Sie stirbt mir!« schreit er unablässig. Wir legen ihr schneegefüllte Tücher auf die Stirn, bringen sie nach vieler Mühe wieder zum Bewußtsein.

»Bald werden wir heiraten, Iljuscha!« lächelt sie erwachend.

Ilja wirft sich über ihre Füße, gräbt seinen Kopf in ihre Decken.

Ich knie an ihrem Kopfende, nehme ihr Handgelenk. »Hat jemand eine Uhr?« frage ich. Kostja reicht seine herüber. Ich prüfe sorgfältig, gebe sie zurück. »Wieviel?« schreit Ilja. Wieviel, mein Gott! »Hundertzwanzig«, sage ich leise. Aber ich habe hundertsechzig gezählt.

Gegen zwei Uhr tritt weiße Borke auf ihre Zunge, springen ihre schönen Lippen klaffend auf. Ihre Hände sind jetzt voller Flecken, ihre Augen flackern wie müde Brände. »Wasser . . . Wasser . . . mein Bräutigam!« flüstert sie röchelnd.

Ich erinnere mich plötzlich der Zeit, da ihre Stimme noch samten und glockenhaft war. Diese Erinnerung ist ein Stich, der unsäglich schmerzt. Ich sehe ängstlich Ilja an, ob auch er . . .

»Wollen wir Hochzeit halten, Ilja, Liebster?« fragt Ljuba plötzlich.

Kostja laufen die Tränen in kleinen Bächen über die Backen. Vereniki gleicht einem Vater, der sein Kind verliert. Luka kauert an ihrer linken Seite, spricht heiser flüsternd uralte Gebete. Um drei wurde das Herz plötzlich schwach, das liebevolle Gesicht sehr maskenhaft. Um dreieinviertel . . .

Iljuscha schrie tierisch. »Hochzeit, Geliebte, Hochzeit!« schrie er. Ehe wir ihn festhalten konnten, hatte er sich über ihren kleinen Körper geworfen. Und ihre borkigen Lippen mit saugenden Küssen bedeckt.

Gegen Abend nimmt mich der Artist beiseite. »Wollen wir nicht mal die Bäuerin aufsuchen, bei der wir damals arbeiteten?« fragt er. »Ich hätte sie gern wiedergesehen . . .«

»Gut, Hatschek. Hol' die Bayern. Sie sollen auch mit!«

Sie kommen freudig herangehumpelt, wir gehen langsam durchs Dorf. »Ich weiß den Weg noch gut!« sagt Hatschek eifrig. »Hier

wohnte der alte Fischer, der Verwandte von unserm Poden, dem guten Hildebrandt . . . Du meine Zeit — das waren Tage! Und unser Pod . . .« Er bricht ab. »Wissen Sie, Fähnrich, ich habe gute Kerle in meinem Leben getroffen, aber einen wie ihn —«

»Ja, Hatschek! Einen Pod gab es nur einmal . . .«

»Und nie wieder!« setzt der Schwalangscher hinzu.

Nach einer Weile stehen wir vor unserm alten Haus, auch dort wimmelt es von Offizieren und Flüchtlingen. Ich dränge mich hindurch, bitte die Bäuerin heraus. Wir erkennen sie sofort wieder — sie ist blond und breithüftig geblieben. »Nun, kennen Sie uns noch?« frage ich lächelnd, zeige auf alle.

Sie lacht verlegen, wird beinahe rot. »Ja«, sagt sie rasch, »gewiß — ihr wart gute Arbeiter! Aber ihr wart mehr damals! Lebt der Schlanke noch, der mit dem Schwarzhaar?«

»Sie meint Brünn«, sagt Hatschek leise.

»Nein . . .« sage ich halblaut.

»Und der Große mit dem Bart, der meine Pferde so fleißig putzte?«

»Das war Pod!« sagt der Artist.

»Nein«, antworte ich. »Auch der ist tot . . .«

»Ja, böse Zeiten!« sagt sie heimlich. »Alles geht zugrunde . . . Wer hätte das gedacht . . . damals . . . Aber wartet etwas, bevor ihr weitergeht . . .« Sie läuft beweglich fort, kommt mit einem Päckchen wieder. »Ein bißchen was zu kauen«, sagt sie leise. »Viel hab ich selbst nicht mehr . . . Aber ihr wart gute Leute damals, fleißig und ehrlich . . .«

Sie läuft ins Haus zurück, wir schlendern rundherum. »Ja«, sagt Hatschek plötzlich, »dort steht sie noch, die kleine Bank, ganz unterm Schnee . . .«

Wir schweigen lange, denken alter Zeiten. »Dort saßen wir zum Feierabend«, sagt die Quappe. »Drei, vier Fischer zwischen uns. Sie lasen die Zeitungen vor, Fähnrich, wir sahen aufs Meer hinaus — wissen Sie noch? Und manchmal fuhren drunten Mädchen auf Booten vorbei. Und sangen vom Stjenka Rasin . . .«

Der Schwalangscher räuspert sich. »Ich habe sie mit unserm Pod gebaut, diese kleine Bank . . .« sagt er gepfeift.

Ich wende mich ab. »Geht, geht!« rufe ich rauh. Und streife rasch den Schnee herunter. Und streichle heimlich über das Holz ihrer Lehne. Und stecke einen kleinen Splitter in meine Tasche.

In aller Frühe wird geweckt. »Die Roten streifen schon um Go-

loustnoje!« ruft Recke. »Vorwärts — hinaus!« Alles rennt taumelig zu den Schlitten. »Wir haben nichts zu essen gehabt, Fähnrich!« murmelt der Kürassier, guckt mich an wie ein Neufundländer. Ich sehe an ihm vorbei. Unser Proviant Schlitten ist leer, eine geheime Ration das letzte. »Kocht euch Hafer!« sage ich gequält.

Die letzte Rast vorm Übergang des großen Meeres ist zu Ende. Der Schluß der sibirischen Tragödie setzt ein. Man hat erfahren, daß am andern Ufer die Japaner stehen. Das macht Mysowsk zu einem Wort für Himmel, Paradies, Glückseligkeit. In jedem Satz hört man den Namen dieser Stadt: »In Mysowsk ist Ruhe, Wärme, Essen!« »In Mysowsk hört unser Leiden auf!« »In Mysowsk wird man uns Eisenbahnen geben!« »In Mysowsk . . .«

Alle Sinne kreisen um diesen rettenden Gedanken. Unsere Sprache ist zu zwei Silben eingeschrumpft: Mysowsk . . .

Ein paar Fischer helfen uns die halbtoten Pferde einspannen. Im letzten Augenblick kommt Ilja herausgelaufen. Er trägt die Tote auf den Armen, hat ihre schlaffen Hände um seinen Hals gelegt. Will er uns vortäuschen, daß sie noch lebt? »Wo ist ihr Schlitten?« schreit er. »Wo ist ihr Schlitten?«

»Ilja, was willst du?« fragt Recke streng.

Iljuscha lächelt kindlich. »Ich kann mich nicht von ihr trennen!« sagt er flüsternd. »Ja, wenn ich sie begraben könnte . . . Ihr ein Monument errichten, einen ungeheuren Fels: Hier ruht die größte Tochter unseres heiligen Rußlands . . . Er legt sie zärtlich in ihr Gefährt, den Korbschlitten mit den Kalmückenpferden. »Du sollst nicht namenlos unter hunderttausend Namenlosen liegen . . .« höre ich ihn sagen.

Recke stampft auf. »Aber das geht doch nicht, Ilja! Du kürzst das Recht der Lebenden . . .«

Ilja sieht ihn mit wirren Augen an. »Aber es ist ihr Schlitten!« schreit er dann. »Es ist ihr Eigentum . . .«

Recke wendet sich um, besteigt sein Pferd. Wir setzen uns langsam in Bewegung, fahren vorsichtig zum Ufer hinab. Mit uns drängen Hunderte mit Kranken beladene Schlitten, Tausende kraftloser Fußgänger zum Dorf hinaus. In glitzernder Fläche liegt der Baikalsee vor uns, niederdrückend durch seine Endlosigkeit. Der Weg nach Mysowsk ist nicht zu verfehlen: so weit das Auge reicht, bezeichnet ihn ein Wall von Pferdeleibern, verschneiten Schlitten, toten Menschen . . .

Der große Elendszug treibt hastend vorwärts. Das Eis ist vom Wind blankgefegt, alle Augenblicke stürzen Pferde. Ihre Hufeisen sind abgeschliffen, niemand besitzt mehr Spitzstollen. Wenn eines liegt, kann es sich meist nicht mehr erheben. Man breitet Decken unter seine Hufe, um die Glätte zu überwinden. Aber man hat kein Mittel mehr, ihm auch die Kraft zum Aufstehen zu geben. Nach kurzer Zeit befiehlt Vereniki, alle Pferde am Halfter zu führen. »Mein Gott, das geht wohl eine Werst lang – aber fünfzig?« sagt Kostja hilflos.

Der Wind bläst stark von Osten her. Er sticht wie mit Nadeln in die Gesichter, stößt alle Augenblicke jemanden um. Der Atem sägt sich schneidend in die Lungen, die müden Körper bedecken sich mit Schweiß, der am ganzen Leib zu Glas gefriert. Trotzdem sitzt bald niemand mehr auf den Schlitten, der sich noch irgendwie vorwärtsschleppen kann. Man würde auf den offenen Gefährten in zwei Stunden erfrieren. Wir sammeln rechts und links der Spur alle Pelze von den Toten, bedecken unsere Kranken damit von Kopf bis zu den Füßen. Als ich am kleinen Fleetmann vorüberkomme, ruft er mir schon von weitem entgegen: »Ist gegen Strich gestattet, der Herr...?«

Alles, was zu Fuß geht, kämpft sich verbissen, im Winkel abgebogen, gegen den Wind. Alle hundert Schritt begegnet man einem, der den Kampf aufgegeben hat. Er hockt entweder im Schutz eines Pferdekadavers oder im Schutz eines Leichenhaufens. Man sieht ihm an, daß er nur ein paar ruhige Atemzüge tun will. Denn er weiß genau: wenn ich hier liegenbleibe, bin ich verloren... Und legt dennoch den Kopf zwischen die Hinterschenkel eines sterbenden Pferdes... »Kommt, Kameraden, es ist warm und windstill hier...«

Ist diese Eisfläche unendlich? Man kann an einem Tage zur Not fünfzig Kilometer auf der Landstraße marschieren – aber auf Eis? Am Horizont fließt seine Fläche zu einem blaßblauen Silberstrich zusammen. Das Eis hat eine Stärke von einem Meter und blinkt wie eine Silberschüssel. Es gleicht dem Boden eines Spiegelsaaes aus Blöcken eines edlen, wasserblauen Aquamarins. Es ist geschliffen und blankgeputzt, glatt wie Parkett. »Parkjett... Parkjett...« Dies mag der Gedanke vieler Gardeoffiziere sein, bevor sie irgendwo zusammenbrechen.

Auf der ersten Rast bemerke ich, daß der Kriegsmutwillige haltlos zittert. »Was ist denn, Jungmann? Frierst du so?«

Jungmann weint lautlos. »Das Wasser läuft mir immer weg... So rasch, daß ich nicht mal die Hose mehr offen kriege... Und dann gefriert es an mir... Ich habe eine Eisschicht zwischen den Beinen...« Er stöhnt schlotternd. »Daß ich auf solch gemeine Art zugrunde gehen muß! Ach, wenn ich das gewußt...«

»Wärst du daheimgeblieben, was?« fragt Windt bissig. »Hinter Mutters Rock? Rief dich auch niemand, brauchtest ja nicht...« Er höhnt verächtlich. »Ach, ihr Kriegsmutwilligen!«

»Still, Windt!« sagt Schulenberg mit seiner klaren Stimme. »Der Wille gilt mehr als die Kraft... Und er hat ihn gehabt, bis zuletzt!« Er sieht Jungmann aufmunternd in die Augen. »Und du würdest noch einmal gehen, wenn man dich rief, Jungmann, was?« fragt er frisch.

Jungmann nickt heftig. »Ja...« sagt er schwach.

»Blödsinn!« fährt Windt auf. »Dies ganze Neunzehnhundertvierzehn! Wenn das nicht gewesen, wäre auch dies alles nicht gekommen...«

»Schön war es!« sagt Schulenburg ruhig.

»Besoffenheit war es!« ruft Windt.

»Wir waren alle groß«, sagt Schulenburg verträumt.

»Dumm waren wir!« schreit Windt.

»Wir vergaßen unser Ich und schenkten uns hin!« sagt Schulenburg schlicht.

»Verrücktheit war es!« brüllt Windt.

»Man wird erst in hundert Jahren würdigen, was wir vollbrachten!« sagt Schulenburg unerschüttert.

Windt tobt förmlich. Schulenburg bleibt ruhig. Aber auch das ist schon nicht mehr normal, auch das ist schon eine krankhafte Übersteigerung. Wird alles irrsinnig?

Recke trabt heran. »Vorwärts — weiter! Sollen uns die Roten einholen? Am letzten Tage noch...?«

Als wir weitermarschieren, schleicht Ilja heran. Sein Mädchensicht ist seltsam fratzenhaft, sein junger Mund gespannt und aufgezogen. »Höre, Benjamin«, sagt er freundlich, »ich habe eben ein Gedicht gefunden! Mein Gott, ich habe lange nicht gedichtet, habe statt einer Feder das Gewehr getragen! Jetzt ist es vorbei, jetzt kehre ich zurück...«

Er schweigt ein Weilchen, läuft trippelnd mit. Wie sich mit Störungen des Gehirns sofort der Gang verändert! »Höre, Benjamin, Chronist«, plappert er dann, »es ist ein Hymnus auf die Pferde! Ljubitschka gab mir den Gedanken, sie liebte Pferde sehr, weißt du . . . Ich will ihr das Gedicht zu unserer Hochzeit schenken! Man wird nur an die Menschen denken, wenn man an diese Zeiten denkt . . . Das ist nicht recht — auch unsere Pferdchen . . .«

Er bricht ab, holt ein paar Pferde ein, richtet sich wie ein Redner auf. »Ach ihr . . . Mein Herz zerspringt, wenn ich euch sehe . . . Ihr habt genug getan, genug! Habt ihr uns nicht dreitausend Werst durch Eis und Schnee gezogen? Ohne Futter, ohne Ställe, ohne Wärme? Werft euch doch nieder, damit es endlich einmal zu Ende ist . . . Werft euch doch nieder, sage ich! Und betet — seht, wie ich . . . mit allen Gliedern, schluchzend und schreiend . . . Mich hört Gott nicht mehr — vielleicht hört er euch? Euch arme, dürre, stumme Tiere? Und wenn er dieses Leiden um uns nicht endet — endet er's vielleicht um euch? Auf die Knie! sage ich . . . Und betet, betet, betet . . .«

Gegen zehn Uhr stürzt Verenikis sibirischer Hengst zusammen. Als wir den Kapitän unter ihm hervorziehen, erkennen wir entsetzt, daß ein Bein kraftlos schlenkert. Vereniki atmet heftig, sein massiges Gesicht ist grau. Die Spitzen seines Schnurrbarts zucken, er muß furchtbare Schmerzen haben.

»Hört, Brüder«, sagt er abgehakt. »Ich habe, wie ihr seht, ein Bein gebrochen. Das heißt bei dieser Kälte, daß es in zwei Stunden erfroren ist. Wie alles erfriert, was sich nicht mehr bewegen läßt. Laßt mich also. Zieht ruhig weiter . . .«

»Nein, Kapitän!« sagt Recke knapp.

»Nein! Nein! Nein!« ruft Kostja.

Vereniki lächelt nur. »Hört, Brüder . . . Seid vernünftig! Ich befehle: ihr marschiert weiter . . .« Er zeigt mit herrischer Bewegung auf unsern Maschinengewehrschlitten, dessen drei Pferde gleichfalls am Zusammenbrechen sind. »Es ist zu schwer, ihr bringt es doch nicht fort. Nehmt die Pferde für euch, schiebt den Schlitten quer über den Weg. Die andern stellt ihr rechts und links daran. Eine kleine Burg, versteht ihr . . .?«

Er zeigt hierhin und dorthin, ganz unser alter Kommandant. Recke und Kostja gehorchen wortlos — fühlen sie seinen unerschütterlichen Willen? Der Maschinengewehrschlitten wird aufgebaut, ein

Haufen liegengebliebener Totenschlitten mit den Kräften aller herangezogen. Rechts schließt sich eine lange Eisspalte an, die eine Umgehung unmöglich macht.

»Sie wollen, Kapitän?« frage ich zitternd.

»Ja, Benjamin! Die Roten aufhalten, so lange ich's vermag. Damit ihr durchkommt, sie euch nicht sobald einholen... Soll ich nutzlos verrecken? Nein, mindestens hundert sollen mit mir gehen!« Er hebt den Kopf. »Ist das Gewehr in Ordnung, Recke!« ruft er stählern.

»Befehl, Kapitän! Nur kein Wasser...«

»Reiche die Konservendose herum, die unterm Gewehr liegt!« Kostja nimmt das Gefäß, wendet sich ab, reicht es weiter. Jeder entleert sich, es dämpft wärmend. Als Windt es dem Kriegsmutwilligen gibt, antwortet er kläglich: »Ich habe nichts...«

»Jetzt füllt es ein! Hängt Pelze darüber, alle entbehrlichen!« sagt Vereniki hastig. »Rasch, rasch...«

Wir befolgen alles. Kein Wille lebt mehr außer dem seinigen. Recke und ich klemmen ihn aufrecht hinter das Gewehr. Seine Zähne knirschen dabei wie Mahlsteine, das rechte Bein hängt baumelig herunter. Kostja öffnet den Patronenkasten, zieht einen Gurt ein, läßt es kurz aufbellern. »MG feuerfertig!« meldet er kurz.

Vereniki nimmt die Hand an die Mütze. »Danke...« Er atmet tief. »So... das war das letztemal... Und nun lebt wohl, Brüder... Nein, keine Geschichten, ich bitte euch! Es wird nicht besser dadurch — seid verständig...«

Recke salutiert militärisch. Sein Gesicht bleibt unbewegt, er macht auf dem Absatz kehrt. Kostja schluchzt verzweifelt, küßt ihn nach russischer Männersitte auf beide Wangen. »Haltung, Bruder, Haltung!« sagt Vereniki verstimmt. Einer nach dem andern tritt an sein Lager — Berger, Windt, Schulenberg, Saltin, Merkel. Nicht einer fehlt.

»Kommt glücklich heim, ihr...« murmelt der Kapitän. »Ich tat, was ich konnte... Wenn es nicht viel war, seht es mir nach...« Er sieht sich suchend um, gewahrt mich hinter sich. »Nun, und du, mein kleiner Bruder...?« fragt er orgelnd.

Dies Wort nimmt mir alle Vernunft. Ich werfe mich über sein Lager, ergreife seine tatzigen Hände, presse meine Lippen darauf. »Nein Kapitän! Nein, Kapitän!« schreie ich auf.

Verenikis Schnurrbart zuckt. Seine grauen Augen schließen sich. »Mein kleiner Bruder... Komm, sei tapfer... Und denke immer,



daß ich meine Pflicht tat . . . Und wenn ich manchmal hart war . . . Es tat mir oftmals weh . . . Ihr wart mir alle nahe . . . Dich aber liebte ich! Vom ersten Tage an . . . Weißt du es noch? In unserm Transbaikalien . . .? In Eurem Zimmer? Kadette . . . Kadette . . .?»

»Kapitän! Kapitän!« schreie ich haltlos.

Er hebt mein Gesicht empor, küßt mich auf Mund und Stirn. »Legt ihn auf einen Schlitten!« höre ich ihn grollen. »Und gebt gut acht auf ihn . . .« Vier Arme packen mich rückwärts, um mich von ihm zu trennen. Ich wehre mich verzweifelt, sehe es schwarz vor meinen Augen werden. Und sinke sturzhaft in einen bodenlosen Abgrund.

Als ich wieder erwache, ziehen wir eilig vorwärts. Berger und Schulenberg gehen neben meinem Schlitten, der Kriegsmutwillige hängt auf dem Bärenatzer. »Nun, Fähnrich — geht's wieder?« fragt Berger glücklich, fährt mir übers Gesicht.

Der Wind wird immer schärfer, treibt allen Wasser aus den Augen. Die Pferde strengen ihre Kräfte an, als wüßten sie, daß uns die Roten auf den Fersen sind. Ich sehe, daß sie ihre Muskeln zum Zerreißen spannen, um sich im Gleichgewicht zu halten. Daß sie mit zitternd ausgestreckten Schwänzen die Rücken runden, daß ihre Augen wie matte Kugeln aus den Köpfen treten. »Ach, nur noch dreißig Werst!« höre ich Kostja rufen. »Nur noch dreißig . . .«

Ich hebe den Kopf, der mir unsäglich schwer erscheint, blicke in die Richtung seiner Stimme. Er reitet neben Recke, dicht vor der ersten Troika. Aber das ist doch Verenikis Platz! denke ich verwirrt. »Wo ist denn unser Kapitän . . .?«

In diesem Augenblick höre ich im Rücken, weit hinter uns, ein taktmäßiges Knattern. Es setzt zuweilen aus, fällt dann von neuem ein, wird immer rasender.

»Taktaktak . . . taktak . . . taktaktaktaktak . . .«

Ich bin mit einem Schlag hellwach. »Hört ihr ihn?« frage ich feierlich

Alle Köpfe nicken. Berger streichelt mich. Selbst Merkel weint.

Nach einer Stunde bin ich vom Liegen völlig steif gefroren. Ich muß jetzt laufen, wenn ich nicht sterben will! denke ich krampfhaft. Kaum stehe ich auf dem Eis, als Ilja sich einhängt. »Komm, Benjamin«, sagt er geheimnisvoll, »wir gehen zusammen! Ich muß

dir etwas erzählen . . . Weißt du, warum wir alle sterben müssen? Weil wir für dieses weiße Feld zu schmutzig sind! Siehst du es nicht? Die Welt ist keusch und makellos und lämmchenweiß . . . Wir aber sind allesamt schmutzig, haben nicht gekämpft, wie wir um Christi willen hätten kämpfen sollen . . . Es war kein rechter Kreuzzug, unser weißer Kampf . . . Und wir waren keine weißen Ritter, denn unsere Seelen hatten alle Flecken! Und weil wir dieses reine Bildnis Gottes mit unsern schwarzen Flecken stören — darum wird auch kein einziger von uns entkommen, wird er uns alle mit seinem weißen Tuch verhüllen . . .«

Er bleibt unvermittelt stehen, greift sich an die Stirn, als ob er etwas suche. »Ich will jetzt beten!« sagt er dann. »Ich glaube ja nicht mehr an den Gott der Kirche, nein, nach diesem nicht mehr . . . Aber ich muß dennoch rufen, seine Kraft wecken! Vielleicht ist sie nur eingeschlafen? Vielleicht ist ihm all das Blut in die Ohren gedrungen, das wir vergossen? Und er kann uns nur darum nicht mehr hören . . .?« Er sinnt verzweifelt. »Nein, ich finde nichts, alles ist leer . . . Aber«, fragt er dann, »soll denn jetzt alles sein wie früher? Soll denn nun alles weitergehen wie gestern? Nein, das ist unmöglich — Ljuba ist doch tot! Es schneit noch weiter . . . Die Pferde ziehen noch . . . Die Schlitten gleiten noch . . . Und ich — ich habe Hunger? Nein, nein, das ist unmöglich: Ljuba ist doch tot . . .«

Gegen zwei Uhr verdunkelt sich der Himmel, wird er trübgräulich wie ein zäher Brei. Die Sonne verschwindet, die Wolken sinken so tief herab, daß man bei einem Sprung mit dem Kopf in ihre mildhigen Ballen stoßen könnte. Von Osten kommt ein schrilles Pfeifen, überall erstehen wie von Zauberhänden Wirbel. »Huiiii . . .« heult es fern.

»Fahrt alle zusammen — bildet eine Schutzwand!« schreit Recke grell. Alles schlägt mit den Nagaiken auf die Pferde ein. Hatschek springt von einem Schlitten zum andern, reißt die Tiere an den Köpfen herum. Ehe aber unsere Wand aufgefahren ist, fliegt schon ein grauer Wirbel heran. Urplötzlich heulen See und Himmel von einer teuflischen Sirene. Der Schnee stiebt waagrecht zum Boden hin, schneidet wie mit Sägen in die Gesichter. Die Pferde schnauben in Todesangst, stecken die Köpfe mit angelegten Ohren zwischen die Vorderbeine. Alle ihre Mähnen und Schwänze stehen wie Schreckensfahnen nach einer Seite. In wenigen Sekunden ist unsere

ganze Kolonne verhüllt. Die Tiere bleiben bis an die Bäuche in hohen Wellen stecken. Um die Schlitten wölbt sich mit unbegreiflicher Geschwindigkeit ein Schneegebirge.

Ich habe meinen Bärenatzer hinter Ljubas Schlitten getrieben, den Kriegsmutwilligen aus dem Sattel gerissen, mich mit ihm auf das Eis in den Schutz ihres Strohlagers gekauert. Kostja kann sein Pferd nicht mehr heranbringen, wird beim Absteigen fast aus dem Sattel geweht. Er läßt das Tier stehen, kämpft sich Schritt für Schritt zu Fuß vorwärts. »Hier, Lanzer, hier!« brülle ich. Er winkt verzweifelt, fällt drei-, viermal in die weiße Watte, stürzt endlich keuchend bei uns nieder. Ein halbes Dutzend Pelzmenschen liegt hinter Ljubas Schlitten, man weiß nicht, wer sie sind . . .

Es ist mit einemmal entsetzlich kalt. Das Eis von unten, der Schnee von oben, dazu der Wind . . . Die Flocken frieren an den Augenwimpern zu ausgezackten Klumpen, mit ihnen friert das Wasser in den Augen zu starren Gläsern. Ich taste rechts und links herum, dränge mich tiefer zwischen zwei fremde Pelze. Man kann nichts mehr erkennen, der Schnee steigt mit unheimlicher Schnelligkeit an die Knie, an die Hüften. Ich weiß nur: hinter mir liegt Ljuba, das tote Mädchen . . . Auch Luka, unser Väterchen, liegt in der Nähe. Auf meine Beine drückt mit ungeheurer Last ein Körper. Er schüttelt sich, als ob ihn jemand auf- und niederwürfe . . .

»Das ist das Ende!« hämmern meine Schläfen. »Ach, ich bin müde . . . Und kämpfe nicht mehr . . . Mag es jetzt kommen . . .« Der Schnee steht uns bald bis zur Brust, die Augen sind von Flocken geschlossen. Wenn man sie freimacht, sieht man nur ein irrsinniges Gewirbel, das wie Regen aus Eiskörnern schmerzt. Um die Ohren heult es immer höher, wie von einer Trillerpfeife, die um Hilfe ruft. »Es wird uns alle zudecken — Pferde und Menschen und Schlitten!« denke ich ruhig. »Erfrieren soll schön sein, sagt man doch . . .? Warm soll es einem werden, zuletzt . . . Was braucht man mehr? Nein, das ist die Hauptsache: noch einmal Wärme, Wärme, Wärme . . . Aber noch wird mir nicht warm . . . Noch friere ich entsetzlich . . .«

»Aushalten — aushalten!« höre ich Recke in meine Ohren brüllen »Nicht einschlafen — sich rühren! Ein Buran ist nur kurz . . .« Liegen wir seit Tagen unter dem Schnee? Endlich fühle ich, daß sich der Eisregen mildert. Das Heulen erstirbt, die Kälte läßt nach. Gleich darauf erhebt sich jemand. »Auf! Auf!« ruft Reckes me-

tallene Stimme. »Wir erfrieren sonst! Es ist vorbei...« Ich nehme die Hände von den Augen, wälze den Körper von meinen Knien, wühle mich mühsam unter der weißen Last hervor. Um Gottes willen, wo ist unser Zug?

Nirgends ist mehr ein Schlitten zu gewahren. Nur große Wellen sehen wir, Schneeberge, aus denen hier und dort ein Pferdekopf, ein Pferderücken ragt. Ljubas kleine Kalmücken sind im Schnee versackt – erstickt oder erfroren. Aber sie sind nicht die einzigen, fast alle Pferde sind umgekommen. Einzelne stehen steif und starr, vom Schnee wohl noch gehalten, dennoch ohne Leben. Nur den Bärenatzer, Kostjas Stute und ein Schlittenpferd sieht man dampfend atmen.

»Berger, Windt, Schulenburg, Saltin, Müller!« rufe ich schrill. Die große Schneewehe beginnt sich zu bewegen. Ein Arm, ein Kopf, ein Bein wühlt sich heraus. In allen Augen steht Entsetzen, nur Windt lacht hell – auffällig hell, wie Irre lachen. »Das wäre beinahe unser Leichentuch geworden!« lacht er wiehernd. Schulenburg, der niemals den Kopf verliert, dessen Selbstdisziplin bewundernswert ist, schüttelt sich den Schnee ab, schlägt die Arme um den Körper. »Los!« sagt er mit seiner klaren Stimme. »An die Arbeit! Unsere Leute werden schon so schwach sein, daß sie nicht mehr von selbst herauskommen...«

Wir arbeiten stumm und verbissen. Hatschek und der Kürassier, Schwalangscher und Kaulquappe, kommen ohne Hilfe heraus. Sie wühlen sich sofort wieder hinein, um die Liegenden freizumachen. Als erster erscheint Fleetmann auf seinem Kinderschlitten. Er ist am besten weggekommen, hat eine Pferdedecke über sich, in die ihm der Kürassier ein Loch für den Kopf schnitt. Zudem hat er sein Gefährt noch im letzten Augenblick gegen ein Pferd geschoben. In seinen Pelzen dick ver mummt, von seiner Pferdedecke zugedeckt, hat Fleetmann in bestem Schutz gesessen. Sein glatthäutiges Gesicht, dessen gestutzte Koteletten allmählich verfilzten Moosbüscheln ähneln, ist auffällig lebendig. »Mir ist ganz gut!« sagt er lächelnd. »Lauter Rasierschaum... Lauter weißer Puder...«

Nach ihm kommen ein paar Offiziere, buntgemischt, wie sie gerade Schutz suchten. »Der regt sich nicht mehr!« sagt Windt plötzlich. Es ist der Kriegsmutwillige. Wir befreien ihn vom Schnee, sein Gesicht ist im Weinen erstarrt. Gleich darauf dringen wir zu Hansen vor, dem guten Kindervater. »Auch tot...« sagt Berger leise.

Von den Offizieren sind drei erfroren. Von den Soldaten fünf. Unter ihnen auch Fritzke, der Berliner. »Er wählte das Beste!« setzte Hatschek hinzu, als er es meldete.

Als wir alle herausgezogen, ruft Recke mich beiseite. »Fähnrich«, sagt er halblaut, »wir ziehen weiter! Nein, ihr bleibt hier, natürlich . . . Selbst, wenn ihr wolltet, ginge es so langsam, daß uns die Roten bald eingeholt hätten . . .«

»Auch ich darf bleiben?« frage ich erregt.

»Gewiß. Es ist ja alles sinnlos jetzt. Nur eines noch: geben Sie mir den Bärenatzer? Er ist der einzige, der noch vorwärts kann . . .«

»Ja, Recke.« Ich gehe unauffällig mit ihm hinter eine große Schneewehe. Wir umarmen uns. Sein rassiges Gesicht ist unbewegt, wie seit Wochen schon. Seine Augen haben einen hochmütigen Ausdruck.

»Leben Sie wohl!« sagt er knapp. »Wir werden versuchen, nach Mysowsk zu kommen. Und von dort nach Deutschland fahren. Denn bei Semjonoff machen wir nicht weiter. Vielleicht sehen wir uns einst wieder?« Er verbeugt sich — wie bei einer Straßenbewegung! denke ich erstaunt.

Kostja dagegen küßt mich. »Leb wohl, Benjamin!« stößt er aus. »Übrigens: vergiß nicht — die Achselstücke!«

»Willst du sie haben? Zur Erinnerung!« frage ich leise. Er nickt nur. Ich reiße sie herunter, schiebe sie in seine Tasche, schnalle meine Pistole ab, gebe sie in ihm gleichfalls. »Es ist die, mit der sich Seydlitz . . .« sage ich unwillkürlich.

»Leb wohl, Bruder, Herzensmensch . . .«

»Leb wohl . . .«

Sie sitzen auf, reiten langsam fort. Mein alter Bärenatzer geht, als ob jeder Schritt der letzte sei. Ich sehe ihm nach, bis er hinter einer Schneewelle verschwindet.

Als ich zurückkehre, sitzen alle im Schutze der Schlitten. Die sind jetzt sämtlich, soweit Kranke auf ihnen liegen, vom Schnee befreit. »Fort?« fragt Berger leise.

»Ja.«

»Und wir?« ruft Merkel.

»Warten, bis die Roten kommen.«

»Also war alles umsonst!« sagt Windt monoton. »War alles vergebens. Lebt wohl, Japaner und Amerikaner... Und zehnfache Verpflegungsration... Und Fahrt über den Ozean... Und deutsche Heimat...« Er schreit nicht mehr. Alles ist gleichgültig geworden. Wir haben das Leben behalten. Das ist die Hauptsache. Alles übrige ist einerlei. Nitschewo...

Ich setze mich zu ihnen. Wenn nur die Leere des Magens nicht wäre! Wühlt ein sterbendes Tier in unseren Därmen? Ob man kein Feuer machen könnte, um sich wenigstens aufzutauen? »Haha«, lacht Windt scheppernd, »Leichen brennen nicht...« Ich sehe mich suchend um, meine müden Augen fallen auf Ilja. Er steht an Ljubas Schlitten, spricht aufgeregt auf sie ein.

»Höre, Ljubitschka«, sagt er eindringlich, »ich habe meine Historie über Weiß und Rot abgebrochen! Es würde sie doch niemand verstehen, niemand glauben... Haha, kann jemand wohl glauben, was wir erlebten? Nein, das kann man nicht, kann man am warmen Ofen am wenigsten... Und alle Leser sitzen an warmen Öfen, nicht wahr? Nein, ich schreibe jetzt etwas anderes — etwas ganz Neues und Gewaltiges, etwas, weißt du, was noch nie von einem Menschen geschrieben wurde...«

Er beugt sich tiefer über den Schlitten, sagt mit einem Ton, als ob er ein Geheimnis verrate: »Ich schreibe jetzt die Geschichte des Schnees, verstehst du — die erbarmungslose Geschichte des Schnees... Ich dichte jetzt die Tragödie des Schnees — die meitleidslose Tragödie des Schnees... Ich singe jetzt das Lied des Schnees — das bimmelnde Lied des Schnees... Hörst du es bimmeln, Ljuba? Jede Flocke ist ein Glöckchen und jedes Glöckchen sagt: Stirb, Menschlein, stirb... Ach, wann fällt unser weißes Korn, Ljubitschka? Doch nicht als allerletztes, wie? Ach, deins fiel ja schon... Mit einem Ton, den auf der ganzen Erde nur ich vernahm! Bald wird auch meines fallen, hoffe ich sehr...«

Er steigt auf den Schlitten, streckt sich sorglich aus, wie in einem Bett. Ich sehe ihn hinter Ljubas Körper nicht mehr, höre nur noch seine schwingende Stimme.

Aber ich höre ihm zu, ohne ihn zu begreifen. Ist er irrsinnig? denke ich teilnahmslos.

»Fähnrich — man ruft Sie!« sagt Schulenburg plötzlich. Ich schrecke auf, gehe dem Klange nach. »Benjamin! Benjamin!« ruft

eine heisere Stimme. Ich finde das Väterchen, es sitzt neben Ilja. »Komm, setz dich etwas!« sagt Luka flüsternd. Ilja liegt ausgestreckt, als ob er schlief. Luka sieht aus, als ob er längst gestorben wäre.

»Weißt du, Lieber«, beginnt er raschelnd, »ich möchte dir noch etwas sagen! Du gehst jetzt in die Welt zurück... Laß dich nicht verleiten, glaube den Roten nichts, sie bauen auf Sand, wenn sie's auch ehrlich meinen... Ein Paradies läßt sich nicht auf der Bejahung unserer Triebe schaffen... Natur bejahen, unseren Trieben leben – und dennoch Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Ein Leben auf dem Grunde der Natur bleibt immer Kampf, nur auf dem Grunde Gottes kann es paradiesisch sein! Und denke selber, Herzensmensch: wenn die Bejahung unserer Triebe Ursprung und Quelle des Bösen ist, muß doch ihre Verneinung Ursprung und Quelle des Guten sein! Alle Ungerechtigkeit kommt aus dem Egoismus... Nur eins vermag das Unrecht zu beenden: Was unsere Triebe verneint – das Christentum...«

Er hustet gequält, wird mitleidslos zurückgeworfen. Durch seine Knochenfinger dringt blasses Blut, auf seine blauen Lippen tritt heller Schaum. »Ich kann nicht mehr...« sagt er lächelnd. »Nun, ich darf jetzt auch wohl... Bin ja der letzte, habe alle überlebt, wie ich es wollte... Jetzt braucht mich niemand mehr, jetzt kann ich gehen... Ja, habe mich verströmt, bis auf den letzten Hauch... Den kriegst du... Jetzt bin ich ausgebrannt...«

Ich klammere meine Arme um seinen Kinderleib. Sein Sterben weckt peitschende Furcht in mir. Erst jetzt fühle ich, wieviel er mir war. »Laß mich dich fühlen, Väterchen!« rufe ich hilfeschend. »Es ist so einsam... Ich fürchte mich...«

»Nein, fürchte dich nicht, Benjamin, du Gotteskind«, sagt er rasch. »Du wirst leben, hast doch unser Vermächtnis zu erfüllen... sollst das Gewissen der Welt erwecken, das entschlafene... Denn sieh, du Lieber, Gottesbruder, Herzensmensch... Dies glaube ich: Aus unsern Leiden wird die Seele neu erstehen... Aus unseren Opfern wird die Liebe neu erblühen... Aus unserm Blute wird der Glaube neu erwachen... Unsere Gebeine werden zu Gebeinen von Märtyrern, dies weiße Land ein heiliges werden... Sibirien: Du warst seit je das Land unmeßbarer Leiden... Jetzt bist du es aufs neue geworden... Einst litten deine Toten für ihr Land, wir aber litten für die ganze Welt... Der Mensch der Zukunft ist der religiöse Mensch, vergiß das nicht, du Gotteskindchen, du Engels-

köpfchen, du Seelenkämmerchen . . . Ist nicht Aufgang und Osten in unserer Sprache ein Wort? Nun wohl, im Osten gingen wir zugrunde, im Osten werden wir auch auferstehen . . . Denn wir starben ja nicht für uns, noch für Rußland — wir starben . . . für den Geist . . . der Menschheit . . .«

Ich sitze bei ihm, bis er den kleinen Kinderleib ausatmend streckt. Sein Gesicht ist das gelöste Antlitz eines Heiligen. Es ähnelt mit seinem Bart erschreckend dem Gesicht des Herrn am Kreuz.

Als ich zurückgehe, schlafwandle ich beinahe. Die Kameraden sitzen am gleichen Platz. Einige stampfen ohnmächtig mit den klumpigen Füßen, andere schlagen wie große Vögel mit den Flügeln. »Tot . . . ?« fragt Berger leise. Ich nicke nur, die Tränen frieren in meinen Lidern, der Atem sticht mit Eisspitzen in meine Lungen.

»Man sollte es nicht glauben«, sagt Merkel staunend, »wie lange sich dieser Alte . . .« »Schwindsüchtige sind oft unglaublich zähe«, schneidet Schulenburg ab. »Und dieser hatte einen Willen, der übermenschlich war . . .«

Wir gehen auf und ab, suchen uns auf alle mögliche Art zu erwärmen. Der Himmel ist längst wieder klar, die Sonne scheint milchbleich herab, der Schnee glitzert schon rötlich. Unser Hunger wird allmählich fressend, wächst zum Hungerfieber an. »Gibt es denn nichts mehr zu essen?« fragt Windt gepreßt. »Die eiserne Ration . . .« sage ich leise. »Her damit!« schreit Windt. »Eine Nacht überstehen wir auf dem Eis ohnedies nicht! Und wenn die Roten nicht bis zum Abend hier sind, ist sowieso Feierabend . . .«

Alles stimmt zu. Ich verteile sie gleichmäßig. Sie stürzen sich wie Hunde darauf, verschlingen sie in wenigen Minuten.

»Gibt es nicht noch etwas?« fragt der Kürassier. Er bewegt bitend die Hände, die mächtigen Schraubenschlüsseln ähneln. Seine Stimme ist so langsam und schwer wie sein ungeschlachter Körper.

»Nehmt euch die Haferration!« sage ich müde. Es ist der letzte Sack, der für die höchste Not bestimmt war.

Sie reißen ihn mit steifen Fingern auf, setzen sich kauend um ihn herum. »Nicht ganz schlucken!« warnt Berger. »Das gibt tödliche Schmerzen . . .« Sie nicken in stillem Gleichmut. Wie gut das schmeckt . . . Auch ich bin zu schlaff, um die harten Körner richtig zu zerbeißen. Nach kurzer Zeit sind meine Kiefer müde, ich schiebe die breiige Masse von links nach rechts. Schon das tut wohl, gibt ein Gefühl des Essens . . .



Nach einer Weile kommt der Artist, ein Bündel unterm Arm. »Fährnich«, sagt er, »es ist Zeit!« »Ja, Hatschek!« Ich ziehe meinen Uniformmantel aus, lege einen russischen Bauernpelz an. Dann nehme ich die Pelzmütze ab, reiße die Kokarde des Zaren herunter. Vernichte meine russischen Papiere. Hatschek hat einen deutschen Infanteriemantel mitgebracht, den hänge ich wie einen Umhang über. »Jetzt ahnt kein Mensch mehr...« murmelt Hatschek beruhigt. »Nun können sie kommen, unsere neuen Herren...«

Ich nehme die Kokarde, werfe sie in eine Schneewehe. Dabei denke ich wieder an Ilja, schleppe mich noch einmal an seinen Schlitten. Er sitzt neben Ljuba, deren Gesicht sich nicht mehr verändert hat. Nur gelblich ist es und eigentümlich steinern.

»Iljuscha«, sage ich bittend, »du mußt auch... Die Achselstücke... Die Kokarde...«

Er lächelt nur. »Wozu...? Ich lebe nicht mehr bis dahin... Ich nehme gerade Abschied, weißt du... Was soll ich jetzt noch weiterziehen... Wenn Ljuba tot ist...?« Er sagt es groß und stauend — klingt es nicht, als ob er sagte: wenn Gott tot ist?

»Ilja...«

»Still Guter! Ich weiß genau, was ich sage. Ich bin wieder klar, glasklar. Vorhin war ich wirr, ja. Aber das ist vorbei... Ich möchte dir noch einiges sagen...« Er öffnet seinen Pelz, zieht sein schwarzes Buch heraus. »Dies möchte ich dir sagen, Chronist: Hier ist mein Buch. Es ist nicht viel darin. Aber es kann dir dennoch dienen. Denn nach der Heimkehr mußt du alles niederschreiben, was wir hier sahen. Schreiben, wie uns die ganze Welt betrog, verriet, verschachtete. Oh, sie haben ihr Ziel erreicht — Rußland ist für ein Jahrhundert ausgeschaltet! Und die Erde mit der Schande eines maßlosen Verrates befleckt...«

Er schweigt grübelnd. »Du weißt, daß ich kein Reaktionär war. In meinem Buch findest du mehr darüber. Ich durfte ja meine Meinung nie aussprechen, du wirst urteilen... Ich weiß, daß du beide Seiten abwägt, beide Seiten sprechen läßt. Verurteile niemanden ungeprüft — ja, gib auch den Roten das Recht, das ihnen gebührt. Denn, Bruder, sei es wie es sei: sie haben ein Werk vollbracht, wie kaum ein zweites auf dieser Welt. Sie haben alle unsere Armeen zerschmettert, eine nach der andern. Und haben ein Neues in die Welt gestellt, auf einer Wüste von Trümmern. Sei es gut, sei es schlecht — eines ist sicher: es ist groß, kraftvoll, gigan-

tisch. Dies zu sagen, will die Gerechtigkeit. Ja, dies will die Gerechtigkeit . . .«

Er reicht sein Buch, ich stecke es ein. »Dank, Ilja . . .«

»Und nun laß mich allein!« sagt er entschieden.

Er sieht nur noch Ljuba. Ich lebe nicht mehr für ihn.

Es schneit nicht mehr. Die Sonne rötet sich. Allmählich erkennen wir wieder den Pfad. Zwei Wälle von Pferden und Menschen, die sich bis ans andere Ufer ziehen. Zuweilen sehen wir ein paar Menschen herumkriechen, zuweilen auch ein paar Pferde, die vergeblich versuchen, durch die Schneewehen weiterzukommen. Stoßweise kommen Flüchtlinge von Westen an uns vorüber. Ihre Hast verrät uns, daß die Roten nahen. Es ist das alte Bild: Offiziere, Frauen, Kinder — Uniformen, Pelze, Lumpen. Aber niemand kümmert sich mehr um uns. Ist es nicht unsere Sache, wenn wir uns von den Roten schlachten lassen wollen?

Dennoch vergeht Stunde um Stunde. Einer nach dem andern beginnt zu weinen. Sie weinen mit dem hohen, singenden Ton, mit dem man nicht vor Schmerz, sondern vor Erschöpfung weint — nahe dem Irrsinn. Ein paar laufen auf kleinem Kreis herum, als ob sie auf Wollsocken gingen. Der Wind treibt den körnigen Schnee in die Nasenlöcher, daß sie wie mit Watte verklebt aussehen. Einer unserer Soldaten, den ich nicht näher kenne, liegt mit dem Bauch auf dem Eise. »Und ich habe meine Mutter geschlagen! Und ich habe sie oft geschlagen . . .« schreit er unablässig.

»Schießt mich tot!« kreischt Merkel plötzlich. »Ich halte es nicht mehr aus . . . Schießt mich tot . . .« Er schlägt sich wie ein Trommler wirbelnd gegen das Herz, es sieht aus, als wolle er damit die Schläge ersetzen, die es ihm allmählich weigert.

Der Kürassier, der sich Menschen annehmen muß, wenn er keine Tiere um sich hat, lehnt ihn sich gegen den breiten Leib, drückt ihm mit seiner Pranke ein paar Haferkörner zwischen die weißen Lippen. »Nur ruhig, Herrchen«, höre ich ihn murmeln.

»Wenn die Roten nicht bald kommen . . .« sagt Windt greinend.

»Sie kommen bald!« sagt Schulenburg klar.

Alle weinen still. Die Kälte wird allmählich zu irrsinnigem Schmerz. Thurn beginnt die ungeheure Tiefe unter sich zu fürchten. »Schmilzt es nicht, wenn wir alle auf einem Fleck stehen?« fragt er dringlich. Hin und wieder bricht einer hemmungslos aus. Müller kniet schon eine Weile im Schnee. Alle hören ihn beten,

in rascher Folge nichts als: »Deutschland . . . Deutschland . . .« wimmern. Endlich fällt er kraftlos vornüber, schlägt mit dem Gesicht auf das Eis. »Finis . . .«, sagt Saltin, ohne sich zu rühren.

Proschow spricht monoton vor sich hin. »Wenn ich so denke«, sagt er, »neunzehnhundertvierzehn . . . Was hatten wir damals nicht alles für den Winter! Pelzfäustlinge, Kopfschützer, Bügelschuhe, Pulswärmer . . . Alle kleinen Mädchen strickten welche, ob blond, ob braun . . . Davon sollten wir jetzt was haben! Nur ein Stück für jeden . . . Und all die Liebesgaben . . . Kognak . . . Herrgott, einen Kognak, so man hätte . . .«

Windt erhebt sich taumelig, knöpft sich die Hose auf, um sein Wasser abzuschlagen. »Kinder«, sagt er ernsthaft, »ich wüßte einen Ausweg! Wir müßten alle unser Wasser auffangen . . . Welche Wärmeverluste! Alle könnten wir uns die Hände daran wärmen . . . Denkt mal an: von zehntausend Mann aufgefangenes Wasser . . . Jeder, der hier vorüberzieht muß sein Wasser als Wegzoll entrichten . . . Wir hätten dauernd einen warmen Ofen . . . Hahahaha . . .«

Plötzlich springt Schulenburg auf. »Ich höre Hufschlag!« Alles wird hellwach. Die Kräftigsten klettern auf Schlitten, auf Leichenhaufen, auf Pferdekadaver. »Sie kommen!« schreit der lange Proschow.

In diesem Augenblick fällt in unserm Rücken ein Schuß. Ilja! durchfährt es mich. Ich taumele von meinem Pferdekadaver herab, laufe zum drittenmal zu Iljas Schlitten. Er ist über Ljuba gesunken, seine Schläfe ist zertrümmert.

»Iljuscha!« schreie ich.

Er verzerrt das Gesicht, will noch etwas sprechen. Ich beuge mich dicht über ihn, spüre den faden Geruch seine Blutes. »Ich konnte nicht mehr leben – selbst wenn Ljuba nicht . . .« sagt er hauchend. »Nein, ich mag nicht mehr auf dieser Erde sein . . . Es ekelt mich an . . . Alles um Geld . . . Alles aus Egoismus . . . Und niemand hilft . . . Und – nirgend – ein – Herz –«

Als ich zurückkehre, springen die Roten schon von den Pferden. »Plennys – Woynoplennys!« höre ich Windt schreien. Ich dränge mich heftig vor, gebe in gebrochenem Russisch Erklärungen. »Mit Gewalt gezwungen . . . Von weißen Offizieren . . . Gegen unsern Willen . . . Hier im Stich gelassen . . .«

Der Spitzenkommandant, ein großer Mann mit finsternen Augen, drückt das Kinn auf die Brust, »Einfach erfrieren lassen!« meint ein Gardist. Der Haufen stimmt gleichmütig zu, will schon die

Pferde weitertreiben. Ich beginne noch einmal, meine Stimme gehorcht kaum mehr.

»Gut!« sagt der Kommandant endlich, wendet sich zum Haufen.  
»Nein, Genossen! Es besteht ein ausdrücklicher Befehl, alle Kriegsgefangenen, die aus weißen Händen kommen, gut zu behandeln! Sie sollen den Unterschied kennenlernen! Und vor allem: die Revolution nach Deutschland tragen! Versteht ihr! Für die Weltrevolution . . .«

»Charascho . . . charascho . . .« rufen zwei, drei.

»Nehmt also zwei Schlitten, spannt vier eurer Pferde vor, bringt sie sofort nach Goloustnoje zurück!« Er wählt vier Reiter dafür aus, jagt mit den andern weiter.

»Gerettet?« fragt Berger fiebernd.

»Ja! Helft ihnen — rasch!«

Im Augenblick sind unsere beiden größten Schlitten ausgeleert, die frischen Pferde der Gardisten eingespannt. Alles klettert hastig hinauf, klammert sich saugend aneinander. »Noch vierundzwanzig Überlebende!« sagt Schulenburg sachlich.

Die Peitschen klatschen. »Idji — pascholl!«

Wir galoppieren fort. Ich sitze nach rückwärts, sehe unsere Lagerstatt entschwinden. Eine Weile kann ich noch Ljuba sehen, auch Iljas schwächliche Gestalt, die halb über ihr liegt. Ein paar Schritte davor liegt unser Totenstapel — obenauf Müller, Hansen, der Kriegsmutwillige. Und neben ihnen, in jenem Schlitten, aus dessen Schneewehe die beiden Pferdeköpfe ragen? Dort muß Luka liegen, unser totes Väterchen . . .

Wir fliegen eine Stunde lang mit unbekannter Schnelligkeit den alten Weg zurück. Die Roten fahren auf dem blankgewehrten Eise, neben den Wällen aus den Überresten der einstigen Armee. Einzelne der stehengebliebenen Schlitten sind so voller Menschen, daß sie mit den Schneelasten wie kleine Hütten aussehen. Überall ragen Pferdekörper hervor, teilweise schon von Wölfen angenagt. Hier und dort liegt ein Mensch, zusammengerollt wie ein Hund. Hinter Schneewellen sieht man Frauen sitzen, die Kinder eng an sich gepreßt. Wenn ein heftiger Windstoß kommt, entblößt er plötzlich Leichenhaufen, sechs, acht Menschen, die gleichsam ineinandergekrochen sind, um Schutz zu suchen. Diese Haufen liegen meist neben gestürzten Pferden, hinter stehengebliebenen Geschützen und Maschinengewehren. Oft sieht man auch blaue Gesichter unter einem Schneewirbel auftauchen, der sie ebenso rasch wieder zudeckt, wie er

sie enthüllte. Wir nehmen die Parade ab! hämmert es in meinem Gehirn. Die letzte Parade der letzten Armee des letzten Zaren Allrußlands...

Plötzlich höre ich einen unterdrückten Schrei, sehe ich Berger nach links zeigen. Wir gleiten an Verenikis Schlittenburg vorüber. Alles ist von Handgrananten zerfetzt. Im ganzen Umkreis liegen Reihen gefallener Roter. Ich finde nichts mehr von seiner gewaltigen Gestalt, von unserm alten, wilden Kommandanten, meinem großen Bruder. Nur seine hohe Pelzmütze gewahre ich im letzten Augenblick. Sie liegt weitab auf einer unberührten Schneewelle. Und ihre gelbe Seide, das gefürchtete Zeichen der Transbaikalkosaken, leuchtet noch lange...

Wir sind wieder im Irkutsker Gefangenenlager. Unser Quartier ist eine mit Pritschen wie ein Bücherschrank mit Brettern abgeteilte Baracke. Ihr dumpfger Raum wimmelt von Menschen wie ein Kellerloch von grauen Asseln. Die Fenster sind klein und verklebt, die Ausdünstungen erstickend wie Beize. Zuweilen pressen wir Neu-angekommenen die Köpfe an die Wände, um die frische Luft zu spüren, die durch die Spalten streicht. Wo bist du, Steppenwind...?

Unsere Gruppe hat sich in eine Ecke verkrochen, ein wirres Knäuel lebender Leichnahme. Drei Tage lagen wir wie zusammengerollte Hunde unter dem Wust unserer Pelze, fast bewußtlos vor Erschöpfung. Nur Ruhe, Schlaf, Ruhe... Der plötzliche Umschwung, die unverhoffte Rettung hat alle von den Füßen gebracht. Jetzt kehrt einer nach dem andern in ein schattenhaftes Leben zurück, wenn auch vorerst nur in der Form, daß er sich wortlos aufs Essen stürzt. Wir haben glücklicherweise viel zu essen, weil die alten Bewohner dieser Baracke es kaum mehr anrühren. Die ewige Fischsuppe zwingt sie zum Brechen, läßt sie mit dem Brot zufrieden sein. Uns aber ist dies Essen neu, uns sind die Maden gleichgültig, mit denen die Fische wimmelnd durchsetzt sind.

Wir liegen alle durcheinander. Es gibt keine Offiziere mehr, alles ist Mannschaft geworden. Wer noch Achselstücke trug, legte sie ab. Im übrigen ist alles so zerlumpt, daß man niemand mehr als Offizier erkennt. Alle haben rote, entzündete Augen, wallende Heiligenbärte, unter Schmutzmasken erstarrte Gesichter. Alle haben blaue, geschwollene Hände und Füße, deren Frostbeulen jetzt eine

nach der andern aufbrechen. Und alle haben Augen, wie sie zum Tode Verurteilte nach unverhofftem Freispruch haben mögen.

Der einzige, der seine Achselstücke nicht ablegte, ist Leutnant Merkel. Fürchtet er, damit den letzten Halt zu verlieren, den er in sich selbst nicht hat, den sie ihm geben müssen? Aber er fällt trotzdem nicht mehr auf, fügt sich jetzt reibungslos ein. Es gibt auch keine Zusammenstöße mit Windt mehr. Sind beide zu müde oder hat das ungeheure Leiden die Trennwände zwischen ihnen niedergerissen?

Vom einzelnen ist wenig zu sagen. Alles liegt halb bewußtlos herum, spricht selten miteinander, atmet die Befreiung vom Eise. Von den Mannschaften sind die Bayern und der Kürassier noch brauchbar, vor allem aber Hatschek, der Artist. Fleetmann gleicht einem Lämpchen, das nur noch leise flackert, von dem niemand weiß, wie lange es noch brennen wird. Der Kürassier pflegt ihn wie ein Kind — wenn wir das sehen, haben wir das Gefühl, als ob er ihn durchbrächte. Olfert, der Freund der Fabrikanten, ist erschreckend melancholisch geworden — als ob er in der Ruhe erst mit aller Klarheit ihren Verlust empfände. Windts loser, aufgeworfener Mund sieht aus, als ob man ihn mit einem Hammer zu einem dünnen Strich zusammengeschlagen habe. Er spricht fast nie mehr. Proschows, des schnellen Fliegers elegante Mütze läßt jene beiden schicken Beulen vermissen, die täglich neu gepflegt vier Jahre lang sein Stolz waren. Saltin, in dessen Augen einst unbesieglich wienerische Schalkhaftigkeit blitzte, ist gleichfalls still geworden. Niemand hört mehr sein warmes österreichisches Lachen, er leidet sichtlich am meisten unter der unglaublichen Verschmutzung, die uns hier wie ein Polyp mit tausend Armen überfallen hat. Berger trachtet auch hier wie immer alle möglichen Verbesserungen für uns zu erreichen, geht alle Augenblicke mit einer Beschwerde zum roten Kommandanten. Aber auch er scheint in einem Maße abgekämpft, das Schlimmstes fürchten läßt. Der einzige Straffe ist Leutnant Schulenburg, der kleine gertige Aktive, der noch mit niemandem stritt, den alle um Rat fragen, der niemals versagt. Sein gestählter Körper hat sich in der Ruhe, statt zusammenzuklappen, sofort wieder aufgeschnellt. Wenn man ihn gehen oder sitzen sieht, möchte man glauben, er sei geradeswegs aus der Heimat gekommen.

»Unser Büstenhalter!« sagte Windt kürzlich. Aber es lag nur mehr ein kärglicher Rest seiner alten Keckheit darin. Es klang resigniert, fast kläglich.

Und ich selbst? Meine Hände zittern, wie Fleetmann einst zitterte. Mein Gesicht zuckt, als ob es dauernd jemand zerkrallte. Ich gleiche jenen Leuten, die mit einem Nervenschock aus einem Trommelfeuer kamen. Ich schütte beim Essen die Suppe über meinen Pelz, weil ich den Löffel nicht mehr halten kann. Nachts weine ich viel.

Warum wendet sich Berger so oft ab, wenn ich ihn ansehe?

Wenn ich doch einen Spiegel hätte . . .

In der Baracke liegen viele Neunzehnhundertvierzehner. Man erkennt sie ohne Frage. Ihre Gesichter haben den Ausdruck langjähriger Zuchthäusler, ihre Bewegungen jenes müde Schleichens, das hinfälligen Bären hinter Eisengittern eigen ist. Gestern sah ich ein paar miteinander Skat spielen, als von der höchsten Pritsche ein Fiebernder herunterstürzte, dicht neben ihnen mit gebrochenem Genick liegenblieb. »Mensch, kiek nich so dämlich!« schrie ein Infanterist, als ein Spieler innehielt, auf den Gestürzten blickte. »Du spielst aus! Los – Grand hatten wir!« Der Tote blieb bis abends neben ihrem Skatkreis liegen, niemand kümmerte sich um ihn. Endlich trugen ihn Schulenburg und der Artist hinaus.

Wir haben Flecktyphus und Tuberkulose in unserer Baracke, beide grassieren erbarmungslos. Zudem liegt auf jeder Etage mindestens ein Ruhrkranker, dessen beizender Schleim durch die Fugen tropft. Es sterben täglich mehrere, aber niemand wird davon ergriffen. Alles geht mit einer Gleichgültigkeit an Leichen und Sterbenden vorüber, die schon russisch ist. Zu Erregungen gehört Kraft – hier verfügt niemand mehr darüber. Außer in einem Fall: wenn es sich ums Essen handelt . . .

Jeden Morgen werden ein paar Mann zum Brotholen kommandiert. Mit vier, sechs nassen, schweren Laiben zum Zusammenbrechen bepackt, keuchen die Ausgemergelten über den Hof. Kommen sie in die Baracken, erhebt sich ein Lärm, der an das klirrende Lärmen in zoologischen Gärten erinnert, wenn die Fütterung naht. Fast täglich stellt sich heraus, daß einer der Träger dem Duft des frischen Brotes nicht widerstand, während des langen Marsches ein Stückchen abbrach. Geschrei steigt auf, sobald man es entdeckt, fünf, sechs stürzen sich auf den Übeltäter, schlagen ihn derart rasend, bis er zusammenbricht. Obwohl sie morgen wahrscheinlich selber geschlagen werden, weil auch sie nicht widerstehen können, wenn sie in die gleiche Lage kommen.

Das ist das eine — der ewige Hunger. Das andere trugen wir schon immer, jetzt aber steigt es bis zur Siedehitze. Ja, unsere Sehnsucht nach Deutschland wird allmählich krankhaft. Alle denken daran, alle keuchen darunter. Wenn diese ewigen Latrinen nicht wären... In Ungarn herrsche Bela Khun, ein ehemaliger sibirischer Kriegsgefangener, mit rotem Terror, völlig bolschewistisch eingestellt — heißt es heute. Im Ruhrgebiet werde in nächster Zeit ein großer Aufstand losbrechen, von den Bolschewisten inszeniert — heißt es morgen. Ach, wenn wir doch wüßten, ob es wahr ist! Als noch Krieg war, bangten wir, weil wir nicht erfuhren, wie es an der Front stand... Aber etwas konnten wir immer erraten, aus den Angaben der russischen Zeitungen. Jetzt quält uns bis zum Wahnsinn, daß wir nicht wissen, ob nicht alles, was wir hier sehen, hier erlebten, auch dort... auch dort...

Und dieses Leid geht jetzt ins sechste Jahr!

Diese aber... Diese alle...

Ins sechste Jahr...

Für welche Tat bekommt ein Mensch sechs Jahre Bagno, Zuchthaus, Mittelalter?

Ich werde Doktor Berger danach fragen. Es ist sein Fach.

Heute erzählte ein Infanterist, der in der Stadt auf einer Gerberei arbeitet, daß auch die Intervention des Generals Miller zusammengebrochen sei. Mit dem Fall Judenitschs habe England seine Truppen auch von dort zurückgezogen. Mehrere Revolten hätten die rote Offensive erleichtert, so daß sie im Februar die Miller-Front zertrümmerte. Der Rest mit den Generalen Miller und Kutjepow sei zu Schiff aus Archangelsk geflüchtet.

»Das war der letzte!« sagte Schulenburg.

Windt lief herum, auf und ab. »Erklärt mir bloß, wie das möglich ist!« stieß er aus. »Einer nach dem andern! Sind sie denn unüberwindlich, diese roten Horden? Können sie denn die ganze Welt erobern, wenn sie wollen...?«

»Unsinn«, sagt Schulenburg in seiner sachlichen Art. »Ihre Stärke ist nur die Schwäche der Weißen.«

»Aber warum sind sie so schwach?« ruft Windt.

»Weil sie alt und vermorscht und abgeblüht sind!« sagt Schulenburg ruhig.

»Ob sie wohl jemals wieder...?« fragt Proschow.

»Nie wieder!« sagt Schulenburg klar.



Saltin wird finster. »Trotzdem!« sagt er heftig. »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — das ist Lüge! Was ist Gleichheit der Rechte ohne Gleichheit der Macht — nichts in der Welt, in Rußland aber weniger als nichts! Und Brüderlichkeit? Es ist nur alles umgewandelt worden . . . Einst war die Unterklasse unterjocht, jetzt ist es die Oberklasse. Darf das ein Ziel sein? Es ist das gleiche verruchte Leben wie früher . . . Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! schreit jetzt der unterdrückte Teil, entfacht nach kurzem eine neue Revolution, macht damit das Land zu einem Würfel, der ewig rollt, heute diese Seite oben zeigt und morgen jene — und nie zur Ruhe kommt!«

Er sprach noch lange, aber wie für sich. Niemand hörte ihm zu, wir sind zu müde für solche Dinge. »Übrigens hat man Koltshaks Leiche in ein Eisloch der Angara versenkt«, sagt Olfert plötzlich — aus einer Kette eigener Gedanken heraus, die mit Saltins nichts gemein haben.

Nachts hören wir oft das Knattern von Erschießungen. Man sagt, daß sie alle weißen Offiziere, die sie in der Stadt finden, auf scheußliche Art hinrichten. Viele werden aus den Lazaretten herausgeholt, manche aus Kellern, in die sie sich flüchteten. Wenn die Rotgardisten einen solchen Trupp zur Richtstätte führen, hören wir sie singen. Es sind meist neue Lieder. Dies hören wir am meisten:

»Frei die Bahn! Jetzt wird gehandelt!  
Die Masse greift an und erwacht!  
Die Welt hat sich von Grund gewandelt!  
Die Sklaven ergriffen die Macht!«

Die Nächte werden immer quälender. Gestern träumte ich, daß ich durch die Palisaden des Semjonoffschens Schießstandes laufen müsse. Ich verkroch mich unter den überall umherliegenden Leichen, weil ich nicht mehr laufen konnte. Die Offiziere aber, die am Eingang mit angelegten Gewehren auf mich warteten, um ihre »Schießausbildung auf bewegliche Ziele« zu vervollkommen, hatten die Gesichter Kostjas und Reckes.

Heute wieder stand ich an einem großen Fluß, als ein uniformierter Körper auf mich zuschwamm. Ich beugte mich hinab, um näher hinzusehen. Es war Koltshaks Leiche, von fünfzig Schüssen wie ein Sieb durchlöchert. Seine schwarzen Augen sahen mich an,

als ob er mich wiedererkannte. Die zerschossenen Hände aber hoben sich, als ob sie sagten: Ziehe mich heraus — gib mir ein Grab!

Ich schrie auf, saugte mich in irrsinniger Angst an den Körper, den ich neben mir spürte. »Hilfe . . . Hilfe!« kreischte ich durch die nächtliche Baracke.

»Was ist denn, Junge?« hörte ich Bergers Stimme.

»Koltschak war da!« schrie ich schrill. »Er bittet um ein Grab!«

»Ruhig, Benjamin, ruhig! Ich bin bei dir, der Doktor Berger!«

Ich schlug erschrocken die Augen auf, brach in ein hilfloses Weinen aus.

»Der ist auch fertig!« hörte ich Windt sagen.

»Einmal mußte es kommen . . .« setzte Proschow hinzu.

»Still!« rief Schulenburg streng.

Ja, sie haben recht: ich bin fertig. Und ich muß fort von hier. Wenn mich jemand verrät . . .? Zu viele wissen, daß ich . . . Jeden Tag kann einer, wenn auch nur im Fieber, den Posten sagen . . . Und die Gewehre knattern jede Nacht . . .

Ich habe keine Nerven mehr, diese Spannung länger auszuhalten. Die Reaktion kommt mit jeder Stunde stärker über mich. Als ich noch bei der Armee war, ließ der unablässige Kampf ums Leben das Gehirn nicht zur Ruhe kommen. Jetzt, in der Stille nach dem Sturm, geht es mir wie dem Reiter überm Bodensee . . . Nachträglich fällt das ungeheure Grauen des Vergangenen mit aller Wucht auf meinen Nacken . . .

Ich kann nicht noch einmal von vorn anfangen. Sieht es nicht aus, als ob sich hier ein zweites Totzkoje entwickeln wolle? Nein, das ertrüge ich nicht mehr, seine Wiederholung wäre für mich tödlich. Aber es ist eigentlich weniger der Tod, den ich fürchte . . . Ist er mir nicht auf meinem großen Zug vertraut geworden wie ein guter Bruder? Nein, es ist mehr der Wahnsinn, den ich näherkommen fühle. Immer häufiger sehe ich Tote um mich, Skelette in Uniformen. Sie treten mit mir aus der Tür, wenn ich die Menschen verlasse, warten in allen Ecken auf mich, wenn es dämmert. Oh, sie sind alle freundschaftlich zu mir, schlagen mir auf die Schultern, hängen sich in meinen Arm. Ich krieche nur mehr bei Tageslicht aus meiner Ecke heraus, bitte dann noch meistens einen Kameraden, daß er mich begleiten möge. Denn überall stehen sie herum: Koltschak und Vereniki, Urussoff und Saburoff, Luka und Seydlitz, Markoff und Petroff, Ilja und Ljuba . . . Und vor jedem muß ich mich mit

ehrerbietiger Begrüßung verneigen, denn alle haben ausgezackte Löcher in den Stirnen, aus deren Schwärze dunkle Ströme fließen . . .

Als Doktor Berger mich heute fragte, was ich seit kurzem hätte, gestand ich es. Nun gehen er und Schulenburg nicht mehr von meiner Seite. Schulenburg begleitet mich nachts sogar vier-, fünfmal hinaus, weil meine Blase wieder unablässig läuft, die Nieren durch die Kälte zerrüttet sind. Und keine Suschka . . . Immer tiefer gräbt sich ein Gedanke in mich ein.

Flüchten . . .

Es wird Frühling. An den Barackenwänden schwirren die ersten Fliegen. Um mittag sind die Mauern schon so warm, daß sie sich wie Kachelöfen anfühlen. An schönen Tagen nimmt unsere ganze Gruppe ihre Pelze, lagert sich auf ihnen in bunten Gruppen vor der Südwand. Wie ein Haufen brauner Spinnen kriechen wir im warmen Sand herum, spreizen dehnend unsere Hände, entblößen zaghaft und mit einem unsäglichen Wohlgefühl die zerbissenen Oberkörper. Haben wir nicht sechs Monate lang bis aufs Mark gefroren? Jetzt sind wir sonnenhungrig wie Eidechsen, die mit breiten Leibern den kleinsten Wärmestrahл auffangen. Das Frühlingslicht schluckt langsam alles Wintergrauen ein — wir werden aus verfrorenen Tieren wieder zu warmen Menschen.

Unsere Gruppe liegt von den übrigen getrennt, denn wir haben keinerlei Berührungspunkte mit andern Insassen. Wenn wir auch froh des Daches sind, gleichen wir doch Tieren, die aus der Freiheit kommen, sich mit den zahmen, seit Jahren eingesperrten nicht recht verstehen. Berger und Schulenburg, Saltin und Proschow, Merkel und Windt — alle sind eins geworden, für immer zusammengeschweißt. Aber das liegt nur im Unterbewußtsein, niemand spricht jemals davon, jeder tut nichts anderes, als daß er die Sonne trinkt. Windt fängt zuweilen eine Fliege, läßt sie in seiner geschlossenen Hand brummen, hält sie diesem und jenem lächelnd ans Ohr. »Hörst du . . . ?« sagt er dann. »Das ist der Frühling . . .« Der Artist und die Bayern hocken zwischen uns. Alle drei sind am Lausen, lassen in raschem Takt die Fingernägel knacken. »Auch diese Luder spüren den Frühling!« sagt Hatschek grimmig. »Vermehren sich wie die Kaninchen!« »Und beißen wie die Schlangen . . .« setzt die Quappe hinzu.

Der kleine Fleetmann sitzt auf einem Haufen Pelze, den mageren Rücken an die warme Wand gelehnt. Sein blasses Mädchenge-

sicht erinnert an das Antlitz einer Wöchnerin, die alles überstand. Ja, das Wunder ist geschehen: Fleetmann, der Hoffriseur, hat Typhus und Kälte und Anstrengung überdauert! »Nun«, frage ich, »geht's aufwärts?« Er streckt die Hände wie ein Mensch, der lange schlief. »Jawohl, Herr Fähnrich!« sagt er lächelnd. »In einer Woche kann ich mein Geschäft wieder eröffnen — sie zittern nicht mehr . . .« Der Kürassier sitzt achtsam neben ihm, wie eine Wartefrau auf ihn bedacht. »Nun«, knurrt er und guckt ihn an wie ein Neufundländer, »es kommt auf eine Erbse nicht an — wenn der Sack nur voll ist . . .«

Plötzlich hören wir hetzendes Geschrei auf dem Hof. Gleich darauf rennen ein paar Soldaten heran. »Sie jagen einen Hund!« ruft der Artist. Windt und Merkel springen auf, die Jagd kommt lärmend näher. »Sie wollen wieder Koteletts machen, die Schweine . . .« knurrt Windt erbost. Wahrhaftig, sie hetzen einen Hund! Ein paar haben Stricke in den Händen, um ihn zu erwürgen. »Kürzlich haben sie einen, der sich ins Lager verirrte, förmlich auseinandergerissen, in rohem Zustand verschlungen!« murmelt der Kürassier. »Mein Gott«, sagt Schulenburg ruhig, »mit zwölf Pfund Brot und zwei Pfund Fisch im Monat — was bleibt ihnen übrig?«

Der Hund flieht auf uns zu, sucht in unserm Haufen Schutz. »Geht zum Teufel!« brüllt der Artist. »Das Tier ist unser!« Ein finsterner Infanterist, der Schaum vorm Munde hat, schlägt auf ihn ein. »He, Brüderchen . . .« lacht der Artist, wirft ihn mit einem seiner Jiu-Jitsu-Griffe auf den Rücken. »Wünscht noch jemand Bedienung?« ruft er lachend. »Schert euch!« setzt der Kürassier hinzu, schiebt seinen Bärenleib an Hatscheks Seite. »Und legt euch unter einen grünen Baum und wartet, bis er dürr ist . . .«

Die Hundejäger ziehen fluchend ab, der zottige Polarhund, der mich an Suschka erinnert, schmiegt sich bettelnd an Bergers Beine.

»Herrgott«, sagt der Kürassier plötzlich, »die kriegt ja Kinder . . . Laßt einmal sehen!« Er untersucht sie, wiegt den Holzhackerkopf. »Ja — und zwar gleich. Wir müssen ihr ein Plätzchen suchen!«

Wir gehen in geschlossenem Zug in die Baracke zurück, richten ihr in unserer Mitte ein warmes Nest. Kaum liegt sie dort, als sie sich schon auf die Seite streckt, in schweren Wehen ruckweise zusammenkrümmt. Unsere ganze Gruppe steht um sie herum, kein lautes Wort ist mehr zu hören. In allen blüht nach dem verstandeskaltten Morden der letzten Jahre, seinem zivilisatorischen Grauen,

eine innige Verbindung mit dem Schlicht-Natürlichen, Unschuldig-Atmenden auf. Irgendwie fällt uns im Bilde dieser Gebärenden das Ewige an . . .

Nach einer Weile liegt das erste Kind in einer pergamentenen Hülle neben ihr. Die schwarze Mutter biegt sich zusammen, zerbeißt die Nabelschnur, beleckt es innig. Der Kürassier, ganz Bauer, schiebt es mit seinen schweren Händen, die plötzlich zärtlich sind, an ihre prallen Zitzen. Bald kommt das zweite, bald das dritte. Vier kleine, nasse, blanke Wolleknäuel fiefen endlich an ihrem Leibe. Wenn man die Kleinen streichelt, leckt uns die Mutter mit einer Hingabe die Hände, die fast menschlich ist.

»Man sollte eine Wache bei ihr lassen!« sagt Merkel plötzlich. »Damit sie niemand stört, vielleicht sogar stiehlt . . . Wir können stündlich abwechseln, nicht wahr? Ich übernehme gleich die erste Wache! Geht ruhig wieder in die Sonne, Kameraden . . .«

Ich sehe Merkel verborgen an. Sein einst so leeres Tausendmännergesicht mit dem nichtssagenden Ausdruck ist von Falten durchfurcht. Seine leblosen, vorgewölbten Augen haben einen Blick bekommen, der von Güte leuchtet. Ist das Leid nicht ein wundersamer Lehrmeister? denke ich beglückt. Auch er ist zum Menschen geworden . . .

Auch er . . .

Ich gehe mit Berger spazieren. »Doktor, hören Sie«, hebe ich an. »Ich will türmen . . .«

Er bleibt stehen. »Flüchten?« fragt er leise.

»Ja, flüchten. Ich halte es nicht länger aus. Diese ewige Spannung ruiniert mich. Jeden Tag kann mich einer verraten. Und dann werde ich erschossen . . . ohne jede Gnade. Aber ich will nicht mehr sterben . . . Jetzt nicht mehr, verstehen Sie? Nein, jetzt, nach all dem, was hinter uns liegt, ist das Leben erst schön! Und dann: Ich war ja eigentlich immer auf der Flucht. Ich bin nur unterbrochen worden — es war nur ein Intermezzo, das alles hier. Und jetzt will ich weiter, jetzt will ich meine Fahrt fortsetzen!«

»Sie halten es nicht durch, Benjamin! sagt Berger gütig. »Seien Sie vernünftig! Sie brechen unterwegs zusammen . . .«

»Nein, Doktor, niemals! Nur hier . . . Nein, hier kann ich nicht länger bleiben, damit haben Sie recht! Diese ewigen Totenphantasien machen mich kaputt. Dieses zweite Totzkoje überstehe ich nicht mehr. In der Freiheit werde ich der alte sein. Die Gefahr wird mich wieder straffen. Der Gedanke, mit jedem Schritt der Heimat

näher zu kommen, wird mich aufrecht halten! Wer weiß, wann wir endlich ausgetauscht werden? Es kann noch Jahre dauern... Die Bolschewiken brauchen uns zum Wiederaufbau. Außerdem wollen sie uns erst infizieren, bevor sie uns heimlassen, rote Bazillen in uns einpflanzen, für ihre Weltrevolution...«

Berger macht eine hilflose Bewegung. »Möge es Ihnen gelingen!« sagt er endlich.

Ich lache erregt. »Uns, Doktor, uns!« rufe ich heftig. »Denn Sie müssen mit! Sie können so viel Russisch, wie Sie brauchen! Und hier gehen Sie zugrunde wie ich... Es ist also kein *va banque*... Wir haben sogar größere Aussichten, als wenn wir hierbleiben! Der Typhus nimmt doch die Hälfte von uns, glauben Sie mir... Alle, die hier sind, sind noch lange nicht daheim! Hat Koltschaks Armee nicht das ganze Land verseucht? Alle Wirtschaft vernichtet? Das Unglück kommt erst noch, glauben Sie mir... Hunderttausende werden verhungern – und wir Kriegsgefangenen werden die ersten sein!«

Er wird schwankend. »Ich darf meine Kameraden nicht im Stich lassen, Benjamin! Ich bin ihr Ältester! Wenn ich die Front verlasse –«

»Ach, Unsinn, Doktor!« Ich rede lange auf ihn ein, ziehe tausend Gründe heran. Endlich stimmt er zu. »Schulenburg übernimmt Ihren Platz, Doktor«, schließe ich. »Er kann jetzt – verzeihen Sie – mehr für unsere Kameraden tun als Sie! Und damit ist für alle gesorgt...«

»Ja, aber... Ich habe kein Geld! Und was Sie haben – die Koltschakscheine sind doch für ungültig erklärt! Die nimmt uns kein Mensch mehr ab!«

»Ich habe noch ein paar Silberrübelchen – sparte sie in all den Jahren zusammen, weil ich dem russischen Papiergeld nie traute! Außerdem noch ein paar Schmuckstücke... Damit kommen wir gut bis Moskau, und dort werden wir weiter sehen...«

Er lächelt ungläubig. In seine Augen treten Tränen. »Moskau...« sagt er leise. »Moskau...«

»Doktor«, frage ich da, »was ist eigentlich Ihre Meinung vom Bolschewismus? Was sollen wir der Heimat als Wahrheit bringen?«

Er sann lange. »Er könnte uns Geistigen gleichgültig sein, wenn er den Kollektivismus nicht auf seine Fahne geschrieben hätte«, sagt er dann. »Denn die Bedrohung der abendländischen Welt liegt nicht in seinen sonstigen Zielen – liegt nur darin! Unser Ziel ist

der Einzelmensch, seines der Mensch der Masse. Hier sind die Pole, hier liegt das, was uns Europäer ihm zu Todfeinden macht: Ich sehe nur im Individualismus höchste Menschlichkeit, wie Sie, wie alle Deutschen, Engländer, Franzosen — kurz, ganz Europa... Das muß die abendländische Welt zusammenschweißen — wenn es das nicht vermag, sind wir verloren...«

Ich habe von einem entlassenen Soldaten ohne Schwierigkeit ein paar Ausweise erworben — ist Rußland nicht das Land, in dem man alles kaufen kann? Mein Silberschatz wird knapp für zwei Fahrkarten langen, ein kleiner Rest wird hoffentlich für die Ernährung bleiben, im andern Fall verkaufe ich den Schmuck. Und der Ausbruch aus dem Lager? Wir haben nicht mehr 1917. Rußland ist ein Trümmerhaufen, auf dem alles durcheinanderwühlt, niemand sich mehr um den andern kümmert. Unterwegs gilt es hauptsächlich aufzupassen, daß uns die Internationalisten, ehemalige Kameraden, bolschewistisch gewordene Kriegsgefangene, die alle Landstraßen und Bahnstrecken bewachen, nicht erkennen. Denn wir sollen noch lange nicht heim, wir sind den Roten noch nicht bolschewistisch genug. In diesem Streben werden sie von den Internationalisten mit Spitzeldiensten unterstützt. Sie stecken alles, was sie unterwegs erwischen, mitleidslos wieder ins nächste Lager.

Wir werden eines Abends einfach in alten Bauernpelzen durch das Tor gehen, den Posten sagen, daß wir im Lager Handel getrieben hätten.

Am letzten Tage sammelt sich ein kleiner Kreis von Offizieren unauffällig in einer Ecke des Lagerhofs. In der Mitte steht, zart, schwächlich, in dienstlicher Haltung, Berger, um ihn herum die letzten zwölf Kameraden. Alle nehmen unwillkürlich die Absätze zusammen, sehen ihm erwartend in die Augen. »Ist was passiert?« fragt Saltin ängstlich.

»Kameraden«, hebt Berger an, »ich habe euch hierher gebeten, um euch Lebewohl sagen zu können, ohne daß es jemand merkt. Ich werde heute abend mit dem Fähnrich flüchten. Verzeiht mir, daß ich euch verlasse, aber ich könnte euch doch nicht lange mehr nützen. Schulenburg wird meine Stelle einnehmen, er kann euch besser als ich führen. Unterstützt ihn, wie ihr mich unterstütztet!« Er schweigt eine Weile, sein Gesicht arbeitet sichtbar. »Ich will nichts über die Vergangenheit sagen«, fährt er fort. »Wir haben das

Fürchterlichste erlebt, was Menschen nur erleben können — Jahrhunderte werden vielleicht vergehen, bis wieder einmal derartiges über die Erde kommt. Es war die härteste Prüfung für uns, aber ich glaube, daß wir sie alle bestanden. Zum mindesten sind wir Männer und Menschen geblieben, das ist schon viel in diesem Land, in dieser Zeit. Und wenn wir heimkommen sollten, so wollen wir dort eine Zelle bilden, den Grundstein legen zu einem neuen Deutschland«.

Er schweigt von neuem. Man sieht ihm deutlich an, daß er sich vor dem fürchtet, was er jetzt sagen will. Er fährt sich über sein dünnes, unsäglich feines Haar, das keinen Scheitel hält, am Wirbel stets wie eine Kakaduhaube emporsteht. »Kameraden«, fährt er mit sichtbarem Anlauf fort, »wir kamen durch mitleidloseste Zusammenschweißung zu einem Volksbewußtsein, wie man es nicht tiefer haben kann! Wer wußte vorher etwas vom andern? Ränge und Stände schieden uns, Besitz und Bildung trennten uns. Hier fiel das ›Ich‹ von allen ab, trat das ›Wir‹ an seine Stelle. Und dieses ›Wir‹ wollen wir in die Heimat bringen. Man braucht nichts stärker dort als dieses, glaube ich . . . Aber wir haben hier nicht nur unsere Stärken erkannt, wir haben hier auch unsere Schwächen gefunden, unsere und die unseres Volkes. Wir wurden objektiv, bekamen, viele zum erstenmal, ein Gefühl für andere Völker, begriffen, warum sie von uns verschieden sind. Und daß die Erde groß genug für alle ist und wir Versöhnung üben müssen und jedes seine Lebensrechte hat. Was mich betrifft, so wurde der Idealist in mir trotz dieser Zeit nicht zerstört. Weil ich so viele Wunder an Güte der Herzen, so viele Taten der Nächstenliebe, so viel edelstes Menschentum in ihr sah, wie ich wohl niemals wieder sehen werde.«

Er tritt zurück, nimmt die Hand zur Mütze. »Khm . . . khm . . .« räuspert sich Windt. »Gut gebrüllt, Löwe . . . wahrhaftig . . .«

Die andern scharren mit den Füßen, sehen verlegen aneinander hin. Proschow endet zu aller Freude die tiefe Stille, die unsern rauhen Herzen irgendwie sentimental erscheint. »Und was ich fragen wollte«, sagt er gedrückt, »werden Sie gleich sagen, wenn Sie heimkommen, daß man uns —«

Berger wird vom strengen, redehaltenden Vorgesetzten mit einem Ruck wieder zum alten, herzensewarmen Kameraden. »Ich werde mir die Füße ablaufen, Proschow! Ich werde sofort nach Berlin fahren und kein Blatt vor den Mund nehmen, das dürft ihr mir glauben! Und ihr kommt bald nach . . .«



»'ne verfluchte Geschichte – ohne Sie, Doktor!« brummt Windt mißmutig.

Berger lächelt verzerrt. »Dank, Windt, für dieses Wort!« sagt er krampfhaft.

Endlich gehen wir von einem zum andern, geben jedem mit festem Druck die Hand. Merkel sagt: »Kehrt gut heim . . .« Saltin: »Vergeßt mich nicht . . .« Schulenburg: »Grüßt unser Deutschland . . .«

Eben habe ich mich von Hatschek verabschiedet. Er ist der einzige, bei dem ich es wagen darf, der sich nichts merken lassen wird. Von den andern muß ich mich ohne jedes Aufheben trennen. Beim kleinen Fleetmann, dem Kürassier und den beiden Bayern wird das schwer sein. Aber es hilft nichts.

»Ich hätte dich gern mitgenommen, Hatschek!« sage ich. »Aber das Geld reicht nur für zwei. Und die Bahn müssen wir benutzen, zu Fuß dauerte es ein volles Jahr . . . Sei mir nicht böse, alter Kamerad!«

Hatscheks Gesicht zuckte. »Ach, Fähnrich, Unsinn!« sagte er rauh. »Das ist doch selbstverständlich! Nur eins möchte ich: Ihre Adresse in der Heimat . . . Ich möchte Sie einmal wiedersehen, verstehen Sie? Und wenn ich mal in Ihrer Stadt mit einem Zirkus bin, wieder ein Engagemang habe, bei Sarrasani oder so – dann kommen Sie, nicht wahr?«

»Gewiß, Hatschek! Und wenn man mich hineintragen müßte! Schreib mir nur gleich, wenn du zu Hause eingetroffen bist . . .« Ich nehme seine Hand, seine schmale, sehnige Artistenhand, die mir so viel geholfen. »Du alter Getreuer . . .« sage ich hilflos, »aus Totzkoje, aus Transbaikalien, aus unserm Eiszug . . . Und wenn du irgendwo einmal in Not kommst, dann bin ich da, verstehst du?«

»Befehl, Herr Fähnrich!« sagte er straff. Und macht sich los, setzt frisch hinzu: »Wir wollen keine Geschichten machen – darum nur: Mach's gut . . . Und denk auch mal an Hatschek, den Artisten . . .«

Es ist alles gut gegangen. Wir sitzen im Viehwaggon eines Zuges, der heute nacht nach Westen gehen soll. Der Boden ist mit Soldaten und Bauern vollgepfropft. Niemand erkennt uns in unsern Pelzen.

Bis Mitternacht rührt sich nichts. Vor uns liegt das weißrote Bahnhofsgebäude von Irkutsk. Ich denke an den Tag, an dem

meine erste Flucht auf diesem gleichen Bahnhof ihr frühes Ende fand. Nun setze ich sie fort, vom gleichen Platz aus. Werde ich diesmal mehr Glück haben? Zuweilen denke ich auch an Tschita, an die Förster, an Hildegard. Es ist nicht weit von hier, nur ein paar Stationen ostwärts. Ob sie noch leben oder ob auch sie von der Tragödie verschlungen wurden? Wenn ich ostwärts führe, könnte ich in wenigen Tagen bei ihnen sein.

Draußen erhebt sich Lärmen. Die letzten Towarische drängen herein. Der Viehwaggon ruckt an. Irgendwo kreischt ein Pfiff durch die Nacht. Das weißrote Bahnhofsgebäude bewegt sich, bleibt mit einemmal zurück. Oder fahren wir? Oder fahren *wir*? Ja, wir fahren — wir! Nach Westen, nach Westen! rattern die Räder. Ich fühle eine warme, frauenhafte Hand, die meine Hände sucht. Irgendein Ton, der fast nicht menschlich ist, schlägt an mein Ohr. Ich reiße mich los, schlage die Hände vors Gesicht.

Unsere Mitreisenden wechseln fast auf jeder Station. Es sind meist Bauern und entlassene Soldaten. Zuweilen erblickt man wohl das Gesicht eines Bürgerlichen, aber auch er steckt in einem zerrissenen Soldatenmantel, ist scheu und ängstlich, spricht mit niemandem, drückt sich in die dunkelste Ecke.

Die Flucht ist nicht mehr zu einem Teil so schwierig, wie noch vor einem Jahr. Es finden selten Kontrollen statt, der junge Sieg hat alles sicher gemacht. Jeder ist froh, daß der Bürgerkrieg endlich zu Ende ist, daß es jetzt wieder an den Pflug geht. Die meisten sind in ihrem Wesen wie früher, einzelne aber tragen ihre Köpfe hoch, sagen mit jeder Bewegung: Dieser Staat gehört jetzt uns . . .

Auf einer Station waren rote Plakate angeschlagen. Ich stieg aus, um sie zu lesen. »Genossen«, stand auf ihnen, »wir müssen eine Stunde unseres Feierabends opfern, um unverzüglich reale Werte zu erzeugen. Aber wir wollen keinen Lohn dafür haben, sondern den Lohn darin sehen, daß wir den Klassenfeind damit überwinden. Zeichnet euch jeder in die Listen der Subotniki ein, daß wir Koltshak und seine weiße Macht vernichten!«

»Ja, Genosse«, sagte ein alter Arbeiter, der neben mir stand, »das war gut, das rettete uns! Ich habe selber höchste Kommissare gesehen, die nach Feierabend Lasten aus Schiffen trugen oder Granaten drehten — ohne Bezahlung! Und in der schlimmsten Zeit, als Tausende vor Hunger nicht mehr kriechen konnten, zogen die jun-

gen Arbeiter mit Gesang zu ihrem Subotnik, ihrer Freiarbeit...«  
Sah ich das jemals bei den Weißen?

Die Eisenbahn ist in unglaublichem Zustand. Alle Augenblicke brennt ein Waggon durch heißgelaufene Achsen. Es fehlt an Öl, an Werkzeug, an Beamten. Zu viele wurden von den Atamanen vor die Schornsteine der Lokomotiven gebunden, weil sie sich weigerten, die Truppenzüge nach Osten zu fahren. Nein, sie erfroren lieber...

Welch ein Volk! denke ich oft, wenn ich die Soldaten miteinander sprechen, von ihrem neuen Reich, von ihrer Zukunft erzählen höre. Möge es euch gelingen! möchte ich manchmal rufen. Jahrhundertelange Knechtschaft gibt euch den Anspruch auf das Paradies vor allen andern! Aber...

Nein, ich will nicht pessimistisch sein. Wäre es nicht herrlich, wenn sie es erreichten? Keine Ausgebeuteten mehr? Und Gerechtigkeit überall?

Sima liegt hinter uns, die kleine Station, an der die Legionäre zum letztenmal an unserer Seite kämpften. Überall stehen zerschossene und verbrannte Häuser. Dazwischen liegen riesige Haufen von Leichen, wie Eisenbahnschwellen kreuzweise übereinandergestapelt. Noch ist der Boden zu hart gefroren, um Gräber aufwerfen zu können, bald aber wird die große Beerdigung im ganzen Land beginnen. In jedem Dorf, in jeder Stadt wird man Massengräber ausheben, um der Pest zu entgehen. Wochenlang wird man arbeiten müssen, um diese Leichenhekatomben fortzuschaffen. Wochenlang wird man nichts anderes tun, als das gesamte russische Bürgertum verscharren. Denn eine Million ist nicht an einem Tag begraben...

Als ich mich hinausbeugte, fühlte ich etwas Hartes auf meiner Brust. Ich griff in die Tasche — es war Iljas Tagebuch! Seitdem er es mir übergab, habe ich nicht mehr daran gedacht. Wie ist das möglich — habe ich bis heute bewußtlos dahingedämmert? Ich sehe mich forschend um. Seit Sima sitze ich auf der obersten Pritsche, am kleinen Wandfenster, links neben Berger. Ich könnte ohne Gefahr darin lesen, niemand könnte hineinsehen...

Ich blättere eine Weile, schlage zufällig eine Seite auf, wo er vom Bolschewismus spricht. »Ich finde keine Klarheit«, steht dort in

kleiner, frauenhafter Schrift. »Sicherlich ist der Bolschewismus die Reaktion auf Europa. Aber warum muß auch sie in Despotismus, in Knechtung der Geister ausarten? Gibt es in Rußland keinen andern Weg als den der Wiederholung? Gewiß, es gab bei uns einmal einen altslawischen Kollektivismus . . . Aber sie vergessen, daß inzwischen westlich gerichtete Jahrhunderte über ihn hinweggingen. Wie gerne würde ich am Neubau dieses Landes mitarbeiten, das für sich selbst so reich wie die ganze übrige Erde ist! Mein Sibirien ist ihr Grundstein, ihr großer Träger . . . Ob es aber gelingt? Die Erneuerung des Lebens? Dann erfüllte sich, was uns die Alten als Erbe gaben: Die Welt muß russisch werden . . .

Aber nein, sie kann es nicht werden. Und ich kann nicht mit ihnen arbeiten. Kollektivismus ist Rückkehr zur Urerde, Abstieg zum Primitiven, nicht Aufstieg zum Menschlichen! ›Das Glück der Menschheit ist allein durch Zwang zu verwirklichen?‹ ›Nur das ist sittlich, was zum materiellen Besten führt?‹ Nein, damit kann ich nicht zusammengehen . . . Und dann: Nichts ist euch das Gefühl, nichts mehr die Kunst! Nichts Liebe, Güte, Gott . . . Gedanken sind euch Exkreme wie Nierenausscheidungen und Darmprodukte . . . In einem solchen Staat kann ich nicht leben . . . Wo jeder Mord zu eurem Nutzen moralisch ist? Wo jede Lüge zu eurem Nutzen sittlich ist? Es ist nun Mord kein Mord und eine Schande keine Schande mehr? Ja, hört mich an, ich möchte schreien: Es ist nun Gift kein Gift und eine Peitsche keine Peitsche mehr?

Nein, wie ich auch ringe, diesen gigantischen Versuch zur Erneuerung unseres Lebens nicht kleinlich abzulehnen — ich kann nicht anders! Nur dies quält mich, dies widerstrebt mir: daß ich mit meiner Forderung, eine geschlossene Welt gegen den Kommunismus aufzustellen, in jene Linie trete, deren Wirken ich hier kennenlernte! Daß ich dann Hand in Hand mit jenen Mächten kämpfe, die mich bekämpfen, immer bekämpft haben, immer bekämpfen werden . . . Wo ist der Weg? Links kann ich nicht, rechts aber steht der Kapitalismus, den ich nicht weniger hasse, weil uns Geistigen von ihm die gleiche Gefahr droht: Kollektivisierung, Gleichmacherei, Knechtschaft!

Wo ist das Herz? Bei den Kapitalisten ist es nicht. Die Kommunisten wollen es nicht . . .

Es ist kein Platz mehr für den *Menschen* auf dieser Welt!«

In Nishni-Udinsk, jener unglückseligen Station, an der Kolttschak auf Anraten der Tschechen seine Leibwache entließ, sah ich neben dem Geleise einen eroberten tschechischen Panzerzug.

Sein Anblick läßt mich an die Stunde denken, an der ich mit Kostja vor den tschechischen Zügen stand. Ob sie wohl noch alle herausgekommen sind, um den Baikäl herum, zu den Japanern? Meinte nicht ein Offizier in Goloustnoje, daß sie allen Raub davongebracht hätten? »MehrmaIs haben die Legionäre unsern Verwundetenzügen einfach die Lokomotiven fortgenommen, um sie vor ihre eigenen Züge zu spannen!« erzählte er uns. »Wohl nahmen sie auch einige unserer Offiziere, einige Frauen in ihre Züge auf, aber nur, wenn sie Diener oder Huren brauchten! Unter steter Bedrohung der Auslieferung an die Roten zwang man sie zu schwerster Arbeit... Man schlug die Männer, vergewaltigte die Frauen, warf ihnen als Essen ihre Reste vor. Alte russische Generale mußten den Legionären die Pferde putzen, die Wagen reinigen, Spülwasser tragen, Brennholz herbeischleppen. Dafür ließ man sie dann mitfahren... Aber das wird niemand glauben, wenn wir es einst berichten!«

Ist es nicht auch unfaßlich? Die ehemaligen Kriegsgefangenen Rußlands fuhren fett und vollgeessen in seinen besten Zügen, während die nationale Armee unter tödlichen Entbehrungen Tausende von Werst zu Fuß marschieren mußte? Im eigenen Lande nicht einen Waggon, nicht ein paar Pferde, nicht ein Brot erhielt?

Station auf Station zieht vorbei. Döktor Berger sieht mit den Augen eines Menschen hinaus, der ein Dantesches Inferno hinter sich fühlt, langsam zum Tageslicht zurückkehrt. Wir sprechen aus Vorsicht selten zusammen, lehnen nur stumm aneinander, Tag um Tag. Denkt er an Frau und Kind, denen wir mit jeder Räderdrehung näherkommen? Oder an seinen Park mit dem Tempelchen? Und der Orgel...?

In Krasnojarsk hielten wir einen halben Tag. Tausend Erinnerungen stiegen in uns auf. Hier begann der letzte Akt der sibirischen Tragödie, wurde das weiße Kampfheer zum hilflosen Flüchtlingshaufen. Nannte man Krasnojarsk nicht schon in Friedenszeiten das sibirische Kronstadt? Schon einmal hat man dort die Republik ausgerufen. Im Jahre 1905. Für sieben Tage...

Am Bahnhof lagert ein Partisanenheer, wilde Gestalten in phantastischen Uniformen. Sie haben auf Wagen montierte Maschinen-

gewehre und Geschütze bei sich. Mehrere Passagiere flüstern den Namen Tschetikins, des roten Nationalhelden. Oh, ich kenne diesen ehemaligen zaristischen Stabskapitän! Er war es, der den großen Aufstand führte, an dem das weiße Heer schließlich zusammenbrach. Und ich denke jenes roten Gefangenen, von dem Recke sagte: »Wenn sie viele solcher Leute haben, könnte man sie darum beneiden!«

Weiß man überhaupt in Europa, daß solche Menschen ihre Führer sind? Daß ihre Spitze ein Orden ist, der Armut und Unbestechlichkeit geschworen hat, der sich bis zum letzten für seine Idee opfert? Nein, man weiß es nicht. Wenn man es wüßte, würde man die Gefahr erkennen, würde man einig sein und begreifen, daß der Bolschewismus kein russisches Problem ist, sondern mit seinen Armen die ganze Welt umfassen will!

Vergeßt nicht, daß Rußland sich immer berufen fühlte, die Menschheit zu erlösen . . .

Heute kreuzten wir den großen Trakt, den wir einst mühsam entlang gezogen. Eine doppelte Schnur von Pferdekadavern, umgestürzten Schlitten und halbnackten Menschen zog sich eine Weile neben den Bahngeleisen hin. Kürzlich muß sie noch der Schnee bedeckt haben, jetzt hebt sie sich mit jedem Tag deutlicher heraus. Als ich Berger auf rote Pioniere hinwies, die kleine Kanäle in die Erde bohrten, sagte er leise: »Ja, sie sprengen Massengräber aus — die Sonne brennt schon, es wird höchste Zeit!«

Ich mußte plötzlich an den Baikäl denken . . . Noch wird sein ungeheurer Eis Spiegel wie eine riesenhafte Silberschüssel schimmern, noch werden seine Blöcke an den Spalten edlen Aquamarinen gleichen. In ein paar Wochen aber wird ein Föhnwind kommen, den blanken Spiegel leicht und schnell zerschmelzen und alles gütig auf den Grund des heiligen Meeres betten. Jahrzehntlang wird er noch unsere Heerfahrt bergen . . . In langen Reihen werden die Rosse und Geschütze und Schlitten auf ihm liegen, in ganzen Regimentern aber werden die Menschen auf ihm schlafen — in ihrer Mitte: Hansen und der Kriegsmutwillige, Vereniki und Väterchen, Ilja und Ljuba . . .

Und wenn einmal ein Taucher dort niedergehen wird, um ein gesunkenes Schiff zu heben, wird er kein zweitesmal hinabsteigen. »Dort unten . . .« wird er schreien, »oh, dort unten . . .« Und wird verwirrt sein bis an seinen Tod.

Wir haben Nowonikolajewsk erreicht. Das ist jene Stadt, von

der man sagt, daß sie den Namen Nowosibirsk bekommen und die Hauptstadt des neuen Sibiriens werden solle. Sie hat keinen guten Ruf, diese neue Hauptstadt. In ihren berüchtigten Kirchhofsbaracken starben viele tausend Kriegsgefangene. Und in ihren Straßen blieben von unserm Durchzug zweihunderttausend Tote liegen.

Wir sehen das gleiche Bild wie auf der ganzen Fahrt, mit der wir unsern Eiszug in umgekehrter Reihenfolge noch einmal erleben. An den Bahndämmen sind Tausende und Abertausende von Toten zusammengetragen, daneben ganze Gebirge toter Pferde. Wir fahren zuweilen so dicht an ihnen vorüber, daß wir die starr emporgestreckten Hände greifen könnten. Goldene Achselstücke blitzen in der Sonne, rote und gelbe Kosakenhosenstreifen stechen in die Augen. Auch hier erblicken wir viele nackte Frauen, denen die Dorfjünglinge die seidenen Kleider ausgezogen haben, um sie ihren Mädchen zu schenken. Ärmlich und dürrig liegen ihre schlanken Körper im schmelzenden Schnee, mit aufgelösten Haaren, straffen, gefrorenen Brüsten. Man sieht die Prunkmützen von Generalen, die goldenen Schnüre hoher Adjutanten. Und hört auch hier das dumpfe Donnern von Sprengungen, mit denen sie jene riesenhaften Massengräber ausschachten, die diese ungeheuren Totenwälle erfordern. Je zehn werden Fangleinen um die Fußgelenke geschlungen, mit ein paar Pferden in raschem Trab den Löchern zugeschleift. Dann wird erst jeder sorglich untersucht, entkleidet, wenn er gute Kleider hat, der Fingerringe und des sonstigen Schmucks beraubt, wenn er Medaillons oder Ringe trägt.

»Ja, aber . . . Von den steifen, gefrorenen Fingern — das geht doch gar nicht!« murmelt Doktor Berger.

Soll ich ihm sagen, was sie tun?

Ich sehe hinaus, höre ihn nicht. In meiner Tasche brennen sechs goldene Eheringe — Yessaul Petroffs Beutestücke . . .

Jetzt liegt auch Omsk hinter uns. Der Zug rattert monoton weiter. Ich lese die letzten Seiten in Iljas Tagebuch. »Es geht dem Ende zu«, steht auf ihnen. »Wenn Ljubitschka nicht bei mir wäre, hätte ich es längst beschleunigt. Sie ist tapfer, daß man vor ihr niederknien möchte. Niemand weiß, daß wir einst schwuren, nach dem Siege zu heiraten. Nur nach dem Siege, um unsere Kräfte anzuspornen. Jetzt werde ich sie nie erlangen . . .

Dazu kommt dies: Ich stand auf der falschen Seite! Die weiße Armee hat den Weg der Reaktion beschritten. Warum hat man es

dazu kommen lassen? Waren wir zu schwach, wir Es-Er? Ja, man hat uns ohne Mühe abgedrängt. Aber der Fluch unserer zwanzig Führer, die man im Baikalsee ertränkte, zieht die weiße Armee nach sich. Sie haben nicht nur uns, sondern auch sich damit vernichtet. Wenn man uns Grünen gefolgt, Sibirien nach dem Tschechenaufstand zu einem selbständigen Staat gemacht, mit unserer Armee den Ural besetzt, in aller Ruhe Verteidigungsstellungen ausgebaut — keine Armee der Welt hätte diese Linie durchbrechen, in Sibirien einmarschieren können.

Das rote Feuer wäre in Europa rußland ohne Sibiriens Reichtum nach kurzer Zeit von selber ausgebrannt. In ihm hätte der Bolschewismus ohnedies keinen Boden gehabt, hier hatten alle Bauern Land genug. Eine sibirische Republik wäre unangreifbar gewesen, hätte ruhig abwarten können, bis der Bolschewismus sich in Europa von selbst verzehrte. Alles hätte damit ein Ende gehabt, die Weltgefahr wäre damit liquidiert worden. Denn ohne Sibiriens Reichtum ist das Experiment Lenins undenkbar, durchführbar ist es nur auf seinem Rücken. Was aber tat man, was schrien die Zaristen? ›Stellt sie an die Wand, diese Vaterlandsverräter!‹ Durch ihre Kurzsicht ist alles zusammengebrochen. Jeder General wollte als erster in Moskau einziehen, darum waren unsere Pläne undiskutierbar. Darum ertränkte man unsere Führer, darum vernichtete man uns allerorten. ›Geht zum Henker mit euren Autonomiebestrebungen!‹ Aber warum gab es nicht wenigstens bei den Interventionisten jemand, der hierin unsere einzige Rettung erkannte? Geschäfte überall, Rivalität überall, Intrigen überall. Sie vernichteten alles, was Vernunft leicht gerettet hätte. Ist es nicht eine Strafe wie von Gott?

Nein, jammert nicht, wenn der Bolschewismus jetzt über die ganze Erde geht — ihr habt es selbst verschuldet und hättet es verdient! In euren Händen lag es, ihn ohne Mühe zu vernichten — wenn ihr nur einmal einig gewesen wärt, an etwas anderes als an Konzessionen gedacht hättet, ihr Interventionisten alle miteinander. Und wenn ihr einmal Rußland geliebt hättet statt eurer Privilegien, ihr Zaristen alle miteinander . . . Nun habt ihr es, nun tragt es! Ach, daß ich bei euch blieb, daß ich euch nicht verließ . . . Daß ich nicht geschrien, bis ihr auch mich ertränkt: ›Ihr steht auf der falschen Seite . . .‹ Dies ist es, was mich noch zum Wahnsinn führt: Ich stand auf der falschen Seite . . .«

Hier brechen Iljas Aufzeichnungen ab. Ihr letztes Wort lautet symbolisch: »Ich stand auf der falschen Seite.«



Immer noch liegen zerstörte Züge neben den Bahndämmen. Immer noch rollen wir über gesprengte Brücken, die notdürftig zusammengeflickt sind. Wann wird dieses Bild der sinnlosesten Zerstörung, das uns schon vierzehn Tage ununterbrochen begleitet, einmal aufhören?

Vorgestern las ich ein Plakat, das zur Wiederaufbauarbeit aufrief. Aus ihm war zu entnehmen, daß während des Bürgerkriegs dreitausend Eisenbahnbrücken, zweitausendfünfhundert gewöhnliche Brücken, viertausend Telegraphenstationen, achtzigtausend Kilometer Telegraphenleitungen zerstört wurden. Und wieviel Fabriken? Und wieviel Güter? Und wieviel Bauernhöfe?

Seit gestern sind wir im Gebiet von Tscheliabinsk, in dem Scharow seine große Rückzugsschlacht schlug. Abends erblickte ich ein weißes Monument. Ich beugte mich hinaus — war es wirklich schon der Grenzstein, der pyramidenförmige Marmorblock, der an der einen Seite das Wort »Asien«, an der andern das Wort »Europa« trägt?

Ich griff krampfhaft nach Bergers Hand, zog ihn ans offene Fenster, drückte ihn fast hinaus. »Doktor«, schrie ich unterdrückt, »Asien liegt hinter uns — wir sind in Europa!«

Der Ural hat uns aufgenommen. Zum viertenmal durchfahre ich seine Schluchten. Das erstmal mit Pod, dem braunen Bären. Wir saßen zu vierzig in einem Viehwaggon, zum Teil mit kaum geheilten Wunden. Nach Sibirien hieß es, in irgendein Gefangenenlager . . . Das zweitemal auf der Fahrt zur weißen Front, als Koltshakscher Fähnrich, in einem Zweiterklasseabteil, mit Vereniki, Seydlitz, Kostja, Ilja, Luka, den beiden Grafen . . . Das drittemal auf dem Rückzug der Armee, zu Pferd, zu Fuß, jede Kuppe verteidigend! Und dies vierte Mal? Still, presse die Lippen zusammen, daß dich dein Schreien nicht verrät . . .

Im Ural liegt noch Schnee. Nur ein paar Felsmatten, die nach Süden abfallen, beginnen schon zu grünen. Vielleicht sind es jene Bastionen, die wir mit unserm Blut tränkten? In den Lüften kreist mit großen Zirkeln ein Adlerpaar. Die mageren Birken, Rußlands ureigenste Bäume, sehen aus, als hätte man sie mit einem grünen Schleier überworfен. Die braune Erde, deren steile Hänge zuweilen so nahe kommen, daß man sie zärtlich streicheln könnte, duftet stark und erregend nach Mai und Frühling . . .

Wir nähern uns allmählich dem Kampfgebiet der Frühjahrsoffensive. In Ufa, der Tatarenstadt, wollen wir aussteigen. Ich habe noch von meiner ersten Flucht die Adresse eines tatarischen Kaufmanns namens Makaroff. Den wollen wir aufsuchen, ihn um Grenz-papiere bitten.

Das Land wird immer bekannter. Stand ich an jenem Dorf nicht im Rückzugsgefecht? Als Ufa fiel, der große Umschwung eintrat, unsere Siegeshoffnungen für immer endeten? Vierzehn Tage vorher hatte das ganze Heer noch gejubelt: Bald sind wir an der Wolga, bald sehen wir die Türme von Kasan . . .

Wo ist es jetzt, dies jubelnde Millionenheer? Tot, erfroren, verhungert . . . Wieder ist es mir, als träumte ich . . .

Der tatarische Kaufmann wohnte noch, wie meine Adresse lautete. Er ist ein prachtvoller Mensch, der alles für uns tun wird. Wir mußten uns wie Einbrecher in seine Wohnung schleichen. Seine kleine Stenotypistin schrie auf, als wir plötzlich vor ihr standen.

Nach dem Abendessen erfuhren wir aus seinem Mund die ersten Nachrichten über Deutschland. Er sprach vom Putschversuch eines gewissen Kapp, mit einer Eisernen Brigade, ehemaligen Awalofftruppen. Er sei zwar rasch liquidiert worden, dafür jedoch im Ruhrgebiet ein Kommunistaufstand ausgebrochen.

Berger sah mich erblassend an. »Die Roten haben ihn uns schon in Irkutsk angekündigt«, sagte er dann.

»Ja, aber . . .« rief ich erschrocken.

»Nein, fürchten Sie nichts!« sagte der Kaufmann. »Man wird ihn niederwerfen.«

»Und wie sieht es sonst aus in unserer Heimat?« fragte Berger weiter. »Bedenken Sie: seit fünf Jahren . . .«

»Ich weiß außer diesem nicht mehr als Sie!« war seine Antwort.

Morgen geht es weiter. Da wir beide Englisch sprechen, haben wir die Pässe von Engländern bekommen, die in Ufa an Flecktyphus starben. Außerdem wird uns gute Zivilkleidung gegeben, so daß uns niemand den Kriegsgefangenen ansehen kann. »Ich arbeite mit einem schwedischen Delegierten zusammen«, sagte Makaroff, als wir in unsere Zimmer gingen, »aber wir haben keine Bedenken, Ihnen auf diese Art zu helfen. Nachdem niemandem das Gewissen schlägt, Sie auch noch ein siebentes Jahr als Kriegsgefangene in diesem Land zu lassen, ist uns wohl jedes Mittel erlaubt, um das zu tun, was wir für unsere menschliche Pflicht halten.«

Wir haben ihm sicherheitshalber unsere Aufzeichnungen und Tagebücher übergeben. Sie werden als Kuriergepäck nach Stockholm gesandt werden. Welch eine Befreiung . . .

Und wieder rattert monoton der Zug. Durch die offenen Fenster weht Frühlingsluft. Ich habe das Chaos entwirrt! denke ich befreit. Jetzt kommt der Schluß! Dann kann ich die Rechnung enden, das Finis daruntersetzen.

Wird man erkennen, daß diese Tragödie für Jahrhunderte die Schande der Menschheit bleibt? Daß die Weltgeschichte durch sie einen Flecken erhielt, der alle bisherigen an Schwärze übertrifft? Daß man ein Volk von hundertfünfzig Millionen ins Elend stürzte, nur um des nackten Vorteils willen, und keine Stimme seiner Sterbenden jemand ins Herz drang? Daß die Worte Petroleum, Platin, Silber, Gold, Erz den ungeheuren Chor einer Million Sterbender so übertönten, daß niemand auf der Welt ihn hörte?

Was soll ich noch von unserer Flucht berichten? Alles Persönliche ist jetzt unwichtig . . . Nach dem, was hinter uns liegt, nach dem, was ich bis heute schrieb . . .

Eben haben wir Samara verlassen. Auf seinem Bahnhof hatten wir einst, aus dem Höllenlager Totzkoje kommend, drei herrliche Wochen . . . Wer mag von den damaligen Genossen noch am Leben sein? Der Artist und die beiden Bayern, der Schwalangscher und Kaulquappe — sonst niemand mehr.

Die Zerstörungen rechts und links der Bahn werden geringer. Das Bild des Bürgerkriegs verschwindet langsam. Pensa bleibt liegen, jene Stadt, wo der österreichische Landwehrgefreite und Drogist Gaidl seine mittelalterliche Karriere zum Oberstkommandierenden Gayda begann.

Man wird ihn feiern, wenn er heimkehrt.

Und uns verdächtigen.

In Tula, jener Stadt, die durch das Tulasilber in aller Welt berühmt ist, gab uns der Bolschewismus seinen Abschiedseindruck: Zum Bahnhof zog eine Gottlosenprozession, ihr nach eine grölende Menge. Voran wurden Transparente getragen, auf denen Leitsprüche flammten: »Religion ist Opium!« »Brecht die Macht der Patriarchen!« Ihnen folgten Wagen, auf denen mancherlei Gestalten standen. Unmenschlich dicke Popen mit dummen, widerlichen Freßge-

sichern, deren jeder die Insignien eines berühmten Heiligen in Händen hielt. Wir erkannten den heiligen Georg, den heiligen Nikolaus, den heiligen Andreas. In ihrer Mitte saß auf einem Spülklosett, das man aus einem Bourgeoispalast herausgeholt, der liebe Gott, ein zitteriger Greis mit wallendem Bart, der fleißig Schnaps trank. Zwischen seinen Knien aber hockte ein altes Weib mit unförmigem Bauche, das zweifellos die Mutter Maria darstellen sollte. Sie schaukelte in ihren Armen einen unsäglich schmutzigen Knaben, der idiotisch war. Rechts von ihr stand Christus selbst, in einer zerrissenen Mönchskutte, unzüchtige Bewegungen zu seiner Mutter machend, eine aus Dornenzweigen geflochtene Krone im Haar.

Die Arbeiter der Tulaschen Waffenfabriken jubelten. Dutzende von Kindern aller Alter liefen kreischend nebenher. Zuweilen aber sprangen ein paar auf die Wagen, raufte dem lieben Gott den wallenden Bart, bespion die zerrissene Kutte des betrunkenen Christus, traten der Mutter Maria in den unförmigen, mit Kissen ausgestopften Bauch.

Bald nach Tula zog Smolensk an uns vorüber, das berühmte Schlachtfeld der Grande Armée Napoleons. Jenes historischen Heeres, dessen Tragödie der Eiszug der Weißen Armee zu einer Lappalie herabdrückte. Orscha wird folgen, nach ihm Molodetschno . . . Und dann?

Wir werden langsam krank vor innerer Erregung. Berger sieht aus, als ob er jeden Augenblick zusammenbrechen könne. Mir selber schlägt der Puls, daß ich ihn nicht mehr zählen kann. Gab es nicht schon Menschen, die vor übergroßer Freude starben?

Noch eine Stunde. Und dann . . . ?

Wir sind auf litauischem Boden. Rußland liegt hinter uns. Man merkt bei jedem Blick, daß diese Republik noch kalkfrisch ist. Unsere englischen Pässe machten keinerlei Schwierigkeiten — vielleicht haben wir auch nur Glück gehabt. Die Litauer gaben uns ein Abteil zweiter Klasse, verschlossen es sogar auf unseren Wunsch. Man scheint die Engländer als Väter dieses Landes auf den Händen zu tragen.

Als der Zug anfährt, fällt Berger wie ein Ohnmächtiger auf die Polster. Ich springe ihm zu Hilfe, er winkt heftig ab. »Es ist nur . . . ich kann es noch nicht glauben . . .« höre ich ihn flüstern. Seine Stimme hat einen Klang, den ich noch niemals hörte.

Ich gehe auf meinen Platz, lege mich wortlos nieder. Nein, niemand störe jetzt . . . Und ich lege mein Gesicht in die Hände, lasse meine Gedanken noch einmal zurückschweifen . . . Aus dem Dunkel steigen Wüsten und Birken, Pferde und Menschen . . . Verenikis massiger Körper, Seydlitz' steile, gertige Gestalt, Kostjas frische, jungenhafte Bewegungen, Petroffs wilder, fuchsroter Kosakenschnauzbart, der Grafen glatte, französische Ausdrücke, Iljas weiches, mädchenhaftes Gesicht, Reckes klare, metallene Stimme, Lukas versehnte, unirdische Augen, Ljubas madonnenhaftes Ikonenantlitz . . .

»Ich liebe dich, Rußland!« denke ich abschiednehmend.

»Trotz allem . . .«

Und nie, nie werde ich deinen Geruch vergessen, jenes seltsame Gemisch aus feuchter Schafwolle und frischem Roggenbrot und strengem Juchtenleder . . .

Und mich vielleicht immer nach dir sehnen!

In Wilna stand ich auf. »Haben Sie das letzte russische Propaganda-Plakat gesehen?« fragte Berger plötzlich. Er lag noch mit abgewandtem Gesicht, den schmalen Kopf in den Polstern vergraben.

»Ja«, sage ich leise.

Ich werde es so wenig vergessen wie Berger! Auch mir hat es sich für alle Zeit eingepägt. Es prangte auf dem letzten russischen Bahnhof, neben dem Fahrkartenschalter, damit jeder es sehe. »Am Grabe der Gegenrevolution« stand unter ihm. Darauf war ein Grabhügel gemalt, auf dem sechs, acht Pfähle mit kleinen Schildchen staken. Diese Schildchen trugen sämtliche Namen der gegenrevolutionären Führer, mit Kornliow angefangen, mit Kolttschak endend. Zwischen ihnen standen die Namen Kaledin, Krasnow, Dutow, Judenitsch, Denikin, Miller, über ihnen stak auf einem höheren Pfahl die Zarenkrone, unter ihnen lagen die Insignien des einstigen Kaiserreiches. Man sah zerrupfte Adler, blecherne Orden, goldene Achselstücke, allerhöchste Ukasse, Fetzen eines Hermelins, ein riesiges Schnapsfaß. Hoch in den Wolken schwebte salutierend General Janin, der Oberstkommandierende der Alliierten Intervention, rechts kniete in vollem Ornat, inbrünstig betend, ein verstoffener Pope, links aber stand ein vollgefressener Bourgeois, mit wehender Florschleife am Zylinder, einen Trauerkranz am Arm, bitterlich schluchzend . . .

Wir haben uns entschlossen, den Zug an der letzten litauischen Station zu verlassen. Es ist uns beiden unmöglich, Deutschland durch die Sperre einer Zollschranke, durch eine Gasse neugieriger Menschen zu betreten. Wir werden unsere Decken über die Schultern schlagen, unser Kofferchen abwechselnd an einem Stecken über den Rücken nehmen. Zu Fuß wollen wir marschieren, auf irgendeiner stillen Schneise, bis wir in Deutschland sind. Unsere Rückkehr soll die Heimkehr zweier Wanderer sein, die erst nach ein paar Stunden stillen Waldlebens in Stadt und Bahnhof und Zivilisation untertauchen.

Wirballen . . . Es ist Abend, ein weicher Maienabend. Wir steigen aus dem Zug, wandern zur Stadt hinaus. Wald nimmt uns kühlend auf, wir wandern schweigend weiter. Als er sich wieder lichtet, sehen wir eine Stadt vor uns liegen. »Tilsit, Doktor . . .« sage ich leise.

»So sind wir schon . . .?«

In diesem Augenblick gewahren wir einen Grenzpfahl, schwarz-weiß umschlungen, warm von der Sonne. Wir gehen auf ihn zu, lehnen unsere Rücken daran, bleiben regungslos stehen. »Ich möchte heute nacht in diesem Walde schlafen, Doktor . . .«

Er nickt nur.

»Man sollte für unsere Heimkehrer ein Sanatorium aufmachen«, sage ich nach einer Weile. »Ein stilles Haus, in dem sie langsam, Schritt für Schritt, wieder zu Menschen werden könnten . . .«

Wir breiten unsere Decken aus, strecken uns darauf nieder. Der Wald wird dunkel, der Mond geht auf. Wir starren mit großen Augen in die Sterne. Zuweilen ziehen sich meine Lippen zuckend zusammen, krallen sich meine Finger krampfhaft in die heimatliche Erde.

»Ich danke dir für diesen Gedanken!« sagt Berger plötzlich. Es ist die erste Anrede, seit wir auf deutschem Boden sind. Und das erste Du . . .

SVEN HASSEL

## Die Galgenvögel

Roman über den Panzerkrieg Im Osten. 312 Seiten, Leinen, DM 19,80.

### Alan Sillitoe

Das beste Kriegsbuch der letzten zwanzig Jahre, das aus Europa kam.

### Berliner Morgenpost

Ein einziger Protest gegen das gängige militärische Erbauungsbuch.

### Wehrkunde, München

Die „Galgenvögel“ sind ein hartes, aber packend und gekonnt geschriebenes Buch. Das erklärt, daß der Roman bereits in zwanzig Sprachen übersetzt worden ist und daß die Weltpresse den Verfasser als „neuen Hemingway“ und als den „Remarque des Zweiten Weltkrieges“ bezeichnet.

### Westdeutsche Allgemeine Zeitung

Schon allein wegen dieser Szenen des ersten Kapitels, in denen der Autor das große Leid der Bevölkerung beschreibt (bei Luftangriffen auf deutsche Städte), verdient Hassels Buch das Prädikat, human zu sein. Das erscheint zunächst wie ein Widerspruch in sich, denn Hassels Roman ist ein Katalog des Grauens. Doch seine Absicht ist, durch Aufzählung der Schrecken die Unmenschlichkeit eines jeden Krieges zu beweisen.

MONTGOMERY HYDE

## Zimmer 3603

Die Geschichte des Secret Service in Amerika. 240 Seiten, Leinen, DM 18,50.

„Ein faszinierendes Buch. Es ist, soviel ich weiß, das erste über den britischen Geheimdienst, das den offiziellen Segen erhielt.“ So schreibt Jan Fleming, Autor der in der ganzen Welt bekannten James-Bond-Romane, im Vorwort der amerikanischen Ausgabe dieses sensationellen Buches: ZIMMER 3603, das über Spionage und Gegenspionage während des Zweiten Weltkrieges in Amerika berichtet.

### New York Herald Tribune

Es ist erstaunlich, daß gerade jetzt offiziell die Erlaubnis gegeben wurde, diese Einzelheiten zu drucken. Bis zum Erscheinen dieses Buches war kaum etwas über die Arbeit des britischen Sicherheitsdienstes bekannt. Das Buch ist hervorragend.

### The Times

Es ist wohl das freimütigste Buch, das je über den britischen Geheimdienst veröffentlicht worden ist.

### New York Times

Zimmer 3603 ist für die Spionage, was Lady Chatterley für die Belletristik ist.

blick + bild Verlag S. Kappe KG



Edwin Erich Dwinger, Jahrgang 1898, gehört zu den deutschen Autoren, die seit dem Ende der zwanziger Jahre Weltruf genießen. Als 17jähriger zog er von der Schulbank in den Ersten Weltkrieg, wurde im ersten Treffen schwer verwundet gefangen genommen und erlebte mit seinen Kameraden durch vier Jahre hindurch alle erdenklichen Leiden und Bitternisse körperlicher und seelischer Art in den Lagern von Moskau bis nach Ostsibirien. Auf seiner Flucht durch Sibirien und durch seine erzwungene Teilnahme an den Kämpfen zwischen der Weißen und der Roten Armee erlebte er die großen und umwälzenden Geschehnisse der Jahre 1919—20 und die Entstehung des Bolschewismus in Rußland. Sein Sibirisches Tagebuch — Armee hinter Stacheldraht und Zwischen Weiß und Rot — gehört zur Weltliteratur. Dwingers Bücher haben allein in Deutschland eine Auflage von über zwei Millionen erreicht. In zwölf Ländern wurden Übersetzungen seiner Werke herausgegeben. Der Autor lebt seit vielen Jahren in den Bayrischen Alpen, in Seeg im Allgäu.